

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 1.

Düsseldorf, den 6. Januar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die Weisen aus dem Morgenlande bei der Krippe. — Mehr Nächstenliebe. — Die Vertreibung des Kardinals Richard von Paris. — Alerlei.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Lukas II. 42—52. „Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagereise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, führten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“

## Die Weisen aus dem Morgenlande bei der Krippe.

Da kommen sie gezogen,  
Die Weisen vom Morgenland,  
Wohl über des Meeres Wogen,  
Wohl durch der Wüste Sand.

Sie zogen unverdrossen  
Mit ihrer reichen Schar,  
Mit Reifigen und Rossen,  
Kameel und Dromedar.

Sie folgten voll Vertrauen  
Dem gold'nen Wunderstern;  
Nun sind sie da und schauen  
Die Herrlichkeit des Herrn.

O Anblick, himmlisch lohnend,  
O Freude namenlos,  
Du schau'n das Kindlein, thronend  
Auf Seiner Mutter Schoß!

Wohl ist ihr Wahn zerstoßen  
Von irdischem Diadem;  
Zum Himmel ist erhoben  
Der Stall von Bethlehäm.

Sie knien an der Krippe  
Von Liebesglut entbrannt,  
Inbrünstig küßt die Lippe  
Des kleinen Königs Hand.

Sie opfern zum Tribute  
Ihm Weihrauch, Myrrh' und Gold  
Und weih'n dem höchsten Gute  
Ihr Herz als Minnesold.

O leucht auch uns vom Himmel,  
Du gold'ner Weihnachtsstern,  
Führ' uns durchs Welt-Gefämmel  
Zu Christus, unserm Herrn!

Das jüdische Volk hatte wohl mit großer Sehnsucht den von Gott verheißenen Erlöser erwartet: aber, wie du weißt, einen Erlöser, der in irdischem Glanz und mit königlicher Majestät vor ihnen erscheinen werde. Und siehe! Er erscheint in Armut und Niedrigkeit! Die Nachricht von der Geburt ihres ersehnten Messias in der Dunkelheit eines Stalles war ihnen deshalb nicht nur überraschend, sondern, wie der hl. Augustin hervorhebt, die Kunde war ihnen anstößig, ja empörend. So war der Empfang, der dem Messias von Seinem Volke bereitet wurde; eine rühmliche Ausnahme machten nur einige arme Hirten.

Wie wohlthuend berührt uns da, lieber Leser, die Huldigung der heidnischen Weisen, von der uns das heutige Evangelium berichtet. Wie groß, wie bewunderungswürdig stehen diese Männer da! Betrachten wir doch einen Augenblick ihre Handlungsweise — wenn ich so sagen darf — nach rein-menschlicher Weise!

Sie pilgern nach der Hauptstadt des Judenlandes, um dort, wie sie meinen, den neugeborenen König der Juden zu finden! Das hatten sie doch nicht durch den Stern erfahren! Und wenn sie nun wußten, daß der Gesuchte ein König sei, warum gingen sie zu ihm hin? Was bestimmte sie dazu, und was konnten sie erhoffen von der Huldigung eines von ihrer Heimat so weit entfernten Königskindes? Und warum unternahmen sie dazu eine so weite, beschwerliche Reise, und unter nicht geringen Gefahren? Ja, unter Gefahren; denn die Schrift sagt ausdrücklich, daß „Herodes erschrak und ganz Jerusalem mit ihm“!

Vielleicht hatten sie nicht vorausgesehen, daß ihr Vorgehen so gefährlich sei? Allein das kann nicht richtig sein; denn wenn sie auch noch so vertrauensselig waren, so mußten sie sich doch sagen, daß, wer in eine Stadt einzieht, die von einem Könige beherrscht wird, und dort so spricht, wie sie es taten, und einen andern König als den eben regierenden verkündet, sich den größten Gefahren für Freiheit und Leben aussetzt! — Und warum huldigen sie gar einem Kinde in Windeln? Hätten sie diese Huldigung einem Erwachsenen erwiesen, so könnte man vielleicht sagen, sie hätten, auf seine Hülfe bauend, sich jenen Gefahren ausgesetzt, obwohl auch das nicht klug gewesen wäre; denn warum sollte ein Fremdling, der mit dem jüdischen Volke nichts gemein hat, seine Heimat, seine Familie, sein Vaterland verlassen, um sich einem fremden Könige zu unterwerfen?

Und was für Zeichen der Königswürde sahen sie denn? Eine Stütze und eine Krippe und ein Kind in Bindeln und eine arme Mutter! Und sie brachten Geschenke: war es denn Sitte, den neugeborenen Prinzen überall so zu dienen und zu huldigen? Oder zogen sie etwa beständig in der Welt umher, um allen, von denen sie glaubten, daß sie sich aus niedrigerem Stande auf den Thron schwingen würden, vor ihrer Thronbesteigung zu huldigen? Und was konnten sie erst von dem armen Kinde und der armen Mutter in Bethlechem erwarten?

In Wahrheit kommen nur Ungereimtheiten heraus, wenn man die Handlungsweise jener morgenländischen Weisen mit gemein-menschlichem Auge betrachten wollte. Und indem ich das schreibe, folge ich keinem Geringeren als dem hl. Johannes Chrysostomus, der bereits vor ein und einem halben Jahrtausend also schrieb, um die Huldigung der Weisen vor der Krippe zu Bethlechem in das rechte Licht zu rücken.

Hören wir den großen Kirchenlehrer weiter: Wie kamen die Weisen zu dem Glauben, daß der wunderbare Stern die Geburt des Messias anzeige? Das ist nicht ein Werk des Sternes gewesen, sondern Gottes, der ihre Seele bewegte. Aber Gott wirkte dies nicht so, daß Er damit den freien Willen aufgehoben hätte. Aber warum gab Er nicht allen Magiern diese Offenbarung? Weil nicht alle geglaubt hätten, diese aber mehr bereit waren, als alle die übrigen. Sind ja auch tausend Städte untergegangen, und nur den Niniviten allein wurde der Prophet Jonas gesandt. Und es waren zwei Räuber einsil mit dem Erlöser gekreuzigt, und nur der eine wurde gerettet. — Betrachte ferner die Tugend der Weisen, nicht daß sie kamen, sondern daß sie aufrichtig waren. Ganz aufrichtig nennen sie dem Herodes den Wegweiser, der sie führte (den Stern) und die Länge ihres Weges. „Wir sind gekommen (sagen sie), Ihn anzubeten“, — und fürchten sich nicht vor dem Zorne des Volkes und der Tyrannei des Königs. Deshalb glaube ich (sagt Chrysostomus), daß sie (später) auch die Lehrer ihrer Landsleute wurden: da sie selbst zu Jerusalem dieser Verkündigung sich nicht entzogen, so werden sie noch freimütiger in ihrem Vaterlande hiervon gesprochen haben.

Und nun noch das Schlusswort des großen Kirchenlehrers: „Wer von uns (sagt er), die wir doch tausend Wohltaten von Christus empfangen haben, hat innewilligen einen ähnlichen Weg gemacht, wie jene himmlischen Weisen? Was sage ich: einen ebenso großen Weg? Vielen sind ja die wenigen Schritte bis zur Kirche zu weit, die sie gehen müßten, um dem Herrn zu huldigen! Aber es fehlt ihnen durchaus nicht an der Kraft zu gehen, wenn es sich um weltliche Geschäfte oder um das Theater, um Festlichkeiten und Vergnügungen handelt!“

S.

### \* Mehr Nächstenliebe!

Gedanken, gesammelt von einem Mitgliede des St. Vincenzvereins der Pappiarre, aus 1. Dr. Werthmann, „Ziele des Caritas-Verbandes“; 2. „Was ist der Caritas-Schrift“; 3. Steigenberger, „Frau Caritas“; 4. Landesrat Brandt, „Das katholische Vereinswesen“; 5. Caritas-Zeitschrift.

Charitas üben heißt, das soziale Elend in all' seinen Erscheinungsformen heilen wollen. Wie die soziale Tätigkeit der politischen Parteien dahin zielt, dem sozialen Elend des Volkes vorzubeugen, d. h. die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände so zu gestalten, daß Not und Elend möglichst ausgeschlossen erscheint und jeder sich in seinem Stande zufrieden fühlt, so soll die Caritas das vorhandene Elend heilen. Diese beiden Tätigkeiten des Heilens und des Vorbeugens sind naturgemäß aufeinander angewiesen.

Beide Tätigkeiten haben den Opfergeist als treibende Kraft gemein, gestützt namentlich auf der Liebe zum Heilande, sodann auf der Anhänglichkeit an die engere Heimat und an das Vaterland. Beide dienen dazu, die Kluft zwischen Arm und Reich zu überbrücken, beide fördern den sozialen Frieden.

Nicht im egoistischen Ringen und Bestreben liegt das Glück, sondern glücklich ist der Mensch nur, wenn er mitteilt, sei es von seinen materiellen Besitz oder von seinem geistigen. Bin

ich denn Eigentümer dessen, was ich besitze? Aller Reichtum ist Gottes Eigentum. Denn, was ich habe oder zu erhalten hoffe, ist Alles dem Herrn. Was bin ich nun Gott gegenüber? Nur Verwalter! Wo Verwaltung, ist auch Rechenschaft abzugeben. Ich habe aber gut verwaltet, wenn ich die Gebote Gottes erfülle, der mir gebietet: „Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst“ oder mit anderen Worten, wenn ich Charitas übe. Charitas zu üben ist daher unsere Pflicht. Die Armen sind Gottes Lieblinge, sie bilden die Gesellschaft, mit welcher ich mich ewig der Herrlichkeit Gottes erfreuen soll. Dieser Gedanke sollte uns anspornen, daß wir uns ihrer annehmen. Wohltaten spendend ging der Heiland durch's Leben. Wir sollen seinem Beispiele folgen. Wie herrlich, wenn alle Christen Wohltaten spendend durch's Leben gingen! Wenn wir im Geiste Christi charitativ und sozial wirken, sind wir dann nicht wahre Apostel der Kirche?

Die weitesten Kreise sind sich nicht bewußt, daß sie die Verantwortung haben, wie Jeder nach dem Maße seiner Kräfte charitativ tätig zu sein. Diese meinen, es stände ihnen frei, für diese Tätigkeit sich zu interessieren oder nicht. Mit nichten! Im Gegenteil, wir sind streng verpflichtet, auf dem Gebiete der Charitas tätig zu sein. Unser Leben ist ohne diese Tätigkeit bedeutungslos. Wer möchte bei dem strikten Gebote der Nächstenliebe denn die Verantwortung auf sich laden, keine Charitas geübt zu haben? —

Aber ich gebe ja mein Almosen, sagt man und meine doch damit genug getan zu haben. O nein, Du hast damit noch lange nicht genug getan. Du hast Talente in Fülle und Fülle, Du hast reiche Schätze des Wissens, Du hast Beredsamkeit, Du hast kaufmännische Talente, Du hast sozialen Einfluß, Du hast wirtschaftliche Schätze und Kräfte, Du hast eine hohe Stellung und wer weiß, was Du Alles hast. Jedes dieser Talente in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, ist Deine heilige Pflicht, von welcher Du Dich durch ein bloßes Almosengeben nicht entbinden kannst. Stellen wir uns doch unsere Pflicht der Tätigkeit auf charitativem und auch auf sozialem Gebiete nicht so oberflächlich vor. Die Stellung dem sozialen Elend gegenüber ist so schön, so herrlich, so ideal, daß es sich wahrhaftig lohnt, in dieser Stellung alle unsere Talente in den Dienst der Charitas zu stellen.

Gewiß ist es eine von allen anerkannte berechtigete Forderung, daß der arbeitsfähige Mensch für sich und seine Familie das Brot, wozu Nahrung, Kleidung, Wohnung und auch ein Sparpfennig für das Alter gehört, selbst verdienen soll. Ist er dazu nicht im Stande, so müssen seine Mitmenschen ihm helfen und zwar müssen zunächst die näheren Verwandten, Eltern oder Kinder eintreten. Dann kommt die private Liebestätigkeit an die Reihe. Diese ist von Christus vorgeschrieben.

Wenn noch etwas auf den Armen Eindruck macht, so ist es der Gedanke, daß reiche Männer und Frauen freiwillig die Armut als ihr Los wählen, um der Welt zu zeigen, daß Armut keine Schande ist. Wer leistet denn mehr, ein Millionär, der behaglich von seinen Renten lebt, ohne sich um seine armen Mitmenschen zu kümmern, oder eine Fürstentochter, die all' ihr Vermögen weggibt und Arme eigenhändig pflegt und für sich und diese Armen fremde Mildtätigkeit beansprucht? Ist diese Dame nicht im wahren Sinne des Wortes eine Nachfolgerin Christi, der zu seinem „Halte die Gebote“ noch hinzufügte: „Willst Du vollkommen sein, so gehe, verkaufe Alles, was Du hast und gib es den Armen und dann komme und folge mir nach.“

Der Arme möge bedenken: „Wer in Geduld mit Ergebung in Gottes Willen seine Armut getragen hat, für den gibt es einen ewigen Himmel und wer in seinem Reichtum geschwelgt und Gott und den armen Mitbrüder auf Erden vergessen hat, für den gibt es eine ewige Hölle. Die Ewigkeit löst die Mittel dieser Zeit.“

Wir müssen uns aber auch charitativ erziehen, uns selbst und unsere Kinder. Ein Jeder hat doch wohl schon die Freude bemerkt, die ein Kind empfindet, wenn man ihm Gelegenheit gibt, Wohltätigkeit zu üben. Welche Zufriedenheit strahlt dann aus seinen Zügen. Geben wir ihm recht oft Gelegenheit! In unserer egoistischen Zeit tut es wahrlich not, ein Gesalbtes zu erziehen, welches ein Auge hat für die Not seiner Mitmenschen. Das richtige Verhalten der Kinder gegen die Hausgenossen, gegen die Dienstboten ist ein sehr wichtiger Punkt in der Erziehung zur Charitas. Die soziale Frage ist nicht nur eine Frage des Besitzes und des Genusses, sondern auch eine Frage der richtigen Behandlung. Eine freundliche Behandlung und ein wohlwollendes Entgegenkommen erschließt uns stets die Herzen unserer Mitmenschen, namentlich der Armen und ist wahrlich eine edle vornehmliche Kunst. Für diese Kunst muß des Menschen Herz gleich anfangs beim Kinde schon richtig erzogen werden.

Die Caritas, die wir üben, verdanken wir sie nicht auch solchen Lehren, die ein edler Vater und eine fromme Mutter in unser Kinderherz gelegt haben? Wer übt an uns selbst die erste Caritas, ist es nicht die Mutter? In allen Nöten eilet das Kind zum Mutterdoh; wo jede Wunde heilet, und war' sie noch so groß. Ein Jeder trägt das Gepräge des moralischen Seins seiner Mutter an sich.

Ein Mensch, der Caritas übt, ist ein edler Mensch, voll tiefer innerer Zufriedenheit. Ein solcher Ehemann steht im Dienste der Mutter der Barmherzigkeit. Er hilft der Trösterin der Betrübten als Engel der Barmherzigkeit die Tränen trocknen, die Kummer, Sorge, Not, Armut, Krankheit, Tod und das Heer des Glucks den Menschen auspressen.

Wie Christus umherging, Wohlthaten spendend, so geht auch die kath. Kirche durch die Jahrhunderte und Nationen, Caritas spendend. Der Arme war im Heidentum verachtet, die Armut galt als Schmach. Christus adelte die Armut, er war auch arm und lud den reichen Jüngling ein, arm zu werden und ihm nachzufolgen. Die frommen Ordensleute folgten dieser Einladung als Jünger Christi und wählten die Armut zu ihrer Braut. Mit Stolz bliden wir als Glieder der katholischen Kirche auf die unzählig große Heidenzucht der Priester und Bischöfe, der Missionäre, der Ordensleute, der Laien usw., welche die Welt mit ihrer Caritas in Sinauen segnen und noch segnen. Dürfen wir dabei die Hände in den Schoß legen? Nein, das dürfen wir nicht und das tun wir auch nicht. Wir wollen uns begeistern für die Worte der Nächstenliebe. Wir wollen unsere Herzen öffnen und einziehen lassen die Caritas, die hebre, heilige Caritas! Wir wollen bedenken, daß Christus uns dazu verpflichtet hat. Welche Gelegenheit bietet sich hier in unserer schönen Stadt, uns charitativ zu betätigen?

Da sind: 1. Kinderfürsorge. Darunter sind zu verzeichnen die Waisenhäuser, Erziehungsanstalten und Vereine für arme Waisen sowie für verwahrloste und verlassene Kinder. a) Erziehungshaus für verwahrloste Mädchen zu Bilk, Martinsstraße, Eigentum der armen Dienstmägde Christi; b) kath. Mädchen-Waisenhäuser der Schwestern vom armen Kinde Jesu in der Annastraße, Derendorf; c) Knaben-Waisenhäuser zu Oberbilk; Eigentum des kath. Waisenvereins in Düsseldorf, Aufsicht und Pflege von Vorwärtinnen; d) Anstalt für verwahrloste und verlassene Kinder in der Kasingerstraße unter weltlicher Leitung; e) Bewahrschulen, Knaben- und Mädchenheime; f) Ferienkolonien, Soolbäduren, Milchlauen. 2. Fürsorge für Jünglinge und Männer. Darunter entfallen Gesellensvereine, Arbeitervereine, Lehrlingsvereine, Unterstützungsvereine für Studierende, kaufmännische Vereine. 3. Fürsorge für Jungfrauen. Darunter entfallen Lehrerinnenvereine, Heime, Hospize; Erzieherinnen-Vereine, Heime, Hospize; Beamtenvereine, Heime, Hospize; Ladnerinnen-Vereine, Heime, Hospize; Diensthöten-Vereine, Heime, Hospize; Arbeiterinnen-Vereine, Heime, Hospize; Häuser für Gefährdete und Geheilene, Gerresheimerstr., Kloster Christi Bilk. 4. Hausarmenpflege. Darunter entfallen St. Vincenzverein, St. Elisabethenvereine, die kaiserlichen Orden und Genossenschaften, Pflegevereine für arme unbefohlene Wöchnerinnen, Verein zur Fürsorge für entlassene katholische Gefangene und deren Familien; St. Ursula-Suppen-Verein im Annastift; Armentische und Speiseanstalt für arme Kinder im Herz Jesu-Kloster; Wohnungsfürsorgeverein. 5. Verein zum Kampfe gegen die Trunksucht. Kath. Kreuzbündnis. 6. Allgemeine Kranken- und Pflegehäuser: Hospital zur Pflege männlicher und weiblicher Kranken am St. Marienplatz; St. Hubertuskloster in der Neuhofstraße zur Unterstützung krankenbedürftiger katholischer weiblicher Personen; Städtisches Pflegehaus für Altersschwache, Erwerbsunfähige, Wöchnerinnen, Epileptische usw. an der Himmelgeisterstraße, geleitet durch 34 Schwestern vom hl. Franziskus; Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in der Thalstraße; kath. Marienhospital zur Pflege der Kranken, und Altersschwachen aller Konfessionen, geleitet von Schwestern vom hl. Franziskus; Obdachlosen-Asyl in der Kaiserwerthstraße; Irrenpflege-Anstalten zu Grafenberg und an der Fürstenwallstraße. 7. Soziale Fürsorge. Darunter entfallen Arbeitsvermittlung, Volksbureau, Volksbildung, Wohnungsfrage.

Durch Gründung einer ganzen Zahl von Landesvereinen und Kongregationen haben wir Katholiken es verstanden, den Mißständen vorzubeugen, das religiöse Leben zu kräftigen und sittliche Schäden zu verhüten, sodann Fortbildung und Geseßlichkeit zu fördern und materielle Vorteile zu gewähren.

Wir sehen, wie vielseitig die Caritas sich geltend machen kann. Weshalb ein großes Arbeitsfeld liegt da vor unseren Augen. Und wie viel Fragen harren noch der Lösung durch die Caritas?

Warum wird denn von so vielen Christen keine Caritas geübt? Weil unsere charitativen Einrichtungen mit ihren Aufgaben, ihrem Wirken nicht Jedem bekannt sind. Weil es an einer Centralstelle, einer Vereinigung der charitativen Verbände der Katholiken fehlt, wo zur Abhilfe für alle nur denkbaren Fälle von Not die nötige Auskunft zu erhalten ist. Diese Centralstelle, nennen wir sie mal „Charitas-Sekretariat“, ist nicht nötig, damit nicht auf den Schultern Einzelner so große Aufgaben ruhen und die einzelnen Verbände zum Schaden der Sache nicht neben oder gar gegen einander arbeiten, vielmehr miteinander in inniger Verbindung stehen. In jeder katholischen Familie müßte ein Verzeichnis der charitativen Liebeswerke vorhanden sein, welches dem Einzelnen zeigt, wo er Caritas üben kann.

Wenn wir so Nächstenliebe üben und in späteren Jahren auf unser Leben zurückblicken, werden wir mit Recht sagen können: „Wahelich, mein Leben war wert, gelebt zu sein, ja es war köstlich, mir winkt die Krone der ewigen Seligkeit, die mein Heiland, der Urheber aller Caritas mir versprochen indem er sagte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“

## Die Vertreibung des Kardinals

Richard von Paris.

Graf de Mun Mitglied der französischen Akademie, veröffentlicht über diese schände Tat der französischen Kulturkämpfer im „Gaulois“ einen längeren Artikel, dem wir folgendes entnehmen:

Der Dieb ist ausgeführt. Wirklich hat der Kardinal Richard der rohen Gewalt der Regierung weichen müssen, und das erzbischöfliche Palais verlassen. Er hat es verlassen, begleitet im Triumph von den Katholiken von Paris, die seinen Wagen abspannten und ihn selbst fortzogen. Begleitet von einer Menge, die in dichten Reihen den Boulevard der Invaliden bedeckte, bewegte die lebende Masse sich die Rue de Babilon entlang, wo sie sich in festen Reihen sammelndrängte bis vor das Haus des Herrn Denis Dodin. Es war eine gewaltige Eskorte von Männern und Frauen jeden Alters aus allen Ständen, welche ihrem Erzbischof zuzuhörten, ununterbrochen wieder sangen und ihren Glauben bekundeten. An den Fenstern sah man Gläubige, die sich die Hände reichten und in laute Juruße ausbrachen; sie winkten mit den Taschentüchern und entblühten ihre Häupter; an den Straßenecken strömten neue Scharen hinzu, man brach in begeisterte Rivatruße aus, und die Straßen hallen wider von den christlichen Gesängen der unabsehbaren Menge. Es war ein herrliches, nicht zu beschreibendes Schauspiel; kein Auge blieb trocken; allen entströmten Beifallsruße. Aber noch eine andere Stunde an diesem merkwürdigen Tage war noch ergreifender.

So weit sind wir also gekommen! Bis zu welchem Grad von Demütigungen sind wir herabgesunken! Zu welcher Schmach unterjocht uns die verborgene Macht, welche Frankreich unter seine Tyrannen beugt!

Mitten in Paris, in dieser Stadt, wo die Vergnügungen ihren Höhepunkt erreichen, inmitten ihres unvorstellbaren Reichthums, wo eine lichtvolle Ausstellung ihren Glanz ausstrahlt, in dieser Stadt, die ihrer sanften und seinen Sitten halber gepriesen wird, die sich das Zentrum aller Ziviliation dünkt und der Ausgangspunkt des anten Geschnad:3 sein will, in dieser Stadt endlich, — und das ist der Höhepunkt! — wo die katholische Bevölkerung noch Tausenden und Tausenden zählt da kann ein Regierungskommissar in das Haus eines Greises dringen, der die allgemeine Achtung im höchsten Grade genießt, der der erhabene Chef einer gewaltigen Diöcese ist und zugleich ein Fürst der Kirche, ohne daß alle ehrlich denkenden Menschen, welcher Gesinnung sie sein mögen, sich zusammenraffen und gegen eine solche Handlungsweise unbesiegtbar protestieren! — „Es ist geschnädig“ — und das genügt. — Ich aber sage: weil es geschnädig ist, ist es doppelt verbrecherisch.

35 Jahre sind verlossen, da durchschritt denselben Vorfall — da bestieg dieselbe Treppe ein anderer ehrwürdiger Erzbischof und wurde aus seiner Wohnung hinausgeworfen, da waren es die Mannschaften von Raoul Ripault, der Procurator der Kommune, die den Duld:er nach La Roquette schleppten, um ihn dort zu töten. —

Das heutige Verbrechen ist vielleicht weniger gemochtigt ausgeführt, aber dafür um so schmerzlicher! 1871 war es eine Bande Aufrührer, die Paris beherrschte, getragen von einem unzurechnungsfähigen Wahnsinn, die das blutige Drama herbeiführte, aber heute wird das Verbrechen ausgo-

führt von der kalten Berechnung einer Regierung, die Frankreich beherrscht, welche mit den fremden Mächten verhandelt im Namen des Geistes. — Und dieses ist geradezu ungläublich.

Die brutale Ausweisung des Monsignore Montagnini hat wohl allen die Augen geöffnet, die sie sehen wollen. Unter den wichtigsten Anklagen hat man ihn wie einen Teilnehmer an einem Verbrechen an die Grenze geführt. Die Verabreichung der Kräfte des hl. Stuhles, geplündert zum Hohn für das Völkerrecht, haben den Schleier zerrissen. Die Beschimpfung des hl. Vaters ist das Signal geworden zu einem offenen Kriege gegen die Katholiken.

Von Osten nach Westen wiederholen sich täglich dieselben gewaltthätigen Akte. Das heutige Attentat erscheint nur deshalb um so gefährlicher, weil es sich gegen einen Kardinal richtet, gegen einen Geist, dessen Kraft schon durch das Alter gebrochen ist.

Aber überall dieselben Szenen! Zu Hause zurückgekehrt, fand ich ein Telegramm von Rheims: „Die Kommissare und Agenten sind plötzlich bei Bischof eingebrochen, die Truppen besetzen den Platz. — Der hochwürdigste Herr ist mit der größten Brutalität aus seiner Wohnung ausgewiesen und zu Wagen nach seiner neuen Wohnung geführt.“ — Die Geschichte Frankreichs die so innig mit der Kirche verknüpft ist, wird Zeuge dieser Verleumdungen. Es wird aber noch schlimmer werden! Nach den Bischöfen werden die Pfarrer in allen Dörfern ausgewiesen und aus ihren armseligen Wohnungen vertrieben. Die Hälfte von ihnen weiß noch nicht, wohin sie am morgigen Tage ihr Haupt legen soll. In allen Straßen sehen wir junge Seminaristen, ihre Betten und kleinen Habseligkeiten rettend, ein Nihil suchen, wo es ihnen vergönnt ist, ihre Studien fortzusetzen, bis die rohe Hand der Regierung sie in die Kasernen stoßen wird.

Dieses Schauspiel bietet jetzt Frankreich dar. — Ich habe es nur in großen Zügen geschildert, aber wer kennt die bittere Traurigkeit, die säkralen Sorgen dieser gequälten Seelen! — Die herzzerreißendsten Briefe habe ich erhalten. — Ich habe ehrwürdige Priester gesprochen: sie hatten Tränen in den Augen; nicht fragten sie, wovon sie selbst leben sollten, wohl aber, wie sie das Elend bannen sollten, welches täglich an ihre Tür klopfte. — Und diese Zustände nennt Herr Briand die Herrschaft der Freiheit! Dies verabscheuenswürdigste Werk bezeugt die moderne Freimaurerei mit ihrem Beifall!

Als ich mit gebrochenem Herzen dem Wagen des Kardinals folgte, erinnerte ich mich der Rede vom 10. November, in welcher der Kultusminister mit rührenden Worten und heftigen Worten seiner friedlichen Gesinnung Ausdruck gab, und in der er den Wunsch aussprach, Rom möge diese anerkennen. Ich erinnere mich der Bewegung, die meine Seele durchdrang bei dieser Auseinandersetzung; den folgenden Tag habe ich damals darauf geantwortet und gesagt, daß ein offener Kampf besser sei als ein trügerischer Friede ohne Garantie.

Jetzt sehen wir den „Frieden!“ Wir haben ihn gesehen im Wilde an uns vorbeiziehen auf dem Boulevard des Invalides! Es war ein erhabener Geist, angehen mit roten Gewändern, verjagt von den Agenten des Herrn Clemenceau, angeliefert an Herrn Briand, aber geschützt gegen sie durch eine glänzige Menge.

Dieses Mal denke ich: es ist gut so. — Alle Welt sieht jetzt, was wir zu erwarten haben, man wird uns keine Versöhnungspläne mehr vorschlagen. Herr Briand ist entlarvt: ein Monat hat dazu genügt.

Einen Tag, nachdem der Ministerpräsident seine Rede gehalten hatte, begann von neuem die Inventarisierung in den Kirchen, und an ihren Türen sieht man noch die ministeriellen Verfügungen, die als Illustration zu diesem Gewaltakt dienen. Getreu der Befehle des Papstes hatten die Pfarrer überall Ruhe geboten und den Widerstand verhindert. Trotzdem suchte Herr Briand immer neue Fallen zu stellen. Da erließ er das Dekret am 4. Dezember, eine Erklärung, wodurch der Pfarrer in seiner Kirche nur mehr geduldet wurde ohne Recht, ohne Autorität war und die provisorische Freiheit, die Messe zu lesen.

Der Herr Bischof Pius X. hat diese Berechnung bereut. Da begann die lächerliche Ueberwachung der Pöbelner darüber, ob sie ohne Anzeige dem Gläubigen die Messe lesen würden. Agenten sah man an den Kirchentüren, die dort haben, ob ein Priester die Worte aussprach: Dominus vobiscum oder: Ite missa est. . . Doch die Deklaration fiel in sich selbst zusammen, ebenso wie die Kultusvereine. — Die Katholiken, die sich seit der Enghelika vereinigt hatten, hatten umso fester zusammen; sie sind zahlreicher und fester vereinigt.

Die Massen sind gefallen, und hinter den süßlichen Worten treten die Verfolger hervor. Jetzt bieten sie uns den Entwurf eines Gesetzes, welches die Trennung von Kirche und Staat regeln soll und von dem Herr Briand versichert, eine vollständige Garantie der Freiheit den Katholiken geben zu wollen!

Ich habe den Gesetzentwurf selbst gelesen und wiedergelesen. Es ist ein Gesetz dem Horn entsprungen; es enthält in kurzen Worten gesagt, nichts anders als die gänzliche Verabreichung, die absolute Konfiskation sämtlicher Kirchengüter und die vollständige Unterwerfung unter den Bürgermeister und dessen Wohlwollen.

Und dieses Regiment bietet man uns an. Unterdessen weist man unsere Bischöfe aus ihren Häusern und behandelt die Priester wie auswärtige Agenten! — es ist die Geschichte des Jahres 1792, die von neuem beginnt. . . Darüber habe ich jetzt nachgedacht auf dem Boulevard der Invaliden, als ich dem Wagen des Erzbischofs folgte! Der liberale Geist Clemenceaus hat den Kardinal aus seiner Wohnung geworfen, aber eine unabsehbare Wende folgt ihm, die ihre Unbarmherzigkeit dadurch beweist, indem sie das Credo singt! Die Lehre, die wir hieraus ziehen, ist vielsagend; worten wir die Folgen ab.

Clemenceau sagte vor einigen Tagen, als er seinen ersten Manonenschein abgab: „Wir haben die Gesetze, den Majestät und die öffentliche Macht.“ Das ist wahr. Wir aber haben das Gewissen und das Recht; warten wir das Ende ab.

### Alterlei.

— Der Minister als Darun al Raschid. Aus London wird gemeldet: Als moderner Darun al Raschid empuppt sich Hr. John Burns, der Präsident des Lokalverwaltungs Board. Man weiß nie, wo er plötzlich auftauchen wird. Vor einigen Tagen verließ er einige Kinder von einem Rasenweg in den schmutzigen Gassen der Themse, dann wieder kehrte er bei einem Feuer in Clapham Road bei der Rettung einiger Arbeiterfrauen und Kinder hülfreiche Hand und geistern nachts, nachdem er bis gegen halb 11 Uhr im Unterhause gewesen war, wurde er um 1 Uhr am Ufer der Themse gesehen. Der Minister war kaum erkennbar, sowohl er nur seinen Mantel tragen hochgeschlagen hatte. Er kam von einer Inspektionsreise durch die Nachbargemeinde der Heilsarmee und der Church Army, und war gerade im Begriffe, sich unter die Menge der bedauernswerten nächtlichen Gäste des Driss-arms Kenderbons an der Charing-Cross-Brücke zu mischen. John glaubt nur, was er mit eigenen Augen sieht, und er macht sich volkhaft klar, daß er viel oder alles auf diese Art sehen muß, wenn er wirklich den Hebeln in der Großstadt zu Leibe gehen will.

— Das Retourbillet des Papstes. Der Papst und der König von Griechenland sind zwei alte Freunde. Der König besuchte auf seinen Reisen stets den Papst, als dieser noch Kardinal Sarto von Venedig war. Der Papst ist ein Griechenfreund und der König hat seinerseits eine große Vorliebe für historische Merkwürdigkeiten. Bei dem letzten Besuche im Vatikan hatte der Papst eine besondere Heberziehung für ihn. Sie bestand in dem nicht benutzten Retourbillet, das Kardinal Sarto in Venedig gelöst, um an der Papstwahl in Rom teilzunehmen. Er hatte damals keine Ahnung, daß er niemals wieder die heilige Stadt verlassen würde. Diese Rückfahrkarte war bisher im Vatikan sorgfältig aufbewahrt worden. Der Papst fügte der Fahrkarte eine Bescheinigung über ihre Echtheit in einem besonderen Schreiben bei.

— Die Martyrer auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris. Anlässlich der Austreibung des Kardinal-Erzbischofs Richard erinnern die katholischen Blätter daran, daß die Erzbischöfe von Paris an Verfolgungen und Märtyrertum längst gewöhnt sind. In der That kann in dieser Hinsicht eine sehr lehrreiche Liste aufgestellt werden. Im Jahre 1793 wurde Mgr. de Guigné hingerichtet; im Jahre 1815 mußte sich Kardinal Maury nach Rom flüchten; im Jahre 1830 mußte Mgr. de Quélen den Revolutionären, die in seinen Palast gedrungen waren, sich durch die Flucht entziehen, während das Gebäude ganz ausgeplündert wurde; im Jahre 1848 wurde Mgr. Affre auf einer Barricade getötet, im Jahre 1859 wurde Mgr. Sibour ermordet und im Jahre 1871 wurde Mgr. Darbois von den Kommunisten erschossen.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 2.

Düsseldorf, den 13. Januar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die Lieblichkeit unseres Herrn. — Exhortation der hl. Kongregation des Konzils über die Erfordernisse für den täglichen Empfang der hl. Kommunion. — In der Sturmnacht. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Lukas II. 42—52. „Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagereise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, lehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“

## Die Lieblichkeit unseres Herrn.

O schönes Weltmorgenlicht,  
Mein Heiland Jesu Christ,  
Ein' schön're Erde gibt es nicht,  
Als Du, o Herr, bist!

Die Sonne gibt wohl starken Schein,  
Hell kommt der Mond daher,  
Doch leuchtest Du, o Herr, darein,  
Sieht man ihr Licht nicht mehr.

Und was rund um die Erde blüht,  
Und was nur Schönheit heißt und Bier,  
Ein Häuflein ist's, der von Dir sprüht,  
Ein Tröpflein ist's von Dir.

O zeige uns Dein Angesicht,  
Du lieber Jesus Christ,  
Denn schön're Erde gibt es nicht,  
Als Du, o Herr, bist!

Ein geheimnisvoller Schleier verhüllt auch für uns die Jahre stiller Verborgenheit, die unser Herr einst in Nazareth verlebte. Nur einmal löst die hl. Schrift diesen Schleier — nämlich im heutigen Evangelium — um das göttliche Kind in einem besonders hellen Lichte zu zeigen. Und doch kennt das Herz des Christen kaum eine so erbauende Vorstellung, als seinen göttlichen Erlöser gerade im stillen Häuschen zu Nazareth aufzusuchen und bewundernd und anbetend zu beäugeln.

Mit frommer Teilnahme begleiteten wir das zarte Kindlein auf seiner Flucht vor der Lücke des gottlosen Königs Herodes und nun, möchte ich fast sagen, flüchten wir selbst doppelt gerne mit Ihm nach Nazareth. Der tiefe Friede, den das ganze Leben der heiligen Familie atmet, der freudige Gehorsam, den das göttliche Kind Seiner Mutter und Seinem demütigen Nährvater in geheimnisvoller Selbsterniedrigung gewährt, die stille, selige Guldigung, die Maria und Josef dem Gottessohne zollen, — das alles rechtfertigt durchaus die Vorstellung, die wir mit dem verborgenen Leben des Messias in Nazareth unwillkürlich verbinden: es ist eine wahre, selige Idylle, ein heiliges Plätzchen aus dem Paradiese!

Allein der tiefer Blickende wird mehr sehen. Wie es auf Erden nun einmal einen „Himmel“ nicht gibt, so selbst in der heiligen, stillen Behausung zu Nazareth nicht! Auch dort hat das Leben des göttlichen Messias keinen Augenblick seinen fürchtbaren Ernst abgestreift. Ohne Unterbrechung schwebt dem göttlichen Knaben Seine messianische Aufgabe vor Augen; ohne Unterbrechung lastet auf Seiner Seele der Fluch der Sünde, den zu überwinden Es in diese Welt gekommen ist. So verläuft auch Sein stilles, verborgenes Leben in Nazareth als ein fortgesetztes Opfer, als eine unausgesetzte Betätigung des Gehorsams gegen den himmlischen Vater und Seines unendlichen Erbarmens mit der sündigen Menschheit.

Vor ungefähr einem Menschenalter hat der hochverdiente Verein zur Verbreitung reliquöser Bilder<sup>1)</sup> uns mit einem Bildchen beschenkt, lieber Leser, das mir immer sehr sympathisch war; vielleicht irre ich nicht mit der Annahme, daß das Originalbild aus der Kunstwerkstätte unseres genialen Altmeisters Deger hervorgegangen war. Das Bild stellte den Jesusknaben dar, zwar nicht mit Nägeln an das Kreuz angeheftet, aber wie Er sich mit den ausgebreiteten Armen an den Kreuzesbalken anlehnt, als ob er die Annagelung erwarte, — während Er durch die dem Bilde beigefügte Unterschrift, mit den prophetischen Worten des königlichen Psalmisten David in ergreifender Weise zu uns spricht: „Mein Schmerz stand immerdar vor Meinen Augen!“ Jesus wachte vom ersten Augenblicke an alle die einzelnen Martern und Qualen, die Er nach ewigem Aufschlusse der hl. Dreifaltigkeit für uns erdulden sollte; immerdar standen sie Ihm vor Augen. — Wir lesen von dem grausamen Gerichtsverfahren früherer Jahrhunderte, lieber Leser, wie den armen Delinquenten die Folterwerkzeuge gezeigt und ihnen auseinandergesetzt wurde, welche schreckliche Qualen ihnen damit angetan werden sollten: wie mag in diesen Augenblicken den Verurtheilten zumute gewesen sein! Siehe, diese Qualen hat Jesus während Seines ganzen Lebens, von Bethlehens bis nach Golgatha, zu tragen gehabt! Und wenn wir wiederholt von Seiner jungen fräulichen Mutter lesen: „Sie bewahrte alle diese

Worte in ihrem Herzen", so weist das darauf hin, was für eine Welt der lebendigsten Ahnungen und Besürchtigungen wir auch in der Seele der heiligen Jungfrau zu suchen haben.

In diese so geheimnisvolle Stille in Nazareth kommt nun plötzlich eine Bewegung, da der Knabe zwölf Jahre alt war; sie ist zwar vorübergehend, aber hochbedeutend. Da finden wir den Knaben im Tempel nicht zu den Füßen der geehrten Rabbi sitzen, sondern „in ihrer Mitte". So tritt also der Sohn, durch den Gott zuletzt zu Seinem Volke sprechen wollte" (Hebr. 1.), als zwölfjähriger Knabe festen Schrittes in den Kreis stolzer jüdischer Gelehrten, setzt sich — wohlbewußt, wohin Er gehört — in ihre Mitte, und keiner von ihnen wagt, Ihn dieserhalb zur Rede zu stellen. Wir ahnen Seine Fragen und Seine Antworten, wenn wir Seine spätere Lehrtätigkeit uns vergegenwärtigen, wie Er den Lehrern Israels Fragen stellt und Antworten gibt — immer nur, um ihr Gewissen aufzuklären, den glimmenden Funken des Glaubens anzufachen oder ihren Unglauben zu richten und zu strafen: Sie alle ergriff Staunen über Seinen Verstand und Seine Antworten", — über eine Erscheinung, die keiner von ihnen zu begreifen vermochte.

Wir Christen, lieber Leser, begreifen sie wohl: Es ist die ausblühende Herrlichkeit des Sohnes Gottes in Seinem Tempel zu Jerusalem, die bestimmt ist, den leuchtenden Hintergrund zu bilden, von dem sich sein demütiger Gehorsam in Nazareth, Seine Erniedrigung bis zum dreißigsten Lebensjahre, nur um so schärfer und ergreifender abhebt. S.

### X Dekret der hl. Kongregation des Konzils über die Erfordernisse für den täglichen Empfang der hl. Kommunion.

Der hl. Kirchenrat von Trient, überzeugt von den unaussprechlichen Gnadenreichtümern, welche den Gläubigen durch den Genuß der hl. Kommunion zuteil werden, sagt in der 22. Sitzung, Kapitel 6: „Freilich wäre es der Wunsch des hl. Kirchenrates, daß in allen Kirchen die bewohnenden Gläubigen nicht bloß geistlicher Weise kommunizieren, sondern auch die wirkliche sacramentale Kommunion empfangen möchten." Diese Worte bezeugen deutlich genug das Verlangen der Kirche, es möchten alle Christgläubigen täglich sich stärken und immer reichlichere Früchte der Heiligung aus ihm schöpfen.

Ein solcher Wunsch der Kirche beruht aber auf dem Verlangen, welches Christus den Herrn zur Einsetzung des allerheiligsten Sacramentes bewog. Denn wiederholt und ganz klar gab er zu erkennen, daß es notwendig sei, häufig sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken, besonders als er die Worte sprach: „Dies ist das Brot, welches vom Himmel herabgekommen ist, nicht wie das Manna, das eure Väter gegessen haben und gestorben sind. Wer dieses Brot isst, wird ewig leben." (Joh. 6, 59.) Aus diesem Vergleiche der himmlischen Speise mit dem Brote und dem Manna konnten die Jünger leicht erkennen: wie der Leib mit dem Brote täglich genährt wird, und wie durch das Manna die Israeliten in der Wüste täglich gestärkt wurden, so kann die christliche Seele das Himmelsbrot täglich zu ihrer Erquickung genießen. Wenn ferner Christus uns vorschreibt, im Vaterunser um unser tägliches Brot zu bitten, so lehren die hl. Väter fast einstimmig, es sei hier nicht so sehr das gewöhnliche Brot die Speise des Leibes zu verstehen als vielmehr die täglich zu genießende Speise des hl. Sacramentes.

Wenn nun Christus und die Kirche wünschen, alle Christgläubigen möchten täglich zum Tische des Herrn hinzutreten, so beabsichtigten sie hierbei hauptsächlich, daß die Christgläubigen, durch das allerheiligste Sacrament mit Gott verbunden, Kraft erlangen, um die Begierlichkeit im Raume zu halten, um die täglich vorkommenden lässlichen Fehler zu tilgen und die schwereren Sünden, die der menschlichen Schwäche drohen, zu verhüten. Nicht aber bezweckten sie an erster Stelle, daß dadurch die Ehre und Verherrlichung des Herrn gefördert werde, auch nicht daß die tägliche Kommunion gleichsam eine Belohnung oder eine Anerkennung für die Tugend derer sein solle, die sie empfangen. Deshalb nennt der h. Kirchenrat von

Trient das hl. Sacrament „eine Arznei, durch welche wir von den täglichen Verschuldungen befreit und vor der Todssünde bewahrt werden". (Sess. 13, cap. 2.)

Diese Absichten Gottes täglich erfassend, nahen sich die ersten Christen mit Eifer täglich dem Tische des Herrn, um Leben und Kraft zu schöpfen. Sie verachteten, so berichtet die Apostelgeschichte (2, 42), „in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft des Brotes". Daß ein Gleiches auch in den folgenden Jahrhunderten geschah, und zwar nicht ohne großen Gewinn für Vervollkommenheit und Heiligkeit, bezeugen die hl. Väter und die kirchlichen Schriftsteller.

Als dann in den Folgezeiten die Frömmigkeit allmählich abnahm, und besonders als später die verderbliche Lehre der Jansenisten sich verbreitete, begann man zu streiken über die Bedingungen, welche für die häufige und namentlich für die tägliche Kommunion erforderlich seien, wo dann die einen noch größere und schwierigere Anforderungen stellten als die anderen. Diese Streitigkeiten hatten zur Folge, daß nur wenige für würdig gehalten wurden, täglich die hl. Kommunion zu genießen und reichlichere Gnadenwirkungen aus diesem so heilbringenden Sacramente zu schöpfen, während die übrigen zufrieden sein mußten, dasselbe einmal im Jahre oder jeden Monat oder höchstens jede Woche zu empfangen. Ja man ging in der Strenge so weit, daß ganze Stände von dem häufigeren Empfange des hl. Sacramentes fern gehalten wurden, z. B. die Kaufleute oder die Verheirateten.

Andererseits gingen einige auch nach der entgegengekehrten Richtung zu weit. Sie hegten die Ansicht, die tägliche Kommunion sei durch ein göttliches Gebot zur Pflicht gemacht. Damit nun kein Tag ohne Kommunion bliebe, lehrten sie, abgesehen von manchen anderen Sünden, in denen sie von der bewährten Übung der Kirche abwichen, daß sogar am Karfreitage die hl. Kommunion empfangen und gespendet werden müsse.

Demgegenüber waltete der Heilige Stuhl treu seines Amtes. Durch Dekret dieser hl. Kongregation vom 12. Februar 1679, welches mit den Worten Cum ad aures beginnt und von Papst Innocenz XI. genehmigt wurde, verurteilte er die genannten Verirrungen und stellte die Mißbräuche ab, indem er zugleich erklärte, daß alle Christen ohne Unterschied des Standes, auch die Kaufleute und die Verheirateten nicht ausgenommen, zur häufigen Kommunion zugelassen werden könnten, entsprechend der Frömmigkeit der einzelnen und nach dem Urteile ihres Reichthums. Ferner wurde am 7. Dezember 1690 von Papst Alexander VIII. durch das Dekret Sanctissimus Dominus noster der Satz des Pajus verworfen, in welchem es hieß, die reinste Gottesliebe ohne Vermischung irgend welcher Unvollkommenheit sei von denen zu verlangen, die zum Tische des Herrn gehen wollten.

Indessen das Gift des Jansenismus, das unter dem Vorwand der dem hl. Sacramente gescheuerten Ehrfurcht und Hochachtung auch die Gemüther guter Christen angefeuert hatte, verschwand noch nicht gänzlich. Die Streitfrage über die zu einem erlaubten und rechtmäßigen häufigeren Empfange der hl. Kommunion erforderlichen Bedingungen überdauerte die Entscheidung des Heiligen Stuhles. So kam es, daß auch einzelne Gottesgelehrte des h. Rufes die Ansicht anhielten, selten und nur nach Erfüllung einer Reihe von Bedingungen könne die tägliche Kommunion gestattet werden.

Ginstwiderum fehlte es aber auch nicht an Männern von hervorragender Wissenschaft und Frömmigkeit, welche diese so heilsame und Gott so wohlgefällige Übung leichter machten, indem sie, geführt auf das Ansehen der hl. Väter, lehrten, durch keine kirchliche Vorschrift werde für die tägliche Kommunion eine weitergehende Vorbedingung erfordert als für die wöchentliche und monatliche, dagegen seien die Früchte der täglichen Kommunion viel reichlicher als die der wöchentlichen und monatlichen.

Die Streitigkeiten bezüglich dieser Frage haben sich in unseren Tagen noch vermehrt und sind nicht ohne Schärfe geführt worden, so daß das Urtheil der Reichthümer und das Gewissen der Gläubigen getrübt wird, nicht zum geringen Schaden des christlichen Fortschritts und Eifers. Von angesehenen Männern und von Bischöfen ist daher unserem hl. Vater Pius X. die dringende Bitte vorgebracht worden, er möchte kraft seiner obersten Gewalt die Frage über die Erfordernisse für die tägliche Kommunion zur Entscheidung bringen, so daß diese gnadenreiche und gottgefällige Übung unter den Gläubigen nicht nur nicht abnehme, sondern vielmehr wachse und überall sich verbreite, zumal in unseren Tagen, wo die Religion und der katholische Glaube von allen Seiten angegriffen und wo die wahre Gottesliebe und Frömmigkeit so vielfach vermisst wird. Der hl. Vater, dem es bei seiner Hirtenfürsorge und seinem Eifer für die Ehre Gottes und die Heilung der Seelen sehr am Herzen liegt, daß das christliche Volk recht oft, ja täglich zum Tische des Herrn eingeladen werde und seiner reichlichen

Freude sich teilhaftig mache, überwiegt die vorgenannte Frage zur Prüfung und Entscheidung an diese hl. Kongregation.

Demgemäß hat die hl. Kongregation des Kongils in der Vollversammlung vom 18. Dezember 1905 den vorgelegten Gegenstand einer sehr sorgfältigen Prüfung unterworfen und nach reiflicher Erwägung der Gründe für und wider folgende Entscheidungen und Bestimmungen getroffen:

1. Da die häufige und tägliche Kommunion Christi dem Herrn und der katholischen Kirche so sehr erwünscht ist, soll der Weg zu ihr allen Christgläubigen ohne Unterschied des Standes oder der Lebensverhältnisse offen stehen, in der Weisheit, daß niemand vom Tische des Herrn zurückgehalten werden könne, wofür er im Stande der Gnade ist und mit rechter und frommer Absicht hinzutritt.

2. Die rechte Absicht aber ist dann vorhanden, wenn der Kommunionzierende nicht durch Gewohnheit oder Eitelkeit oder menschliche Beweggründe sich leiten läßt, sondern den Willen hat dem Wohlgefallen Gottes zu entsprechen, ihm inniger durch die Liebe verbunden zu werden und durch diese göttliche Arznei seine Schwächen und Fehler zu heilen.

3. Wenngleich es im höchsten Grade rar ist, daß die häufig und täglich Kommunionzierenden von lässlichen Sünden, wenigstens den ganz freiwilligen, und von der Anhänglichkeit an dieselben frei seien, so genügt es doch, daß sie frei sind von Todsünden und den Vorsatz haben, in Zukunft niemals mehr zu sündigen. Wenn dieser aufrichtige Vorsatz vorhanden ist, dann kann es nicht ausbleiben, daß die täglich Kommunionzierenden auch von den lässlichen Sünden und der Anhänglichkeit an dieselben sich nach und nach befreien.

4. Weil indessen die Sakramente des Neuen Bundes, obwohl sie durch ihre eigene Kraft wirken, dennoch eine desto größere Frucht hervorbringen, je größere Sorgfalt beim Empfang derselben verwandt wird, so soll man Sorge tragen, daß der hl. Kommunion eine sorgfältige Vorbereitung voraussetze und eine angemessene Dankagung folge, entsprechend den Kräften, Verhältnissen und Berufspflichten des einzelnen.

5. Damit die häufige und tägliche Kommunion mit größter Voracht stattfinden und ihr Verdienst gemehrt werde, ist der Akt des Beichtwaters erforderlich. Die Beichtwater aber sollen sich hüten, daß sie jemanden von der häufigen und täglichen Kommunion zurückhalten, der im Stande der Gnade ist und mit der rechten Absicht zum Tische des Herrn gehen will.

6. Da ohne Zweifel durch den häufigen und täglichen Genuß des hl. Sakramentes die Vereinigung mit Christus inniger gehalten, das geistliche Leben reichlicher genährt, die Seele in höherem Maße mit Tugenden ausgestattet und ein desto sicheres Unterpfand der ewigen Seligkeit dem Empfänger verliehen wird, so sollen die Pfarrer, Bischöfe und Presbyter nach der bewährten Lehre des Römischen Katechismus (Teil II, S. 63) das christliche Volk zu diesem so frommen und heilsamen Brauche häufig und nachdrücklich ermahnen.

7. Die häufige und tägliche Kommunion werde namentlich in den religiösen Genossenschaften jeder Art gefördert; für dieselben bleibt jedoch das Dekret Quomodocum der Kongregation für die Angelegenheiten der Bischöfe und Ordensleute vom 17. Dezember 1890 in Kraft. Ganz besonders werde sie auch gefördert in den Altitalkeminarien, deren Zöglinge sich auf das Priesteramt vorbereiten, ebenso in anderen christlichen Erziehungsanstalten jglicher Art.

8. Sollte in den Regeln oder Konstitutionen oder auch in den Kirchenkalendern religiöser Genossenschaften mit feierlichen oder einfachen Gelübden der Empfang der hl. Kommunion an einzelne Tage geknüpft und für diese vorgeschrieben sein, so haben diese Anweisungen nur als Rat, nicht als Gebot zu gelten. Die vorgeschriebene Zahl der Kommunionen aber muß aufrechterhalten werden als das geringste Maß für die Frömmigkeit der betreffenden Ordensleute. Daher muß ihnen die Möglichkeit, noch häufiger oder auch täglich zur hl. Kommunion zu gehen stets offen bleiben, gemäß den in diesem Dekrete aufgestellten Grundsätzen. Damit ferner alle Ordensleute beiderlei Geschlechtes die Bestimmungen des gegenwärtigen Dekretes genau kennen lernen, sollen die Vorsteher der einzelnen Häuser dafür sorgen, daß dasselbe jedes Jahr während der Oktav des Fronleichnamstages in der Landessprache vor der gesamten Gemeinde verlesen werde.

9. Endlich soll nach Verkündung dieses Dekretes von den kirchlichen Schriftstellern über die für die häufige und tägliche Kommunion erforderlichen Bedingungen in keiner Weise mehr gestritten werde.

Nachdem das Vorstehende alles dem hl. Vater Pius X. durch den unterzeichneten Sekretär der hl. Kongregation in der Audienz vom 17. Dezember 1905 vorgelesen worden, hat Se. Heiligkeit dem Dekrete seine Zustimmung und Be-

stätigung gegeben und dessen Veröffentlichung angeordnet, und zwar so, daß alles und jedes etwa Entgegenstehende außer Kraft gesetzt ist. Zudem verfügte er, das Dekret solle an alle Bischöfe und Ordensoberen gesandt werden mit der Bitte und Befehlern beauftragt zu machen und über die Ausführung, dasselbe ihren Seminarien, Pfarrern, Ordensinstituten der darin enthaltenen Vorschriften den Heiligen Stuhl in ihrer Berichterstattung über den Zustand der Diöcese und der Ordensgenossenschaft in Kenntnis zu setzen.

## In der Sturmnacht.

Novellette von C. Marholm.

Der Schleusenwärter von Rarum hatte seinen abendlichen Rundgang beendet und sah in tiefem Stunen auf das Meer, das ruhig wogend, seine langen Dünentwogen den Strand hinaufrollte. Immer schneller und immer höher schwellen sie an. Sorgenvoll sah der Alte auf die aufgeregte See und prüfte den dunklen Himmel, von dem schwarzes Gewölk fast bis auf die Wogen herabhing. „Das wird eine schwere Nacht. Der Schleusenwärter kannte das. Wenn der Südost lange Zeit geweht und große Wassermengen durch den Kanal in die Nordsee getrieben und dann auf einmal umsprang auf Nord, wie seit gestern.“

„Nun, Thoma, was hallet Ihr vom Wetter?“ Der Schleusenwärter drehte sich um und grüßte den unmerklich Nähergekommenen.

„Was ich davon halte, Herr Thiesse? Nicht viel Gutes. Die See ist zu voll Wasser. Seit einigen Wochen hat uns der West vom Atlantischen Ozean her zu viel durch den Kanal herübergeweht, und nun seit gestern der Nord. — Wenn der noch etwas zunimmt, dann trägt er uns all das Wasser auf den Strand und wenn die Dämme reißen...“

Sorgenvoll sah er wieder auf das Meer und dann etwas ostwärts, wo in den schäumenden Dämmen eine Schluße eingestürzt war, die nur in der höchsten Not geöffnet werden durfte; daß sich hier die Wasser frei ergießen konnten und nicht den ganzen Damm wegrißen.

„Aber“, fügte er aufmunternd hinzu, „was sollen wir sorgen und erwägen, was kommen kann. Wir sind ja in Gottes Hand. Und der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und die Meere, der hat auch den Wassern in ihnen ein Ziel gesetzt.“

Benno Thiesse, der einsame Gast des kleinen Fischerdorfes, nickte und setzte dann seinen Weg fort, den Strand entlang, während ihm Hans Thoma, der Schleusenwärter, topischäuelnd nachsah.

„Der ist noch einsamer wie ich“, sagte er leise vor sich hin. „Wir hat das Leben doch wenigstens noch frohe Erinnerungen gelassen, aber dem...“

„Jah brach er ab und ging in seine Stätte. Dort war's still, sehr still. Nur sein eigener Schritt knirschte auf den Dielen, wenn draußen die Winde nicht gar zu laut heulten.“

Der Schleusenwärter hatte Licht gemacht und stand nun vor der kleinen Kommode, auf der die Lampe brannte und einige kleine Bilder, Photographien beleuchtete. Und die Erinnerungen, die er unbewußt heraufgerufen, fanden hier reichlich Nahrung. Frohe und trübe, ernste und heitere. Eines der Bilder nahm er in die Hand. Ein Knabe war's, im zartesten Alter. Aber sehr hübsch. Man glaubte auch auf dem Bilde seine blauen Augen leuchten und seine goldenen Haare glänzen zu sehen.

„Mein Schmerzenskind.“ Der Alte hatte es leise vor sich hingemurmelt, indem er das Bild lange und innig ansah.

Und doch war's gar nicht sein Kind. Er hatte es dem Meere abgerungen. Vor langen Jahren war's. Gerade als man sein letztes Kind hinausgetragen in die stille Gruft.

In einer stürmischen Nacht, wie der kommenden, das letzte Mal, wo er die Schiene aufgezogen hatte und die empörenden Wasser gurgelnd und schäumend wie ein wraodes Schiff trieb, da war es ihm wie ein Geschenk des Himmels zugetrieben. Und er hatte es an sich genommen und gepflegt und mit ihm gespielt in den einsamen Stunden.

Nichts hatte es bei sich, als nur sein Bild, sorgsam eingewickelt in Oelpapier. Aber kein Name, kein Zeichen deutete auf seine Herkunft hin. Aber der alte Thoma, so wurde er immer genannt, hatte geschworen, es aufzuziehen, besser als die Seinen, auf daß, wenn er einst Rechenenschaft geben mußte, er in Ehren bestehen konnte.

Und doch, wie's so kommt. Die Jahre hielten die früh gehaltenen und hoch gespannten Erwartungen nicht. Aus dem frohen, schelmischen Knaben wurde ein leichtsinniger Jüngling, und immer tiefer, immer tiefer führte die Bahn, von der

keine Strenge, keine Liebe ihn wegbringen konnte. Seit einigen Jahren hatte er ihn nicht mehr gesehen und das letzte was er gehört, war, daß er wegen Hochtapeslei ins Gefängnis wanderte.

Die Erinnerung war schmerzhaft, und doch näherte er sie mit stiller Hoffnung auf bessere Tage, die ja doch kommen mußten. Ein heulender Windstoß, der die Postür ausdrückte, weckte ihn aus seinen Gedanken. Langsam ging er hinaus, um die Tür zu schließen, doch prallte er entsetzt zurück — denn draußen, in all dem Wetter, stand Benno Thießen, traurig, den Kopf gesenkt.

„Ihr seid es Herr, in dem Wetter?“ rief der Wärter verwundert.

Der Angeredete nickte traurig.

„Ich sah Licht bei Euch und ich wollte Euch einmal besuchen, wenn ich nicht stürzte“ sagte er so leise, daß der alte Thoma es kaum hörte.

„Stommt nur herein, Herr“ rief er dann laut.

Und drinnen dem zitternden Thießen einen Stuhl neben den warmen Ofen ziehend, sagte er wie entschuldigend:

„Viel kann ich Euch nicht bieten Herr, aber was ich habe, sei gern mit Euch geteilt.“

Thießen drängte sich dicht an den Ofen. Ihn kröstelte in der kalten Sturmnacht und Thoma, der dies bemerkte, bot ihm einen Grog an. Aber dankend lehnte der andere ab.

„Laßt nur“ sagte er leise, mit seltsam traurig bewegter Stimme. „Es ist weniger die Kälte als die Angst. Ja,“ fuhr er fort, als er den verwundernden Blick des Wärters sah, „seht mich nur an. Es ist die Angst, der Schrecken. O, wenn Ihr wüßtet wie der Sturm in mir rüttelt und schüttelt. Und gerade solche Nacht ist's, wie vor zwanzig Jahren. Da habe ich hier Weib und Kind verloren. Ja hier, hier! Darum bin ich so manchen Sommer, Herbst und gar Winter hier. Ich meine, ich müßte eines von ihnen wiederfinden.“

Die Spannung, die einen Augenblick seinen Körper aufrichtet hatte, erlosch wieder und in sich zusammengesunken, sah er still da, bis er plötzlich mit starrem Blick aufmerksam durchs Gimmer spähte. Dann einen lauten Schrei und ein wilder Sprung und mit seiner Rechten umklammerte er die Photographie des kleinen Knaben, die der Schloßwächter vorhin achtlos hingestellt hatte.

„Mein Kind! mein Kind! Wie kommt Ihr dazu?“

Mit zornig funkelnem Auge blieb er vor Thoma stehen, der selbst tief erschüttert dastand, dann aber den lebenden Herrn zärtlich auf den Stuhl niederdrückte.

„Seht Euch, Herr,“ sagte er mit erschütterter Stimme, „wenn's Euer Kind ist's, und ich glaub's Euch, so will ich Euch erzählen, was Ihr nicht wißt von jener Nacht.“

Und seinen Stuhl neben den seines späten Gastes setzend, erzählte er ihm. Nur wurde er manchmal unterbrochen, denn draußen heulte und donnerte es in furchtbarem Elementenstump. Und auf einmal sprang er auf. „Ein Schiff,“ rief er, „da ist ein Schiff in Not.“

Er wollte hinaus, aber kampfhalt hielt ihn Thießen fest. „Weiter, weiter,“ bettete er, „o sagt mir, wo er ist; wie er ist. Ich weiß es ja. Er muß ein Engel sein, so gut, so edel, so rein. Seine Mutter war so — und er gleich ihr.“

Träumerisch sah er wieder vor sich; ein liebliches Lächeln verklärte sein Gesicht. Dann sagte er leise: „Nur einmal möchte ich ihn so sehen und dann sterben. Dann wären die zwanzig Jahre Warten reich belohnt.“

Dem alten Thoma gab es ein Riß durch und durch. Dieses seltsame, vertrauende Lächeln, dieser Glaube an sein Kind — und demgegenüber die furchtbaren Tatsachen.

Wie eine Erlösung aus großer Qual dünkte ihm das Rot-Signal, die Hilferufe, die ihn hinausriefen. Fast gewaltsam schüttelte er den alten Herrn von sich und eilte hinaus, in den Aufruhr der Elemente. Vom Dorfe her tönten verworrene Stimmen die ihn riefen.

„Was gibt's?“

Ein Schiff ist oberhalb Narum irrad gefahren und die Brandung wirft es gegen den Damm. Hört, wie es kracht. Deutlich schallte es herüber, ein furchtbarer, donnerähnlicher Stoß.

„Zieht die Schleuse auf, Thoma, daß das Wasser da heraus kann. Vielleicht sinkt dann das Schiff auf den Sand.“

Jemand einer rief's und hundertfach wurde es wiederholt, zuletzt gebietend gefordert.

Der alte Thoma seufzte tief auf. „Es sei,“ sagte er dann fest, „mit Gott.“

Es war ein Gang, auf dem ihm der Tod das Geleite gab. Er wußte es. Das Kettenwerk ging so schwer, der furchtbare Sturm und die plötzlich, unberechenbar hervortragenden Wasser —

Als er die Schleuse fast erreicht hatte, sah er sich schen um, denn er glaubte einen Schatten bemerkt zu haben. Und blieb

stehen. „Ihr, Herr Thießen?“ schrie er durch den Sturm. „Laßt mich mitgehen,“ bat er dringend, „ich möchte die Stelle sehen, wo ihr mein Kind aufgefangen.“

Thoma wollte es erwidern, ihm die Gefahr klarlegen, aber der Sturm, der in dem Augenblick furchtbar einsetzte, trug die Antwort fort.

Und dann kam der aufregende Augenblick. Ein furchtbarer Krach vom Meere her, das laute Angiggeschrei der Fischer machte die Hände und Arme des Schloßwächters fest wie Eisen.

Die Ketten knarrten, knirschend ging die Schleuse hoch und mit rasender Vehemenz schossen die Wasser durch den freigegebenen Weg. Und mit ihnen ein dunkler Körper. Der erste, schlimmste Sturz schleuderte ihn seitwärts, dahin, wo der alte Thießen stand.

„Thoma, Thoma, hier ein Mensch.“

Der Schloßwächter eilte so schnell er konnte zu der Stelle hin, wo der Vermunglückte lag und beleuchtete mit seiner kleinen Blendlaterne dessen Gesicht. Und im selben Augenblick gestellten zwei Rufe durch die Nacht: „Hans! — Hans!“

Mit einer wilden Geberde hob der Alte sein Kind auf, sein totes und als ein kostbarer Schatz, unartikuliert laut lallend, trug er es dem Dorf zu.

Der alte Schloßwächter aber stand da, und sah ihm nach und in all' des Sturmbräuens sagte er leise und innig: „Gott sei Dank. Ich kann bestehen. Besser ein totes Kind, als ein lebendes in der Schande.“

### Allerlei.

ca. Die wirklichen Schürer der Hexenbrände. Der unter dieser Marke vom „Värmer“ übernommene und von der Rhein. Zeitung Nr. 287 vom 10. 12. 03 publizierte Artikel leistet Unglaubliches in der tendenziösen Entstellung historischer Vorgänge, die nicht so sehr dem Mittelalter, als vielmehr der neueren Zeit angehören. Wir lesen darüber in der „Apologeischen Mundschau“: „Der Verfasser insinuiert, als ob der dicke Hobel, d. h. die Träger der mittelalterlichen Speculation, die Schürer der Hexenbrände gewesen seien. Solche Speculanten der Philosophie mögen dem Zauberglauben gehuldigt und ihn speculativ vertreten haben; die Hexenbrände, welche erst in der Zeit von 1580—1780 in Deutschland und benachbarten Staaten loderten, haben sie wahrscheinlich nicht schüren können. Als die Hexen verbrannt wurden, gab es keine Inquisitionen mehr. Auch spielte weder die Hexenbulle Innocenz VIII. von 1484, noch der Hexenhammer von 1487 eine Rolle. Alle Prozesse gegen die Hexen wurden von weltlichen Richtern durchgeführt auf Grund des Reichsgesetzbuchs, der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V., gewöhnlich „Karolina“ genannt. Im § 109 war auf Zauberei, welche Schaden stiftete, der Tod durch Verbrennen gesetzt. Die Karolina ergriffen 1580 auf Verreiben der Reichsstände, welche die kirchliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe und Inquisitoren beseitigt sehen wollten. Der Hwed wurde durch die Karolina erreicht. Dann beweist der Verfasser des Artikels der „Apologeischen Mundschau“, geistl. Rat Diejenbach-Eltwille, daß es der Protestantismus war, der die Hexenbrände schürte. Zuerst war im ärgsten Hexenwahn besungen. Den nachhaltigsten Einfluß auf die deutsche Volksseele erlangte Luthers „Großer Katechismus“, in welchem er seine Teufelslehre mit „Büßschaft und Teufelsbündnis“ dem Volke nahe brachte. Denn er wünschte, daß dieser Katechismus ein Volksbuch werde, in welchem jeder Hausvater Kind und Gesinde sonntäglich unterweise. Man vergesse dabei nicht, daß ganz Deutschland bis 1575 zu vier Fünftel protestantisch war.“ Dagegen ist im Katechismus P. Canisius, welcher dem Luther's entgegengekehrt wurde, nicht eine Spur von Teufelslehre à la Luther zu finden. Die protestantischen Prediger verschafften der Hexen- und Teufelslehre Luther's überall Verbreitung. „In den Hexenbränden im protestantischen Deutschland, in Dänemark, in Schweden und Norwegen, in England, in Nordamerika, wo die Protestanten nach Herzenslust die Hexen verbrannten, waren Kirche, Papst, Hexenbulle, Hexenhammer ganz unschuldig. Ein spezielles sächsisches Kriminalrecht setzte auch die Todesstrafe durch Feuer auf jene Zauberer, welche ohne Schaden zu stiften, einen Bund mit dem Teufel eingegangen waren. So war es möglich, daß der protestantische Kriminalist Carpzow (+ 1666) zu Leipzig allein an 20 000 Urtheilsprüche gegen Hexen verfügen konnte.“ Die katholischen Länder blieben vom Hexenwahn am meisten verschont, und noch heute ist dieser Wahn, wie überhaupt jeglicher Aberglaube, am ärgsten in protestantischen Gegenden.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 3.

Düsseldorf, den 20. Januar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die Hochzeit zu Kana. — Das Grabdenkmal Leos XIII. — Inseratenhumor. — Professors. — Allerlei.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-fest).

Evangelium nach dem heil. Johannes II, 1—11  
In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa: und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch saget, das tut. Es standen aber daselbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser: Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpffet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's es ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa: und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.\*

### Die Hochzeit zu Kana.

Wohl ist an Blüten reich Marias Güte,  
Und ihre Tugend an Wundern ohne Zahl,  
Doch kaum erschleicht sich eine zartre Blüte,  
Als heut' in Kana bei dem Hochzeitmahl.

Was ist's, woraus bei diesem frohen Feste  
So freundlich ihre zarte Liebe spricht?  
Sie ist betrübt, daß für die heitern Gäste  
Beim Hochzeitmahle es an Wein gebricht.

Nun weiß ich, daß in allen meinen Nöten,  
Ob groß, ob klein, ihr Herz sich rühren läßt;  
Und hilft es nicht, so liegt's an meinem Beten,  
Sie hilft so gern, wie einst beim Hochzeitfest.

In Kana war eine Hochzeit, und unser göttlicher Erlöser war nicht nur dazu eingeladen, sondern Er fand sich auch dabei ein. Und indem Er sich dabei einfand, billigte Er sie, Er ehrte sie, Er heiligte sie, Er verbannte alle Unordnung von derselben und machte bereits Anstalten, den Ehestand in Seiner Kirche durch die Erhebung desselben zu einem Sakramente zu heiligen. Nicht vergeblich also und auch nicht ohne Absicht wollte Er dort in Kana eingeladen sein; denn daher stammt, wie die heiligen Väter der Kirche sagen, die Heiligkeit des Ehestandes.

Kana, der Ort der Handlung, ist heute noch ein ansehnliches Dorf, das zwischen Nazareth und Tiberias

liegt. Wie an andern Orten, so bezeugt auch hier ein Kirchlein, das sich auf den Trümmern einer, von der hl. Helena einst erbauten Basilika erhebt, nach beinahe zweitausend Jahren die unvergängliche Lebenskraft der Worte und Taten Jesu.

Man feierte also eine Hochzeit, und nach damaliger Gewohnheit, der auch ärmere Familien Rechnung trugen, dauerte die Festlichkeit mehrere Tage. Wie schon bemerkt, war auch Jesus unter den Gästen und außer Ihm Seine heilige Mutter und Seine Jünger. Die Gastfreundschaft der Morgenländer kennt bekanntlich keine Grenzen, und so war das Haus voll Gäste.

Im Verlaufe des Festes nun macht sich eine große Verlegenheit geltend, die zunächst den Bräutigam mit Unruhe und Sorge erfüllen muß: es fehlt an Wein, der, wie Bossuet sagt, die Seele des Gastmahls genannt wird. Maria bemerkt sofort die Verlegenheit der Brautleute; vielleicht hatte sie selbst den Wein dargeboten, denn es war jüdische Sitte, daß die Hochzeitsgäste Fleisch, Wein, Del, Früchte und was sonst zu einem Mahle gehörte, mitbrachten. Die Gäste waren zahlreich und so ging der Vorrat aus.

Maria also bemerkt die Verlegenheit des Brautpaares; in ihrer Unruhe, bei ihrem Mitleide hatte sie nur einen Gedanken: ihren Sohn! Sie nähert sich Ihm und sagt: Sie haben keinen Wein. — Ob auch noch andere Gefühle, als die des bloßen Mitleids ihr mütterliches Herz bewegten? Dachte sie an all das Herrliche, was über ihren Jesus von Mund zu Mund ging? Verlangte sie danach, daß ihr Sohn bei dieser Gelegenheit Seine Macht bekunde? — Wer will es sagen? lieber Leser; aber fast drängt die Antwort des Herrn dazu, es zu glauben.

Mit einer Ruhe, die durch nichts Menschliches gestört werden kann, weist Er sanft Seine Mutter ab, mäßigt das Drängen ihrer Nächstenliebe, und mit dem Ernste Desjenigen, der vermöge Seiner göttlichen Sendung keinem irdischen Beweggrunde Raum gibt, sondern nur dem Willen des Vaters folgt, erwidert Er: Weib, was geht das Mich und dich an? (Warum drängst du Mich?) Meine Stunde ist noch nicht gekommen. — Offenbar erinnern diese Worte an diejenigen, die wir am verflossenen Sonntage aus dem Munde des zwölfjährigen Knaben hörten: Warum habt ihr Mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß Ich in dem sein muß, was Meines Vaters ist? (Luk. 2.)

Die Redeweise „was geht das Mich und dich an?“ kommt in der hl. Schrift öfter vor; sie offenbart ein gewisses Mißvergnügen. Im Munde Jesu ist sie ein sanfter Ausdruck der Klage, um den Eifer der Mutter zu zügeln. Endlich der Ausdruck „Weib“ wurde bei den Juden und überhaupt im Orient auch gegenüber der Mutter gebraucht; denn er verlegte durchaus nicht die schuldige Achtung, wie bei uns.

Aber Maria kennt ihren Sohn! Trotz des klagen- den Ausdruckes in Seiner Antwort wird ihr Vertrauen nicht herabgestimmt. Sie hört aus dieser Antwort heraus, daß ihre Bitte erhört werde; sie verläßt sich auf Seine Güte und Liebe, die der bittenden Mutter nie etwas verweigert hat; darum geht sie zu den Dienern und sagt: „Was Er euch sagen wird, das tuet!“

Nun standen sechs steinerne Wasserkrüge da, die den gesellschaftlichen Waschungen dienen sollten; ein jeder hielt zwei bis drei Maß, d. h. jeder mehr als fünfzig Liter.

„Jesus sprach zu ihnen (den Dienern): Fallet die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben. Dann sprach Jesus zu ihnen: Schöpfet nun und bringet dem Speisemeister! Sie taten es“, d. h. sie brachten das in diesem Augenblicke durch die Schöpfermacht des Herrn in Wein verwandelte Wasser. Der Speisemeister — in der Regel ein Freund des Bräutigams, der bei Beginn der Festlichkeit die Gäste empfing, die verschiedenen Speisen segnete und überhaupt darüber wachte, daß alles ordnungsmäßig verlief, — der Speisemeister wachte nichts von dem, was geschehen war, wohl aber die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten. Kaum hat er daher von dem wunderbaren Wein gekostet, da ruft er den Bräutigam und sagt ihm das Wort, das so treffend auch die orientalischen Sitten kennzeichnet: „Jedermann sezt zuerst den guten Wein auf, und wenn sie satt getrunken haben, den schlechteren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt!“

Und die Jünger Jesu? Nun, sie waren erst seit einigen Tagen bei Ihm, darum waren sie betroffen von dieser Wunderthat, wodurch Er zum erstenmale Seine göttliche Macht enthüllte: „und sie glaubten an Ihn“, d. h. sie wurden wunderbar bestärkt in dem Glauben, zu dem sie bereits bei der ersten Begegnung mit Jesus gelangt waren; dieses Wunder bot in ihren Augen die Garantie für das, was ihr Meister ihnen verheißt, nämlich daß sie „noch größere Dinge schauen würden“ (Joh. 1, 51).

Wie schon bemerkt, sehen die heiligen Väter der Kirche in der Annahme der Einladung zu dieser Hochzeit eine göttliche Bestätigung der Ehe. In der Tat feiert der Herr den Austritt aus dem stillen Familienleben zu Nazareth, in dem Er so viele Jahre zugebracht, durch Sein erstes großes Wunder, und zwar wirkt Er es bei der Gründung eines neuen Familienlebens und zu dessen Trost und Freude.

Wie bedeutungsvoll auch, daß der Herr das erste Wunder wirkt auf die Fürbitte Seiner heiligen Mutter! Mit welchem Vertrauen rufen wir seitdem die „gütige, milde, süße“ Jungfrau an!

So offenbart der Herr in Kana im herrlichsten Sinne des Wortes Seine Herrlichkeit — „die Herrlichkeit voll Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1). S.

### \* Das Grabdenkmal Leos XIII.

Aus Rom wird der „Köln. Volksz.“ unter dem 9. Januar geschrieben: Nur wenige Zuschauer waren heute im Lateran anwesend als die gewaltige Marmorbildsäule des großen Papstes mittels starken Winden unter der umsichtigen Leitung des Künstlers vom Boden emporgehoben und nach ihrem Plaz in der Nische zwischen Chorlokapelle und Apsis dirigiert wurde. Das Monument hat zur Basis einen mächtigen Garnissockel, worin die zur Sakristei führende Türe ausgemeißelt ist. In der Mitte über derselben prangt das von der Tiara und den gekreuzten Schlüsseln betrännte Wappen Leos XIII., von welchen aus fein ziselirte Bronzegirlanden sich nach beiden Seiten ausbreiten. Auf dem Sockel ruht eine gewaltige, mit Bronzeornamenten geschmückte Truhe von Verde antico die von zwei Marmorfiguren an Kolossalgröße flankiert wird. Links vom Beschauer sind in Goldschrift die Worte zu lesen: Populi peregrinabantur ad eum (Die Völker pilgerten zu ihm) usw., und es beugt sich zu Füßen des Arbeiterpapstes ein schlichter Handwerker in härenem Pilzerkleide. Vertrauensvoll schaut er nach oben, die eine Hand hat er auf den Amboss gestützt, mit der Rechten hält er den Rosenkranz — das Symbol des Glaubens hoch

empor. Zuerst und Glaubensstrenge sprechen aus den feingemeinlichen Zügen. In der sitzenden weiblichen Figur auf der rechten Seite hat der Bildhauer die Kirche dargestellt.

Die Matrone in lange, faltenreiche Gewänder gehüllt, Betrübnis in ihren schönen Zügen, hält in der Linken einen Stab während die Rechte einen Lorbeerzweig auf den von numidischen Marmor (galeo antico) gearbeiteten Sarkophag des Papstes niederlegt. Auf diesem erhebt sich die große, edle Figur Leos XIII. — in ähnlicher Stellung wie die Benedikts XIV., in der Peterskirche — stehend in segnender Haltung, die Linke leicht auf den Papststuhl gestützt, dessen goldbronzenen Löwenfuß sich wirkungsvoll vom blendendweißen Marmor abhebt. Die durchgeistigten Züge des Pontifex sind vorzüglich wiedergegeben; die segnende, fast durchsichtige Rechte ist genau nach dem auf dem Totenbette Leos abgenommenen Gipsabguss gearbeitet. Ende dieses Monats wird das Monument, dessen Kosten etwa 100 000 Lire, von den von Leo XIII. kreierten Kardinalen bestritten wurden, zur Uebergabe vollendet dastehen.

Wie es heißt, hatte Leo XIII. die Absicht, sein Denkmal noch bei Lebzeiten durch Professor Luchetti ausführen zu lassen, nachdem dieser zu seiner vollsten Zufriedenheit das im gleichen Stile des Laterans aufgestellte Monument von Innocenz III. vollendet hatte. Doch der Papst starb darüber, Luchetti verzögerte sich das Denkmal für den oben erwähnten Preis herzustellen und so wurde es dem Professor Tadolini übertragen, dessen Skizze den Mitgliedern des hl. Kollegiums als die beste erschien.

### □ Inseratenhumor!

Aus der lustigen Zeitungssacke.

Von P. Pasig.

Will man einen Maßstab gewinnen für die unerforschliche Fülle von Humor, die in unserem Volke schlummert, so hat man nur nötig, aufmerksam die Inseratenabteilungen unserer gelesesten Zeitungen zu mustern. Die Rubriken sind daran beilegt, von den Familienanzeigen an mit ihren Geburts- und Todesnachrichten bis zu den Inseraten, die dem Stamme uns Dasein gelten, und den schönsten Rammon zum Mittelpunkte haben. Aus reichhaltigsten freilich pflegt in der Regel die Rubrik „Vermischtes“ zu sein, vulgo „Eiselmies!“ genannt. Denn hier tummeln sich in gewaltigen Sprüngen die zweibeinigen Langohren beiderlei Geschlechts ungestört herum. Wir haben uns der unterhaltenden Nähe unterzogen, eine kleine Blütenlese dergleichen Humors zusammenzustellen, aus der wir unseren Lesern heute einen lustigen Strauß darreichen! Wie beginnen mit den Geburtsanzeigen. Sie atmen fast ausnahmslos überprudelnde Freude, die sich nicht selten auch in das Gewand goldigsten Humors kleidet. So z. B. wenn das Elternpaar die Geburt der feiertäglichen Kinder, der Weihnachts-, Neujahr-, Oster- und Pfingst-, der Sonntags-Straben und Mädchen angeht und damit schon im voraus den Mund der Gebatterschaft wässertisch macht in Erwartung des besonders ledern festlichen Kindtaufschaufes. Auch die Inapp: drastische Form des Inserats wirkt oft herzerreißend, wenn es z. B. heißt: „Hurra! Ein frummer Bub' ist angekommen!“ oder in der Steigerung: „Ein zweiter frummer Junge!“ oder: „Der dritte und vierte Sonntagsjunge ist uns geboren!“ usw. Vor allem herzlich werden die „Stammhalter“ begrüßt, und stellt sich der Gebatter Storch pflichtschuldig bald wieder ein, so liest man wohl: „Stammhalters Schwesterchen angekommen!“ Neuerdings pflegen die Kinder gleich mit dem Namen auf die Welt zu kommen. Da ist „eine gesunde Eva angekommen“, ja die kleinen Kinder gebären sich in unserem erleuchtenden Zeitalter oft schon recht verständig. So sendet aus der Sch. Straße ein kleines Schindchen allen lieben Verwandten und Bekannten die herzlichsten Grüße. Das Wunderbarste aber ist, wenn die kleinen schon mit einem Berufe wohl dem der Eltern, ins Leben und den Daseinskampf einreten. So verlände ein waderer Vaterlandsortidiger der stannenden Mittelst hocherfreut: „Gene kleine frumme 10Berr ist bei . . . am Dienstag morgen ein vieriel drei Uhr angekommen“. Selbstverständlich war's eine Pleißatnerin, die wahrscheinlich dereinst als Markenderin beim 105. Regiment Dienst tun soll. Mit kloppschütteln hingegen nehmen wir von folgender Geburtsanzeige Kenntnis: „Die glückliche Geburt eines munteren Stummelaposthofers zeigen hocherfreut an . . .“ Natürlich wars in Eutritzsch, dem gesehewenen, und wenn der wadere Sproß der freundschaftlichen Nachbarschaft die Hoffnung auf weiteres gedeihliches Wad-

sen und Wäßen des glorreichen Instituts verbürgt, so ist das hocherfreulich.

Todesnachrichten sind zu ernst, als daß sie humoristischer Glossierung eine dankbare Unterlage gäben. Selbstwertweise haben ja auch die Witblätter die Gewohnheit, daß sie Druckfehler u. a. in Todesanzeigen nicht zur Fleischscheibe ihres Witzes machen. Manchmal aber ist der ungewollte Humor auch bei solchen Inseraten so dtollig, daß man nicht ganz an ihm vorbeikommt. So enthielt z. B. ein Blaubeurer Blatt das vielsagende Inserat: „Anlässlich des Todes meiner Frau sehe ich mich veranlaßt, dem Herrn Dr. S. in Blaubeuren auch meinen öffentlichen Dank auszusprechen. Ich bedauere nur, daß ich mich nicht bald an diesen Arzt gewendet habe.“ — Nicht erheitert wirkt in einem anderen Falle die Dankanzeige der Hinterbliebenen für die Ehrungen, die dem verstorbenen Familienoberhaupte, einem Gastwirt, zu teil geworden waren. Dieser Dank wurde nicht weniger als 25 namentlich angeführten Vereinen gespendet, darunter „Klub der Himmel“, „Klub der Köppler“, „Bonhomie“, „Bantendonklub“, „Berein der Vogelkühler“, „Volkshilfsvereine“, u. a., dazu natürlich die verschiedensten „Turn-, Gesang-, Feuerwehr-, Gastwirts-, Militär-, u. a. Vereine!“ Ein wie viel feittiges Leben und Wirken muß mit dem Verstorbenen zu Grabe getragen worden sein!

Gehen wir zu den Geschäftsinseraten über, so treibt auch hier gar häufig ein lustiger Kobold sein munteres Wesen. Bisher fanden wir die „reitende Artilleriefaserne“ und den „ledernen Handschuhmacher“ als abschreckende Beispiele nur in den deutschen Schulgrammatiken. Seit wir aber laien: „Lebende Fischhandlung, gut geh. in best. Lage e. industriereich. Stadt unweit Leipzig zu verkaufen.“ sind wir aus der Praxis belehrt über die Geheimnisse der deutschen Wortbildungslehre. Ob wohl folgendes Inserat Erfolg hatte. „Zur Beachtung! Zur Fähr. n. Inkrat. eign. Unternehmens ohne Konkurs, nach von mir zu treff. Anordnungen, lasche ich wegen Behinderung durch anderweitiger Versteigerung humorvollen jüngeren Herrn aus g. Familie als Sozjus. Kapital. einl. 6000 Mark sukzessiv. n. Uebereinst.“ In Selbstsachen pfelegt mit der Gemütslichkeit in der Regel auch der — Humor aufzuhören, zumal wenn „anderweitige Versteigerung“ auf ein unsicheres Waqnis schließen läßt. — Erschrocken greifen wir zu einem anderen Inserate. „Der Tod, der Tod!“ so lautet jetztgedruckt die Ueberschrift, und nun geht's im Mollentone weiter: „Auch mir wird selbiger von vielen Kollegen gewünscht. Fragt ein Kunde nach dem alten Göpel, so ist die Antwort der ist tat, daß ich aber i . . . Str. . . bin und daß ich mein Vogel- und Vogelkühlergeschäft bedeutend vergrößert und daß ich täglich junge Schlacht- und Zucht-Brieftauben vom Schlage weg habe, sagen sie nicht!“ Wenn sich jemand bei Lebzeiten gegen den ihm ankündigten Tod wehrt, so ist das verständlich, weniger aber, wenn er Handel mit Brieftauben treibt, die hils zum Schlachten, teils zur Zucht käuflich sind. Erstere dürften etwas zäbes Fleisch haben. — Ein Flaschenbierhändler sucht sofort „1500 Mark auf Abzahl. auf 1 Jahr“ und bemerkt dabei: „Suche hr. viel Getränke.“ Ob ihm dieser Zusatz die Taschen der Geldbörse leichter öffnen wird? Man glaubt, es mit einem Alkoholik zu tun haben und ein solcher pfelegt nicht gerade ein vertrauenswürdiges Schatzversteiger zu sein.

Wunderliche Blüten treibt der Daseinskampf, indem er die Ringenden oft wider ihren Willen zu Humoristen werden läßt. Selbst auf dem ernstesten Gebiet des Unterrichts fehlt es nicht an solchen Spezialitäten, die freilich zugleich wehmütig stimmen. Oder was soll man sagen wenn man Angebote liest wie folgende: „Jg. Mann ert. Schülern und Schülerinnen gedr. frz. Unterr., Std. 25 Bfg.“ Noch billiger tut's „Geb. Dame“, die „ert. gut. franz. Unterr. Cours. a St. 10 Bfg.“ Ein Korrektor bietet für das gleiche Probenhonorar die Stunde „Lat., Engl., Franz. oder Ital.“ Den Vogel aber schießt jener Pädagog ab, der kurz inseriert: „Latein und Franz. gratis!“ Wie lange wird's dauern, und man liest folgendes Angebot: „Wer bei mir Unterricht nimmt, erhält denselben nicht nur gratis, sondern 1 Mark pro Stunde Belohnung und eine Extramurkt dazu.“ Doch Spaß bei Seite! Wir möchten doch im Ernste wieder einmal recht von Herzen fröhlich sein in der Gesellschaft unseres Schälers, und schon springt er uns lächelnd entgegen und hält uns folgendes Inserat unter die Augen: „Quintaner — Mutter i. Südoberl. — sucht einige Teilnehmerinnen a. Latein-Unterr. zu günst. Bed., um ihr. Amab. selbst b. d. Schularbeit helfen zu l.“ Offenbar eine praktische und sparsame Hausfrau und sorgsam: Mutter!

Ob wird der biedere Humor recht härteißig er meint: Was zu viel ist, ist zu viel! So z. B. jener wackere Schmiedemeister, der seinen Nachbar oft apostrophiert: „Dem ano-

nymen ruhebedürft. Postkartenschreiber zur Nachr. daß, wenn er es hier nicht vor Lärm ausziehen kann und mir mit der Polizei droht, er sich eine Wohnung in den Kellerhäusern oder auf dem Fichtelberge suchen muß.“ Welch' grausamer Wunsch! Im Sommer mag's noch geh'n, aber im Winter — brvrr!

Die Willigsten Blüten treibt der Inseratenhumor auf der sog. „Efelwiese“, den „Bermischten Nachrichten“. Die Heiratsgesuche liefern hier tatsächlich neuen Stoff. Inbes ist dieses Gebiet schon so oft beackert worden, daß wir uns auf die Wiedergabe eines japanischen Heiratsgesuches aus der in Yokohama erscheinenden Zeitung „Kanarawa Schim-bun“ beschränken wollen. Die Schöne, die auf den romantisch klingenden Namen Gosuijoshi hört, schreibt: „Ich bin eine sehr hübsche Frau mit sehr dichten Haaren, die wie Wolken wogen; mein Gesicht hat den Seidenglanz der Blumen, mein Wuchs ist biegsam wie die Weid; und meine Augenbraunen haben die Krümmung des nachstehenden Halbmondes. Ich habe genug Vermögen, um Hand in Hand mit dem Geliebten durch das Leben zu schlendern, indem ich am Tage die Blumen betrachte und des Nachts den Mond. Wenn es einen netten, feinen Herrn gibt, der gebildet, klug; geschäftig; hübsch und von gutem Geschmack ist, will ich mich mit ihm für dies Leben vereinigen und mit ihm das Vergnügen teilen, später in einem Grabe von rosenrotem Marmor beerdigt zu werden.“ Wer sollte da nicht anbeißen?

## © Professors.

Von S. Salm

„Meine liebe Aloisia, Du bist wieder einmal ungerecht,“ sagte der Herr Professor Günther zu seiner Ehefrau.

„Um Gottes Willen, lieber Ludwig, komme mir nicht mit Deiner langweiligen Gelehrsamkeit. Es handelt sich um die Zukunft unserer Tochter. Verlange ich etwa, daß sie eine alte Jungfer werden soll? Mabel soll heiraten; aber nicht den ersten Teufel, der ein hübsches Gesicht hat.“

„Liebe Aloisia,“ unterbrach sie der Gatte, „der junge Brecken ist ein gebildeter, gesunder Mann. Ich finde alle Bedingungen für eine gute Verbindung vorhanden.“

„Ich werde nicht ruhig zusehen, wie sich dieser junge Herr in unsere Familie drängt. Ich werde nicht zugeben, daß meine Tochter einer ungewissen Zukunft entgegengeht, weil sie — ein unretliches Ding — in ihrer ersten verliebten Umwandlung . . .“

„Bitte, bitte teure Gattin, mähige Dein Organ. Mich macht dieses Schreien nervös. Und ich brauche zu meiner Arbeit Sammlung! Ich darf mich nicht zerstreuen. Es wäre mir lieber, wenn Du diese Diskussion bis nach der Fertigstellung meines Aufsatzes verschieben wölkst.“

„Nein, das werde ich nicht tun!“ erklärte die Frau Professor sehr kategorisch. „Ich stelle vielmehr an Dich die Forderung, Deiner Tochter den Kopf zurecht zu setzen und diesem jungen Mann zu verstehen zu geben, daß er nichts zu hoffen hat.“

„Das hat noch Zeit bis zu einer eventuellen Werbung seinerseits.“

„Aber dann ist es doch zu spät. Mabel kompromittiert sich mit diesem Fitt.“

„Das zu verhüten, bist Du ja Mutter.“

„Ja, wenn sie nicht Deinen Elarrkopf hätte!“ Der Professor schob die Brille höher und sah sich nachdenklich seine erbotene Ehehälfte an.

„So seid ihr nun, ihr Frauen! Keine Logik.“

„Ach was! laß mich in Ruhe. Meine Logik heißt: dieser Schwiegersohn paßt mir nicht!“

„Warum?“

„Weil er keine Partie für unsere Tochter ist.“

„Es ist der Sohn meines Studienfreundes. Sein Vater war ein begabter Kopf.“

„Sein Vater! sein Vater! Gebracht hat er's auch damit nicht weiter als bis zum simplen Landarzt. Und sein Sohn ist Doktor der Chemie. Große Lust zu diesem Berufe scheint bei ihm auch nicht vorhanden. Er malt lieber Bilder. Eine hroloße Liebhaberei. Natürlich begeistert sich Mabel mit ihren 10 Jahren für die Pinselereien. Es ist ungläublich. Aber warum wunderere ich mich eigentlich? Deine Tochter muß ja unpraktisch und verschroben sein. Da kommt sie übrigens durch den Garten. Wie sie wieder aussieht! Ich weiß nicht, Welch' sonderbaren Geschmack sie hat. Einen Schleier über dem Paar! natürlich wieder Suggestion des Maler-Chemikers. Mabel, komm' doch mal herauf!“

Der Professor seufzte. Seine schöne Stimmung, — seine Arbeit! Ach, diese Familie!

Da trat sie ins Zimmer, die blonde Mabel, ganz die Tochter ihres Vaters — verträumte Augen, etwas zu schmal und lang — etwas nachlässig in der Haltung.

Die Mama musterte sie kopfschüttelnd.  
„Wie Du wieder aussiehst! Du bist mit dem Kleide hängen geblieben. Wieder ein Riß, und was für einer! und diese Haartracht. Du bist doch nicht Dantes Beatrix.“

Der Gatte und der Vater, der bereits nervös werdend, ein Pincel auf dem Schreibtisch wippen ließ, hob den Kopf und betrachtete nun auch seinerseits die Tochter.

„Wahrhaftig, Du hast Ähnlichkeit mit Dantes Beatrix. So wenigstens stelle ich sie mir vor.“

„So — so — seht Du ihr auch noch Maupen in den Kopf! Laß jetzt den Unsinn! Wir haben Ernstes mit Dir zu reden, Mabel.“

„Ja, Mama.“ Langsam, erwartungsvoll setzte sich die Tochter.

Frau Aloisia winkte und blinzelte auffordernd dem Gatten zu und der Professor räusperte sich.

„Also, mein Kind, — die Sache ist die: Deine Mutter meint, hm, Du interessierst Dich für den Sohn meines lieben Freundes und Studiengenossen Broden.“

In Mabels Antlitz ging die Sonne auf. Die Hände über der Brust gefaltet sah sie schwärmerisch auf den Vater.

„Ja, wir lieben uns!“

„Da haben wir's!“ entrüstete sich die Mutter. —  
„Hm, — so — so — also Ihr liebt Euch? Da ist nichts zu machen. — Sinnend neigte Günther sein Haupt, offenbar verankert er in Nachdenken.“

Seine Frau wartete eine Zeilang vergeblich auf die weiteren Äußerungen.

„Ja, ist das alles, was Du dazu sagst, Ludwig?“

„Ach? ja, was soll ich dazu sagen?“

Der Frau Professor lief die Galle über.

„Ich habe Dir doch begreiflich gemacht, daß aus der Verbindung nichts werden kann und Du . . .“

„Begreiflich? Das stimmt wohl nicht. Du hast mir nur gesagt, daß Du gegen das Projekt bist. Ich bin, wie ich Dir schon sagte, dafür. Es wäre auch besser für uns gewesen, hätten wir . . .“

„Laß mich in Ruhe!“

Hilflos sah die Tochter auf den Vater, der Vater auf die Tochter.

„Aber liebe Mama!“

„Sage, Du bist die rechte Tochter Deines Vaters, bist ein althergebrachtes Geschöpf!“

„Aber liebe Mama!“

„Aber liebe Mama — aber liebe Mama — — weiter kannst Du nichts sagen! Anstatt Deiner armen Mutter beizuhelfen, sie zu trösten, sie zu verteidigen . . .“

„Gegen meinen Vater?“ — wie vorwurfsvoll die blauen Augen auf der Protestlerin ruhten. Doch jene war zu gereizt, um einzugehen, daß hier sie, die Mutter, ein Unrecht an Gatte und Kind beging.

„Natürlich, Ihr haltet immer gegen mich zusammen. Und ich sage Dir, Du kriegst Deinen Doktor doch nicht.“

„Sie wird vielleicht selbst einsehen . . .“

„Was wird sie? Gar nichts wird sie! Ueberhaupt, wie denkst Du Dir das? — — heute rot — morgen tot. Auch in der Liebe! Freilich nach der Erfahrung, die ich jetzt an Dir mache, lieber Mann sollte mich's auch nicht wundern, wenn die Tochter ebenso dächte.“

„Ich denke Du bist gegen diese Ehe?“

„Mir ist alles einerlei, sage ich Dir. Mag Mabel ihn nehmen!“

„Mama, liebe gute Mama!“

So stürmisch war die blonde Mabel noch nicht gewesen. Die Frau Professor kam fast außer Fassung. Der Vater aber setzte sich. —

„Du willst also ein, liebe Aloisia?“

„Doch Du willst etwas dagegen?“ kam es jetzt sehr spitz zurück.

„Ach? Aber ich wollte doch unserer Tochter Glück.“

„Natürlich Du wolltest! Und ich werde dann als Rabenmutter hingestellt, als Drache! So seid Ihr nun mal, Ihr Männer. Lieber Himmel, verhungern wird unsere Tochter ja wohl auch nicht. Ich habe ja gottlob etwas in die Ehe mitgebracht!“

Der Professor küßte kopfschüttelnd Mabels Stirn.

„Also werde glücklich, meine Tochter!“ Dann wandte er sich seinem Schreibtische zu. „Besuche einer die Frauen. Aber jetzt kann ich wohl weiter arbeiten.“

## Allerlei.

— Der Palast des Schah von Teheran. Im Weltausstellungsjahr 1900 hat der verstorbene Schah von Persien bekanntlich Paris besucht. Damals hat ein Pariser, der Forschungsreisende Claude Aret, den Palast des Schah in Teheran einer eingehenden Besichtigung unterzogen und darüber im „Temps“ nachstehenden amüsanten Bericht veröffentlicht:

„Der Palast des Schah hat die Bewunderung zahlreicher Persienfahrer erweckt — meine aber nicht. Man darf sich nicht vorstellen, daß der orientalische König der Könige in einem üppigen Schlosse asiatischen Stils wohnt, sein Palast ist vielmehr ganz nach europäischem Geschmack eingerichtet, und zwar nach allerhöchstem Geschmack. Man kennt die wunderbaren Erzeugnisse der persischen Kunst; in Europa und Amerika reißt man sich um persische Teppiche, Miniaturen usw. Beim Schah aber sieht man nichts von der alten persischen Kunst; in seinem vielgerühmten Museum liegen unter Glas Papiersäcker Pariser Herkunft, und damit seiner über den Preis im Klaren bleibt, steht er gleich dran: 0 Francs 65. Neben den Papiersäckern liegt ein Handspiegel für 3 Francs 35. Es ist ja wahr, der berühmte Plautenthron ist auch da, aber dieser Thron ist nie in Delhi gewesen und es sah nie ein Großmogul darauf; der Thron ist vielmehr im neunzehnten Jahrhundert in Spanien angefertigt worden, und die echten Edelsteine, die ihn einst geschmückt haben sollen, sind längst ausgetrieben und durch falsche ersetzt worden. In dem Museum findet man auch Gegenstände aus Sevres und aus anderen Manufakturen, deren sich europäische Monarchen klugerweise zu Gunsten ihres persischen Kollegen entledigt haben. Stundenlang schleppte man uns durch die Säle, die mit den abschreckendsten Sachen vollgestopft sind. Da hängen Bilder an der Wand — aber was für Bilder! Mitten in eine sonst ausgezeichnete Photographie einer Baumlandschaft hat man das kolorierte Reliefbild einer träumenden Dame hineingeklebt. Da stehen Schränke mit Gegenständen zu 19 Sous und gegenüber über Schränke mit Gegenständen zu 45 Sous — lauter Geschenke! Ich wußte gar nicht, daß es unter den europäischen Herrschern Herren gibt, die sich mit einem von ihrer Art derartige Scherze erlauben; denn diese Geschenke sind wirklich nur als Scherzartikel aufzufassen. Ganz prächtig sind die Gärten des Palastes mit ihren nephrisfarbenen Wassern; da sieht man große Springbrunnen und Gartenläden mit Lilien, die in allen Farben glänzen, starke Platanen und kleine Mandä, deren Grund mit blauen Mädeln ausgelegt ist. In den Gemächern des Schah aber ist es fürchterlich! Die Möbel sind mit ordinärem Pariser Samt und Plüsch bekleidet, und an allen Ecken und Enden stehen und liegen „Musikschacheln“; es ist eine wahre Orgie von automatischen Pianos, Leierkasten, Harmoniums. Im Schlafzimmer des Schah suchte ich unter den vielen Musikinstrumenten das Bett und fand es nicht. Das kommt daher, daß der „Nabel der Welt“, die „Himmelsleiter“, auf zwei Kissen liegt, die einfach auf die Erde geworfen werden. Ueber diesem primitivem „Bett“ befindet sich eine Etage, auf der ich fünf Photographien entdeckte: rechts und links von dem Bilde des Schah stehen König Eduard VII. und seine hohe Gemahlin, und rechts und links von diesen beiden Zar Niko la u s nebst Frau. Das sind also die Schutzengel, die den Schlummer des Königs der Könige bewachen . . . Der Schah muß sehr unruhige Nächte haben . . .“

— Das Schlachten der Fische wird im allgemeinen noch mit Grausamkeit besorgt. Die Tiere werden lebendig geschuppt und aufgeschnitten, den Kalen wird lebendig die Haut abgezogen nachdem man sie in einer Schüssel mit Salz sich hat matt laufen lassen, und die so zu Tode gemarterten Tiere werden dann als „Festschmaus“ verzehrt. Das sogenannte Betäuben der zähelebigen Fische durch trachtige Schläge über den Kopf wirkt nicht so stark, daß der Fisch das Bauchschlagen, Abschuppen und Auseinandernehmen etwa nicht mehr verspürt. Die sicherste und mildeste Abtötung des Fisches erfolgt durch Abtrennung des Kopfes vom Rumpfe nach geschicklicher Betäubung. Geht dem Schlachten eine starke Aufregung, Furcht, Angst, Widerstandsleistung unmittelbar voraus so wird das Fleisch des Schlachtopfers qualitativ schlechtmachend, unter Umständen giftig. Fische haben ein zähes Leben. Deshalb kürze man ihre Leiden möglichst ab. Man schlägt Fale mit dem Hammer stark auf den Kopf, ganz stark und dann schneidet man den Kopf sofort ab. Vorheriges Regen in Essig oder Salz ist allergrößte Quälerei.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 4.

Düsseldorf, den 27. Januar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Septuagesima. — Septuagesima. — Apologik in der Volksschule. — Das moderne Wählerrecht und seine Entwicklung. — Etwas von Dauven. — Didera is. — allerlei.  
(U. berechtigt Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XX, 1—16.

In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühsten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Zehner für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde ging er (wieder aus), und sah andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es eben so. Und als er um die elfte Stunde ausging, fand er (wieder) andere da stehen, und sprach zu ihnen: Warum steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Er hat uns niemand gedungen. Da sprach er zu ihnen: So gehet auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zu den Ersten. Da nun die kamen, welche um die elfte Stunde eingekommen waren, empfing ein Jeder einen Zehner. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Zehner. Und da sie ihn empfingen, murten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich tue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Zehner mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesem Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu tun, was ich will? Ist darum dein Auge schalkhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein! denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.\*

### Septuagesima.

Du triffst mich müßig auf dem Markte des Lebens und kommst, in Deinen Weinberg mich zu dingen, doch immer klang Dein Mahnwort mir vergebens: Ich konnte mich der Trägheit nicht entringen.

Die ersten Worte hatte ich vergessen, die uns der Erde Paradies verschließen:  
Für Schweiß der Arbeit sollst dein Brot du essen!  
Ich wolte hier schon Edens\*) Kost gemachen.

Nun hat die erste Stunde längst geschlagen. —  
O, gib mir Frist, der Trägheit Sünde zu sühnen,  
Laß mich in meines Lebens letzten Tagen  
Noch den Denar der Seligkeit verdienen!

Mit dem heutigen Sonntage Septuagesima treten wir in die Vorhalle der hl. Fastenzeit ein. Der große hl. Kirchenlehrer Augustinus versteht es auch hier wieder, uns in die rechte Stimmung zu versetzen:

\*) Eden-Paradies.

Das israelitische Volk (sagt er), dessen Schicksale die Geschichte der ganzen Menschheit wieder spiegeln, wurde aus Jerusalem verbannt und zu Babylon in der Gefangenschaft gehalten. Diese Gefangenschaft, fern von Zion, dauerte 70 Jahre. Dieses geheimnisvolle Vorbild der Babylonischen Gefangenschaft hatte die Kirche Gottes im Auge, da sie für die Zeit der Sühne und Buße die Zahl siebenzig gewählt hat; denn Septuagesima heißt der siebenzigste Tag (vor Ostern, nach früherem Brauche gezählt). Was sind wir Menschen hinieden? Wir sind Verbannte, Gefangene, eine Beute all der Gefahren, die das „Babylon“ der uns umgebenden, gott-entfremdeten Welt in sich birgt. Wenn wir unser wahres Vaterland (den Himmel) wirklich lieben und uns sehnen, es wiederzusehen, dann müssen wir allen Reizen entsagen, die uns von der „Fremde“ in verführerischer Weise geboten werden.

Diese fromme Stimmung in uns zu wecken, lieber Leser, ist das Evangelium des heutigen Tages geeignet, wie kein anderes: In Seinen „Weinberg“ ruft uns der himmlische Hausvater, der bereit ist, uns nach treuer, gewissenhafter Arbeit in Seinem Dienste den „Denar“ ewiger Glückseligkeit am „Abend“ unseres Lebens auszugeben.

Was wir lezthin von den Gleichnisreden Jesu im allgemeinen gesagt, trifft auch zu bezüglich der schönen Parabel des heutigen Evangeliums. Einige erläuternde Bemerkungen werden unsern Lesern willkommen sein.

Der Hausherr in unserer Parabel ist ein vermdgender Bürger, der einen großen Weinberg besitzt und außer seinem Verwalter und dem ständigen Gesinde eine große Zahl Tagelöhner für besondere Arbeiten in Dienst nimmt. Zur Zeit Jesu stand der Weinbau in Palästina weit mehr in Blüte, als dies heute der Fall ist, oder (besser gesagt) seitdem die Bewohner unter dem Joch der Türken seufzen. Kaum an irgend einer Stelle der hl. Schriften des Alten Testaments wird die Weinrebe vergessen, wenn von den Früchten des Landes die Rede ist; mehr als hundertmal redet die Bibel von den Weinbergen und ihrer Pflege, und kaum eine andere Beschäftigung wird so häufig in Parabeln und Vergleichen zugrunde gelegt. Israel, das auserwählte Volk, wird als der ertene Weinberg des Herrn betrachtet; alle Vorklatsen der göttlichen Barmherzigkeit zum Heile des Volkes sind Arbeiten an diesem Weinberge.

Es war daher ein den Jüngern geläufiges Bild, das der Herr in der obigen Parabel anwendete. Er schildert in demselben einen Tag aus dem Winzerleben, an dem recht viele Arbeiten zu bewältigen sind: es liegt nahe, an die Zeit der Weinlese (Ernte) zu denken; denn wie bei der Ernte auf den Getreidefeldern, häuft sich dann innerhalb weniger Tage die Arbeit derartig, daß die für gewöhnlich zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichen. Deshalb scheint mir gerade die Zeit der Weinlese dem Gleichnisse am besten zu entsprechen. Arbeitjuchende Tagelöhner sind im Morgenlande um diese Zeit leicht zu

haben; darum hat der Hausvater schon am frühen Morgen sehr bald etliche gefunden. Er bietet einen Denar (Zehner), jedenfalls den zur Erntezeit üblichen Tagelohn, und die Leute sind alle damit einverstanden und beginnen die ihnen vom Verwalter zugewiesene Arbeit. Der Herr des Weinberges sieht aber bald, daß die Arbeitskräfte noch nicht ausreichen; darum geht er zu wiederholten Malen auf den Marktplatz, um neue Arbeiter zu dingen: selbst in der letzten Stunde des Arbeitstages (um 5 Uhr abends) geht er noch hinaus und nimmt dastehende Arbeitswillige an, ohne aber über den Lohn etwas beizufügen.

Am Abend wird der Arbeitslohn den Vorschriften des Gesetzes gemäß (4. Mos. 19, 13) sogleich ausgezahlt. Der Verwalter wird damit beauftragt, und zwar soll er bei den zuletzt gekommenen anfangen; denn würden die Ersten ihren Lohn zuerst erhalten und damit „leich nach Hause eilen, so wären sie nicht mehr Zeugen der Auszahlung des gleichen Lohnes an die zuletzt gekommenen Arbeiter, worauf es doch für die in der Parabel zu veranschaulichende Lehre ganz besonders ankommen mußte.

Für die richtige Auslegung des Gleichnisses gibt der Heiland Selbst eine deutliche Weisung, indem Er am Schlusse die durch das Gleichnis zu erläuternde Wahrheit wiederholt: „Also werden die Letzten die Ersten sein und die Ersten die Letzten.“ Das Gleichnis soll also die Wahrheit veranschaulichen, daß im Reiche Gottes die Bemessung des Lohnes nicht einseitig von der Größe der Mühe und der Dauer der Arbeit und dem äußeren Werte der einzelnen Leistungen abhängig sein wird, sondern vor allem und an erster Stelle von dem freien Willen und Wohlwollen des himmlischen Hausvaters, „der einem Jeden Seine Gnaden austeilt, wie Er will“ (1. Kor. 12). Freilich wird Gott der Herr „einem Jeden vergelten nach seinen Werken“ (Röm. 2, 6) und in allem die strengste Gerechtigkeit walten lassen; aber der entscheidende Maßstab für den größeren oder geringeren Lohn ist nicht die äußere Größe der Arbeit an sich, sondern die innere Gnade und die Mitwirkung mit derselben unsererseits. Das Maß dieser Gnade ist aber einzig und allein von dem freien Wohlwollen Gottes abhängig. Darum wird auch in der Parabel die freie Güte des Hausvaters gegen die zuletzt gekommenen mit besonderem Nachdruck hervorgehoben.

Welch' trostvolle Lehre für uns, lieber Leser, aber auch welch' ernste Mahnung enthält diese Parabel! Wer aus uns weiß, ob nicht „die erste Stunde“ für ihn geschlagen hat? Nun wohl! Folgen wir der Einladung, die der himmlische Hausvater durch Seine Kirche heute an uns richtet: treten wir ein in Seinen „Weinberg“, indem wir heute den je ein Vorsatz fassen, die nun anbrechende heilige Wutzzeit ganz im Geiste unserer heiligen Kirche zu verleben.

### \* Apologetik in der Volksschule.

Aus Lehrerkreisen wird der „Apologetischen Rundschau“ geschrieben: Apologetik ist heutzutage notwendig für jedermann, selbst der geringste muß die Glaubenswahrheiten verteidigen können. Darum muß auch Apologetik in der Volksschule getrieben werden; denn unsere Schüler kommen nachher im Leben mit Menschen zusammen, die ihnen ihren Glauben zu nehmen versuchen. Knaben sowohl als auch Mädchen gehen auf Außenarbeit in protestantische Gegenden. Manche unter ihnen werfen den Glauben ihrer Kindheit über Bord, gehen Wilsdehen ein, meiden die Kirche und sind am Tische des Herrn nicht mehr zu sehen. Die Schule als Hilfsanstalt der Kirche, der Familie und des Staates muß dafür Sorge tragen, daß sie ihre Kinder zur Glaubensfestigkeit, Glaubensstärke und Glaubensfreudigkeit erzieht. Sie muß ein ungehörbares Glaubensfundament legen. Deshalb muß sie die ihr anvertrauten Schüler Apologetik lehren. Für Apologetik sind keine besonderen Unterrichtsstunden angelegt. Die fünf Stunden für den Religionsunterricht verteilen sich wie folgt: 2 Stunden Biblische Geschichte, 2 Stunden Katechismus, 1 Stunde Evangelium und Kirchenlied. Es läßt sich trotzdem Apologetik treiben; das apologetische Moment muß der Lehrer hervorheben. Der erste Glaubensartikel bringt in selbst

Beweise für das Dasein eines Gottes. Sie sind teils der physischen, teils der moralischen Ordnung entlehnt. Ich gebe ihnen auch andere Beweise, so den historischen. Ich weise die Kinder auf den Atheismus und den Pantheismus hin, sie finden unter meiner Leitung, daß dieselben Irrtümer sind. Ich weise hin auf die vernünftige Begründung der Lehren von der unbefleckten Empfängnis Mariens und vom Fegfeuer, die Beweise aus der heiligen Schrift und aus den Kirchenvätern fehlen selbstverständlich nicht. Die Einwendungen, die man gegen die einzelnen Glaubenslehren erhebt, berühre ich auch. Die Beweise für den Primat Petri muß ein jedes Kind kennen. Auch die Unterscheidungslehren hebe ich hervor. Die Kinder, die ins Leben treten, haben die Haupt Einwände gehört, sie wissen dieselben auch zu widerlegen; sie sehen nicht als die Tummeln da. Auch die Biblische Geschichte ist reich an apologetischen Momenten, Ich will nur einzelne hervorheben. Die Worte: „Vor Dergeleide werde ich zu meinem Sohn ins Totenreich hinabsteigen“ (Gen. 37, 35) sind doch ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele; denn hätte Jakob nicht an dieselbe geglaubt, so würde er diese Worte nicht gesprochen haben. Der Duffer Job glaube an Auferstehung der Toten. „Denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt und ich am jüngsten Tage von der Erde auferstehen werde; und ich werde wieder umgeben werden von meiner Haut und werde in meinem Fleische meinen Gott schauen. Ich selbst werde ihn schauen, und meine Augen werden ihn sehen und kein anderer; dieses mein Hoffen ruht in meinem Buem“ (Job 19, 23-27). Martha bekundete ihren Glauben an die Auferstehung durch die Worte: „Ich weiß daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage“ (Joh. 11, 24). Wie ein roter Faden ziehen sich durch das Neue Testament die Beweise für die Gottheit Jesu, selbst im Tode zeigte er seine Gottheit (Luk. 23, 46). So läßt sich auch in der Volksschule Apologetik treiben; sie ist notwendig. Es braucht dazu keiner besonderen Stunden; wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

### = Das moderne Völkerrecht und seine Entwicklung.

Von Hans Josef Poppe.

Unter Völkerrecht verstehen wir die Gesamtheit der Rechtsnormen, welche die durch das Nebeneinanderbestehen mehrerer Staaten sich bildenden gegenseitigen Beziehungen regeln. Wenn man heutzutage den ausgedehnten Handel und Verkehr, die Möglichkeit, binnen kurzer Frist aus einem Staate in den andern, von einem Volk zum andern zu gelangen, die vielen Beziehungen der Nationen zu einander betrachtet, so ist man geneigt, die ganze Völkergemeinschaft als eine große Familie anzusehen, die ihre Interessen durch gemeinsame Rechtsnormen notwendigweise wahren muß, so daß ein alle zivilisierten Völker umfassendes Völkerrecht als selbstverständlich, seit Beginn jeder Geschichte bestehendes erscheint. Und doch ist dem nicht so. Das heutige Völkerrecht ist vielmehr ein im wahren Sinne des Wortes modernes zu nennen und weist ein verhältnismäßig junges Alter auf. Im Altertum und Mittelalter zeigen sich nur schwache Anfänge eines Völkerrechts, wenn man es überhaupt so nennen kann.

Betrachten wir zuerst das Altertum und greifen wir bis in die ersten geschichtlichen Zeiten zurück, bis auf die Anfänge der griechischen Staaten und des lateinischen später römischen Reiches.

Bedingt durch die noch niedrige Kultur und die primitiven Verkehrsmittel mußte notwendigst jeder Staat die allerdings geringen Bedürfnisse seiner Angehörigen durch eigene Tätigkeit ohne Unterstützung fremder Staaten zu befriedigen suchen. Ein zusammenwirkendes Verfolgen großer Gesamtinteressen gab es nicht. Niemand war jeder Staat ein selbständiges individuelles Subjekt, das aus sich selbst heraus erst nach und nach zu einem Gliede der Völkergemeinschaft werden konnte.

Wenn wir trotzdem Beziehungen dieser früheren Staaten zu einander finden, so ist der Grund hierfür in dem Streben nach Herrschaft zu suchen. Ist es ja überhaupt ein der Neuzeit unbekanntes aber gerade das Altertum so vornehmliches Moment, daß ein Staat, allenfalls zwei die Hegemonie oder Vorherrschaft über die anderen Staaten zu erstreben suchen. Die natürliche Folge davon war ein ewiger Krieg, der trotz der wenigen humanen Gesinnung der antiken Völker trotz der brutaleren Souveränität der mächtigeren Staaten schließlich zu einem, wenn auch unvollkommenem Kriegszustand führte, welches fast hauptsächlich auf religiöser Grundlage beruhte, und wohl nur insoweit möglich war. Sowohl das unter den hellenischen Staaten bestehende, durch einen

Amphiktiononal geschäfte Recht, als auch das alllateinische jus sind deutlich Beweise hierfür.

Dieses zunächst nur für den Landkrieg geschaffene Kriegsrecht gewann allmählich auf dem Wege des Seerrieges eine den heutigen Begriffen des Völkerrechts sich nähernde Gestaltung.

Die Lage der früheren Kulturstaaten und des Mittelmeer beherrschte auch damals schon den Satz, daß das Meer nicht trennt, sondern verbindet. Die Notwendigkeit, daß die Schiffe der verschiedenen Nationen dasselbe Meer befuhren, hatte eine bedeutende Ausbildung und Regulierung des Seerechts zur Folge, was wiederum dem Handel und Verkehr der Staaten untereinander großen Vorzug leistete.

Die rapide Ausbreitung der römischen Herrschaft, die fast alle Völker der damals bekannten Welt unter einem Joch vereinigte, führte dann zu einem ausgleichenden, aber auch durch den die verschiedenen Volkscharaktere nicht berücksichtigenden Zwang in seinem Bestande bedrohten Völkerrecht, das denn auch durch den Zusammenbruch des Weltreichs und die große Völkerbewegung in seinen Grundfesten erschüttert, wenn nicht gar vernichtet wurde.

Das Mittelalter war wenig geeignet es wieder emporblühen zu lassen. Die christlichen und nichtchristlichen Völker fanden sich fast völlig feindlich gegenüber; unter den christlichen Staaten andererseits, die ein großes weltlichkirchliches Reich ausmachten, konnte kein weltliches Völkerrecht aufkommen. Außerdem aber machte die Ausdehnung des großen, nur lose zusammenhängenden Reiches es weder dem Papst noch dem Kaiser möglich, einen geordneten Rechtszustand zu schaffen. Trotzdem wirkte besonders die Kirche durch Entscheidungen in Streitigkeiten des weltlichen Weltrechts fördernd auf die Wiedergeburt eines Völkerrechtes ein, das allerdings auch jetzt wieder sich namentlich auf dem Gebiet des Kriegesrechtes betätigte.

Eine bedeutende Stütze gewann die Kirche hierbei durch das Mittelwesen. Dieses dem Mittelalter eigentümliche Institut ist ja eigentlich auch auf kirchlicher Grundlage erwachsen und vereinigte christliche Frömmigkeit mit vornehmer humaner Bestimmung zu schönster Harmonie, so daß in seiner Blütezeit das Kriegsrecht eine nicht genug zu schätzende Förderung gewann.

Unter den Mittelmeerstaaten blühte rasch wieder ein Völkerseerecht empor, und dies führte wiederum zu engeren Beziehungen der vielen kleinen italienischen Seerepubliken, die durch den regen geschäftlichen Verkehr einen bedeutenden Schritt vorwärts taten.

Lange Zeit ist nunmehr ein Stillstand in der Völkerrechtsentwicklung zu verzeichnen, der dann allerdings einer so raschen und kühneren Weiterbildung Platz machte.

Entscheidend in dieser Hinsicht war nach dem Ausgange des Mittelalters die Ueberwindung der feudalen Zerstückelung, der großen Krankheit des Mittelalters, und die damit zusammenhängende Bildung eines Systems von unabhängigen Staaten.

Das mit der wachsenden Kultur zunehmende Bedürfnis des Handels und Verkehrs führte zur Errichtung der städtischen Gesellschaften, die auf die Entwicklung des Völkerrechtes nur fördernd wirken konnten. Schließlich kam noch hinzu das Aufblühen einer intensiven Völkerrechtswissenschaft, die theoretisch vorgehend eine in hohem Maße fördernde Quelle zur praktischen Handhabung des Völkerrechtes bot.

Freilich blieb auch das jetzt üppig treibende Völkerrecht nicht ganz ohne feindliche Einwirkungen, die es sogar in seiner wesentlichen Grundlage erschütterten; und zwar war dies das Streben einer Macht zur Vorherrschaft zu gelangen, eine Universalmonarchie herzustellen. Am bedeutendsten in dieser Hinsicht sind die Versuche der Habsburger, Ludwig XIV., und des großen Napoleon.

Dieser letzte und gefährlichste Versuch scheiterte an den Koalitionen, welche das Gute hatten, daß sie die Staaten einander näher brachten, ein Erfolg, der in der „heiligen Allianz“ vom 26. September 1815 einen berechneten Ausdruck fand. Fast alle christlichen Staaten traten ihr bei und der Wiener Kongreß von 1815 dokumentierte ihren festen Entschluß, durch Beobachtung des Völkerrechtes für die Erhaltung eines dauernden Friedenszustandes zu sorgen.

Von großer Bedeutung in der weiteren Entwicklung sind sodann der Pariser Kongreß von 1856, die Genfer Konvention von 1864, die Postvereinsvertrag von 1874, die Konvention von 1885, die Brüsseler Antiflottenkonferenz von 1890 und schließlich die Haager Konferenz von 1899.

Sehr hartof klingt es, wenn wir hören, daß manche die Möglichkeit eines Völkerrechtes schlankeweg leugnen wollen, und zwar aus folgenden Gründen: Sie erklären es mit dem Begriff der Souveränität der Staaten, die weder eine

gesetzgebende noch richterliche Gewalt über Vollstreckung der Rechtsnormen nicht durchzuführen läßt.

Diese Gründe sind jedoch wenig stichhaltig, und können höchstens für eine Unvollkommenheit des Völkerrechtes sprechen. Wird denn durch eine Beschränkung der Souveränität diese gleich aufgehoben, oder unter eine höhere Gewalt geordnet? Und muß denn die Anwendung völkerrechtlicher Sätze stets mit Gewalt stattfinden, oder gibt es nicht vielmehr Mittel der friedlichen Beilegung, wie Einsetzung eines Schiedsgerichtes? Und wenn auch der eine oder andere Staat in der Durchführung der Völkerrechtssätze, seine eigene Ueberzeugung während seine Kraft gebrauch, so ist damit nichts weiter gesagt, als daß diese Verwirklichung des Völkerrechtes eben nicht immer glatt von statten geht und gehen kann.

Aber, wird mancher fragen, wer hat denn das Völkerrecht eingesetzt, wenn es wie die Geaner desselben richtig behaupten, keine gesetzgebende Gewalt über souveräne Staaten gibt?

Eingesetzt hat es niemand, es beruht teils auf Gewohnheitsrecht, teils auf Vertrag. Gewohnheitsrecht ist namentlich das Völkerzeremoniell, das freilich viel wirkliches Zeremoniell ohne rechtlichen Charakter, aber auch viele Rechtsätze enthält. Die objektives Recht schaffenden Staatsverträge haben zwar oft nur partikuläre Geltung für die Kontrahenten, aber gewinnen ebenso oft durch den nachträglichen Beitritt der übrigen Staaten völkerrechtliche Bedeutung.

Wie aus der obigen Entwicklung ersichtlich ist, hat das sogenannte moderne Völkerrecht unter den germanisch-romanischen Völkern Westeuropas seinen Anfang genommen, sich aber nach und nach mit der fortschreitenden Kultur immer weiter ausgedehnt, sodaß im 18. Jahrhundert auch Rußland als Mitglied der Völkerrechtsgemeinschaft aufgenommen wurde und durch den Pariser Frieden von 1866 sogar die nichtchristliche Türkei.

Aber auch die außereuropäischen Staaten, welche europäische Kultur und Sitte ihr eigen nennen, wie die Staaten Amerikas und in neuerer Zeit besonders Japan, sind der großen Völkerrechtsgemeinschaft beigetreten, so daß diese nunmehr fast alle zivilisierten Länder umfaßt.

Es scheint somit, als sei die Fiktion des großen Rechtslehrers Christian v. Wolf von einem Universalstaate Wirklichkeit geworden, als bestände ein alle zivilisierten Völker einigendes Band, das zu erhalten und zu festigen die Rechtslehrer theoretisch und die Staatsmänner praktisch bestrahlt sein müssen zur Wahrung eines gesegneten Friedenszustandes, zur Förderung von Sitte und Kultur, zum Wohle der Menschheit.

## ⊙ Etwas vom Daumen.

Plauderei von Dr. med. Wilh. Kühn (Leipzig).

An unserer Hand befindet sich ein Finger, der uns am Tage unzählige Male große Dienste leistet, ohne daß solche ihrem Werte nach voll und ganz anerkannt werden. Dieser Finger ist der Daumen. Er stand von jeher in hohem Ansehen, weshalb ihn die Griechen Antikeit, d. h. Gegenhand, die Römer aber Pollex, den vielvermögenden Finger nannten, denn er ragt nach Hydrus unter den übrigen Fingern an Kraft und Macht hervor. Er krümmt sich mit Wucht gegen die anderen zur Faust, die zum Anfassen und Festhalten schwerer Gegenstände dient. Der Daumen leistet hierbei soviel wie die übrigen Finger zusammengenommen und stellt das eine Blatt einer Pflanze vor, deren anderes Blatt durch die vier übrigen Finger gebildet wird. — Seine Wichtigkeit wurde von den Alten auch dadurch anerkannt, daß man den Gefangenen den Daumen abhakte, weil sie infolge dieser Verstümmelung unfähig waren, weiteren Kriegsdienst zu tun. Selbstverstümmelungen am Daumen waren bei den Römern gleichfalls bekannt, wurden aber, weil es sich darum handelte, vom Kriegsdienst frei zu kommen, scharf bestraft.

Auch die alten deutschen Völker haben diesem Finger, der im Gegensatz zu den anderen nur aus zwei Gliedern besteht, einen großen Wert beigelegt. Man kann das aus den Strafen, die in den angelsächsischen Gesetzen auf abgeschrittene Finger gesetzt sind, erkennen. Hier wird der Daumen zu 20 Schilling und sein Nagel zu 3 der Ringfinger aber nur zu 8 der Mittelfinger zu 4, der Goldfinger zu 6 und der kleine Finger zu 11 Schilling gerechnet. In ähnlichem Verhältnis steht auch heute noch die Bewertung des Daumens und der übrigen Finger bei Unfällen. — Wahrscheinlich war der Daumen, den man Doum, Lohm, Dumm, Thum a oder Dum nannte, Bodan, dem deutlichen Merkur geweiht, der zugleich ein Gott des Krieges und des Friedens, der Verträge und Bündnisse, des Handels und der Räuberei gewesen ist; bei

anderen heidnischen Völkern waren die Finger der Minerva zugeteilt. — Schon im 12. Jahrhundert wurde er im mittelhochdeutschen Gedichte „Genesis“ verherrlicht.

Die alten Hebräer räumten dem Daumen sogar eine nicht geringe Bedeutung bei den Gottesdiensten ein und gaben die Weisheit, daß das Blut bei den Opfern auf den rechten Ohrknorpel, den Daumen der rechten Hand und auf den großen Zehen des rechten Fußes gelan werden sollte. (2 Moj. 29, 20; 3. Moj. 8, 23). Diese erste Auffassung geht auch daraus hervor, daß wir noch heute, wenn wir still in unserm Kessel sitzen und etwas ernstlich überlegen, die Hände fassen und die Daumen übereinander drehen oder bewegen. Auerbach sagt in seinen „Deutschen Lebens“: „Sie spielt das holländische Daumenspiel“. Und in Stillings „Jugend“ finden wir die Stelle: „Margarete hatte die Hände auf den Schoß gefaltet, knidelte mit den Daumen gegeneinander, blinzelte gegenüber auf die Stubentür und überlegte auch.“

Wenn man annimmt, daß Bodan, ebenso wie der römische Merkur, als Gott des Spieles und des Handels, also der Geldgeschäfte anzusehen ist, werden wir es auch verstehen, wenn der Daumen mit diesen Dingen in Verbindung gebracht wird. Man sagte von dem, der im Leben Glück hatte, „daß ihm das Spiel auf dem Daumen laufe“, und leichtgläubige Menschen glaubten, daß ihnen die weisen Stellen auf dem Nagel des Daumens Glück im Spiele brächten. In verschiedenen Märktenabtheilungen werden sogar noch alle in Gold und Silber gefasste Daumen aufbewahrt, die sicher von gewinnjüchtigen Spielern bei sich getragen wurden, um dadurch besonders Glück zu haben.

Bedeutend näher liegt uns heute noch der Zusammenhang des Daumens mit dem Gelde. „Er (den Daumen) der rechten Hand ein paarmal über den Reingefinger . . . . . We einmal Das (Geld) fehlt!“ So heißt es bei Engel in seinen Schriften. Wenn wäre diese Fingerbewegung nicht bekannt, wenn es sich darum handelt, sinnbildlich das Geld zu veranschaulichen! Sie ist auch von Heinsich gemeint:

„Wer nicht das Reichen bringt,  
Das für dem Daumen springt,  
Der ist sein Sach nicht klar,  
War sie gleich zehnmahl wahr.“

Es ist daher nicht schön, den Daumen in der Hand zu halten, zu silzen, largen“ (Auerbach, Paraphrase, sondern man muß ihn „rühren“ (Simrock, Sprichwörter), d. h. Geld herausdrücken. Im Westfälischen pflegte man von einem Menschen zu sagen, daß er was „für den Daumen zu schieben habe“.

Der Daumen ist aber vor allen Dingen eins der lebendigsten, geschicktesten und tätigesten Glieder des menschlichen Körpers. Das zeigen uns auch die verschiedenen Märchen vom Däumling und anderen Fingern, in denen ersterer oft als Dieb geschildert wird.

Man kann einen andern in Schranken halten, wenn man ihm den Daumen aufs Auge setzt, wie es bei den alten Römern im Mittelalter gebräuchlich war. So läßt Megis in seiner „Dorothe“ einen Diener ausrufen: „Möchten die Nase wieder höher tragen . . . . .; hat mein Herr ihnen leht hin seinen Daumen nicht fest genug aufgedrückt!“ — Andererseits hält man den Daumen auf etwas zum Beispiel auf ein Vermögen, um es nicht aus den Händen zu lassen.

Bei den Dichtern erscheint der Daumen auch als ein gelehrter und musikalischer Finger, weil die Saiten der ältesten und einfachsten, bloß dreisaitigen Lyra mit dem Daumen gespielt wurden! — Bei den Römern war es ein Zeichen besondern Gewohnheit, wenn man zu gunsten eines Menschen beide Daumen nach oben hielt, während das Niederhalten zur Erde ein Zeichen der Ungnade war und seinen Tod zur Folge hatte. Eine andere Mimik bestand darin, daß man auf den Daumen biß, um jemandem hierdurch seine Verachtung auszudrücken. So sagt Drosfen in seinem „Aristophanes“: „Wie da der Sensenschmied sich freut — Und seinem Nachbar Langenschäfter nen Daumen beißt! — Immer war es aber nicht angenehm, den Daumen in einem andern Mund zu haben. Das wußte Reinike Fuchs, den Goethe andeuten läßt:

„Nein ich wünschte mir solche Gefahr nicht wiederzusehen,  
Nur es mag mir begegnen, was will, ich laß mich niemals  
Wieder nach Hof bereden, um in des Königs Gewalt mich  
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Ge-  
wandtheit.“

Meinen Daumen mit Rot aus meinem Munde zu bringen.“  
Es gibt eine ganze Reihe von Sitten und Gebräuchen, bei denen der Daumen eine höchst geheimnisvolle Rolle spielt. Sie sind nur daraus zu erklären, daß er als ein alpartiges Wesen aufzufaßt wird, dem in Wirklichkeit tatsächlich übernatürliche Kräfte innewohnen, wie wir es ja auch schon daraus sehen, daß der Daumen eines gehängten Diebes Glück und

Macht bringen sollte. So haben wir den ganz bekannten Volksglauben, daß man bei epileptischen Anfällen den Daumen gewaltsam aus der Hand brechen müsse, wenn der Anfall jähneler vorübergehen solle. In Wirklichkeit liegt dem die abergläubische Ansicht zugrunde mit dieser gewaltsamen Handlung die Macht des bösen Geistes zu bewältigen, der die Krankheit verursachte. Bei Gellert finden wir in diesem Sinne eine Aenderung in den Worten: „Man bricht der (ohnmächtigen) Frau die Daumen aus.“ — Grimms Wörterbuch führt auf die übernatürlichen Eigenschaften des Daumens auch den Vorgang zurück, daß man, wie es heute noch bei Betten und früher bei Abschluß von Handelsgeschäften gebräuchlich war, die beiden Daumen zusammenhält und von einem Dritten durchschlagen läßt. Schlägt einer der Beteiligten durch, so muß er „Lopp“ sagen.

## Literarisches.

— Die „Apologetische Rundschau“, das Organ der Zentral-Ausfunststelle, bringt in ihrer Januar-Nummer eine Reihe sehr gediegener Abhandlungen. Geistl. Rat Dieffenbach-Gilvillie legt in einem sehr interessanten Artikel dar, daß nicht Kirche und Scholastiker, sondern Luther und die Reformatoren die wahren Schüler der Heiligenbrände waren. Kreisarchivar Dr. Schrötter (München) schildert die traurige Lage der katholischen Münchens vor 100 Jahren. Von den übrigen lehrreichen Aufsätzen heben wir noch folgende hervor: „Die Frau in Babel und Israel“ von J. Matthias, „Blugschreien“ von Kaplan Könn (Köln), „Jenseitshoffnungen und Diesseitsarbeit“ von Dr. Stübgen (München), die Ursachen des Unglaubens von Pfarrer Mehren (Wiesbaden). Den Schluß der inhaltreichen Nummer bilden Apologetische Mitteilungen und die Widerlegung der neuesten kirchenfeindlichen Verleumdungen. Die billige Zeitschrift (nur 3 Mark jährlich) sollte in keinem katholischen Hause fehlen.

## Allerlei.

— Den Unfall des serbischen Kronprinzen, welcher mit knapper Not dem Tode des Ertrinkens entronnen ist, haben die Zeitungen mit recht netten „Glückwünschen“ kommentiert. Dies weckt die Erinnerung an ein Wort über Napoleons III. Vetter, den „Prinzen Plon-Plon“, auch genannt der „rote Prinz“, der so ein Prachtexemplar von einem prinziplichen Tunichtgut war. „Papa“ sagt der kleine Lulu zu Napoleon: „Sage mir doch, was für ein Unterschied ist zwischen accident und malheur!“ „Mein Sohn“, antwortete Napoleon, „das will ich Dir durch ein Beispiel klar machen. Geht Dein Onkel, Prinz Plon-Plon, fröle eines Tages in die Seine, das wäre ein accident, (Unfall, unglücklicher Zufall); zöge ihn aber jemand heraus, das wäre ein malheur“ (Unglück).

— Die sechs Dienstmädchen. In Stuhlweihenbürg, so berichtet das Wiener Fremdenblatt, erregte am letzten Sonntag folgender Vorfall lebhaftes Aufsehen: Am Abend betrat eine ältere Dame in Begleitung von sechs festlich gekleideten Dienstmädchen das Café „Hungaria“. Sie nahmen an einem langen Tische Platz und die Dame ließ den Mädchen Kaffee servieren. Das Erscheinen der Gruppe wurde allgemein bemerkt, und man dachte schon, es handle sich um einen der Fälle von Mädchenexport. Schließlich wurde die Polizei aufmerksam, der Vizestadthauptmann trat an die Dame heran und fragte sie, woher sie komme. Die Dame antwortete ganz überrascht: „Aus Zichy-Uffalu.“

„Wo waren Sie mit den Dienstmädchen?“  
„Im Theater.“  
„Was machen Sie hier?“  
„Sie sehen ja, wir trinken Kaffee.“  
„Was beabsichtigen Sie mit diesen Mädchen?“  
„Gar nichts.“  
„Wohin wollen Sie sie bringen?“  
„Nach Hause.“  
„Wer sind Sie denn?“  
„Wer ich bin? Die Gräfin Johann Zichy, und das sind meine Dienstmädchen.“

Der Stadthauptmann hat um Verzeihung und überzeugte sich, daß die Gräfin ihren Dienstmädchen nur ein Vergnügen machen wollte und sie bewirtete.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 5.

Düsseldorf, den 5. Februar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Sexagesima. — Sexagesima. — Sozialdemokratische Moral-Fezerei über katholische Moral-Logik. — Professor Darnaud über den konfessionellen Frieden. — Raze und Hund. — allerlei.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Art sei verboten.)

## Evangelium zum Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VIII, 4—16.  
In einer Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen, und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwuchsen, erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihren Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Befuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wollüsten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Gedult."

### Sexagesima.

Als du vom Säemann das Gleichniß sprichst,  
Lag wohl mein Herz vor deinem Blicke offen;  
Was du vom unfruchtbaren Acker sagst,  
Hat meiner Seele treues Bild getroffen.

Sie liegt so nah' am breiten Weg der Welt,  
Daß schon im Keim zertreten sind die Saaten;  
So dürr und steinig ist ihr Ackerfeld,  
Daß wuchernd Dorn und Distel nur geraten.

O Herr! durchfurch mit der Gnade Pflug  
Mein Herz und send' ihm deiner Gnade Regen;  
Auf daß der Grund, der nichts als Unkraut trug,  
Zulezt noch bringe guten Ernteseegen.

Das heutige Evangelium bringt uns wieder eine herrliche Gleichnißrede unseres Herrn vom „Reiche Gottes“. Wie früher schon wiederholt bemerkt, erwarteten die Jünger Jesu ein Messianisches Reich, das, wie andere Reiche dieser Welt, durch äußere Macht, unter äußerem Glanz, mit großartigem, äußeren Erfolge ins Dasein treten werde. Nun mußten die treuen Begleiter Jesu aber erleben, daß der Erfolg der öffentlichen

Tätigkeit ihres Meisters ein sehr geteilter war, und daß gerade die Säupter des Volkes, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, an ihm Vergerniß nahmen und mit ihren zahlreichen Anhängern im Unglauben verharren. Was die Jünger erwarteten, stand also in grossem Widerspruch zu dem, was sie bisher erfahren hatten, und es mußte sich ihnen bange die Frage aufdrängen: wie es doch kommen möge, daß gerade das, zur Anteilnahme am Messianischen Reiche berufene Israel sich so feindlich gegen den von Gott gesandten Begründer des Messianischen Reiches verhalte, — und wie unter so ungünstigen Umständen die Begründung dieses Reiches durchzuführen sei. Die Lösung dieser Zweifel und Bedenken bot den Jüngern das Gleichniß vom Säemann: es erklärt kurz und bündig, aber doch erschöpfend, den geteilten Erfolg des Wirkens Jesu und die abweisende Haltung derjenigen, die in erster Linie berufen waren; es lehrt aber auch, wie nur durch die geistige Macht des Wortes Gottes das Messianische Reich in der Welt begründet werden sollte.

Der Herr gibt selber die Erklärung des Gleichnisses, so daß der große hl. Gregor hervorhebt, es bedürfte deshalb einer weiteren Erklärung nicht mehr. Andere Gleichnisse trug der Heiland aber vor, ohne eine Deutung zu geben: wir sollen eben aus den von Ihm Selbst erklärten Gleichnißreden lernen, wie wir die übrigen aufzufassen und zu deuten haben. Das haben denn auch die hl. Väter und Lehrer der Kirche zu allen Zeiten getan, wie aus ihren Schriften leicht zu ersehen ist.

Greifen wir nun für heute, aus dem obigen Gleichnisse einmal den letzten Teil heraus zu einer kleinen Betrachtung: „Ein Teil des Samens (sagt Jesus) fiel auf gutes Erdreich, ging auf und gab hundertfältige Frucht.“ — „Damit (setzt Er dann erklärend hinzu) sind die gemeint, die das Wort (Gottes) hören, es in einem guten und willigen Herzen bewahren und Frucht bringen in der Geduld.“ Sie bringen also reichliche Frucht in der Geduld! In der Tat, nicht in einigen Tagen oder Wochen ist die hundertfältige Frucht in ihrer Reife vorhanden! Wird ein Weizenkorn in die Erde gelegt, so erscheint zuerst ein zartes, grasartiges Pflänzchen, daraus entwickelt sich der Salm, endlich die Aehre; und Wind und Ungeßüm der Witterung, bald heftige Regengüsse, bald glühende Hitze gehen über die Saat hin. — Auch die Heiligung der Seele durch das göttliche Wort braucht Zeit und Ausdauer denn mancherlei tritt dem geistigen Wachstum gefährdend und entmutigend in den Weg. Aber die Treuen, deren Seele ein gutes Erdreich ist, lassen sich dadurch nicht beirren. Ob sie auch ein und das andere Mal straucheln, sie stehen immer wieder auf; ob sie auch hinter den Erwartungen, die sie von ihren eignen Fortschritten in der Tugend hegen, zurückbleiben sie verlieren den Mut nicht; ob sie auch ei-

nige Zeit eine gewisse Dürre und Trockenheit in sich fühlen und fast wie Sklaven am Joch ihrer Vorsätze ziehen müssen, sie weichen darum doch nicht, weil sie wissen, daß das nur Prüfung ist und wieder vorübergeht; so langsam es mit dem Wachstum und Reizen in der Tugend vorwärts geht, sie halten unentwegt das hehre Ziel fest im Auge: sie bringen ihre Frucht in Geduld!

Wie schwer wird es u. a. den Eltern, ihren heiligen Pflichten gegen die Kinder, zumal wenn deren größere Zahl auch entsprechend größere Sorgen bringt, in Geduld gerecht zu werden! Auch hier heißt es Frucht bringen in unermüdlicher Langmut und Liebe, aber auch wieder in Starkmut und Ausdauer, wo es sich um die Bekämpfung wirklicher Fehler handelt, und erst recht, wenn es sich darum handelt, die heranwachsenden Kinder vom Verderben der Welt fern zu halten. Wüßten manche Mütter, weld' unbeschreibliche Macht ein sanftes, mahnendes Wort ihrerseits selbst auf das Herz des erwachsenen Sohnes auszuüben vermag, sie würden wahrlich öfter davon Gebrauch machen; was alle Strenge und Energie des Vaters hier nicht zu Wege bringt, vermag sehr oft das in Geduld und Sanftmut gesprochene Wort einer guten Mutter.

Noch ein Wort zum Schlusse: An der Ausfaat des Samens, also an Verkündern des göttlichen Wortes, fehlt es heute wohl nicht, aber um so mehr an — Hörern! Wenigstens gilt das von Städten! Tausend Entschuldigungen gibt es da, um an der Beiwohnung der sonntäglichen Predigt vorbeizukommen. Ung wäre es nur immer die Bequemlichkeit allein, die da abhält: weit schlimmer ist jene unselige Scheu vor dem Worte Gottes, die in der fürchten Furcht gipfelt es möchte jene geheimnisvolle Kraft auf das Herz ausüben und das schlummernde Gewissen aufschrecken.

Der Acker, lieber Leser, der keinen Samen empfängt, bringt auch keine Frucht; wollen wir daher Frucht bringen fürs ewige Leben, so ist die erste Bedingung, daß wir den göttlichen Sämann nicht etwa an dem Acker unserer Seele vorbeigehen lassen, — sondern ihn vielmehr einladen zu uns, indem wir fleißig und in reiner Absicht der Verkündigung des göttlichen Wortes (in Predigt oder Katechese) allsonntäglich beiwohnen. — Möge denn der Samen des göttlichen Wortes in unserem Herzen, lieber Leser stets ein gutes Erdreich finden, auf daß er wachse und gute Früchte in reichster Fülle bringe.

S.

### ⊙ Sozialdemokratische Moral-Fexerei über katholische Moral-Theologie.

Nicht mehr imstande, die famose Lügenmoral Kautsky's als dessen bloße Privatmeinung hinzustellen, da sie ja von der sozialdemokratischen Partei gebilligt und empfohlen wurde und ohne Widerspruch hingenommen, ja durch einen Beschluß der Hamburger Genossen ausdrücklich anerkannt worden ist, sucht die Sozialdemokratie die katholische Moral zu verdächtigen. Ein Artikel „Ein kleines Moralkapitel“ macht eben die Kunde durch die ganze rote Presse und ist am 18. Januar dieses Jahres auch in dem Düsseldorfener Genossenorgan angelangt. Dieses Artikelchen dokumentiert wieder durch die Tat, wie eben die Genossen praktisch die Lehre Kautsky's betätigen, daß dem Feinde gegenüber die Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht existiere.

Es betrifft der Artikel die Frage von dem *sw.* inneren Vorbehalt (*restrictio mentalis*) und es soll der Schein erweckt werden, als gestatte die katholische Moral den — Meineid!

Diesem Versuch gegenüber stellen wir die Tatsache fest, daß kein einziger katholischer Theologe jemals den Meineid als erlaubt hingestellt hat. Alle verwerfen ihn als schwere Sünde. Alle ohne Ausnahme verwerfen die Lüge als Sünde. Mit diesen Dingen, die eigentlich festzustellen für einen vernünftigen Menschen überflüssig ist, wäre die Sache erledigt; doch diese Moralleger, welche in ihrer Verleumdung der Kirche das allerweiteste Gewissen haben, hüllen sich in den Mantel des sittlichen Belotens. Sie verweisen darauf, daß

katholische Moralktheologen den Gebrauch des sog. geistigen Vorbehalts als erlaubt hinstellen.

Was ist das? Sehen wir den Fall: Ein Mensch erfährt in seiner beruflichen Stellung — man denke an Seelsorger, Ärzte, Rechtsanwälte, Offiziere, Diplomaten, Minister, an Post- und Telegraphenbeamte vom Briefträger und der Telephonistin bis hinauf ins Verkehrsministerium — Dinge, zu deren Geheimhaltung er gerade durch seine amtliche Stellung verpflichtet ist. Bei irgend einer Gelegenheit wird er von irgendwem über eine solche Sache gefragt. Was soll er tun? Lügen darf er nicht. Schweigen — das geht nicht immer, denn nur zu oft wäre dadurch das zu wahrende Geheimnis halb, wenn nicht ganz preisgegeben; zum mindesten würde der Fragesteller erst recht aufmerksam und stutzig gemacht. Da reden nun die Moralkisten von der Anwendung des geistigen Vorbehalts oder des Gebrauchs doppelsinniger Ausdrücke und Worte.

Ein paar Beispiele mögen das Gesagte illustrieren:

Der hl. Athanasius wurde bei seiner Flucht aus Alexandria verfolgt. Als er sah, daß die feindlichen Schiffe sein Schiff erreichten, bejahl er, umzukehren und nach Alexandria zurückzufahren. Beim Vorbeifahren wurde er von seinen Verfolgern angerufen, ob Athanasius wohl noch ferne sei. Er antwortete: Athanasius sei gar nicht weit entfernt, worauf jene ihre Verfolgung forsetzten, während Athanasius entfliehen konnte. Die Doppelsinnigkeit liegt in der Antwort: der Verfolgte sei gar nicht weit entfernt. Er selbst hatte das Wort in dem wörtlichsten Sinne genommen, die Verfolger in dem Sinne, jener sei nicht mehr weit in der Richtung ihrer Fahrt entfernt.

Oder: ein Bewerber um eine Stelle reist nach der Hauptstadt, um beim Minister selbst sein Gesuch vorzutragen. Schließlich fragt er der Minister direkt, ob er denn nun auf die Stelle rechnen dürfe. Der gibt ihm diplomatisch zur Antwort: „Sie werden nicht umsonst hierhergereist sein.“ Als der Mann dann sich rühmt, die betreffende Stelle erhalten zu haben, wird er ausgelacht und darauf aufmerksam gemacht, daß der Minister das Wort „umsonst“ in einem ganz anderen Sinne gebraucht habe, nämlich, daß er nicht gratis und kostenlos auf der Bahn gereist sei.

Wahrlich, es ist nicht einzusehen, was gegen eine solche Anwendung doppelsinniger Worte und Ausdrücke auszusprechen ist.

Noch ein Beispiel für den geistigen Vorbehalt. Es hat jemand ein Geheimnis zu wahren, ein anderer fängt mit ihm ein Gespräch an über denselben Vorgang, betreffs dessen der erste zur Geheimhaltung verpflichtet ist, und jener beginnt das Gespräch eben, um mehr zu erfahren. Der betreffende verquittet aber seine Erzählung mit allerhand anderen Dingen. Um den Neugierigen auf eine falsche Fährte zu locken, macht der Angeredete mit Bezugnahme auf die mit unterlaufenen Nebendinge die Bemerkung: „Sie tramen da Kenntnisse aus, die sich mir entziehen.“ Wo ist derjenige, der das als unbillig, ja als tief unbillig bezeichnen will?

Man sucht nun diese Anschuldigung damit zu rechtfertigen, daß man sagt, nach jenen Moralktheologen wäre der Gebrauch mehrdeutiger Redewendungen oder des geistigen Vorbehalts (*Mentalrestriktion*) in allen Fällen gestattet, auch bei eidlichen Aussagen vor Gericht.

Und diese Behauptung ist das Perfide an der ganzen Sache.

Denn 1. haben jene kasuistischen Moralktheologen die Anwendung eines geistigen Vorbehalts, bei dem der Antwortende einen Ausdruck gebraucht, der nur einen Sinn haben kann, und zwar den des Fragenden, und dann in seinen Gedanken (*in mente*, daher der Name *Mentalrestriktion*) etwas hinzudenkt, was nicht in den Worten liegt und nach den Umständen nicht darin liegen kann, als Lüge direkt verworfen. *Restrictio pae mentalis est simpliciter mendacium* schreibt der in jenem Artikel als Eideshelfer zitierte Moralktheologe Gury (*Comp. theol. mor.* 1 n. 457 al. 442). Ausdrücklich noch hat Papst Innocenz XI. in der Bulle vom 4. März 1679 die Anwendung dieser geistigen Einschränkung beim Eide verworfen. Es fehlt also jener Anklage alle und jede Veredlung.

2. Beim Eide fordert die Moralktheologie Wahrheit (*veritas in mente*), volle Wahrheit, d. h. in unserem Zusammenhang hier, daß die Worte des den Eid Leistenden in denselben Sinne gebraucht werden, in welchem der den Eid Entgegennehmende sie versteht. Deshalb darf gerade beim Eide vor Gericht die Anwendung eines doppelsinnigen Ausdrucks oder des inneren Vorbehalts keine Anwendung finden, wie überhaupt immer dort, wo eine gesetzliche oder moralische Pflicht besteht, unumwunden die Wahrheit zu sagen. Deshalb lehrt der von jenem Artikel zitierte Jesuitenpater Lehmann *tu hi iurj* und bündig, aber durchaus richtig: „Von der

Süge, die immer unerlaubt ist, unterscheidet sich die Mentalrestriktion, die zuweilen erlaubt, zuweilen notwendig, zuweilen unerlaubt ist." Ueber die Fälle, wo dieselbe erlaubt, unerlaubt und notwendig ist, wird nach dem Gesagten hofentlich auch in dem Verbandsblätterlein des roten Moraltheologen ein Bild ausgehen.

In jenem Artikel werden zum Erweis dafür, daß manche Moraltheologen den Meineid gestatten, einige Namen angeführt von Autoren, welche die Anwendung doppelsinniger Ausdrücke selbst beim Eide gestatten.

Selbstredend geht das nicht ohne Rogerei ab, denn der gute Mann läßt in seiner zum Himmel ragenden Ehrlichkeit zwei Angaben weg: 1. daß jene Autoren dem 17. und 18. Jahrhundert angehören und 2. daß sie eine ausdrückliche Klausel anbringen.

Diese beiden Punkte sind jedoch sehr zu betonen. Denn fürs erste bleibt zu berücksichtigen das Prozederfahren jener Zeit. Damals herrschte in der Gerichtspraxis das Inquisitionsverfahren neben dem heute üblichen Akkusationsverfahren, wo im Staatsanwalt ein amtlich bestellter Ankläger auftritt. Bei jenem Inquisitionsverfahren konnte der Richter seine Kompetenzen überschreiten und z. B. von einem Zeugen Aufschlüsse verlangen über Dinge, zu denen ihm jeder Anhaltspunkt mangelte. Deshalb brachten die Moraltheologen jener Zeit die Klausel an, der Zeuge könne non legitimo interrogatus, d. h. ungefragt, die Wahrheit durch Mentalrestriktion zu verbergen, falls dann der Verdacht nicht auf einen Unschuldigen fiel. Es liegt auf der Hand, daß bei dem modernen Rechtsverfahren alle diese Erläuterungen jener alten Moraltheologen gegenstandslos geworden sind. Vielmehr lehren heute die Moralisten, daß jeder Katholik vor Gericht verpflichtet ist, ohne alle und jede Einschränkung alles zu sagen, was er von der zur Verhandlung stehenden Sache weiß.

Es soll gar nicht bestritten werden, daß der eine oder andere jener alten Moraltheologen bei Besprechung praktischer Fälle über die Schwur gehauen hat; aber das war dann eine falsche Anwendung eines richtigen Grundsatzes und nicht, was von der sozialdemokratischen Lügenmoral gilt, die Verkündigung eines falschen und verwerflichen Grundsatzes.

Wie gewissenlos die Sozialdemokratie zu Werke geht, zeigt der Umstand, daß sie den Moraltheologen Sanchez zitiert, selbstredend ohne Angabe seiner Lebenszeit, um den Eindruck zu erwecken, als handle es sich um einen noch lebenden Schriftsteller. Der Mann ist 1610 gestorben, der ebenfalls angeführte Lessius starb 1623 und der dritte, Tamburini, 1730. Doch es kommt noch ärger.

Die von dem Papste Innocenz XI. recurrierten Sätze sind wirklich aus den Werken des Sanchez entnommen. Also dieser Artikeldreher sucht etwas als Lehre der Moraltheologie der katholischen Kirche auszugeben, was ausdrücklich von der Kirche verurteilt wurde.

Das kommt von der bodenlosen Unwissenheit dieser Leute, die natürlich niemals diese Fragen studiert haben, sondern einfach abgeschrieben haben aus Graßmanns gräßlichem Geschmier.

## \* Professor Harnack über den konfessionellen Frieden.

Bei dem Festakt zu Kaisers Geburtstag an der Universität Berlin hielt Professor Harnack die Festrede: Er ging von der sozialen Botschaft des Kaisers aus, die sein Entselbst ist kürzlich erneuert und fortzusetzen gelobt habe. Diese Botschaft sei ein Friedenswort im eminenten Sinne. Aber es gebe noch andere Gegensätze in unserem Vaterlande, die überblickt werden sollten. Das seien der gesellschaftliche Kampfsinn und die konfessionellen Gegensätze. Und nun ging der Redner auf die letzteren ein. Daß die eine der beiden getrennten Konfessionen Direktiven vom Ausland erhält, verschlimmere die Spaltung und Spannung. Ruß aber dies endgültig so sein? Harnack tritt dieser Frage näher und untersucht, ob und wie die beiden Bekenntnisse sich zu nähern und auszuföhnen vermöchten. Was in der Familie durch die Misshandlungen möglich sei, sollte auch in Gemeinde und Staat sich erträglich lassen. Aber keine Versuchung, sondern Annäherung. Mehr Innerlichkeit und ein höheres Christentum! Das werde die Einheit der Geister und damit den Ausgleich bringen. Nicht Toleranz, die stets etwas Sodanitätes habe, sondern Anerkennung. Die katholische Christenheit wohne in einem mächtigen, altwürdigen Schlosse mit prächtigen Hallen und dunklen Wäpferzellen. Die Protestanten wohnten in beschriebenen Häusern, in denen es oft an manchem gebricht. Aber Häuser und Schloß umschließt ein gemeinsamer Garten, in dem beide

gemeinsam tagsüber arbeiten, und nur in der Nacht sind sie allein. Das interkonfessionelle Problem nennt Harnack in Wahrheit ein konfessionelles, dessen Programm aus der Zeit des Christentums stammt und das zu verleugnen Jesus Christus selbst verleugnen hieße. Was aber ist bisher geschehen? Nichts! Oder vielmehr alles, um die beiden Konfessionen auseinander zu reißen. Und dennoch hätten katholischen Worte über Kirchengeschichte geschrieben, die ein Protestant nicht anders hätte schreiben können. Selbst über die Reformation seien derartige Werke vorhanden. Redner untersucht dann weiter, wo man in jedem der beiden Lager sich Konfessionen machen dürfe. So die Protestanten beim Gottesdienst, bei dem man sich fragen dürfe, ob seine puritanische Form die richtige sei. Wende der Protestant von dem Mönchtum und der Askese sich ab, so habe er doch jetzt das Platonisssentum begründet und andererseits habe die katholische Kirche Organisationen geschaffen, in denen die Liebestätigkeit auch in weltlichen Formen sich offenbare. Solcher Ansätze für die Verständigung führte der Gelehrte mehrere an, um zu dem Schluß zu gelangen, daß, hätten wir es mit der Religion und nicht mit der Kirche zu tun, die Einigung schon da wäre. Zu ihrer Förderung empfiehlt er gemeinsame Kongresse der Gelehrten und einen Austausch der Professoren und Hörer, sodas protestantische Studenten katholische Theologen hören und umgekehrt. Während er fordert, die Verquickung der Religion mit der Politik zu bekämpfen, weil dies Religion und Vaterland zugleich bedrohe, ruft er der protestantischen Kirche zu, der Freiheit größeren Raum zu geben und mutiger zu werden. Sie müsse offen erklären, daß ihr das alte Bekenntnis kein Gesetz sei, das sie mit Mühe erträgt, sondern ein hohes Gut, das sie in Freiheit benutzt! Gelangen die Kirchen zu einer inneren Gemeinschaft, dann werden sie die Religion rein und das Vaterland hart und friedenvoll gestalten.

## \* Katze und Hund.

Humoreske von E. Salm.

Sollte man es für möglich halten, daß eine — Ehe geschlossen aus gegenseitiger Achtung und freundschaftlicher Zuneigung — wegen eines Hundes zu einer Klage gewissermaßen in die Brüche geht?

Und doch — das Faktum bestand. —

Herr Emanuel Hagemann hatte sich nicht etwa als unreifer Dachs kopfüber in die Ehe gestürzt. Zehn Jahre kannte er sein; Amanda bereits, als er sich entschloß, die vielen Komplikationen des Alltagszelebens mit den Unnehmlichkeiten des Ehestandes zu vertauschen.

Und seine Amanda war wirklich ein gutes Tierchen. Nicht mehr im Lenz des Lebens — ja schon mehr im Herbst stehend — war sie dem Schicksal dankbar, das ihr doch noch einen braven guten Mann beschiede.

Freilich gewöhnen mußte man sich aneinander. Jedes hatte so seine Eigentümlichkeiten und das Anpassungsvermögen der verliebten Jugend fehlte hier. Jedes glaubte sein altes Leben wenigstens zum Teil weiterzuführen, sein alte Liebhaber bereien beibehalten zu dürfen.

So waren sie z. B. beide vernarrt in ein lebendes Wesen, dem die Liebe ihrer eintamen Tage gehört — er in seinen Kater Pud — sie in ihre kleine Pinscherhündin Nelly.

Nedes hatte auch für die Partlichkeit des andern, für seinen Liebling ein gewisses nachsichtiges Verständnis, und zur Zeit des kurzen Brautstandes traute Fräulein Amanda dem schnurrenden Pud gern die grauen Ohren und Herr Hagemann lachte zum quälenden Gebell der winzigen Nelly.

Nelly war nun ein kleiner Unhold. Pud gefiel ihr nicht und augenscheinlich war ihr einziges Bestreben, Pud aus der Wohnung zu bellen. Sie besorgte dies so ausgiebig — nämlich das Bellen — daß sie schon nach einem halben Jahre heiser war, was ihrem Organ nicht gerade zu erhöhter Klangschönheit verhalf.

„Tu doch den schrecklichen Kröter weg!“ — murkte der neugebackene Ehemann, dem die Ohren gesten. —

Das war die erste Stufe, die vom erteilten Ehefrieden abwärts führte. Frau Amanda war beileibe keine Kantippe.

Sie sagte nicht etwa, wie es vielleicht eine böse Eiden getan: „Tu doch Deinen Kater fort.“ Aber sie fühlte sich beleidigt, gekränkt in die Seele ihres Lieblinges hinein. Pud bekam die ersten seelen Wunden. Freilich machte der sich nichts daraus.

Sein ganzes Interesse war von der giftigen kleinen Nelly absorbiert. Sie hielt ihn auch genügend in Atem. Woher sie die Lungenkraft nahm, war zu bewundern, Herr Hagemann und die Nachbarn bewunderten die kleine Kreatur

freilich nicht, sie vertauschten sie bald, und Frau Amanda hatte sehr oft rote Augen. In ihrer sonst so guten Seele erwachten zum ersten Male schwarze Gedanken. Wenn sie diesen Pud, um den ihre arme Kelly sich so alterierte, doch aus der Welt hätte schaffen können! Wer Pud sah gar nicht danach aus, als ob er aus Scheiden aus diesem Jammerthal bächte. Im Gegentheil! Die Kost, die ihm Herr ihm verabfolgte, bekam ihm gut. Er wurde dick und fett. Und das war auch ein Grund für Frau Amanda, sich zu kränken.

Denn so wie Pud an Körpergewicht zunahm, so schwand Kellys ohnehin nicht besonders entwickelte Rundung hin. Die ewige Aufregung schadete ihr gewiß. Sie bellte und sprang zu viel. Herr Hagemann aber hatte nur für seinen Pud Bedenken über. Die schönsten Weispürzhäute bekam immer der graue Kater, ob auch Kelly vor Reid zu plagen drohte.

„Der Kater wird unappetitlich dick!“ meinte Amanda eines Tages.

„Besser als solch Klappergestell!“ knurrte ihr Gatte zurück. Und das Schlimme war, sein Bild hatte — vielleicht ganz absichtslos — nicht nur Kelly allein gestreift.

Die Gattin aber bezog die Anzüglichkeit auf sich und Verzerrungen sich auf zwischen ihr, der überreichen Frau und dem Manne mit dem vulgären Embonpoint.

Wald wiperten es die Dienstboten im Stiegenhaus. Bei Hagemanns sah der Anfriede am Tisch. Die Ehe war unglücklich, mußte unglücklich sein, und sie war es auch; denn jedes der Ehegatten bereute aufs Tiefste, diese Ehe eingegangen zu sein. Die Spannung zwischen den Eheleuten schien nur den Haß der Tiere zu säuen. Es kam jetzt täglich vor, daß Kelly sich eine blutige Nase holte, und Pud hatte eine schlimme Wundwunde am Schwanz. Dafür hatt: Herr Hagemann Kelly einen Fußtritt verjagt und Frau Amanda Pud für seine Arabattaden beinahe mit einem Vögelchen erschlagen. Tiere aber sind nachträglich. Pud war seiner Feindin heimtückisch am Nachmittag drauf auf die Schulter gesprungen und hatte ihr einen Deutzettel gegeben, indem sein Blüthen einige Tätowirungen auf Frau Amandas Wangen zurückließ. Kelly aber vergaß den Fußtritt nicht. Seit jener Stunde waren Herrn Hagemanns Oesen und Baden nicht mehr sicher vor den scharfen Zähnen des Heinen Unhalbes.

So hatte sich die Situation allmählich zugespitzt, um die Katastrophe vorzubereiten.

Hätte die Ehe unserm Paar auch manche Enttäuschung bereitet, und die erhoffte Harmonie zur Disharmonie verwandelt — eine Freude, ein Interesse war ihnen doch gemeinlich. Sie waren beide leidenschaftliche Freunde schöner Pflanzungen und unter ihrer kundigen Pflege gedieh ihre kleine Kollektion seltener, schöner Pflanzen auch wirklich zu ihrer Freude.

Schöne Palmen und Dracaenen, blühende Kakteen und Oleander und besonders ein stattliches Exemplar einer Araucarie waren der Stolz des Ehepaares. In schönen Sommermittagen pflegten beide auf ihrem Balkon zu sitzen und sich am Gedeihen ihrer Pflanzlinge zu ergötzen. Wieder war so ein schöner Sommertag. Friedlich beschien die liebe Sonne das auf dem Balkon vereinigte Ehepaar. Aller Hader schien vergessen.

Liebevoll betrachtete Herr Hagemann eben die zarten Sprossen seiner Araucarie. „Sie macht sich wirklich — wie nur, wie der junge Trieb! Ich hätte gar nicht gedacht, daß wir so viel Glück damit hätten. Nur nicht gar zu viel gießen, liebe Amanda!“

Da erhob sich drinnen im Zimmer ein Seidenlärm.

Kelly, die in ihrem Körbchen liegend, Siesta gehalten, war durch den auf eine Maus-Jagd machenden Pud augenscheinlich aus süßen Träumen aufgeschreckt worden. Mit Beserkerwut stürzte sich der Erreute auf den Störenfried und Pud. — diesmal durch den plötzlichen Angriff wirklich erschreckt, tat einen Satz und raste, verfolgt von dre wütenden Kelly, die jedoch nur auf einen Stuhl gelangte, durch's offene Fenster über die Schulter der entsetzten Frau Hagemann und des Balkonaitter hinweg in die Weite. —

Ein Doppelgespräch des Entsetzens! Frau Amanda war wirklich einer Ohnmacht nahe. Herr Hagemann aber sah im Geiste seinen geliebten Pud, den Gefährten seiner alljährlichen Jungesellenzeit schon zerstampert auf dem Pflaster liegen. Dem war nicht so. Heil und gesund war Pud unten angekommen, noch Katzenart auf allen Vieren. Mäulend ludte er sich die schmerzenden Wunden und lief ins Haus, aber das Unglück kam erst!

„Die Tanne! die schöne Tanne!“

Frau Amanda ächzte es im höchsten Distanz. Und wirklich, Puds Ungeheuer hatte der Araucarie zwei der schönsten Wedel gelöstet.

„Das Hundsviech!“ schrie nun auch der Gatte zornrot.

„Siehst Du's nun endlich ein?!“ triumphierte seine Frau. Aber ihre Freud: war verfrüht.

„Den verdammten Kater meine ich!“ schrie Emanuel sie an. Frau Amanda richtete sich hoch auf und ging ins Zimmer, gefolgt von dem wutschnaubenden Gatten.

„Ja,“ lobte dieser, „hätte diese Kanaille von einem Hund nicht den armen Pud so gebeht, um ein Paar sogar in den Tod gejagt . . . !“

„Gätt' er's doch getan! Diese hinterlistige Stubencreatur!“ „Hinterlistige Stubencreatur? Ohol! der Pud ist geheimer und treuer als Du und Deine Bestie von Hund zusammen!“

„Ich danke Dir für den liebevollen Vergleich! Daß Dir das abscheuliche Tier mehr gilt als ich — das weiß ich leider ja längst! Aber wech schöner Charakter Du bist, beweist Deine Treue und Ungerechtigkeit gegen die arme Kelly — Deine Rohheit, Deine bodenlose Rücksichtslosigkeit gegen mich und was mir auf Erden noch ans Herz gewachsen ist . . . .“

„Natürlich, da hal! Ans Herz gewachsen! Diese Mißgeburt von einem Hund!“

„Mißgeburt! Da hört sich doch alles auf. Dein gemästeter Kater ist vielleicht nicht zum Eselerregen! Freilich wie der Herr . . .“ sie verschluckte das Uebrige; aber Herr Hagemann blieb ihr die Antwort nicht schuldig. Und das Ende? Türen flogen, Schubläden kreischten, Statten kollerten und am Abend sah Herr Hagemann allein auf seiner Wohnung, allein auf dem geliebten Kanapee und doch nicht allein. Kollig schnurrend, wehlig an ihn gekümmelt blinzelte zufrieden Kater Pud ins Lampenlicht. Jetzt hatte er Aug für alle Zeiten vor der garstigen Kelly. —

Ein gerichtliches Nachspiel hatte die Affäre nicht. Aber die beiden Ehegatten leben groß und nebeneinander. Die giftige Kelly wird allmählich alt und klavrig und Puds Leibesfülle nimmt beängstigend zu. Vielleicht kommt einst die Zeit, wo die beiden Feinde das Zeitliche gesamt haben, dann — ja dann finden sich vielleicht auch die vereinsamten Eheleute wieder.

## Allerlei.

— Männerholz vor — Sprachvereinen! Zur Bekämpfung der Fremdwörterei versendet der Kasseler Sprachverein gedruckte Schreiben, deren vor einer Reihe von Jahren festgestellter Wortlaut folgendermaßen lautet: „Hochgeehrter Herr! In . . . finden wir verschiedene Fremdwörter, welche sich leicht durch deutsche Ausdrücke ersetzen lassen. In der Annahme, daß Sie den Bestrebungen für Reinhaltung unserer Muttersprache nicht abhold sind, erlauben wir uns, Sie höflich zu bitten, unsere Vereinszwecke auch dadurch zu fördern, daß Sie entbehrliche Fremdwörter vermeiden. Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie diese Zuschrift welche nur aus der Absicht, der guten Sache zu dienen, hervorgegangen ist, nicht in einem anderen Sinne auffassen werden. Hochachtungsvoll: Der Vorstand usw.“ Eine Zeitungsanzeige, in der „Mout. Kaufmann, als Korrespondent tätig gewesen, Position suchte,“ hatte dem betreffenden Vorstandsmittglied Veranlassung gegeben, an Herrn N. N. Nr. 1207, am 9. Januar, ein solches Schreiben mit der obgesagten Anzeige zu senden und die Bemerkung hinzuzufügen: „Ein alter Kaufmann wird auf eine solche Anzeige nichts geben; rout. — tüchtig, erfahren; Position — Stellung usw.“ Hierauf erhielt der Vorsitzende das Schreiben unter der Aufschrift: Herrn Dr. W., hier, Volkschlucht, 5. 1., mit folgenden Beileiworten: „N. N. zurück mit dem Bemerkten, daß ich eigentlich die Absicht hatte, Ihnen für diese bodenlose Unverschämtheit ein Paar herunter zu hauen! Ich höre aber, daß Sie ein alter Mann sind. Sie können sich von mir als moralisch geohreigt betrachten. Ein anderes Mal werde ich eine solche Lämmelei täflich ahnden. E. 12. 1. 07. N. N.“ Es kann, so bemerkt hierzu die Staatsb.-Ztg., kein Zweifel darüber bestehen, wer hier von Redakwegen in die Volkschlucht gehörte. Der Fall enthält aber auch die beherzigenswerte Lehre, daß man sich nicht blindlings in Unkosten stürzen und seine Leute wohlweislich ausführen soll. Denn es nimmt nicht jeder Lehre an.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 6.

Düsseldorf, den 10. Februar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Quinquagesima. — Quinquagesima. — Baum für alle hat die Erde. — Aus dem sonnigen Süden. — Der Hut in der neuen Frauenkleidung. — Vitararisches. — Exercitien in der Benediktiner-Abtei Maria Taach — Akerfel.

## Evangelium zum Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem hl. Lukas XVIII, 31—43.  
„In jener Zeit nahm Jesus die Zwölfs zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird Alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angepöbeln werden: und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir tun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm; Sei sehend! dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

### Quinquagesima.

Der blinde Bettler, der am Wege sah,  
Er konnte, da Du nah'ste, Dich nicht schauen.  
Daß er durch Dich zu diesem Glück gelang,  
Verdankt' er seinem gläubigen Vertrauen.

O Herr! Auch meine Augen seh'n Dich nicht,  
So lang' ich betteln geh' auf dieser Erde;  
So gib mir des Glaubens helles Licht,  
Daß, wenn Du nah'st, ich jenseits sehend werde!

Dem armen blinden Bettler im heutigen Evangelium gleich die ganze Heidenwelt zur Zeit Jesu. Dieser Blinde nahm jedes kleine Geldstück entgegen, das ihm von mitleidigen Menschen zugeworfen wurde. So sammelten auch die heidnischen Forscher manchen Weisheitsspruch, der zweifellos — gleich einem Almosen — aus den heiligen Schriften des jüdischen Volkes in ihren (geistigen) Besitz gekommen war. Die göttliche Vorsehung hatte eben mit weiter Absicht die Israeliten mit ihren heiligen Büchern unter die Heiden zerstreut, damit sie ihnen, die ihn (Gott) nicht kannten, Seine Wunder erzählten und sie wissen ließen, daß kein allmächtiger Gott ist, als Er (Tobias 13,4). Solche „Lichtfunken“ leuchten uns unverkennbar entgegen aus den Lehrsystemen eines Sokrates, Plato und Aristoteles, die um die Wende des 5. Jahrhunderts (vor Christus) blühten: auf die Gestaltung des praktischen Lebens ihrer Zeitgenossen aber ver-

mochten sie einen nennenswerten Einfluß absolut nicht auszuüben, — sie waren vielmehr wie kümmerliche „Almosenspenden“. So geht durch das ganze Heidentum eine ungekühlte Sehnsucht; es liegt am Wege dahinziehender Jahraufende und seufzt in seiner geistigen „Blindheit“, in seinem Abfall vom wahren Gott, — bis endlich der göttliche Erlöser Selbst „des Weges kommt“; da entringt der armen heidnischen Menschheit der Ruf: „Jesus, Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Herr, mache, daß ich sehe!“

Indessen sehen wir in dem Blinden von Jericho nicht nur das traurige Los der vorchristlichen Welt gezeichnet, sondern — wie oben bereits in „gebundener Rede“ ausgeführt ward — jeder einzelne aus uns findet Augenblicke, Tage, Zeiten seines Lebens in dem heutigen Evangelium abgepiegelt. Weil wir alle, Sünder sind so unterliegen wir auch wiederholt im Leben dem Irrtum. Ja, durch die Sünde verfallen wir der geistigen Blindheit, die in dem Maße wächst, in welchem die Sünde über uns die Oberhand gewinnt. Umgekehrt wächst das Licht des Glaubens aber auch in uns, je mehr unser Glaube in guten Werken sich lebendig erweist. Der felsenfeste, unerschütterliche Glaube der Heiligen war aufgebaut auf ihren Gehorsam gegen die göttlichen Gebote.

Wer aber in die Sünde gefallen und mehr oder weniger blind geworden ist für sein ewiges Heil, soll in der nun beginnenden heiligen Bußzeit den Heiland nicht vergebens an sich vorübergehen lassen: er soll sich nicht zurückhalten lassen von der lärmenden Menge, von den Geschäften des Tages, von dem Toben und Treiben der Welt — er soll vielmehr um das Licht der göttlichen Gnade bitten: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Er soll Erlösung ersehen von Ihm, der von Sich sagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, — wer Mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern das Licht des Lebens haben.“

Hätte jener Blinde von Jericho sich bestimmen lassen von Menschenrücksicht oder Menschenfurcht, hätte er derjenigen geachtet, die ihn anführten, daß er schweigen solle, so hätte er das Augenlicht nicht wiedererlangt: er wäre ein unglücklicher Blinder geblieben. Menschenrücksicht und Menschenfurcht sind ja nur zu oft die Hebel, lieber Leser, die unsere Handlungsweise bestimmen, die uns dazu bringen, der Lüge statt der Wahrheit, und der Ungerechtigkeit statt der Gerechtigkeit zu dienen. So war es nur Menschenfurcht, durch die Pilatus sich bestimmen ließ, ein Todesurteil zu fällen: „Wenn du diesen loslässest, bist du der Freund des Kaisers nicht,“ so schrie ihn die blutgierige Motte der Juden an, und die Säule des römischen Rechtes knickte augenblicklich wie ein schwaches Rohr zusammen! Die Furcht, beim Kaiser verklagt zu werden, beugte das Rechtsgefühl des stolzen Römers; er wäscht seine Hände über dem Blute des Gerechten: das ist aber nur ein Schauspiel für das Volk, ein leeres Symbol, durch das er die schwere Blutschuld von sich weg und auf die Schultern der blutgierigen Menge zu wälzen vermeint.

Der Römer wußte sehr wohl, auf welcher Seite die Gerechtigkeit lag; er hätte sie auch geliebt, wäre die Menschenfurcht nicht dazwischen gekommen.

Wir wollen wandeln im Lichte des Herrn, lieber Leser, dann müssen wir wandeln ohne Menschenfurcht, ohne Menschenrücksicht, in Wahrheit und Gerechtigkeit möge der barzherzige Herr auch uns die Augen öffnen, daß wir Ihm nachfolgen zunächst in der nun beginnenden heiligen Pflanzzeit! Freilich wissen wir, daß die welche das Irdische, das Diesseits, zur alleinigen Aufgabe ihres Strebens gemacht haben, von jeher diejenigen verhöhnten und verspotteten, die ihre Hoffnung auf das Jenenseits, auf die himmlische Seligkeit, setzen. Auch der Botschafter Paulus hat das nicht nur selbst erfahren, sondern es auch zu unserer Belehrung geschrieben: „Alle (sagt er), die gottselig in Christo leben wollen, werden Verfolgung leiden.“ S.

### ≡ Raum für alle hat die Erde.

Es ist eine vielerörterte Tatsache, daß da und dort auf unserem Planeten Ueberbevölkerung besteht. Aber außer China leiden nur einige wenige Kulturländer an diesem Uebel, und die Furcht, unser Erdball werde in absehbarer Zeit nicht mehr instande sein, das Menschengeschlecht zu ernähren, ist ganz unbegründet. Denn es gibt noch so viel von Pflug und Spaten bisher unberührten fruchtbaren Böden, daß die Menschheit auch bei einem Zuwachs von vielen hundert Millionen noch lange nicht darben muß.

Australien allein, der kleinste Erdteil, z. B. könnte in seinem bis jetzt spärlich bewohnten und bebauten westlichen Teil circa 2 Millionen Familien ernähren. Es leben jedoch von der fast 4 Millionen zählenden Gesamtbevölkerung Australiens nur gegen 200 000 Personen auf den 630 Mill. Acker (1 Acker = 40,5 Ar) des Bestens; mehr als 4 Mill. Acker, für Ackerbau und Viehzucht vorzüglich geeignet, sind dort noch nicht bestellt. Noch kolossalere Strecken un bebauten, kulturfähigen Landes finden sich in Sibirien: in der Randstrecke; im südlichen Sibirien, in Mesopotamien, Kleinasien, Syrien usw. Auch große fruchtbare Teile Afrikas, besonders im Süden, sind noch uneröffnet und daher spärlich bevölkert. Und — von anderen Teilen abgesehen — welche gewaltige, für Ansiedlungen taugliche Gebiete gibt es schon all in in Amerika! In Argentinien z. B., wo nur 20 Mill. Acker (8 Proz.) bebaut sind, und auf die Quadratmeile nur fünf Personen entfallen, warten 240 Mill. bis jetzt öde, aber außerordentlich ertragsfähiger Acker auf die Hand des Landmannes und Viehzüchters. Kanada, fast 3mal so groß wie das Deutsche Reich, zählt jetzt 6 Mill. Einwohner; es hat aber Raum für mehr als 100 Millionen und könnte sie ernähren; denn ungeheure Flächen seines Gebietes eignen sich vortrefflich für die Landwirtschaft, besonders den Getreidebau, sein Reichthum an edlen Metallen ist ganz bedeutend, und die Fisch- und Holzindustrie sowie auch die Forstwirtschaft können dort vielen Tausenden den Lebensunterhalt gewähren. Und der reiche weite Westen der Vereinigten Staaten, wie dünn ist er bevölkert! Millionen von Ansiedlern könnten auf seinem fruchtbaren Areal sich ein Heim gründen.

Am Raum fehlt es also auf Erden gewiß nicht. Es fragt sich nur: Wie erschließt man den Raumfuchenden die einzelnen bisher ungenutzten Gewenden? mit anderen Worten: Wie lenkt man dorthin den Ueberfluß der zu stark bevölkerten Länder? Die Lösung dieser Frage bietet große und jedenfalls nur allmählich zu hebende Schwierigkeiten. Die Klima-, Boden- usw. Verhältnisse mancher der un bebauten Landstriche sind in den breiten Volkswirtschaften zu wenig bekannt; ferner besitzen viele Tausende der Auswanderungslustigen nicht hinreichende Mittel zur Ueberwindung in so weit entlegene Gebiete; vielfach sind die Transport- und Verkehrsmitel noch zu wenig vorgerückt; gar mancher auch man hat absehen lassen durch die beweglichen Klassen der Unglücklichen, welche Schwindelgeschäften und gewissenlosen Agenten ins Garn gegangen und unrettbar in das größte Elend geraten sind.

Auch der Union will es immer noch nicht recht gelingen, den bunten Riesenstrom der Einwandernden — im Jahre 1906 waren es an 1 400 000 — mehr nach dem Westen zu lenken. Viel zu viele derselben bleiben in den östlichen Staaten „Heben.“ Und wenn auch vorüberhand eine Ueberbevölkerung der kleineren östlichen Hälfte des Landes nicht zu befürchten ist, so beginnen sich doch bereits manderorts unerquickliche ungesunde Verhältnisse zu entwickeln. Demert der Zudrang in dem

bisherigen Maße an, so wird es, wie Präsident Roosevelt sich kürzlich ausdrückte, in absehbarer Zeit nicht mehr möglich sein, die Europäer zu „assimilieren“. Und daher müssen die Vereinigten Staaten, so sehr ihnen grundsätzlich die Einwanderung willkommen ist, wünschen, daß vorläufig, wenn auch nicht ein Stillstand, so doch eine Abnahme eintrete, bis Mittel und Wege gefunden sind, größere Massen der Anfümmelnde dem Westen zuzuwenden. Die richtige Verteilung der Einwanderer ist für unser Land geradezu eine Lebensfrage.

Von diesem Gedanken geleitet und überzeugt, daß auch die Heimatländer ein Interesse an einer solchen Regelung der Einwanderung haben, ließ schon 1906 die oberste amerikanische Bundesbehörde bei verschiedenen europäischen Regierungen in unbekannter Weise anfragen, ob sie geneigt wären, eine bündliche Konferenz zu beschicken. Da der Vorschlag wenigstens „bis auf Weiteres“ wenig Anklang fand, so sind die Vereinigten Staaten auf Selbsthilfe angewiesen. Mit großer Strenge, manchmal leider mit Härte, werden die bereits bestehenden gesetzlichen einschränkenden Bestimmungen angewendet. Die Einwanderungstage pro Kopf würde von 2 auf 5 Dollars erhöht; jeder Familienvater muß mindestens 25 Dollars in Besitz haben. Die an die Gesundheit der Anfümmelnde zu stellenden Anforderungen sind bedeutend verschärft worden, und die Probezeit, innerhalb welcher ein Einwanderer noch nachträglich zurückgewiesen werden kann, — wenn er einem Gemeinweien zur Last fällt — ist auf 3 Jahre verlängert. Die strenge Sichtung findet statt in Ellis Island, das man darum „das Völkertor“ nennt. Dort gibt es unter den Abgewiesenen, „Inerwünschten“ oft herzzerreißende Szenen. Denn das Schicksal dieser Unglücklichen ist kein beneidenswertes. Viele von ihnen, die unter den harten Verhältnissen ihrer Heimat kein Daseinsmöglichkeit mehr sahen und ihr letztes bißchen Hab und Gut verkauft, verfallen nun völlig dem Elend.

Nebenbei bemerkt, sind es die Einwanderer germanischer Stammes, die das meiste Darbernduen aufweisen. So brachten z. B. die im Oktober v. J. zugelassenen 727 Deutschen (aus dem Reich, aus Oesterreich und der Schweiz) 355 436 Dollars mit, während die 14 631 Italiener nur 191 319 Dollars, die 4103 Magyaren 67 640 Dollars besaßen usw. Wegen ihrer verhältnismäßigen Wohlhabenheit, ihres Fleißes und ihrer Solidarität sind die deutschen Einwanderer in der Union im allgemeinen gern gesehen.

Eine neue, sehr wirksame Einschränkung der Einwanderung soll das dem Kongreß vorliegende Gesetz bringen, nach welchem alle erwachsenen Einwanderer des Westens und Schretens kundig sein müssen. Gelangt es zur Annahme, so bedeutet das eine jährliche Verminderung der Einwanderung in Ellis Island um etwa 200 000 und in anderen Häfen des Landes um circa 25 000 (allein von den im Oktober v. J. Angekommenen konnten 15 808 weder lesen noch schreiben). In den westlichen Staaten macht sich gegen diese Gesetzstimmung eine heftige Opposition geltend, da aus den Analphabeten sich größtenteils die Arbeiter für Bahnbauten und ähnlichen Arbeiten rekrutieren. Kürzlich noch kam aus dem Westen der Rotschrei, daß dort 850 000 felder Arbeiter fehlen. Auch im Süden, wo ebenfalls empfindlicher Mangel an Landarbeitern herrscht, ist man gegen alle gesetzlichen Maßnahmen zur Verminderung des Zuzuges, besonders gegen ein Anti-Analphabeten-Gesetz, weil dieses die Hoffnungen, welche man an die im vorigen Herbst begonnene direkte Einwanderung Bremen Charleston (Süd-Carolina) knüpfte, zum großen Teil vernichten würde.

Während nun die amerikanischen Behörden vorderhand auf Einschränkung hinarbeiten und hinarbeiten müssen, findet die Abgierung von Kanada seit einigen Jahren aus Mittel und Wege, den Menschenstrom in ihr Land zu lenken; und während die Vereinigten Staaten ein „Entree“ von 5 Dollars erheben, zahlt Kanada für jeden „bäuerlichen Einwanderer“ (Mann, Frau und Kind) aus Großbritannien 13 Dollars, aus anderen europäischen Ländern 5 Dollars an die Agenten. Die stammverwandten Engländer sind den Kanadiern demnach um genau 8 Dollars pro Kopf lieber als die sonstigen Europäer, und das darf man ihnen kaum verübeln; denn daß die vollständige „Assimilierung“ jener viel leichter und schneller vor sich geht als die der fremden Elemente, liegt auf der Hand. Infolge der Prämission ist die Zahl der in Kanada Einwandernden von 5000 im Jahre 1901 auf 75 000 im Jahre 1906 gestiegen. — Man glaubt, daß der in den nächsten Tagen bevorstehende Besuch unserer Staatssekretärs Root bei dem kanadischen Premier in Ottawa auch der Einwanderungsfrage gelten wird.

## ○ Aus dem sonnigen Süden.

(Ein Brief von der Riviera.)

In den Zeitungen lese ich tagtäglich davon, daß draßen in der Heimat die Winterstürme heulen, und ich lese von Schneeweichen, von Eis und von Frost. Das will mir fast wie ein Märchen klingen. Und wie ein Traum ist es um mich herum: das blaue Meer, die Palmen, der azurine Himmel, die blühenden Reichen, und die trotzig sich aufstürmende steingraue Mauer der Alpen mit den grünweißen Schneefirn um die wolkenverhangenen Häupter . . .

Wenn ich nicht gerade beim Schreiben den Kalender vor der Nase hätte, möchte ich sagen, wir befänden uns ausgangs April. Die Leute tragen sich schon ganz frühjahrsmäßig. Die Damen hell und die Herren hell, wenn nicht gerade die Gelegenheit den schwarzen Gesellschaftsanzug vorschreibt, oder man es vorgezogen hat, à la Toff Toff zu erscheinen, was gleichfalls nicht als direkt unfair angesehen wird. Nur die großen Willen müssen den Chauffeurs überlassen bleiben. Die Ledertappen nimmt die tonangebende Gesellschaft ohne viel Sträub'n mit in den Kauf.

Es ist sonderbar: wohl keinen zweiten Fleck der Erde gibt es, der so wenig langweilig werden kann, als jener schmale Küstenstreifen, der sich von Cannes nach San Remo zieht. 3. des Jahr — und ich bin seit Jahren Stammgast dort unten im sonnigen Süden — bietet etwas neues. Diese einzigartige Kombination dort unten von ländlichem Idyll, Badeort affluents und Großstadttrübel bietet selbst den abgebrauchtesten Nerven ständig etwas neues. Schon das internationale Milieu bringt das so mit sich. Die herrlichen Birren Frankreichs werfen ebenfugut ihre Wellen hierher, wie die Ereignisse im Orient oder die deutschen Reichstagswahlen. Die russischen und bulgarischen Unruhen werfen sogar ihre Schatten bis zur sonnigen Riviera. Nicht etwa, daß auch hier die Bomben fliegen und die Revolver knallen. Nein! Im Gegenteil! Hier ist man befalliglich göttlich und friedlich. Und nur in der Nähe der Monacoer Spielbank spielt gelegentlich der Revolver eine selbstmörderische Rolle. Wenn wir von Rußland und Bulgarien sprechen, so meinen wir nur die Leute, die sich hierher geflüchtet haben, weil es ihnen in der geliebten Heimat etwas zu „ungenügend“ wurde. Es sind also wieder einmal diejenigen, die es „schon leisten“ können. Und von diesen wieder ist es besonders die Damenwelt, die Toilettenkünste erlisst, hinter der der raffinierteste Pariser Geschmack erbleichen und erblaffen muß.

Ich kann sogar ein Toilettengeheimnis verraten, das vielleicht in der deutschen Heimat noch nicht genügend bekannt ist. Ich will mich nicht lange mit der Vorrede aufhalten; war noch vor kurzem das Unterredtischchen für Kleingeld-Aufbewahrungswende Trumpf, so ist jetzt der Portemonnaie-Stiefel zu tragen. Am oberen Ende des Damenschuerechtsfußchens ist ein winziges, gut verheilbares Täschchen angebracht, in welchem die Dame der Riviera ihre Moneten aufbewahrt. Und es ist noch ein sehr ungewohnter Augenblick, wenn die holde Schöne „in den Beutel“ greifen muß. Dabei wird oft viel Grazie entwickelt und es gehört einige Übung dazu, um alle diesbezüglichen Bewegungen anmutig und geschickt zugleich auszuführen zu können. Recht werden wenigstens die deutschen Leserrinnen wissen, was für Stiefel sie für eine Rivierareise brauchen, wenn sie Anspruch auf vollste Noblesse machen wollen.

Sonst ist es im Grunde genommen hier unten genau ebenso, wie es überall auf der weiten Welt zu sein pflegt. Kunst und Unterhaltung sollen selbstverständlich auch heuer nicht an dieser paradiesischen Küstenlinie, woselbst die größten lebenden Geister sich ein Rendezvous geben. Verschmähen es doch selbst die Königinnen und Könige der Bretter oft nicht, gegenwärtig einer Wohlthätigkeitsstellung als Mitwirkende aufzutreten. So auch kürzlich in Nizza. Für die so arg von zerstörenden Naturgewalten mitgenommenen Bewohner von Ringhoun war ein Eliteabend arrangiert, zu dem Mlets von 20 Frank aufwärts pro Stück zu haben waren. Die glänzenden Namen standen auf dem reichen Programm. Das Gebotene — Deklamationen und Musik — war Auserlesenes vom Auserlesenen. Man rief sich förmlich um die Plätze. Und wohl keinem jener Besucher wird das Goldstück leid getan haben, das er zahlen mußte.

Aber auch die Sensationen des Augenblicks fehlen hier nicht. Soweit die französische Riviera in Betracht kommt, haben sich auch die daselbst anässigen Kasinopächter an jener allgemeinen Protektionferenz beteiligt, die unlängst von den Kasinopächtern französischer Bäder in Paris einberufen worden war. Man debattiert hier jetzt ebenso allgemein, wie häufig jene Denkschrift, in der alle die unheilvollen Wirkungen aufgezeigt werden sollen, die der Lebensverkehr, das Hotelwesen usw. unbedingt erleiden mußten. Dabei gedenkt man auch der Kon-

kurrenten an der italienischen Riviera, besonders derer in San Remo und in Bordighera, die sich bereits lachend die Hände reiben und sich ein vortreffliches Geschäft für ihre eigenen Tische von einem rabiaten Vorgehen der französischen Regierung versprechen.

Über man spricht auch von allerlei Unsicherheiten. Und zu diesem Geprädisstigma hat besonders jener Mordanschlag im Schnellzuge Turin-Paris beigetragen, der unlängst viel von sich reden machte. Die Ueberfallene ist eine englische Witwe. Die Polizei glaubt bereits dem mutmaßlich-n Täter auf der Spur zu sein. Als Anhalt für Nachforschungen diente ihr ein Photographiealbum der Ueberfallenen, das in der Nähe von Turin aufgefunden worden ist. Doch darf man immerhin darauf gespannt sein, ob nicht wieder einmal ein „Falch r“ als Attentäter aufs Korn genommen worden ist.

Man kann freilich sonst an die Riviera nicht gerade über Unsicherheit klagen. Die Polizeiverhältnisse sind im allgemeinen recht gednet zu nennen. Die kommunale Offenheit hält durch ziemlich reichliche Mittel alle aufbringliche Beiteile fern. Bm hier und da dennoch mal über die Straße geschlagen wird, so fällt das wenig auf. Und schließlich pflügen sich auch hier zu Lande die Weiler in das Kleid von Rußland zu stecken. Aber etwas anderes möchte ich dafür erwähnen. Wie es heute für alles mögliche Schulen gibt: für Kellner und Chauffeurs, für Stiefelpuder und für Adressenschreiber — so gibt es in der Nähe von Monaco, d. h. in Nizza und in Ventimiglia, Spielerschulen. In diesen Schulen wird man über allerlei Kombinationen unterrichtet, die Gewinn-Systeme ergeben sollen. Die Mathematik wird dabei zu allen möglichen und unmöglichen Dingen mißbraucht um so wenigstens dem Kinde ein Mäntelchen umhängen zu können. Ein kindiger Kopf soll im Spätherbst vorigen Jahres den Anfang mit diesen Spielerschulen gemacht haben. Das ließ natürlich die anderen kindigen Köpfe nicht ruhen. Und jetzt gibt es schon mehr als ein Duzend derartiger Lehrschulen, die jede ein besonderes System haben, von denen eines immer besser und sicher gewinnbringend als das andere sein soll. Diese Cercles privots blühen natürlich ganz im Verborgenen. Die Polizei darf — offiziell wenigstens — keinen Wind von ihrem Betrieb bekommen. Und jeder Neueintretende ist verschiedenen Zeremonien unterworfen, ehe er endgültig Aufnahme und Unterweisung in den Mythen findet. Die Frequenz dieser Schulen soll übrigens keine schlechte sein, obwohl das Schulgeld nicht gerade niedrig bemessen ist.

Doch was wollen selbst die absonderlichsten Blüten in einem Paradiese besagen, wie es die Riviera eines ist? Hier wo alles Fröhlich und Schönheit atmet, nimmt man auch gern ein wenig Absonderlichkeit in den Kauf. Es ist eben zu schön, um Grillen zu fangen, und zu wonnig, um sich mit Kleinigkeiten auch nur den geringsten Genuß vergällen zu lassen. Wo das blaue Meer lacht und die Palmen rauschen, da gibt es nur eins: genießen und immer wieder genießen. A. Z.

## \* Der Hut in der neuen Frauenkleidung.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

Man ist vielfach der Ansicht, die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Bekleidungskunst wären eine Sache der Mode. Das „Reformkleid“ von unsachgemäßer Hand gefertigt, von Korsettfiguren getragen, das uns vor einigen Jahren wegen seiner häßlichen Form, seiner geschmacklosen Garnierung abschreckte, und mit den Reformbestrebungen, die eine Veränderung der heutigen Frauenkleidung bezwecken, bekanntzumachen, — dieses „Reformkleid“ war allerdings ein Mode Ding, einer von den Auswüchsen der Mode, die wir als Un Sinnigkeiten, als Bizarrerien kennen.

Die Einführung der neuen Frauentracht, die nicht das Modekleid, sondern das Eigenkleid will, geht zwar langsam und von vielen noch unbemerkt, aber doch sicher und erfolgreich seinen Weg. Und die Zeit ist ganz gewiß im Anzuge, die uns in der äußeren Erscheinung einer Frau zweifellos erkennen läßt, ob wir es mit einem vernünftig denkenden, gesunden Wesen oder mit einer Närrin, einer Modeschlabin zu tun haben.

Was vom eigentlichen Kleide gilt, das muß auch bei unserer Frauentracht vom Hut gesagt werden.

Der stimmungsvolle Totaleindruck einer eleganten Damen-toilette ist wesentlich davon abhängig, daß der Hut zum Ganzen passe. Aber Sinn und Verständnis für derartig stimmungsvolles läßt sich nur da voraussetzen, wo der sagen. gute Geschmack auf jener Bildung beruht, die beim Damenhut in

dem Zusammenströmen von wohl gegeneinander abgetönten Farben und edlen Formen das Schöne zu erkennen und zu lieben gelernt hat. Alltäglich vor unsere Augen tretende Betspiele beweisen nun zwar, daß eine ungemein große Gruppe unserer Frauen wenig der Ansicht huldigt, daß der in der Toilette eingestimmte Gut den Reiz der Erscheinung erhöhe. Was fragen sie danach, daß hier und da ein paar kunstverständige Augen vergebens nach dem Künstlerischen, dem Kunstwert der Toilette suchen!

Was ist ihnen Hefuba? Was Schönheit als solche? „Ach, — schön macht nicht schön, gefallen macht schön!“ wird uns mit bezauberndem Lächeln versichert.

Was unsere ganze heutige Frauentracht, — die häßliche Mode der unnatürlichen engen Taille, der langen Kleiderröcke die nur deshalb so lang gearbeitet werden, damit man sich auf der Straße daran ermüdet, sie ungraziös getrafft zu tragen, der entfehlenden Hals-einpressungs-instrumente, genannt Stelzfragen, der eiteln, hohen Stödelabsätze usw., — ihre Grenzenberechtigung nur dadurch beweisen kann, daß man sich an sie gewöhnt habe, genau so ist die Art und Weise, wie die meisten Frauen von heute ihre Kopfbedeckung wählen, lediglich nur Sache der Gewöhnung.

Daher schaltet auch die Initiative vielfach dabei aus.

Das Eigenkleid verlangt aber auch einen „Eigenhut“, den Hut, der nicht plan- und wahllos getragen wird.

Wie kommen wir heute an unseren Hut?

Man sieht einen im Schaufenster, geht hinein, kauft ihn und ist glücklich. Oder man hängt sein Herz an eine Form, eine Garnierung von Federn, Blumen Spitzen und Agraffen, wie man sie hier oder da auf dem Haupte einer anderen Dame gesehen, und — man bestellt sich die naturgetreue Kopie, unbekümmert darum, daß man eben nur eine Kopie erstanden. So sind wir es gewöhnt, deshalb halten wir es für gut und richtig. Wenn alle Modistinnen wirkliche Künstlerinnen wären, wenn sie die Materie, die sie mit ihren stinken, nimmermüden Händen so geschickt zu meistern verstehen, in den Dienst einer vornehmen Hutkunst zu stellen vermöchten, wäre schon viel geschehen. Aber wie weit sind unsere Putzmacherinnen vielfach noch von der Leistungsfähigkeit jener bewunderungswürdigen „Hutdichterinnen“ entfernt, denen die Pariserin den fein gewählten Abschluß der Erscheinung, die Krönung durch den Hut verdankt! Der Einfluß des Putzmacherinnengeschmacks auf die Wahl eines Hutes durch die Kundin ist ein ganz enormer, — wenn auch zugestanden werden muß, daß manche Dame in ihrer Geschmackverirrung durchaus selbständige Wege geht und sich aus Prinzip weder von ihrer Modistin noch von — ihrem Manne dreintreden läßt.

Es wirkt stets unschön, wenn eine kleine, schlanke Dame einen Hut trägt, der, flach und glatt garniert, in der Form an ein Wagenrad erinnert, oder wenn eine nicht schlanke, hohe Gestalt eine kleine zierliche „Behauptung“ aufsieht. Wird im ersten Falle der Eindruck des Geduckten, Gedrückten hervorgerufen, so hat man im anderen das Gefühl, man begegne einer wandelnden Säule. Es ist ebenso für den guten Geschmack ein Schlag ins Gesicht, wenn über einem breiten, runden Gesicht ein breiter, runder Hut thronet, oder wenn auf einem nach oben hin länglichen, samalen Kopfe eine seitlich abgeschlagene Chauffeurform das Schmale der Erscheinung noch nach oben hin fortsetzt.

Man bedente, daß der Hut der Rahmen für unser Gesicht ist. Und wenn der gute Rahmen dazu da ist, den Eindruck eines Bildes zu unterstützen, wie er andererseits, wenn er nicht zum Bilde paßt, den ganzen Effekt zu zerstören vermag, so ist der Hut als Rahmen für unser Antlitz gewiß wert, daß wir ihm etwas mehr Aufmerksamkeit schenken, als bisher. Wir dürfen uns keinesfalls nur der Vorschrift der Mode fügen, sie auch nicht ausschließlich auf den Geschmack unserer Modistin verlassen, sondern wir müssen selbst zu wissen lernen, welcher Hut für uns der richtige ist nach Größe, Form, Farbe und Garnierung. Wir müssen uns zu der Ansicht befehlen, daß der Hut zum Kleide gehört und erst dann unser eigener Hut genannt werden kann. Der Hut ist deshalb niemals als einzelnes Kleidungsstück anzusehen, sondern als Mitträger der Harmonie, die das sicherste Kennzeichen für das vornehme Frauengewand ist.

### Literarisches.

— Neue Kommunion-Andenten aus W. Kühnens Kunst-Verlag. — Der Brot segnende Heiland, nach dem Original des Distorienmalers Franz Wüllers (Düsseldorf), Nr. 63, 44x32 cm, 30 Fig. Nr. 63<sup>1/2</sup>, 37x26 cm, 18 Fig.

Bei Betrachtung des schönen Bildes fällt sofort auf, daß die Aufmerksamkeit des Beschauers einzig auf die Gestalt des Heilandes gelenkt wird. Der Erldfer schickt sich an, das

Antlitz zum Vater erhebend, das Brot zu segnen, von welchem die ganze Flut göttlicher Warmherzigkeit auf die Menschheit ausströmen soll. Feierlicher Sinn ruht auf den lichtverklärten Zügen, die edel gezeichnete Rechte ist zum Segnen erhoben. — Der leicht purpurstreifte Horizont verfinnabildet gleichsam die Abendröthe des Allen Bundes. Das Blatt ist in prächtvollen Farben künstlerisch ausgeführt. Ein gleich empfehlenswertes Kunstprodukt der Chromo-Lithographie ist das im vorigen Jahr erschienene *Lauda Sion* von Distorienmaler D. Commons (Nr. 62), ein Bild von unvergleichlicher Anmut und Würde. Auf dem Altar sieht die Monstranz mit dem heiligsten Sakrament, zu beiden Seiten knien der hl. Thomas von Aquin und die hl. Juliana von Nittich. Ueber dieser Gruppe thront in einer Glorie der Heiland, der segnend die Rechte erhebt. Umgeben ist er von jubelnden Engeln. Beide Bilder sind in ihrer Schönheit, Einfachheit und Frömmigkeit recht geeignet, zu erfreuen und zu erbauen, nicht minder die Erinnerung an den Tag der ersten hl. Kommunion lebendig zu erhalten.

— Alte und Neue Welt. Verlag von Benziger u. Co., A.-G., Einsiedeln. Es gibt noch viele malerisch gelegene Ortshafte, die aber leider nur zu wenig als solche bekannt sind. Zu den letzteren gehört Friedberg in Oberbayern nicht, wie uns ein reich illustrierter Artikel in dem soeben erschienenen neunten Hefte von „Alte und Neue Welt“ zeigt. Daß reiche Gastmähler nicht erst eine Erfindung unserer Tage sind, beweist uns H. Stahn in einer interessanten Blaudelei. „Vorüber lacht man?“ Diese Frage hat sich sicherlich schon mancher gestellt, hier erhält er in einem geistreichen Artikel eine ziemlich erschöpfende Antwort! Die „Kosen Blätter aus dem russischen Revolutionsjahr“ sind immer noch aktuell, denn die Attentate sind in Rußland immer noch an der Tagesordnung. Unter den vier Erzählungen sind diesmal zwei auf den humoristischen Ton gestimmt: „Der Tenor von Korreulenberg“ und „Das kleine Abenteuer“. In beiden sprudelt ein gesunder und lösslicher Humor, der auch dem ersten Leser sicherlich ein heiteres Lachen entlockt.

### Exercitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach.

Zu diesem Jahre werden hier folgende Exercitienkurse abgehalten, zu welchen wir hierdurch freundlichst einladen.

I. Für Akademiker und Abiturienten vom 15. bis 19. März, vom 5. bis 9. August, vom 14. bis 18. Oktbr.

II. Für Abiturienten und Primaner (und Akademiker) 8. bis 12. April, 12. bis 16. August, 2. bis 6. Septbr., 9. bis 13. Septbr.

III. Für Volksschullehrer 20. bis 24. August, 30. Septbr. bis 4. Oktober, 7. bis 11. Oktober.

Die Kurse beginnen immer am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten Tages. Anmeldungen nimmt der Gastpater der Abtei Maria-Laach entgegen.

Post: Maria-Laach (Abtd.), Station Niedermendig, Strecke Andernach-Verolstein.

### Allerlei.

— Die Zukunft der deutschen Mode betitelt sich ein weitestreichende interessierendes Preisausgeschrieben, das die Redaktion der illustrierten „Frauen-Rundschau“ erlassen hat. Der Spielraum für einzusendende Arbeiten ist ein ziemlich weiter, es kann, jedoch es muß nicht das „Eigenkleid“ als Basis angenommen werden, doch wird nicht weniger Wert auf originelle praktische Ausführungen gelegt. Hut, Schmuß, Stiefel sowie sonstige Toilettenhilfsmittel der Frau können mit einbezogen werden. Ganz besonderer Wert wird noch gelegt auf eine glückliche Lösung der Frage: Wie und wo ist die Tasche im Frauenkleid anzubringen, damit sie ihren Zweck erfüllt und nicht unschön wirkt. Die Preisjury wird gebildet aus Frau Gehl, Kommerzienrat Hedwig Gehl, Frau Ele Rema, den Herren Professor Hans Fedner, Professor Franz Starbina, Adolf Mannheimer i. Ha. V. Mannheimer, Fritz Guggenheim i. Ha. Michels u. Co. und Redakteur W. Leven. Alle näheren Details sind zu erfahren bei der Redaktion der Frauen-Rundschau, Berlin NW. 87, Ecke von Reptaplatz 5.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 7.

Düsseldorf, den 17. Februar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten. — Die Versuchung Jesu. — Aus den Pastoralbriefen deutscher Bischöfe. — Hohenzollerische Jesuitenangst. — Doppelte Buchführung über Loreto? — Der erste Schatten. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IV, 1–11. In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinnen des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln beinweges befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stohest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

### Die Versuchung Jesu.

Du wagst es, Satan, selbst den Gottessohn,  
Den Menschgewordenen, dreimal zu versuchen?  
Dem schändes Deuchlerwort erklingt wie Dohn,  
Du sprichst in Bibelworten, statt zu stützen.

Denkst du, wie über Adam du getan,  
Nun über Christus auch zu triumphieren  
Und so, den ewigen Erlösungsplan  
Bereitend, uns zur Hölle doch zu führen?

Wähnst du, daß, da Er Mensch geworden ist,  
Der Herr auf Seine Gottheit hab' verzichtet?  
So fühl', o Tor! daß du betrogen bist:  
Sein Machtwort „weiche“ hat dich jäh vernichtet!

Du siehst erschreckt und siehst in grimmem Daz,  
Die Engel ihre Duldbildung Ihm bringen;  
Uns bleibt Sein Wort: „Entweiche Satanas!“  
Der Wahlspruch, um dich siegreich zu bezwingen!

Du wirst schon selber erkannt haben, lieber Leser, aus welchem Grunde die Kirche für den ersten Fastensonntag das Evangelium von der Versuchung Jesu gewählt hat: Zunächst wird im Eingange hervorgehoben, daß der Sohn Gottes vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet habe, so daß es Ihn nach Ablauf dieser Zeit „hungerte“: d. h. Er hat die ganze Qual, die Erschöpfung und das Ungemach eines so unerhörten Fastens wirklich empfunden. Dieses überaus strenge Fasten unseres Erlösers aber soll für uns Christen ein ernstmahndes Vorbild sein zur getreuen Beobachtung des ver-

hältnismäßig so leichten kirchlichen Fastengebotes, das uns auferlegt ist.

Das Evangelium führt uns aber noch ein anderes höchst belehrendes Beispiel vor Augen: Der Heiligste der Heiligen sträubt sich nicht dagegen daß der Feind alles Guten als Versucher an Ihn herantritt; wir werden da belehrt, wie auch wir die alte, listige Schlange überwinden sollen.

Aber du bist wohl erstaunt, und fragst, wie denn der Teufel, bei seiner List und Verschlagenheit, sich an den Sohn Gottes heranwagen konnte. Stellt der Teufel sich hier nicht gar zu dumm an? Gemach, lieber Freund! Höre nur einmal, was der große hl. Kirchenlehrer Chrysostomus darüber sagt: „Hier geht die Weissagung in Erfüllung (sagt er), daß der höllische Drache getäuscht und an der Angel fortgerissen werde (Job, 40); denn gleichwie der Fisch, der auf die Lockspeise zustürzt, die ihm unter dem Wasser vorgehalten wird, und die Angel nicht sieht die dahinter verborgen ist und womit er gefangen wird, — so warf sich auch der Teufel, da er nur den menschlichen Leib an Jesus Christus ins Auge faßte und die Gottheit nicht erkannte, die unter dem Schleier der Menschheit verborgen war, auf den Herrn wie auf eine seiner gewöhnlichen Speisen, d. i. wie auf eine von den menschlichen Seelen, die er so leicht verschlingen kann; während er aber seinen gierigen Zahn und seinen gefährlichen Haken in Bereitschaft setzt, in dem Wahne, er mache eine gute Beute, wird er (durch seine Niederlage) selber die Beute des Gottmenschen.“ — Und der hl. Leo sagt: „Während der Teufel einen armen Sterblichen zu versuchen glaubt, fällt, er in die Gewalt des erlösenden Gottes.“

Dem Satan war also das Geheimnis der Menschwerdung verborgen geblieben; er hatte ohne Zweifel die Wunder gesehen, welche die Geburt Jesu begleiteten, die Engel, welche die Hirten zur Strippe riefen, die Weisen, von einem wunderbaren Stern herbeigeführt; dazu kam das Zeugnis des Vorläufers Johannes und noch mehr das wunderbare Zeugnis des himmlischen Vaters nach der Taufe im Jordan, — dieses und noch manches andere stand aber in einem auffallenden Gegensatz zu der Niedrigkeit und Dunkelheit der Geburt Jesu, zu der Flucht nach Ägypten, zu dem ärmlichen Leben im Häuschen zu Nazareth, endlich zu der hilflosen Lage Jesu in der Wüste. Jedenfalls fühlte sich der Fürst der Finsternis beunruhigt; er wußte, daß die letzte vom Propheten Daniel verändete Jahrwoche begonnen habe, daß selbst die heidnische Welt aus Judäa einen Erlöser erwarte; aber es war ihm verborgen geblieben, daß Maria, die Vermählte des hl. Josef, die von Isaias (7,14) vorherverkündete wunderbare Jungfrau sei, kurz, daß das erhabene Geheimnis der Menschwerdung eine Tatsache geworden sei. — So wagt sich denn der Feind Gottes und der Menschen an den Erlöser heran; aber die Antworten, die er erhält, sind nur geeignet, seine Verwirrung zu vermehren; denn mit der

Einfachheit und Majestät eines Gerechten weist Jesus die Angriffe Satans ab; aber Er spricht kein Wort, aus dem der Heilige Geist Seine himmlische Abkunft vermuthen, wohl aber Ihn für einen Propheten des Herrn halten könnte. Bald wird er Ihn verfolgt, geschmäht, verachtet sehen. — erst wenn der Erlöser am Kreuze sein Leben verhauchen wird, erst dann wird er klar sehen, daß das Opfer nicht ein Mensch, sondern der Sohn Gottes ist.

Warum aber ließ der Heiland jene Versuchung zu? Oder auch: warum fährt der Heil. Geist (auf Grund eines Rathschlusses der hl. Dreifaltigkeit) den Erlöser dem Versucher zu? — Die Gottesgelehrten geben mehrere Gründe hierfür an. Zunächst war es nötig, sagt der hl. Leo, daß der zweite Adam, der „Menschensohn“, über den Teufel triumphiere, nachdem der erste Adam im Paradiese so schwachvoll vom Satan überwunden worden und in seine Gewalt gekommen war; denn von wem Jemand überwältigt wird, dessen Knecht ist er,“ sagt die hl. Schrift selbst (2. Petr. 2, 19). Daher jene Tyrannei, die der Teufel vor der Ankunft Jesu Christi fast in der ganzen Welt über die Menschen ausübte, indem er sie allenthalben zur Uebung schändlicher Gebräuche und Zeremonien, grausamer Opfer, eines abgeschmackten Aberglaubens und unnatürlicher Laster der schimpflichsten Art mit sich fortrif. Dieser furchtbaren Herrschaft muß Satan wieder beraubt werden, die Menschheit soll frei werden von seinen schimpflichen Banden: siehe! bei der Versuchung in der Wüste ist es daher der Mensch, der zweite Adam, der über den Teufel triumphiert, indem Er ihn beschämt und besiegt! Wäre Gott unmittelbar mit Seiner Macht für den Menschen in's Mittel getreten, so hätte der Stolz des Teufels sich für unterdrückt, aber nicht für überwunden gehalten; er hätte sich noch immerfort als den Herrn des Menschen betrachtet, da er nur durch die höhere Gewalt Gottes seiner Beute beraubt worden, — nun aber triumphiert in Jesus Christus der Mensch über ihn, und eben dadurch ist seine bisherige Macht über den Menschen gebrochen.

Einen anderen Grund, der den Heiland bewog, die Versuchung über sich ergehen zu lassen, haben wir oben schon angedeutet: Er wollte uns belehren und ermutigen, in unseren Kämpfen gegen die alte Schlange. Unsere Seele aber ist auf drei Seiten verwundbar; darum sagt der hl. Johannes in seinem ersten Briefe (2, 16.): „Alles, was in der Welt ist, das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens.“ — Unter der Begierlichkeit des Fleisches ist alle Art von Sinnenlust zu verstehen, alles, was dem Fleische schmeichelt und den Geist bestrickt. Die Begierlichkeit der Augen bezeichnet die Liebe zu den Gütern dieser Welt, zu Reichtümern etc., kurz zu Allem, was „in die Augen sticht“, ehe es unser Herz verlockt. Die Hoffart des Lebens endlich ist jenes Selbstvertrauen, das eitel und aufgeblasen macht und uns vergessen läßt, daß alles, was wir sind und haben, ein Geschenk Gottes ist. Es gibt keine Sünde, die nicht aus einer dieser drei Quellen entspringe; es gibt keine Versuchung, die nicht auf die Befriedigung der Fleischeslust, oder der Augenlust, oder der Hoffart des Lebens hinausliefe; darum unterwirft der Heiland, als unser Vorbild, sich denn auch dieser dreifachen Prüfung.

Nicht ohne Grund, sagt der hl. Chrysostomus, hat unser Meister und Vorbild die Versuchung erst zugelassen, nachdem Er streng gefastet hatte, es ist eine sehr ernste Mahnung für uns, das Fasten als einen sichern Schild anzusehen gegen die Angriffe der alten Schlange und es in dieser heil. Zeit gewissenhaft zu beobachten.

#### \* Aus den Hirtenbriefen deutscher Bischöfe.

Das diesjährige Fastenhirten Schreiben des Herrn Bischofs Dingelstad von Münster handelt über das Gebet. Zum rechten Beten gehört zweierlei, daß wir um das Rechte bitten und in der rechten Weise bitten. Eine Anleitung, die alles in sich faßt, warum und wie wir beten sollen, enthält

das Vaterunser. Die Erwägung des Vaterunsers und sein rechtes Verständnis ist die Grundlage für ein rechtes Beten des Vaterunsers. Im Anschluß an diese Gedanken gibt der Bischof eine Erklärung der sieben Bitten des Vaterunsers. Bei der zweiten Bitte, „Zukomme uns Dein Reich!“ führt er aus: „So magt uns dieses Gebetswort eindringlich, daß wir den mutigen Männern helfen, die das lichte Reich Gottes hinaustragen in die Nacht der Völker des Heidentums, wofür wir ihnen durch opfermutige Mitarbeit, wenn jemand dazu von Gott berufen wird, jedenfalls durch Mitarbeit in Gebet und Unterstützung, wozu wir alle berufen sind. Aber auch inmitten des Christentums, ganz nahe bei uns, in unseren Familien, in unserem Umgangsreise, in unseren Arbeits- und Wirkungsstätten: überall sollen wir Voten und Mehrer des Reiches Gottes sein. Ach, wie arm und deshalb wie unglücklich trotz aller hochgepriesenen Kultur! Wie beengt und wie beängigt ist Gottes Wort und Gottes Reich von so vielen Seiten, an so zahllosen Stellen, bei so zahllosen Menschen, die sich Christen nennen, in unseren Tagen! Aus tausend trüben Quellen fließt das Gift des Zweifels, des Unglaubens, der Unfittlichkeit in den Adern des christlichen Volkes; unbefiegbares Vorurteil, falsche Wissenschaft, hundertköpfiger Tritum sind Tag und Nacht am Werke, um Gottes Reich zu untergraben und zu zerdrücken. Bis zum Halse steigt sich die Abneigung gegen Gott und gegen seinen Gesalbten. Im Namen der Natur wird alles Uebernatürliche bekämpft; im Namen der Freiheit die gottgesetzte Schranke der Autorität (eventuell geringe) trägt oder durchbrochen; im Namen des Jenseits das Jenseits dem Geizdite preisgegeben. Alle Waffen sind der Verführung recht: Negierung, Entstellung, Lüge und Verleumdung. Wie bittere Not ist es da, daß wir den tiefen Sinn der Gebetsworte fassen und ihnen entsprechend wirken; Zukomme uns dein Reich! Hinweg mit aller Lausheit und Selbsteigentlichkeit! Hinweg mit aller Liebangelei gegenüber dem Unglauben, dem Irrglauben und der sündlichen Verderbnis! Durch ihr heiliges Leben sind die ersten Christen siegreiche Voten ihres h. Glaubens geworden. Ihr Leben war ein lautes Beten um das Kommen des Reiches Gottes. So soll es auch bei uns sein. Unermeßlich ist die Macht des Beispiels. Lassen wir es hinausleuchten in die Welt! Fangen wir damit an in unseren Familien. Wehen wir es über A. so weit der Kreis unseres Wirkens reicht mag. Glaubensfestigkeit, Sittenreinheit, Wahrhaftigkeit und Treue, opfermutige Erfüllung jeder Standespflicht, Wohlvertrauen in allen Dingen, Arbeitsfreudigkeit, weifätige Liebe zu allen Menschen: sehet, das ist die rechte Uebersetzung dieses großen Gebetswortes aus dem Herzen auf die Lippen und hinein in unser Leben: Zukomme uns dein Reich!“

Das Fastenhirten Schreiben des Herrn Bischofs Dr. Karum von Trier hat als Leitmotiv das Wort des Völkerapostels „alles in Caritas erneuern.“ Dies wird erreicht durch die geistlichen Uebungen. Les näheren werden die Fragen behandelt: Was sind die geistlichen Uebungen? Wie sollen wir sie anstellen? Welche Früchte soll der einzelne und jede katholische Gemeinde daraus ziehen?

Der Hirtenbrief des Herrn Bischof Dr. Rieck von Mainz handelt vom bitteren Leiden unseres Herrn und dem Gegenfuge der heutigen Welt zu Christus, dem leidenden und gekreuzigten Heilande. In der Welt „ein Dauen und Giten, ein Trängen und Arbeiten,“ worin allein die Welt ihr Ziel suche, bei dem leidenden Heiland ein Hinweis auf Gott und den Himmel. Auf der einen Seite Genussucht und Vergnügungssucht in der Familie und in der Welt und Schwinden der Achtung vor Eltern, Kirche, Staat und Gott, auf der anderen Seite Entfugung, Demut und Gehorsam. Zum Schlusse empfiehlt der Bischof „innige Liebe zum Kreuze und zu dem, der am Kreuze für euch verblutete.“

Der Fastenhirtenbrief des Herrn Kapitularvikars Dr. Arenhold von Fulda handelt über das Thema: Die Fastenzeit vornehmlich eine Zeit der Ruhe, eine Zeit der Verehrung des Leidens unseres Herrn Jesu Christi.

Der Fastenhirtenbrief des Hochw. Herrn Erzbischofs Franz Josef von Stein für die Erzdiözese München und Freising wendet sich gegen den Unglauben unserer Tage. Scharen von Christen haben sich losgewunden von der Quelle ihres Heiles, von dem Ursprunge ihres wahren Lebens: sie haben sich von Christus, dem ewigen Sohn des lebendigen Gottes und überhaupt von Gott getrennt, und zwar zuerst im Herzen und Willen, in ihrem Tun und Treiben und dann in ihren Erkenntniskräften, in ihrem Sinnen und Denken. Sie haben den Glauben an den allein wahren Gott durangegeben, sind Gotteseugner geworden: die schwerste sittliche Verirrung, die es gibt, weil sie als die offene gewollte Empörung gegen den höchsten Herrn aller geschöpflichen Wesen erscheint. Und da dieses schlimmste aller Uebel

In den Tagen der Jetztzeit vielfach in Zunahme begriffen ist, so ist es unser aller Pflicht, zur Befestigung unseres heiligen Christenglaubens die unumstößliche Wahrheit von dem Dasein eines lebendigen Gottes uns möglichst oft zu Gemüte zu führen und seiner Allgegenwart uns unbeirrt allezeit bewußt zu bleiben. Lassen uns daher in der Jetztzeit unsere besondere Aufmerksamkeit richten 1. auf die Tatsache von Gottes Dasein und 2. auf das Bekenntnis seines heiligen Namens.

Der Fastenhirtenbrief des hochw. Herrn Bischofs Dr. Schür von Würzburg andeutet von dem hohen Werte der heiligmachenden Gnade und von den Forderungen, welche dieser Wert der heiligmachenden Gnade an uns stellt. Der hohe Wert der heiligmachenden Gnade läßt sich erkennen aus den Wirkungen derselben für die menschliche Seele und aus den Folgen des Verlustes der heiligmachenden Gnade für den Besizer derselben. Die erste Wirkung der heiligmachenden Gnade ist diese, daß sie die Todtünde mit ihrer Pflanzkraft und ihrem Blute, mit ihrem steten Rufe nach Rache für ihren Frevel an Gottes Majestät aus der Seele entfernt und der toten Seele ein wahres Leben mit großartiger herrlicher U.gestaltung der Seele verleiht. Die heiligmachende Gnade beschränkt ihre Wirksamkeit nicht darauf, daß sie aus der Seele des Menschen, welcher sie empfängt, die Sündlichkeit und den Tod entfernt; sie gibt der Seele des Empfängers der heiligmachenden Gnade ein überaus wertvolles Leben und eine Schönheit, von welcher sich der Mensch, so lange er auf Erden lebt, eine zureichende Vorstellung nicht machen kann. Die heiligmachende Gnade ist eine Tat des allmächtigen Gottes an der menschlichen Seele. Durch diese Tat teilt der allmächtige Gott der menschlichen Seele eine über die Natur des Menschen hinausgehende Schönheit mit, welche dem Menschen ein großes Wohlgefallen Gottes für die Dauer ihres Bestehens in der menschlichen Seele sichert.

Im Anschlusse an sein silbernes Bischofsjubiläum behandelt Hr. A. Rubin. Kopp in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief für Bistum und Würde und Würde des Bischofs am 18. Er schreibt mit der Warnung: „Wie sollten die Wächter auf den Mauern der Stadt Gottes verkommen können, wenn sie die zahllosen Scharen der Irrenden sehen, die sich zum Ziele gesetzt haben, diese heilige Stadt zu erwärmen und zu zerstören? Ist es nicht nöthig, das schlafende Gewissen aufzuwecken, die Trümmern und Gleichgültigkeit aufzuräumen und alle Kinder Gottes zum tapferen Wiedertande aufzurufen? Es richet darum der oberste Bischof der Kirche auf sein Volk, dahin, die Menschheit in Christus zu erneuern, und sucht dieses Ziel durch zu erreichen, daß er diese Erneuerung in die kleinen Kreise, aus denen die menschliche Gesellschaft sich zusammensetzt, hineintragen will. Er gründete den Verein der heiligen Familie; denn auf der Familie beruht das Wohl und Wehe der Menschheit. Je mehr Familien ihrem Vorbilde, der heiligen Familie, ähnlich werden, desto christlicher wird die menschliche Gesellschaft werden im Leben und Tod.“

### Hohenloheische Jesuitenangst.

In den Kuriosa der heutigen Zeit, welche späteren Kulturgeschichtsschreibern ganz unbegreiflich erscheinen wird, gehört die Jesuitenangst. Daß Kreise davon angehebt sind, denen man etwas mehr Courage und — Verstand zugetraut hätte, zeigt ein Blick in die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe.

Doch die Angst wirkt bekanntlich ansteckend. Und bei der weiten Verbreitung, welche Hohenlohes Erinnerungen gefunden haben, ist noch gar nicht zu ermessen, welches Zählkapitern man in deutschen Ländern man noch zu hören bekommt und wie viele noch von einer Art Verfolgungswahn ergriffen werden, daß sie allüberall, wo etwas Böses ausgeheckt wird, die Jesuiten am Werke sehen.

Ein Beispiel: Vor uns liegt ein Buch mit dem Titel: „Kampfung im Kampfe gegen den Ultramontanismus“. Der Verfasser hat vorgezogen, sich in den Mantel der Anonymität zu hüllen. Dagegen hat der Privatdozent der Geschichte, Professor Dr. Karl Brunner von der Technischen Hochschule Karlsruhe, das Buch mit einem Vorwort unter seine Fittiche genommen. Etwas mehr Studium der historischen Propädeutik, in der man lernt, die Quellen zu beurteilen, wären diesen beiden „Geschichtsschreibern“ der badischen Klosterbewegung zu empfehlen. Oder wer würde wohl bei einer kritischen Prüfung der Quellen die „Wartburg“ als Fideshehler gegen den Ultramontanismus zitieren? Wer die Schriften des Ultrakatholiken Voeg? Doch das nur nebenbei.

In dem Buche wird auch als Zeuge für die Gemeingefährlichkeit der Jesuiten der Fürst Hohenlohe angeführt, der dieser „Teufelsgeellschaft die Unterjochung der menschlichen Freiheit“ nachsage. Daß das Buch Hohenlohe als einen

„guten Katholiken“ vorstellt, verrät zur Genüge, daß der Mann die Denkwürdigkeiten des Fürsten allem Anschein nach nur aus Zeitungsauschnitten kennt. Denn sonst müßte er doch wissen, wie es um dessen „Katholizismus“ stand.

Es ist wahr, Hohenlohe gibt eine recht umfangreiche Leporello-Liste von grausigen Taten der Jesuiten. Den Papst beneideten sie, Bismarck haben sie ganz im Saft. Sie machen Krieg und Frieden und haben Bismarck zum Kriege von 1866 gegen Oesterreich getrieben. Ja, auch der Fürst von Taxis hat sich gefallen lassen müssen, daß man ihm einen Agenten des Jesuitenordens auf die Nase gelegt hat, um sein großes Vermögen im Interesse des Ordens zu exploitierten. Die protestantische Hohenzollerndynastie hassten sie. Ja, ein Jesuit würde es als eine Beleidigung ansehen, wenn man von ihm annähme, daß er ein Förderer des neuen deutschen Reiches sein könne. Ebenso wie dem deutschen Reiche haben die Jesuiten dem Hause Bourbon den Untergang geschworen. Selbstredend fabrizieren sie auch Dogmen; je unsinniger, desto besser für die Unterdrückung des gesunden Menschenverstandes.

Doch genug der Mägen für die — Minderzube. Um denen, die nicht alle werden und die vielleicht sonst noch diese Hohenloheschen Halluzinationen, als deren Souffleur Döllinger durch Hohenlohe selbst genannt und blamiert ist, glauben, einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, wollen wir sie darauf aufmerksam machen, wie Hohenlohe selbst die Jesuitenangst — verspottet, als er bei anderen die Wahrnehmung machen muß, zu welchen Absurditäten sie führt. Er schreibt nämlich (Denkwürdigkeiten II, 161):

„Wendes Beal, der portugiesische Gesandte, ist der größte Jesuitenriecher, der mir vorgekommen ist. Er behauptet, die Internationale (die rote!) sei unter Leitung der Jesuiten, die Jesuiten wollten Don Carlos auf den spanischen Thron bringen, der ganze Modewarenhandel in Paris sei in ihren Händen, auch der Guanohandel usw. Wenn die Engländer erit einmal einsehen, daß die Jesuiten ihrem Handel Konkurrenz machen, würden sie schon gegen sie auftreten.“

Die Jesuitenriecherei dieses portugiesischen Gesandten erscheint selbst einem Hohenlohe lächerlich. Aber seine Bahnvorstellungen von dem Treiben der Jesuiten sind um kein Daar vernünftiger. Und es ist die blutige Fronte dieser Aufzeichnung, daß Hohenlohe in Wendes Beal, dem Jesuitenriecher, sich selbst und alle seine Nachbeter verspottet.

### ca. „Doppelte Buchführung“ über Loreto?

Die Katholiken können es machen, wie sie wollen, immer gibt es Köpfer, denen sie es nicht recht machen. Es sind jetzt sechs Jahre ins Land gezogen seit dem katholischen Gelehrtenkongress in München 1906, wo Pater Brisar die Loretofrage anschnitt. Dessen Worte fanden in der katholischen Presse die weiteste Verbreitung. Dergleichen gingen in den Jahren 1905 und 1906 im Anschlusse an die Untersuchungen des Barnabitenpaters Leopoldo de Feis über Loreto und das Erscheinen des großen Werkes des Lyoner Kanonikus U. Chevaller mehrere Artikel, welche den Sachverhalt ausführlich darlegten, durch dieselbe katholische Presse. Trotzdem also die katholische Presse die Loretofrage in der breitesten Öffentlichkeit behandelt, wagt in der Wartburg (Nr. 1 vom 4. Januar 1907) G. Reule (Maulbronn) die hochtönende Anschuldigung zu erheben, als halte die katholische Kirche ihre Gläubigen absichtlich im unklaren über den wirklichen Stand der Dinge.

Und wie wird eine solche Anklage bewiesen? Man höre und staune. Der päpstliche Hausofmeister (maestro sacri palatii) hat dem Verfasser des letztgenannten großen Werkes, Herrn Chevalier, in einem Briefe geschrieben: „Das ist eine sorgfältige und objektive Prüfung. Sie ist für die Gelehrten — hier schaltet der Köpfer ein — eine wertvolle Charakteristik.“ Die Analecta Hollandiana, eine Zeitschrift für die Kritik der Heiligenlegenden, bemerkt bei Gelegenheit einer Besprechung des Chevallerischen Werkes, man müsse sehr unterscheiden zwischen dem Kultus und der praktischen Frömmigkeit oder der frommen Praxis, die von Rom zugelassen, gebilligt, gelobt werde und den angeblichen Tatsachen oder Meinungen, die jener zugrunde liegen. Daraus folgert unser Kritiker: „Das heißt mit anderen Worten auf unseren Fall angewandt: Das Haus der Maria ist nicht echt; aber das fromme Volk soll immerhin noch weiter dorthin pilgern, sich seine Ablässe holen, seine Gaben spenden, als ob es echt wäre.“

Wilt Verkauf! Nein, das heißt das gar nicht. Das würde es heißen, wenn die Kirche lehren würde, daß die Zulassung von Reliquien zur Verehrung zugleich ein authentisches Zeug

nis sein sollte für deren Echtheit. Aber das lehrt eben die Kirche nicht, sondern ausdrücklich lehrt sie das Gegenteil. Wenn Herr Nestle zwar auch anscheinend katholisch-theologische Werke nicht studiert, so dürfte doch wohl auch in die Einsamkeit von Maulbronn eine Kunde von den feinerzeitigen Ausführungen des Kardinals Fisher bei der Ausstellung der Aachener Heiligtümer gedrungen sein, in denen das alles ausdrücklich für die größte Öffentlichkeit gesagt war.

Wenn in dem von Nestle angeführten Schreiben des päpstlichen Haushofmeisters Chevaliers Buch als ein „Werk für die Gelehrten“ bezeichnet wird, so ist das „aha!“ dazu reichlich überflüssig; denn in der Tat ist jenes Werk für die gelehrte Welt, oder betrachtet Herr Nestle eine wissenschaftlich-kritische Untersuchung von 519 Seiten mit einem eiesigen historischen Apparat als Lektüre für das Volk? Wenn er aber meint, die Ergebnisse des Buches dürften nicht bekannt gemacht werden, ist er abermals auf dem Holzweg. Denn, wie wir bereits festgestellt haben, hat die katholische Presse damit gar nicht hinter dem Berge gehalten. Das durch die Feststellung der Unrechtheit des heiligen Hauses von Loreto die praktische Frömmigkeit nicht berührt werde, ist ebenfalls klar. Das hätte Herr Nestle aus Chevalier selbst lernen können, der Seite 9 seines Werkes schreibt:

Das Vertrauen zur Mittlerschaft der heiligen Jungfrau hängt nicht ab von der äußeren Tatsache der Uebertragung, und man wird fortfahren, wie in der Vergangenheit, sie anzurufen im Namen des Geheimnisses der Menschwerdung.

Vielleicht läßt sich Herr Nestle besser überzeugen, daß der katholische Klerus weit davon entfernt ist, die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen zu fürchten, und sie deshalb nach Kräften verheimlicht, wenn wir ihm die Worte eines Jesuiten anführen:

Wenn die Pilger fortfahren, Gott durch die Vermittlung seiner Mutter so eifrig und hingebend zu verehren wie vordem, wird Gott ihre Bitten auch dann erhören, wenn sie nicht mehr glauben, das Kind, auf dessen Altar das Gnadenbild steht, sei dasjenige, worin Gabriel die Botschaft von der Menschwerdung brachte (Weißel in „Stimmen aus M.-Laach“ 71 [1906] 376).

Der Vorwurf einer „doppelten Buchführung“, der in diesem „Bartburg“-Artikel gegen die katholische Kirche erhoben wird, erweist sich als haltlose und bodenlose Verächtlichkeit.

## — Der erste Schatten.

Novellette von D. Czilinski.

„Sabine! Sabine!“

Ueber den maifrischen Rasen huscht etwas Duftiges, Weißes, schlüpft hinter den blühenden Hollunderbusch.

„Sabine! Mädchen, wo steckst Du denn?“

Hinter dem Busch sichert's übermütig.

„Liebling, so zeig Dich doch endlich!“

Da huscht's hervor und fliegt dem Suchenden in die sich öffnenden Arme.

„Arnulf! Mein Süßer, Einziger!“

„Liebling! Süßer Wildfang!“ und sie lächeln sich, lange und selig, auf weitem, blumigen Rasen, unter Gottes blauem Himmel, ohne Scheu mit dem Recht der Glücklichen, dem Recht der Freisch-Verlobten.

„Hast Du mich lieb?“

„Und Du mich auch?“

Es ist das Stammeln der Liebe — ewig das Gleiche — so töricht und so beglückend, und die blauen Mädchenaugen leuchten, die des Mannes werden dunkel vor Glücksaufsch.

Ja, das ist das Glück! Das ersuchte, geahnte, das zu finden er sich nicht mehr getraut. Die Stürme des Lebens haben den Dreifüßiger hin- und hergeworfen; immer hat er sich nach dem einen Ideal geseht, das er jetzt endlich doch noch gefunden: Sabine, dies Kind an Reinheit, dieses selbst ahnungslos erblühende Weib.

„Komm,“ sagte er. „Man erwartet uns. Die Eltern schicken mich nach Dir. Es ist Besuch da.“

„Besuch?! Gewiß wieder die langweilige Tante Frieda. Ich mag nicht, laß uns draußen bleiben.“

„Geht nicht Kind. Brunsbergs sind da. Es wäre eine Unart, nicht hineinzugehen.“

Sein Ton ist überredend, väterlich; sie ist ja noch so jung, muß erzogen werden.

Sabine aber sträubt sich gegen seinen fühlenden Arm.

„Brunsbergs? Ach, die mag ich schon gar nicht.“

„Warum nicht?“ fragt er. „Du weißt, ich schäme gerade diese beiden Menschen sehr hoch.“

„Das begreife ich eben nicht!“ schmollte sie trotzig. „Sie sind doch beide fürchtbar langweilig.“

„Aber Kind!“

„Aun ja — ich weiß; er ist ein berühmtes Tier — aber garstig sieht er aus, und sie — na, wie sie sich anzieht!“

„Liebling, Du darfst doch nicht nach den Kleibern taxieren!“

„Mama sagt es aber auch!“

„Mama ist —“ er verächtelt den Tadel. „Du wirst Dir angewöhnen müssen, tiefer zu blicken, nicht nach Neugierlichkeiten zu urteilen. Herr Brunsberg hat der Wissenschaft durch seine Forschungsreisen enorme Dienste geleistet, und seine Frau hat alle Strapazen und Entbehrungen mutig mit ihm geteilt.“

„A bah — das würde ich doch auch tun, wenn Du zufällig ein Weltreisender wärst!“

Arnulf muß lachen. Dies kindliche Geschöpf, dies verzärtelte Nippigkücken und die Genosin anstrengender Märsche, lebensgefährlicher Expeditionen!

„Meines Schatz!“ sagt er.

„Zweifelst Du vielleicht? Glaubst Du, ich hätte nicht den Mut? Ja, warum lachst Du eigentlich. O, die Liebe vermag alles! Ich würde stark sein und allem trohen. Was Frau Brunsberg kann, kann ich auch!“

„Süße Maus! jetzt komm aber und beweise mir Deine Liebe, indem Du mir zur Gesellschaft folgst.“

Da stampft sie eigenmächtig mit dem Fuß auf. „Nein, das nicht! das nun gerade nicht. Ich will mit Dir allein sein, ganz allein. Ich mag nicht anders.“

„Du wirst die Eltern erzürnen, Sabine,“ mahnte er.

„Bah — die können mir ja doch nicht böse sein,“ sagte sie mit triumphierender Zuversicht.

„Aber ich werde es sein, wenn Du so eigenmächtig bist!“

großt nun er ärgerlich.

„Du?“ Die Wünderaugen öffnen sich staunend; jäh zuckt es um den Mund. „Dann hast Du mich eben weniger lieb!“ und sie schluchzt.

„Unsinn! so sei doch vernünftig! Was sollen die andern denken — ich bitte Dich, nimm Dich zusammen.“ — Er faßt sie fast rauh am Arm. Zum erstenmale findet er sie kindisch albern.

„Du bist ja roh!“ ruft sie, die Stelle reibend, an der er sie gepackt. „Glaubst Du ich lasse mich mishandeln?“

„Aber so überreibe doch nicht! wenn Du Dich wie ein ungezogenes Kind benimmst!“

„Ich bin kein Kind!“ und sich die Tränen fortwischend, „ich bin Deine Braut, das solltest Du doch bedenken und nicht immer an mir herumtschulmeister. Das bin ich nicht gewohnt; mir's gefallen zu lassen habe ich auch garnicht nötig!“

Und sich kurz umdrehend, läuft sie davon mit hastigen, sich allmählich jedoch verlangsamenden Schritten. Er muß ihr doch folgen, sie zu versöhnen trachten, sie um Verzeihung zu bitten; natürlich muß er — das ist seine Pflicht!

Arnulf aber tut der Verzogenen nicht den Gefallen und großt und eilt Sabine auf ihr Zimmer, wirft sich schluchzend auf ihr Bett und weint herzbrechend. Der erste Mißklang in ihrem Glück!

O er ist ein Tyrann, — ein Pedant — er liebt sie nicht! — ach — sie ist so unglücklich! so — unglücklich!

Unten steht im hellen Sonnenlichte Arnulf, noch immer den Hut in der Hand, und läßt sich den frischen Maiwind durchs Haar fahren.

Eine Ahnung kommt ihm, eine bedrückende, ängstige Ahnung. Es ist eben kein Glück vollkommen! sagt er sich seufzend. — Ein Kind hat er gesucht und gefunden — den Charakter wird er zu bilden haben. Merkwürdig — die Aussicht freut ihn plötzlich nicht mehr. Andere Allzumachst-häufige haben vor ihm den Voden bestellt, da ist Unkraut aufgeschossen, harmlos ausschwendend, ja zuweilen hübsch anmutend — aber immerhin bleibt es Unkraut, und das aus zujäten wird Geduld erfordern — viel Geduld und Klugheit. Wird die seine standhalten, ausreichen? Er ist nicht mehr so liebesüchtig. Die Scene von vorhin — eine Bagatelle — hat ihm zu denken gegeben. Hat er eine seelenlose Puppe zur Braut gewonnen? Nicht doch! Er sieht zu schwarz; — da wird er ungerührt. Den Mann wird er ihr zeigen müssen und sie zwingen, sich ihm unterzuordnen, freiwillig in Liebe! Denn sie liebt ihn ja. Freilich — was will solche erste Mädchenliebe viel bedeuten? Ein Probepfeil aus Amors Köcher!

„Bin ich plötzlich zum Bestimmten geworden? Ein Mann sein!“ Er sagt es laut und redt sich auf. „Ach bin ja doch der Stärkere — du dummes süßes kleines Mädchen!“ und er schwenkt den Hut gegen der Liebsten Fenster, hinter dem er sie jetzt großtend und schwollend weilt. Dann geht er zur Gesellschaft, — wieder der Alte und doch mit einem leisen Schatten auf der Stirn. Den ersten Schatten auf seinem Frühlingstraum.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 8.

Düsseldorf, den 24. Februar.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten. — Die Verkündung Jesu. — Aus den Briefen deutscher Bischöfe. — Ein erntes Wort über den Peterspfennig. — Traum einer Klosterschwester. — Ein Freund. — Allerlei. — Exercitien in der Benediktiner-Abtei Maria Baach. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVII, 1-9. In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen sollet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dieses Gesicht, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.

### Die Verkündung Jesu.

Ein auf Lator warf den Schleier,  
Warf das Aschenkleid Er fort,  
Und in der Verkündung Feuer  
Schaute Ihn die Jünger dort:

Sahen ohne Furcht und Grauen  
Seiner Schöne milde Pracht,  
Wie am ew'gen Tag Ihn schauen  
Wir auch, wenn dahin die Nacht

Nächst der Auferstehung Jesu, die man als die Krönung Seines großen Messianischen Wertes bezeichnen kann, gibt es im Leben unseres Herrn keine Begebenheit mehr, die so wunderbar, ja, so überwältigend das Geheimnis des Gottmenschen offenbart, wie die Verkündung auf dem Berge Lator. Gerade dieses Wunder mußte entscheidend sein für den Glauben der Jünger an die Gottheit ihres Meisters. Als ungefähr ein Menschenalter später einer der drei Zeugen des Wunders, der Apostelkürst Petrus, angesichts des Martirtodes seinen zweiten Brief gewissermaßen als sein Testament schrieb, da glaubte der Apostel für den Glauben „an unsern Herrn Jesus“ nichts anführen zu können, was seine Leser mehr überzeugt hätte, als was er selbst einstens „auf dem heiligen Berge“ erlebt hatte; er habe (schreibt er) mit eigenen Augen die Macht und Herrlichkeit, die Majestät des Gottessohnes geschaut (2. Petr. 1.).

Es war im letzten Lebensjahre Jesu; der Herr war im Begriffe, aus Galiläa nach Judäa zu gehen, um dann in Jerusalem das letzte Osterfest zu feiern, das mit Sei-

nem Opfertode und dem wahren „Osterfeste“, Seiner glorreichen Auferstehung, enden sollte. Werden aber die Apostel die furchtbare Prüfung ihres Glaubens bestehen, wenn ihr Herr und Meister sich gleich einem Verbrecher verurteilen und opfern läßt?

Deshalb wirkt der Herr das Wunder der Verkündung vor den Augen jener drei Apostel, die Ihm am teuersten sind: es sind die drei Jünger, die demnächst auch Zeugen Seiner Todesangst im Delgarten sein werden; — es ist zunächst Petrus, auf den Er Seine heilige Kirche bauen will, und dem Er schon die Schlüssel des Himmelreiches verheißen hat; ferner Jakobus, der von allen Aposteln zuerst sein Blut für Jesus hingeben wird; endlich Johannes, dem Er eine besondere Liebe zuwandte, der „Liebesjünger“.

Jesus nahm also die drei ausgewählten Jünger mit Sich auf den hl. Berg; er wollte, wie wir vom Evangelisten Lukas (9, 28) erfahren, die Nacht mit ihnen im Gebete zubringen. Was nun folgte, erscheint gewissermaßen als die Antwort des Himmels, als die Erhöhung des Gebetes: Er ward vor ihnen verklärt, und Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, Seine Kleider aber wurden weiß wie Schnee (Matth. 17, 2). — Er wurde umgestaltet (wir haben dafür kein anderes Wort) in jene Gestalt, die Er seit Seiner Himmelfahrt angenommen hat, in jene Gestalt, die Seine heilige Menschheit zur Rechten des Vaters hat; die Gestalt des Anechtes ward abgelegt, die des Sohnes angezogen! Der Herr erschien also den drei Aposteln so wie Er jetzt im Himmel thronet, so wie Er dem hl. Erzmartyrer Stephanus und dem Saulus erschien, und wie Er wiederkommen wird als Richter der Lebendigen und der Toten. Das Angesicht Jesu strahlte den begnadigten Jüngern entgegen wie die Sonne, denn dem irdischen Auge erscheint die himmlische Herrlichkeit immer im blendenden Glanze des Sonnenlichtes. Aber nicht nur das hell Leuchtende ist damit bezeichnet, sondern auch die blendende Kraft, — nur daß wir vom „blenden“ die gewöhnlich damit verbundene Wirkung des „schmerzen“ trennen müssen: es gibt auch ein seliges „blenden“; das irdische Auge kann eben die himmlische Herrlichkeit nicht fassen, es wird (um ein anderes Bild zu gebrauchen) von ihr „trunken“. — Was muß es sein, den Herrn einst in Seiner himmlischen Glorie zu schauen!

Zwei geheimnisvolle Persönlichkeiten sind bei dem Herrn: Moses, der große Gesetzgeber, und Elias, der große Prophet. Sie redeten mit Ihm, wie der hl. Lukas ausdrücklich erwähnt, über Seinen Ausgang aus dieser Welt, der zu Jerusalem stattfinden soll. Indem nämlich Jesus nach Jerusalem geht, um da zu sterben, erfüllt Er das Gesetz, das durch Moses vertreten wird, und verwirklicht die Weissagungen der Propheten, in deren Namen Elias erscheint: Er wird das Sühnopfer eines schimpflichen Todes zur Erlösung der Menschheit darbringen.

Die Gnade der Verkündung Jesu übte ihre wunderbare Kraft aus auf die drei Jünger. Von ihrer überströmen-

den Seligkeit zeugt das Wort des Petrus: „Herr, hier ist gut sein!“ — denn also voll der Barmherzigkeit und Seligkeit denkt er sich das Messianische Leben: Der Meister, verkündet in Mitte des Moses und des Elias! Das übertraf seine kühnsten Hoffnungen und Erwartungen vom Messias; darum redet er in selbstergebenem weiter: „Willst Du, so wollen wir hier drei Hütten bauen, Dir eine, dem Moses eine, und dem Elias eine!“ (Matth. 17, 4.) An sich denkt er in der Seligkeit des Herzens nicht, nur an den Meister und dessen Umgebung. Moses und Elias sollen bei Jesus bleiben, bis die endliche und nun unzweifelhaft nahe Erfüllung der Dinge gekommen sein wird, die Wiederherstellung des Reiches Israel! Er hatte vergessen, was der Herr kurz zuvor mit so vielem Nachdruck wiederholt hatte, daß der Menschensohn leiden und sterben müsse; darum sagt der hl. Lukas hinzu: „er wußte nicht, was er sagte“.

Nun aber offenbart der himmlische Vater Seine Gegenwart unter dem Bilde einer lichten Wolke, die Jesus, Elias und Moses sowie die drei Apostel einhüllt. Diese selbe Wolke, die auch einst in der Wüste dem Israelitischen Volke sich gezeigt hatte, sowie bei der Einweihung des Salomonischen Tempels (Chronik 5, 13.), wird von neuem gesehen werden bei dem Triumph der Himmelfahrt Jesu. — Und eine Stimme ertönte aus der Wolke, die Stimme des himmlischen Vaters Selbst, der da sprach: „Dieser ist Mein vielgeliebter Sohn; Ihn höret!“ Schrecken und Furcht ergreift die Apostel, die sich bisher der unbefangenen Fremde hingegen hatten. Das Wort „Ihn höret!“ weist offenbar hin auf die Weissagung im 5. Buche Moses: „Einen Propheten aus deiner Mitte wird der Herr, dein Gott, dir aufstehen lassen; auf ihn sollst du hören“ (18, 15.). Christus also ist's, auf den das Gesetz und die Propheten hinweisen. — Während sie vom Berge herabstiegen, gebot Er ihnen, von diesem wunderbaren „Gesichte“ erst nach der Auferstehung zu reden; denn ohne Zweifel wären im Volke falsche Hoffnungen dadurch angelegt, vielleicht auch im Kreise der Jünger selbst Eiferucht und Mißtrauen geweckt worden.

Die Verkündigung Jesu steht mit anderen Ereignissen aus Seinem Leben im innigsten Zusammenhang: Die Demut des „Menschensohnes“ ruft regelmäßig das Aufleuchten der verborgenen Gottheit hervor. Als Er z. B. gleich einem Säuler von Johannes einst die Taufe verlangte, öffnete sich der Himmel über Ihn; hier verkündet Er den Jüngern, daß Er nach Jerusalem gehe, um zu leiden und zu sterben — und sechs Tage nachher erscheint Er sichtbar in der Herrlichkeit Seines Reiches, erhaben über Elias und Moses, strahlend in Glanz und Unsterblichkeit; ja, Er wird Sich nun verdamnt bis zum schimpflichen Kreuzestode: um so herrlicher wird dann Seine Auferstehung aus dem Grabe sein!

Wie Jesus die Jünger für die bevorstehende harte Prüfung durch die Verkündigung stärken wollte, so sollen auch wir in dieser hl. Buszeit gestärkt werden durch das Andenken an die Verkündigung Jesu und an unsere eigene überschwängliche Herrlichkeit im Himmel, die ja der Lohn sein wird für die Treue gegen Jesus und Seine Kirche.

### \* Aus den Hirtenbriefen

#### deutscher Bischöfe.

Der diesjährige Fastenhirtenbrief des Hochw. Herrn Erzbischofs v. Albert von Bamberg, behandelt die Tätigkeit der Kirche in der seit Gründung des Bistums, und gibt eine Rückschau auf das neunhundertjährige segensreiche Wirken desselben im Bamberger Lande und eine Ausschau in die Zukunft. Im engen Anschluß daran beantwortet der Hirtenbrief die Fragen: 1. Was verdanken wir Bamberger Bischöfen der Kirche, näherhin dem Priestertum in ihr? und 2. Was schulden wir Bamberger Bischöfen der Kirche, näherhin dem Priestertum in ihr? Betreffs der ersten Frage weist der Hirtenbrief unter Anführung der einzelnen Fürstbischöfe und Bischöfe in chronologischer Reihenfolge hin auf die religiöse, weltliche und weltliche Kultur, die das Bamberger Land der Kirche und dem in ihr wirkenden Priestertum verdankt, denen freilich auch eine Periode der Erschlaffung und des

Niederganges in der traurigen Zeit der Glaubensspaltung folgte. Er weist besonders hin auf die Gründung einer im Laufe der Zeit zu einer vollen Unversität sich ausgestaltenden Hochschule und des Merital-Seminars, auf die mannigfachen Einrichtungen der Fürstbischöfe auf dem Gebiete der Seelsorge, der Volksheile, der Armenpflege und der Krankenpflege und auf die zu Anfang des 19. Jahrhunderts über das Bistum eingebrachte schwere Prüfung durch die Säkularisation des Bamberger Hochstiftes nach 800-jährigem Bestande, wodurch Bamberg durch ein Konkordat zum Metropolitansitz über die Bischöfliche in den fränkischen und rheinpfälzischen Landen erhoben wurde. In Beantwortung der zweiten Frage berührt der Hirtenbrief den schon so oft betätigten Opfergeist der Priester und Gläubigen und ermuntert zur frommen Beue zum Neubau eines Knaben-Seminars für die Erzdiözese, der bereits schon vom hochseligen Herrn Erzbischof Joseph v. S. in Gemeinschaft mit dem Hochwürdigsten Metropolitankapitel in Anregung gebracht wurde, an dessen Ausfühung ihn aber Krankheit und Tod hinderte. In diesem Briefe ist an den vier sogen. goldenen Sonntagen nach den Quinquagesimen regelmäßig Sammlungen vorgenommen worden, ebenso wie die Gründung eines Diözesanvereins, unter dem Namen St. Ottoverein, in Aussicht genommen ist. Der Hirtenbrief schließt mit den Worten: „Daß Gott diesen Operegeist bei Priester und bei Volk im reichlich en Maße erwecke, erhalte und vermehre, dazu erteile ich auch allen den oberhirtlichen Segen im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

### ca. „Ein ernstes Wort über den Peterspfennig“

richtet Konsistorialrat Dr. Borsch in der Februar-Nummer der „Apologien und Handschau“ (Koblenz) an die deutschen Katholiken. Er erwähnt die Beschlüsse der Katholikensammlungen zu Gunsten des Peterspfennigs sowie die verschiedenen Vorschläge, die zu demselben Zweck gemacht wurden und erstarkt alle diese Beschlüsse und Anträge seien bisher ohne praktischen Erfolg geblieben, auch habe die St. Michaelsbruderschaft zu Sammlungen für den Peterspfennig die auf sie gelegten Hoffnungen nicht erfüllt, dagegen sei die Lage des Papstes namentlich infolge der religiösen Wirren in Frankreich immer prekärer geworden. Jetzt ist es endlich Zeit praktische Arbeit zu tun: „Seit April 1906 hat die Civiltà Cattolica mit gutem Erfolge regelmäßige Sammlungen für den Peterspfennig eingerichtet. Es wäre sehr zweckmäßig, wenn die deutsche katholische Presse sich dem anhöle. Da ein beachtenswerter Erfolg wohl nur zu erwarten ist, wenn von einer Zentralkomitee aus diese neben der lokalen einhergehende Sammeltätigkeit belebt und andauernd gefördert wird, scheint es nur die Aufgabe des katholischen Zentralkomitees, welche die Umgestaltung der deutschen Katholikentage und die Ausübung ihrer Beschlüsse zu organisieren hat, zu sein, die wiederholten Anregungen der Katholikensammlungen zu erwägen und der nächsten Würzburger Versammlung praktische Vorschläge zu unterbreiten. Herr Weihbischof Schmy war, wie er 1898 in Krefeld mitteilte, der Vorschlag gemacht worden, eine Organisation zu schaffen nach Art des Volksvereins für das katholische Deutschland mit der Aufgabe Peterspfennige zu sammeln, im Anschluß an die Michaelsbruderschaft. Es müßte in der Weise gehen, daß sich in jeder Pfarre 4-5 katholische Männer damit beschäftigen, unter Leitung des Pfarrers die Gaben des Peterspfennigs für die Michaelsbruderschaft einzusammeln. Im Augenblick will ich mich hier positiver Vorschläge enthalten, um der Beratung des zuständigen Zentralkomitees nicht vorzugreifen.“

### ○ Traum einer Klosterschwester.

von L. Wäcker.

In einem kleinen Städtchen am Rheine, im Garten des großen Klosters der Schwestern vom hl. Kreuz spielten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne in der Krone des Lindendammes, hüpften dann weiter abwärts und berührten leise hüpfend, die auf einem Ruhebette unter dem Lindendamm in Kissen und Decken gehüllt liegende kranke Schwester Dora. Trotzdem die Sonne ihr Gesicht beschien, schlief die arme Kranke weiter, zuweilen leise aufstöhnend, dann leise lächelnd und die Lippen wie sprechend bewegend. Die tiefen Schatten unter den Augen und die wachbleiche durchsichtige Haut ließen sofort erkennen, daß hier menschliche Hülfe verlorene Ruhe war. Neben dem Ruhebette saß Schwester Magdalena, die das Amt der Pflegerin übernommen hatte. Kaum wagte sie

zu atmen, um die Kranke nicht zu stören; — vielleicht war es ja ihr letzter Schlaf. Lautlos betete Schwester Magda für die ihr so lieb gewordene junge Schwester. Da raschelte es auf einmal im Lindenbaum; ein dürres Blatt fiel durch leisen Wind herab, gerade auf die Hände der Kranken.

Mit leisem Aufschöhnen erwachte sie, sah mit traurigem Blick um sich und sprach dann zu der sich jetzt über sie beugenden Schwester Magda: „Warum hat man mich wieder ins Leben zurückgerufen, oder war es nur ein Traum? Mir war es, als ginge ich als kleines Kind mit meiner Mutter, die ich leider so früh verlor, Hand in Hand durch einen großen herrlich schönen Garten, wo die seltensten Blumen blühten, der von Wasser, das wie flüssig Silber floss, durchzogen war. Inmitten des Garten stand ein Palast, der in der Sonne wie Gold und Edelsteine glänzte, jedoch ein großes Tor am Eingange des Palastes verschloß uns den Einblick in das Innere. Warum können wir nicht gleich in dieses Haus? fragte ich meine Mutter. Ist der Palast nur für reiche Leute? O nein, mein Kind, sagte meine Mutter, wenn du jetzt artig dein Gebet sagst, wird man uns das große Tor öffnen und wir werden eingehen in die ewigen Freuden. Yanig betete ich, lieber Gott, öffne auch mir das Tor und siehe da, es öffnete sich und hervor trat ein Cherub mit dem Schwerte und sprach folgende Worte zu uns: Ihr seid am Tor der Ewigkeit, seid ihr auch würdig, in dieselbe einzugehen? Der Cherub befaß meine Mutter nahm sie an die Hand und sprach zu ihr: Durch das große Erdenleid, welches du mit Geduld und Liebe getragen hast, gehe ein durch die Pforte.“ Sogleich war meine Mutter verschwunden, weinend stand ich alleine. Meine nicht, sprach der Cherub, gehe hin, woher du gekommen bist und harre mit Geduld aus, dann wirst auch du eingehen zur ewigen Freude, wo deine Mutter deiner wartet.“

Schwester Dora lehnte sich erschöpft in die Kissen zurück, ihre abgekehrten Hände zuckten ineinander. Eben klopften die Kloßengelassen das Ave. Schwester Magda kniete neben der Kranken und betete. Da öffnete Schwester Dora noch einmal die Augen, lächelte und flüsterte selig: „Es war kein Traum.“ Zwei große Muttropfen quollen aus ihrem Munde, ein kurzer Seufzer und Schwester Dora hatte ausgelitten. Im Abendsonnenchein beim Abklingen ward sie erlöst von ihrem schmerzlichen Leiden und ging ein durch das goldene Tor in die Ewigkeit.

## X Ein Freund.

Aus der russischen Revolution.  
Von A. r. m. Boffe.

Ein strahlender Wintertag glänzte über dem Häufermeer des kalten Moskau.

Durch das Menschengewimmel der Hauptstraßen schritt eiligen Schrittes ein junger Mann, Simon Jwanowitsch, der Student.

Er sah nicht rechts noch links und schien unangenehm berührt zu sein, als er plötzlich seinen Arm ergriffen fühlte und die Worte an sein Ohr tönten: „Hi, Simon Jwanowitsch, bist Du so stolz geworden, daß Du Deine alten Freunde nicht mehr kennst?“

Simon blinnte finster und verdrossen, aber sein Gesicht hellte sich auf, als er den Sprecher erkannte. „Hi, Du bist es, Gregor Janinski, warum soll ich denn stolz geworden sein? Ich freue mich, Dich nach langer Zeit einmal wieder zu sehen.“ Er mätiigte seine Schritte, denn der Atem des anderen ging kurz und schnell und sein blaßes Gesicht und die hagere, vornüber gebeugte Gestalt verrieten, daß er leidend sei. Er nahm den Arm Simons, wie um sich zu stützen und begann: „Was treibst Du denn, was macht die Wissenschaft?“

Simon zog die Stirn leicht in Falten; was wollte denn der? dadurch, daß ihre Eltern einst in dem kleinen, hübschen Städtchen Haus an Haus gewohnt hatten, war dieser Gregor Janinski doch noch nicht berechtigt, sich in seine Angelegenheiten zu drängen. Er siebte vor Ungeduld und zerbroch sich den Kopf, um einen Vorwand, fortzukommen, zu finden.

Sie waren um eine Ecke gekommen und durchquerten jetzt einen freien mit Bäumen und Buschwerk gesäumten Platz.

Gregor ließ den Arm des Freundes fahren und legte sich ausruhend gegen einen Baumstamm, vor ihnen breitete sich ein Lammengebüsch aus, in dem ein Heer von Spähen, lustig zwitschernd, sein Weien trieb. Er zeigte darauf und sagte: „Sieh nur, diese unvernünftigen Geschöpfe, wie sie sich ihres Lebens freuen! wie sie ihr Dasein genießen, davon versteht der Mensch nichts, er schafft sich Sorgen, er stürzt sich in Gefahren und jagt Traumbildern nach.“ Eindringlich hielten sich seine dunkeln, tiefliegenden Augen auf Simon.

Dessen Gesicht hatte sich glühend rot gefärbt. „Traumbilder!“ rief er aus, „ist unsere Bedrückung ein Traum? Ist

es ein Traum, daß man uns jede Denkfähigkeit raubt, uns hemmt und fesselt?“

Gregor sah sich ängstlich um. „Tor,“ sagte er dann heftig, „glaubst Du, daß es Dir gelingen wird, die Fesseln zu sprengen, daß Deine Freunde das Alle stürzen werden, um ein besseres Neues aufzubauen? Nichts werdet Ihr ändern, Ihr werdet Euch alle nur selber verderben!“

Simon sah ihn beruhigt an. Der Jugendfreund war städtischer Beamter, sollte Absicht in seinen Worten liegen? — doch trotzig hob er gleich darauf wieder den Kopf. — Nein, nein, von ihrem Bunde konnte niemand etwas gemerkt haben, dazu waren sie viel zu klug vorgegangen!

Er wendete sich zum Gehen. „Lebewohl, ich habe keine Zeit mehr,“ sagte er. Doch ein lauter Zuruf seines Gefährten veranlaßte ihn, sich rasch wieder umzudrehen. Gregor Janinski war gegen den Baumstamm zurückgefunken, mit verzerrtem Gesicht rang er leuchtend nach Atem, es wäre unheimlich gewesen, ihn jetzt zu verlassen.

Simon schaffte ein Gefährt herbei und begleitete den Freund nach dessen Wohnung, hier bettete er ihn sorgsam auf Sofa und tat alles, was ihm der Augenblick und sein gutes Herz zur Hilfe des Leidenden geboten. Der erholte sich denn auch schnell, seine Züge glätteten sich, sein Atem wurde leichter, und er war wieder imstande zu sprechen.

„Bis mir noch die Tropfen, die dort stehen,“ sagte er, „und dann ist alles gut.“

Gleich aber verfinsterte sich sein Gesicht wieder, als er sah, daß Simon nach seinem Gute griff. „Du willst doch fort? nicht mal eine Stunde hast Du für einen kranken Freund übrig?“

„Ich muß, ich muß,“ Simon sagte es mit schlecht verhehlter Ungeduld. „Aber ich komme gewiß heute Abend wieder.“

„Heute Abend?“ — sagte der andere mit eigener Betonung, „weißt Du auch, ob es heut Abend nicht zu spät ist?“

Aber Simon in seiner Hast achtete nicht darauf, nur das zu spät mahnte ihn an seine eigene Angelegenheit. Doch als er fast bis zur Tür gekommen war, löste es leise an sein Ohr: „Geh nicht, geh wenigstens nicht dahin, wo man Dich erwartet, — Ihr seid verraten.“

Simon stand einen Augenblick auf das heftigste erschrocken. „O Gott, und das sagst Du erst jetzt, — meine Freunde!“ — Er stürzte davon.

Michael Koffow hatte das Glodenzeichen zum Beginn der Verhandlung gegeben. Er sah sich in dem kleinen Kreise der Genossen um. „Neben Xenia Stefanowna ist ein Platz frei,“ sagte er, „wer fehlt?“

„Simon Jwanowitsch,“ lautete die Antwort, und über Michaels scharfe Züge flog ein hämisches Lächeln. „Dachte ich's doch, ich mißtraue ihm schon lange, er ist einer von den Stillen.“

„Aber von den Treuen!“ fiel Xenia heftig ein, „und wenn er nicht hier ist, so hat er einen dringenden Grund. Er meint es ehelich!“

Michael zuckte nur die Achseln, und da er in den Zügen der meisten Genossen Bestätigung zu Xenias Worten las, ging er zu den Beratungen über.

Die Anwesenden waren fast alle Studenten und Studentinnen der Moskauer Universität. — Nieder mit der Regierung, nieder mit den bestehenden Zuständen — das war die einzige Lösung ihrer Wünsche und Reden.

Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen und Simon stürzte herein. „Vorwärts!“ rief er atemlos, „das Haus ist umstellt, wir sind verraten.“

Eine wilde Panik folgte seinen Worten. Die eben noch laut von Kampf und blutiger Empörung geredet hatten, rangen jetzt schreckensbleich die Hände.

Am ruhigsten zeigte sich Simon. „Nur Mut,“ sagte er zu den ihn ratlos Umdrängenden, „es muß uns gelingen, zu entkommen. Die hinteren Ausgänge sind zwar alle besetzt, gewiß beabsichtigt man uns einzeln und ohne Lärm festzunehmen, wenn wir auf die gewohnte Weise dieses Haus verlassen. Es muß uns gelingen, über die Dächer nach der roten Schenke zu gelangen, der Wirt dort ist unser Freund, er wird uns verbergen, oder uns durch die Schenkstuben unbemerkt hinauslassen.“

Einen Augenblick später waren die Dächer gelockt und die Flucht über die Dächer begann. Sie war halbsprechend, ein Fehltritt bedeutete sicheren Tod, aber einem nach dem andern gelang es, diesen unbedachten Verschörrern, in ein Dachfenster der Schenke einzusteigen und die Treppen hinabzuschleichen.

Es war Sonnabend und eine lärmende Menge drängte sich in den beiden großen, qualmerfüllten Schenkstuben, einmal daruntergemischt, fühlten sich die Verschörrer sicher. — paß,

was konnte man ihnen nun noch anhaben — und sie lärmten und zechten mit.

Rur Simon fühlte sich etwas unbehaglich. Kenia neben sich, spähte er nach einer Gelegenheit, fortzukommen.

Oben warf der Wirt einen Trunkenen, der Streit anfang, zur Tür hinaus, johlend und lärmend lief ein Teil der Gäste mit, um zuzusehen, darunter auch Simon, Kenia am Arme. Plötzlich fuhr er entsezt zusammen, eine Abteilung Polizisten, von Soldaten begleitet, kam die Straße daher.

„Fort, fort,“ leudte Kenia entsezt, „man kommt, um uns gefangen zu nehmen.“

Es war ein glücklicher Umstand, daß der Trunkene laut schimpfend den Polizisten den Weg sperrte und die ihn Andringenden nicht wußten, ob sie fliehen oder ins Haus zurück-eilen sollten, auch war die Straße dunkel, so achtete niemand auf die beiden dicht an den Häusern entlang eilenden Ge-stalten.

An der nächsten Straßenkreuzung hielten sie an, aus der Tür der roten Schenke quoll ein wirrer Menschenhauch, lautes Geschrei ertönte, dazwischen Flintenschüsse, und in dem matten Lichte blinkten entblößte Säbel.

„Dort mordet man unsere Freunde!“ rief Simon, „fort, fort, ihnen zu Hilfe!“

Doch Kenia umklammerte jammernd seinen Arm. „Weibe, bleibe, hilf mir, Du kannst jenen nicht helfen, Du verdirbst nur uns beide!“

Gregor Janinski lag noch in seine Decken gehüllt auf dem Sofa. Die Teemaschine brodelte und die Lampe war einen freundlichen Schein durchs Zimmer. Er horchte ängstlich hin-aus. Nun hörte er rasche Schritte auf der Treppe. Simon trat herein, Kenia nach sich ziehend. Was und verstört, atemlos vom hastigen Laufe blieben sie stehen und zögernd an der Tür stehen.

Doch Gregor hatte sich erhoben und streckte ihnen die Hand entgegen. „Tretet ein, tretet ein!“ sagte er, „hier seid Ihr in Sicherheit, ich werde Euch verbergen, ich werde Euch hel-fen,“ und als Kenia weinend in einen Sessel sank, strich er ihr sanft über das Haar, während er Simon einen vorwurfs-vollen Blick zuwarf. „Törichte Kinder, die auch einmal Ver-schwoerer spielen, müßten die auch mit dem Feuer spielen? Aber fürchtet Euch nicht mehr, für diesmal seid Ihr der Ge-fahr entronnen!“ und ruhig, als sei nichts geschehen, griff er nach dem lodenden Kessel, um seinen Gästen Tee anzu-bieten.

### Allerlei.

Die Sitten des Grüßens weichen in England in mehr als einer Hinsicht von den in dieser Beziehung in anderen Län-dern herrschenden Bräuchen ab. Männer nehmen hier den Hut vor einander überhaupt nicht ab, weder der Student vor seinem Professor, noch der Bürofreiber vor seinem Minister, noch der Diener vor seinem Herrn. Die „unteren Massen“ mögen bei Begrüßung höher gestellter Männer als ein Zeichen besonderen Respekts ihre Kopfbedeckung mit der Hand berühren, im allgemeinen aber begrüßen sich Männer nur, indem sie einander zunicken; und wer dann noch beson-ders freundlich und vertraulich handeln will, der winnt auch wohl mit der aufgehobenen Hand dem anderen zu.

Das Haupt zu entblößen, ist eine Ehrerbietung, die man nur gegen Damen zur Anwendung bringt, und auch da gilt nur ein einfaches, nicht allzu tiefes Abnehmen des Hutes für gute Sitte. Der anderwärts gebräuchliche kühne Schwung, womöglich bis zum Genie herab, gilt für eine peinliche Hanswurstererei. Im Gespräch mit einer Dame auf offener Straße wird der Engländer nicht entblößten Hauptes stehen bleiben, wohl aber würde der Mann von Manieren dies unbeding-t tun, wenn er mit einer Dame in bedecktem Räume, etwa im Hausflur, spricht. So wird er auch nicht in einem Laden den Hut abnehmen, unbedingt aber in dem engbemes-senen Räume eines Fahrstuhls, sobald eine Dame sich darin befindet.

Zu ganz kuriosen, aber auf das strengste innegehaltenen Bräuchen, hat, wie ein Aufsatz der „Schles. Wzig.“ ausführt, der Hut im Parlament Anlaß gegeben, wenigstens im Unterhause. Bis ins Haus der Lords ist er überhaupt nicht gedrungen. In dem „anderen Hause“ aber spielt er eine Rolle, daß bei dem hier üblichen Festhalten an Neußerlich-keiten, die ganze gesetzgeberische Maschinerie ohne den Hut buchstäblich zusammenbrechen würde. Zunächst kann ein Ab-geordneter sich mit einem Hut einen Platz im Sitzungssaale belegen. Aber wozu? Weil bei der gegenwärtigen Anzahl von 670 Mitgliedern des Unterhauses nicht alle jederzeit einen Sitzplatz bekommen können! Bei besonderen Gelegenheiten, wo ein zahlreicher Besuch von Mitgliedern zu erwarten steht, werden daher mancherlei Manöver zur Sicherung eines

Platzes angewendet. Die Regel ist nun wohl, daß der Abge-ordnete, der dem Eröffnungsgebet beizuhohet, sich für den einen Tag durch Belegung mit einer Karte einen Sitz sichern kann. Später ist das nicht mehr statthaft. Wohl aber früher durch Belegung des Sitzes mit einem Hut. Und dies geschieht bei besonderen Anlässen vielfach schon im ersten Moment, wo es zulässig ist — unmittelbar nach Mitternacht. Aufgemacht wird den Platz heischenden Volkvertretern mit Beginn des Tages, aber Licht gibt es nicht. Die Herren müssen sich, im Dunkeln oder mit Hilfe mitgebrachter Fündhölzchen weiter-tappend, ihren Weg und den gewünschten Sitz suchen. Doch ist dabei Bedingung, daß man nur seinen eigenen Hut ver-wendet. Ein Abgeordneter war eines Tages mit einem Arm-voll alter Hüte eingetroffen und hatte damit für seine Freunde eine Anzahl von Plätzen belegt. Das war natürlich gegen den Geist des stillschweigend getroffenen Einvernehmens und hatte recht unliebsame Auseinandersetzungen zur Folge. Genau genommen sollte nun ein Abgeordneter, der zu mitter-nächtlicher Stunde seinen Hut für den kommenden Tag depo-niert hat, seine Fahrt nach Hause natürlich mit bloßem Kopfe antreten, es sei denn, daß er sich eigens einen zweiten Hut für den kommenden Tag deponiert hat. Nur so kann der Sinn des Abkommens, obgleich gar hart an die Grenze des Erlaubten streifend, noch einigermaßen beobachtet werden. Doch kommen solcherlei Maßnahmen natürlich nur in ganz vereinzelten Fällen zur Anwendung. Für gewöhnlich gibt es Plätze genug.

Dies Belegen der Sitze mit der Kopfbedeckung ist es wohl, was dem Hut im Parlament zuerst Bedeutung verliehen und dann auch zu anderen Gepllogenheiten geführt hat. Ein M. P. (Member of Parliament) kann jederzeit mit dem Hut in den Sitzungssaal treten, aber heileide nicht mit dem Hut auf dem Kopfe. Auf seinem Plaze angelangt, kann er den Hut aufsehen. Doch kann er zu keiner Zeit einen Schritt geben, ohne den Hut sofort wieder abzunehmen, wenn er nicht ge-wärtig sein will, daß andere M. P.s, die etwas auf „gute Sitte“ halten, alsbald ein verweifes „order order“ ertö-nen lassen. Wird nun ein Mitglied von irgend jemand in der Debatte namhaft gemacht, so schießt es sich für ihn, höflich den Hut zu lüften. Wenn ich aber sage, „namhaft machen“, so meine ich nun nicht, daß sich jemand unterfangen könnte, einen anderen Abgeordneten hier wirklich bei seinem Namen zu nennen. Der „profane“ Name dringt nicht über die Schwelle dieses Hauses. Hier tragen die Herren eine andere Bezeichnung — es erinnert an eine Scharaffen-sippung —, hier sind sie immer nur „das ehrenwerte Mitglied für“ — und nun folgt der Name des Wahlkreises. Diese Form hat natürlich auch der „Sprecher“ zu gebrauchen, der Mann, der, wie man weiß, andere Leute sprechen lassen soll — der Präsident —, und der diesen Titel daher führt, daß er das Haus nach außen hin betritt und für das Haus spricht.

Wenn Reden nimmt ein Abgeordneter den Hut ab. Will er aber zur Geschäftsordnung sprechen, so tut er dies schon äußerlich dadurch kund, daß er, indem er „des Sprechers Auge zu erhaschen“ sucht — d. h. sich zum Reden meldet —, dabei den Hut ausdrücklich aufseht.

Ein Augenzeuge erzählt von einem ergötlichen Vorgang: Gladstone, der einst bei einer solchen Gelegenheit seinen eigen-en Hut nicht gleich zur Hand hatte, bemühte sich, die viel kleinere Kopfbedeckung eines Nachbarn auf seinem breiten Schädel zu balancieren — es war eine Scene, deren komische Wirkung durch das Pathos der Rede des würdigen Greises nur noch erhöht werden konnte.

### Exercitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach.

In diesem Jahre werden hier folgende Exercitienkurse ab-gehalten, zu welchen wir hierdurch freundlichst einladen.

I. Für Akademiker und Abiturienten vom 15. bis 19. März, vom 5. bis 9. August, vom 14. bis 18. Oktbr.

II. Für Abiturienten und Primaner (und Akade-miker) 8. bis 12. April, 12. bis 16. August, 2. bis 6. Septbr., 9. bis 13. Septbr.

III. Für Volksschullehrer 20. bis 24. August, 30. Septbr. bis 4. Oktober, 7. bis 11. Oktober.

Die Kurse beginnen immer am Abend des erfigenannten Tages und endigen am Morgen des lehtigenannten Tages. Anmeldungen nimmt der Gastpater der Abtei Maria-Laach entgegen.

Post Maria-Laach (Rhld.), Station Nisdermendig, Straße Andernach-Geolstein.

Druck und Verlag: Düsselbofer Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsselbofer Volksblatt, Düsseldorf, Verantwortlicher Redakteur: Herm. Orth, Köln.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 9.

Düsseldorf, den 3. März.

1907.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag in der Fasten. — Zum dritten Fastensonntag. — Auf zum Kampf um die Freude. — Barnab über katholische Geschichtsschreibung. — Ein vergessener Fürstenspiegel. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum dritten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XI, 14—28.

In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk wunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: „Jenes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da saget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euere Kinder sie aus? Also werden sie selbst euere Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffentrüstung, auf welche er sich verließ und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Wesen gereinigt und gesäubert. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm. Selig ist der Leib, der dich getraegen hat, und die Brüste die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten!“

### Zum dritten Fastensonntag.

Herr! müht' allein ich stehen auf der Wacht,  
Daß böse Geister nicht mein Herz beschleichen,  
So wüth' ich vor der Hölle sinn'rer Wacht  
Und ihrer List erzittern und erbleichen.

Mir aber ward ein treuer Kampfgefell  
Von Dir aus Deiner Engelschaar gegeben,  
Er führt den Schlachtruf von Sankt Michael,  
Vor dem die bösen Geister jäh erbeben.

Er sei der Starke, der mein Herz bewacht,  
Mein Schutz und Schirm in jeder Not des Lebens.  
Ich ruf' ihn an bei Tag und in der Nacht:  
Und nie wird sein mein Hilferuf vergebens.

Wenn am letzten Sonntag bei dem Evangelium von der Verkündigung Jesu unser Herz aufjubelte in heiliger

Freude, so wirst Du mit mir geradezu empört sein über das, was im heutigen Evangelium berichtet wird; wie man dem Gortmenschen ins Angesicht zu sagen wagt, Seine herrlichsten, göttlichen Taten seien Werke des Satans; Er Selber sei also ein Gehilfe des höllischen Feindes! Welche Verblendung, aber auch welche teuflische Bosheit gehörte dazu, um solches nicht nur zu denken, sondern auszusprechen! Es ist „die Sünde wider den Heil. Geist“, die, wie der Herr einmal gesagt hat, nicht kann nachgelassen werden; denn der Sünder widerstrebt der erkannten göttlichen Wahrheit, weist sie in frevelhaftem Uebermut von sich und schafft so sich selber seine Hölle! Wie abgrundtief waren doch diese Pharisäer und Schriftgelehrten zur Zeit Jesu gesunken!

Nach dem Berichte des Evangelisten hatte der Teufel sich eines Menschen bemächtigt, der infolge dieser Besitzergreifung die Sprache verloren hatte. Jesus befreit diesen Unglücklichen, und in demselben Augenblicke, da Er den bösen Geist vertreibt, ist der „Besessene“ wieder der Sprache mächtig. Der aufmerksame Leser wird fragen: Sagt aber der Evangelist nicht, daß Jesus einen „stummen Teufel“ austrieb? — Wie das zu verstehen sei, hören wir sofort im folgenden Sage: „und der Stumme redete“ — womit selbstverständlich der geheilte Mensch gemeint ist. Diese scheinbare Verwechslung kommt daher, daß der Besessene und der Dämon gleichsam als eine Person angesehen wurden: zwei Naturen, zwei Individuen, die geeint waren in einer Persönlichkeit. Und wie hier dem Dämon zugeschrieben wird, was offenbar dem Besessenen anhaftete, so wird umgekehrt an anderen Stellen des Evangeliums den Besessenen beigelegt, was von den Dämonen kam; wenn z. B. die Besessenen rufen: „Was bist Du gekommen, uns zu quälen?“ (Matth. 8.)

Es dürfte manchen Lesern nicht unbekannt sein, daß die sog. Wissenschaft die „Besessenheit“ auf ganz natürliche (epileptische) Erscheinungen zurückführen will. Wir geben gewiß gern zu, daß im Laufe der Jahrhunderte manche (epileptische) Krankheitserscheinungen fälschlich mit der Besessenheit verwechselt worden sind, — allein wer an die Wahrheit des Evangeliums glaubt, kann die Besessenheit selbst (d. i. jenen schrecklichen Zustand, da der Satan von einem Menschen noch in diesem Erdenleben, vorübergehend oder andauernd, persönlich Besitz ergreift) absolut nicht bestreiten. Die Worte des Herrn im heutigen Evangelium belunden es ja auf das Bestimmteste, daß es sich um eine wirkliche Teufel austreibung, also auch um wirklich Besessene handelte: „Wenn Ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen“ u., d. h. steht ja der Messias vor euch! Wollte aber jemand hier einwerfen, der Heiland habe Sich in diesen Seinen Ausdrücken nur den damals herrschenden Anschauungen des jüdischen Volkes anbequemt, so verlore die ergreifende Wahrheit, die Er gleich nachher Seinen ungläubigen Gegnern vorträgt, ganz und gar ihren Sinn.

Der Leser wird fragen: Wie haben wir uns denn jenen schrecklichen Zustand der Besessenheit im Bereiche der sittlichen Weltordnung zu denken? — Wenn der Mensch durch den Empfang des Sakramentes der Taufe oder der Buße ein „Tempel des Heil. Geistes“ wird, so vollzieht sich die Wirkung der Gnade im Inneren des Menschen also unsichtbar; es bleibt Regel für die Welt, daß der Heil. Geist mit der begnadigten Seele äußerlich unsichtbar verkehrt und auf sie einwirkt. Allein die Wirkungen der Gnade zeigen sich nicht selten auch wunderbar d. h. sie durchbrechen die Regel, ergreifen bereits auch das Leibliche Leben werden sichtbar für das Auge. Wir erinnern nur an alle die Formen der Ekstase (Verzückung), wie sie uns im Leben der Heiligen Gottes so oft begegnen. So schreibt der Völkerapostel Paulus von sich selber im zweiten Korintherbriefe: „Er (der Apostel) ward entzückt in das Paradies und hörte geheimnisvolle Worte, die einem Menschen nicht gestattet ist, zu sagen“ (12,4). Solche Vorgänge bleiben Wunder, geheimnisvoll: Die göttliche Kraft des hl. Geistes ist in einer hochbegnadigten Seele so überwältigend tätig, daß die Wirkung förmlich überquillt und als „Verklärung“ auch alle Sinne des Leibes ergreift; es ist gleichsam das Vorbild unserer künftigen Vollendung im Himmel.

Umgekehrt nun können auch die Wirkungen der Un Gnade die Regel durchbrechen. Wer durch eine schwere Sünde aus dem Bereiche der Gnade Gottes tritt, verfällt unmittelbar der Ungnade, dem Fluche, und damit der unheimlichen Gewalt der Hölle. Auch diese Wirkungen vollziehen sich unsichtbar, im Innern des Menschen. Das ist die Regel. Indes bleiben sie nicht immer unsichtbar: die Verlassenheit von Gott und Seiner Gnade kann, von Stufe zu Stufe niedersteigend, jene Tiefe erreichen, wo sie auch den Leib in erschreckenden Symptomen ergreift, kurz als dämonischer Zustand, als förmliche „Besessenheit“ erscheint. Dem Wunder der Gnade in der Verzückung (Ekstase) steht hier ein Scheinwunder der Hölle in grellem Schein gegenüber. Der Dämon „ergreift Besitz“ von seinem Opfer, aber, wie es seine Weise ist, in die gemeine sinnliche Natur schlägt er keine Griffe ein und von da aus, alle Sinnes-tätigkeit beherrschend, legt er auch den Geist völlig lahm, tilgt die letzte Spur von Selbstbewußtsein, von menschlicher Würde; wir haben die menschliche Natur in ihrer Verunsicherheit vor uns. Damit erklärt sich auch, — und gerade daran hängt sich bekanntlich die glaubensfeindliche „Wissenschaft“, — daß die Besessenheit immer als eine Krankheitsform in die Erscheinung tritt, so daß die Dämonischen stumm, taub, blind, epileptisch, tob-süchtig re. sich zeigen; a er es sind dann nicht einfach Symptome natürlicher Krankheit; denn die Coan-gelien erzählen, daß Besessene den Erlöser, den sie nie gesehen, erkannten, daß sie Ihn als dem Heiligen Gottes huldigten, vor Seiner Gegenwart zitterten, sie nicht ertragen: Das sind offenbar nicht mehr symptomatische Neußerungen eines natürlich Kranken, sondern Zeichen eines tieferen Übels, des unheimlichen Geistes, wie der Heiland ausdrücklich des Deteren bezeugt. — Daß solche Unglückliche gerade in den Lebenstagen Jesu zahlreicher, vielleicht auch gequälter als je auftreten, kann nicht auffallen; wo der Himmel im Messias seine Machtfülle offenbart, kann auch die Hölle nimmer zögern, mit dem letzten Aufgebot ihrer Stärke sich zu verzweifeltem Kampfe dem „Gesalbten des Herrn“ entgegenzuwerfen; das damalige Israel mit seiner Verstocktheit bot zu diesem Kampfe der Hölle jedenfalls ein sehr günstiges Feld.

Noch ein kurzes Wort! Vergessen wir doch nie, was eingangs schon hervorgehoben wurde, daß der allgütige Gott besonders gegen die tödtlichen Angriffe Satans uns einen hohen himmlischen Schutzgeist an die Seite gegeben hat. Unterlassen wir keinen Tag, ihn anzurufen: nie wird unser Hilferuf vergebens sein. S.

## ⚡ Auf zum Kampfe um die Freude!

Von Heinrich Weerh.

(Die nachfolgenden Ausführungen dürften in den weitesten Kreisen hohem Interesse begegnen. Wir verdanken dieselben dem hochw. Herrn Kaplan Heinrich Weerh in Köln, dem bekannten Verfasser der Schrift „Der Kölner Karneval des 20. Jahrhunderts.“ Der nachfolgende Aufsatz ist unter den Eindrücken des Fastnachts-Sonntags niedergeschrieben worden. Die von großem Ernste getragenen Ausführungen bilden zwar zum Teil einen Rückblick auf den Karneval, sind aber so bedeutsam, daß wir sie gerne heute noch — nicht in letzter Linie im Hinblick auf die Zukunft — zum Abdruck bringen. Red.)

O Susanna, wie ist das Leben doch so schön! So schallt es in einem Fort zu mir herauf aus tausend kleinen und großen Stühlen.

Eine Freudenarme Zeil!

So lese ich in Bischof von Keppeler's herrlichem Aufsatz: „Von der Freude“ \*)

Wer hat recht? Der Bischof oder das Karnevalspublikum?

Die Lösung der Frage ist gegeben in den Worten:

Viel Freuden wenig Freude.

Ja, es gibt heute viel Freuden, Vergnügungen. Der moderne Fortschritt auf allen Gebieten hat uns eine gehobene Lebensweise gebracht, an der auch die ärmeren Volkstufen teilnehmen. Und wer könnte sie alle aufzählen, die Freuden-gelegenheiten, die dem Volke geboten werden, Tag für Tag? Da sind die Museen, die sich auch den Armen dann und wann gratis öffnen; für den Zoologischen Garten ist einmal ein „billiger Sonntag“; bald lockt ein reizender Massenball, bald „Die lustige Witze“ oder ein anderer Schläger, bald ist Herrenführung, bald Damenkomitee; sobald die Sonne mächtiger und der Tag länger geworden ist, wird ausgeflogen ins Freie; immer gibt es Kongerte, ab und zu ein Vereinsfest usw. usw.

Ja, unser Volk hat viel Freuden, aber — wenig Freude. Die vielen äußeren Freuden sind nur ein Zeichen innerer Freundlosigkeit. Wer in sich, in seiner Familie und seinem Berufe glücklich ist, der bedarf solcher Vergnügungen nur selten, und wenn er sie mitmacht, dann wird er weise maßhalten. Wer aber innerlich zerrissen und unglücklich ist, der sucht Er-satz für die mangelnde Freude in den äußeren Vergnügungen, und weil diese ihm den Ersatz nicht so bald bieten wollen, darum stürzt er sich in immer lautere und aufregendere Ausschweifungen und kennt nicht Maß und Ziel. Die Freundlosigkeit, nicht die Freude, ist nach einem richtigen Ausspruch Nie-sch's die Mutter der Ausschweifungen, die wir heute so sehr beklagen. Die harmlose natürliche Freude schwindet in demselben Maße wie die „Freuden“ zunehmen.

Es ist traurig, aber wahr, was der Bischof von Keppeler schreibt (S. 220):

„Die gewöhnlichen Freuden, welche jahrhundertlang dem deutschen Volke zur Erholung und zur Verschönerung seines Daseins dienten und genügten, sind für die Mehrheit des heutigen Volkes viel zu schal geworden; Naturgemäß, Unterhaltung, Erholung, Lektüre im Kreise der Familie, Volksspiel und Volkstanz können einem großen Teil des heutigen Volkes nichts mehr sein und bieten. Sein teils abgestumpftes, teils krankhaft erregtes Nervensystem braucht raffiniertere Genüsse. Darum ist namentlich der Alkohol sein Liebling geworden, der schlimmste Betrüger mit seinen zwei lügenhaften Versprechungen: daß er des Lebens Laft und Sorge weg-nehmen, daß er des Lebens Kraft und Lust zu bringen vermöge. Ist es nicht beinahe so weit, daß sich unser Volk ohne Alkohol überhaupt keine Freude und keinen Freudentag mehr denken kann, daß seine Freudentage im Rausch kulminieren? Die Bege muß zuletzt immer das Leben und die Freude be-schaffen.“

Trotz aller Fortschritte und Ertrugenschaften arbeitet der Kulturbetrieb der Gegenwart mit einer läglischen Unterbilanz von Freude. Ein lautredender Beweis dafür ist das allmähliche Schwanden und Absterben des Volksliedes. Wann singt denn das Volk noch alte schöne Volksweisen? Was singt es, wenn es überhaupt singt, z. B. in der Karnevalszeit? Häufig nichts als rohe Saus- und Jotenlieder; Lieder, die nicht so fast die Volksseele singt, sondern der wüste Geist des Alkohols; Lieder, zusammengedichtet aus Alibi und Wol-lust; Gassenhauer, neueste Couplets, Operettenmelodien aus Theatern und Tingeltangels, wiederholt bis zum Gel, dann weggezwungen und mit anderen vertauscht, welche womöglich noch banaler oder noch lasziver sind.“ (S. 220).

Selbst die Jugend, die doch fast mit der Freude ver-bündet war, ist vielfach krank an Freundlosigkeit und wich an Klafferi-

\*) Aus Kunst und Leben. Neue Folge. S. 214—220.

heit, Ausgelassenheit, Gemeinheit. Die stets wachsende Zahl der jugendlichen Verbrecher und Selbstmörder redet eine laute Sprache.

Woher kommt denn dieses Defizit an Freude, unter dem unsere Zeit leidet?

Gewiß ist die wirtschaftliche Entwidlung, die wir nicht zu rückwärtszuden wollen, zum Teil schuld daran. Das Leben steht unter einem Hochdruck und einer Hochspannung, die ruhelos und nervös machen. Es ist, als ob der Dampf, die Elektrizität und alle die in den Dienst der Menschen gezwungenen, in Maschinen und Eisendrähte eingefangenen und eingebannten Naturkräfte und Naturgeister sich dadurch am Menschen rächen würden, daß sie nun ihn selbst und sein ganzes Leben in fieberhafte Hast und Hitze hineintreiben und ihm keine leibliche und geistige Ruhe mehr gönnen." (S. 217).

Alein der Hauptkuldige, der schlimme Freudentöter ist der irreligiöse, der unchristliche Zeitgeist. Der resolute Glaube an Gott-Vater, an den Erhalter, an den Himmel macht froh, auch in Leiden. Aber der Zweifel macht unfroh, der Unglaube macht unglücklich, das böse, schuldbeladene Gewissen zerstört den Frieden des Herzens. Der unchristliche Zeitgeist ist der große Betrüger und Schurikan, welcher vorspielt, er könne ganz neue Welten von Freuden erschaffen und Freudengenüsse ohne Zahl ins Menschenleben hineingarnern, indem er das Trübsale entzweifelt, die Begierlichkeit reizt und schaltet, den Leidenschaften freie Bahn läßt, dem kalten Freisinn ausstellt. Die Frucht und Folge ist: geist- und körperlicher Ruin; Verfall und Erschütterung des ganzen Nervensystems bis ins innerste Mark; Verdünnung der Lebenskraft und Lebenskraft; Lebensmüdigkeit statt Lebensfreudigkeit, Pessimismus, Fatalismus, Selbstmord." (S. 240).

Aud doch ist der Mensch für die Freude erschaffen. Was soll denn geschehen, um der Freude wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen? Wer das Voll lieb hat, muß diese Frage sich stellen. Nun es gilt einen Kampf zu führen gegen die Freudentöter: gegen den irreligiösen Zeitgeist gegen den Alkoholismus, gegen den kalten Realismus in Kunst und Leben, gegen eine nur das Wissen und Können fördernde, das Gemüt vernachlässigende Erziehungsmethode. Versuchen wir das düstere Gewölke, das die Sonne der Freude verhält. Hoch lebe die Freude!

Glückauf zum Kampf um die Freude!

Umstößt von der Karnevals-Pseudofreude habe ich dieses wiedergeschrieben. So bin ich ein Herold des bischöflichen Waffentrufs gegen die Freude geworden.

Wäge der Wunsch des hohen Herrn sich erfüllen, daß der Freudensamen, den er austreute, vom Segen von oben beschwingt, durch günstige Winde durch alle Länder getragen werde und überall guten Boden finde und Frucht bringe — dreißigfache, sechzigfache, hundertfache.

Dieser Wunsch wird am so eher erfüllt werden, wenn der Verfasser sich entschließen wollte, seinen herrlichen Aufsatz in einer Separat-Ausgabe weiteren Kreisen leicht zugänglich zu machen. Das wäre eine Waffe im Kampf um die Freude! Ich habe nur wenige Gedanken andeuten können, habe in der Karnevalsstimmung fast nur das Kritische herausgehoben; das Positive, das Lob der Freude, die Schilderung der Freudensbringer habe ich übergangen, aber es ist das Schönste und Wertvollste in dem Aufsatz „Von der Freude.“ Darum, lieber Leser, tolle lege!

## \* Harnack über katholische Geschichtsschreibung.

Harnacks Rede über die Annäherung der Konfessionen (Protestantismus und Katholizismus in Deutschland, Berlin-Stille 1907) enthält einige recht interessante Urteile über die heutige katholische Wissenschaft, die wohl drüber nicht mit ungemischter Freude aufgenommen werden dürften, trotzdem Harnack die Bille etwas verjährt durch Wiederholung einiger auf protestantischer Seite üblichen Anklagen. Ueber die katholische Geschichtsschreibung heißt es (S. 15):

„Noch vor einem Menschenalter haben die protestantischen Kirchengeschichtler wenig Anlaß gehabt (?), sich um die Arbeiten aus dem anderen Lager zu kümmern; aber seit einer Reihe von Jahren sind in steigender Anzahl kirchengeschichtliche Untersuchungen und Darstellungen von Gelehrten beider Kirchen erschienen, die dort wie hier bei den Sachverständigen eine weitgehende Zustimmung und Würdigung gefunden haben. Sie beziehen sich nicht auf untergeordnete geschichtliche Probleme, sondern behandeln die Hauptfragen. Jüngst erhielten wir eine umfangreiche Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte, von einem katholischen Priester in hoher Stellung verfaßt (Duchesne, Histoire an-

cienne de l'église, I. 1906.) Sie geht an keinem der wichtigen Probleme vorbei. . . . Mit Ausnahme weniger wichtiger Punkte wird kein protestantischer Gelehrter hier Ausstellungen machen können; er wird vielmehr wünschen, selbst das Werk verfaßt zu haben. Ferner, das beste Buch zur Kritik der Heiligenlegenden hat in der Gegenwart ein Mitglied der Gesellschaft Jesu geschrieben (Delehaye, Les légendes hagiographiques, 1906). Ähnlich steht es in bezug auf anderen Perioden der Geschichte. Die neueste Untersuchung über Savonarola, ebenfalls von einem katholischen Priester (Schnitzer, Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas I—II, 1903 und 1904), ist an Sachkunde und unparteiischem Urteil nicht zu überbieten. Aber auch zur deutschen Reformationsgeschichte besitzen wir neuere Untersuchungen aus katholischer Feder, die sich der Zustimmung der protestantischen Gelehrten in weitem Maße erfreuen; ja die jüngsten Ausschreitungen konfessioneller Geschichtsbetrachtung sind von Gelehrten derselben Konfession in ihrer Haltlosigkeit aufgedeckt und widerlegt worden (gemeint ist Mertles Kritik an Deniffs Lutherbuch in der „Deutschen Literaturzeitung“ 1904 Nr. 20; wer weiß, wie Denisse Harnack mitgenommen, versteht dessen Verbstät!). Gewiß — es hat noch viel zu geschehen auf beiden Seiten; aber überall befinden wir uns trotz dem schritten Rhythmus, der sich längst in das Konzert gemischt hat, in bezug auf die Geschichtsbetrachtung in einer Entwicklung, die harmonischer und einseitlicher wird und die Zahl tüchtiger katholischer Kirchengeschichtsforscher ist bedeutend.“

In diesem Punkte wird über die günstigere Lage, welche die katholischen Geschichtsforscher vor den Protestanten voraus haben, in einer Fußnote bemerkt:

„Die Arbeiten katholischer deutscher Kirchengeschichtler sind besonders wertvoll; denn mit der Kenntnis der Methoden und Gesichtspunkte der deutschen Wissenschaft verbinden sie ein inneres Verständnis des fortwirkenden mittelalterlichen Katholizismus, welches der protestantische Historiker nur schwer zu erreichen vermag.“

Das Gewicht der Anerkennung der katholischen Wissenschaft verliert nicht, wenn Harnack an manchen Punkten den Versuch macht, mit der einen Hand wieder zurückzunehmen, was er mit der anderen gegeben hat. Auch das ist begreiflich. Wird doch nichts einem Protestanten so übel genommen, als wenn er sich anerkennend über Katholisches äußert.

## c. Ein vergessener Fürstenspiegel.

So jemand aus nachstehendem Frage- und Antwortspiegel für Fürsten eine Rückwendung für moderne Verhältnisse und Politik zu machen sich versucht fühlen sollte, würde nichts dawider einzuwenden sein. Der Spiegel ist alt, aber auch ein junges Gesicht wird beim Hineinblicken schöne Züge entdecken.

In Johann Gottfried von Herders gesammelten „Christliche Reden und Homilien“ wird der Konfirmation Sr. hochfürstl. Durchlaucht, Karl Friedrich, Erbprinzen von Sachsen-Weimar und Eisenach (den 20. März 1790), gedacht. Der Amtierende (Herder) beginnt: „Gnädigster Herr. Sie sind hier vor Gott, vor Ihren Eltern und dieser Versammlung, um von Ihrer Ueberzeugung in dem, was Ihnen Religion sei, die von Ihren wesentlichen Verhältnissen und daraus entspringenden Pflichten Redenshaft zu geben. . . . Sie haben kein Glaubensbekenntnis auswendig gelernt. . . . Aus Unterredungen haben Sie selbst die Sätze gezogen und niedergeschrieben, die Sie als Resultat der Wahrheit anerkannten; Sie selbst haben die Fragen, die Ihnen über Ihre Pflichten vorgelegt wurden, schriftlich, d. i. gefaßt und nach eigener Ueberlegung beantwortet. . . . Sie antworten jetzt aus eigener Ueberzeugung, wie Ihnen der Ausdruck zukommt; ich tue nichts als den Faden der Unterredung knüpfen und leiten.“

Frage: Was ist Religion?

Antwort: Religion ist, was das Gewissen bindet. Gewissen ist unsere innerste Ueberzeugung.

Frage: Das Symbolikum des Christentums fehlt den Begriff eines Gottes voraus; ist dieser Begriff der menschlichen Vernunft notwendig?

Antwort: Er ist ihr notwendig; denn Vernunft ist Ordnung der Gedanken. In jeder Wirkung sucht sie, ihrer Natur nach, die Ursache der Wirkung und schließt zuletzt aus allen Kräften und Wirkungen der Natur notwendig auf eine erste höchste Ursache. Sie nennen wir Gott. Ohne diesen Begriff wäre die Vernunft selbst ein unzusammenhängender, verworrenen Traum, keine Vernunft mehr; denn wo ich das Band zwischen Ursache und Wirkung zerreiße, hört alle Vernunft auf.

Frage: Ist dieser Begriff von Gie in Gott auch unserem Herzen und Gemüte notwendig?

Antwort: Notwendig. Wir genießen die Wohlthaten der Natur und müssen zu unserer eigenen Befriedigung auch ihres Urhebers eingedenk sein. Du sollst lieben Gott, Deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele.

Frage: Mit welchem einfachsten Namen wird dieser Urheber von Allem ausgesprochen?

Antwort: Er ist, er war, er wird sein; der Selbändige. (Jehovah). Pf. 90, 1, 2.

Frage: Wie sprach Christus diesen Namen aus?

Antw.: Als des Allein Guten. Niemand ist gut als der einzige Gott; wer zur Glückseligkeit kommen will, hält seine Gebote.

Frage: Wissen wir etwas von diesem höchsten Urheber aller Dinge?

Antwort: Wir ersehen wirkliche Eigenschaften, d. i. Ausdrücke von Vollkommenheit in seinen Werken; Macht, Weisheit, Güte.

Frage: Wirkt die ewige Macht als eine blinde Macht?

Antwort: Nein. Wir sehen allenthalben ausgedrückte Gedanken in der Schöpfung: Weisheit.

Frage: Worin z. B. sehen wir diese Weisheit?

Antw.: In den einfachen großen Gesetzen der Natur, in der Bewegung der Himmelskörper, und der Zusammenordnung des Weltgebäudes; alles ist in ihr zum fortdauernden Gleichgewichte in unzerstörlicher Bewegung nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet. Zunächst um und an uns sehen wir sie in jeder lebendigen Organisation.

Frage: Welches Geschöpf unter allen, die wir kennen, hat die edelsten Kräfte?

Antwort: Der Mensch. Es hat Verstand, Vernunft und Freiheit des Willens, auch die kunstreichste Organisation.

Frage: Wie bildet er die Freiheit seines Willens aus?

Antwort: Wenn er die Macht, die ihm der Schöpfer gab, mit Weisheit und Güte gebrauchen lernt. Macht, Weisheit und Güte sind im Menschen ein Abbild seines Schöpfers.

Frage: Und je mehr Macht Gott einem Menschen anvertraut?

Antwort: Mit desto mehr Weisheit und Güte soll er solche zu seinem und Anderer Wohl anwenden. So geniehet er dieselbe und wird Gottes Bild auf Erden, ein gütiger Herr der Schöpfung.

Frage: Wird das Gute sogleich vergolten? Das Böse sogleich gestraft?

Antwort: In unserem Gewissen sogleich; die Folgen davon können früh oder spät erscheinen. Sie erscheinen aber gewiß und erstrecken sich auch auf die Nachwelt, d. i. in's Unermessliche, weiter.

Frage: Ist ein Fürst gefesselt?

Antwort: Nein. Da er Andern Gesetze gibt, soll er ihnen ein Muster sein, wie man dem höchsten Gesetze der Vernunft und des Gewissens folge.

Frage: Wozu knüpft also das Christentum das Menschengeschlecht?

Antwort: Zu einem lebendigen hülfreichen Ganzen, das in der gegenseitigen Tätigkeit aller seiner Mitglieder lebet.

Frage: Wie heißt also Christus dieser edeln Menschenreligion wegen?

Antwort: Heiland, d. i. ein Heilbringer; Erlöser, d. i. ein Befreier der Menschen.

Frage: Ist diese Religion die einzig wahre, heilbringende und allgemeine?

Antwort: Sie ist's. Für alle Gegenden und Zeiten, für alle Nationen und Stände. Sie trifft den Punkt, in welchem das Menschengeschlecht zu Befreiung von seinen Nebeln und zur Erreichung seines Gesamtzweckes Eins wird.

Frage: Welches ist dieser lebendige Punkt?

Antwort: Gegenseitige Mitempfindung und Bestrebung zum Wohle des Ganzen. Der Starke soll für den Schwachen da sein, und auch der Schwächste zum gemeinen Besten wirken.

Frage: Was verbannte Christus also aus seiner Menschenreligion?

Antwort: Jedes unterdrückende, übermütige Selbstgefühl. Er war nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene. Wer unter euch will der Vornehmste, der Gewaltigste sein, der werde es dadurch, daß er mit seinen Vorzügen Andern diene. Matth. 20, 25-28.

Frage: Dieser reinen Menschenreligion, was für Maximen lehrte Christus ihr zum Grunde?

Antwort: Vor allem das Gesetz der Billigkeit. Was ihr wolle, das auch die Leute tun sollen, das tut auch ihnen.

Das Gesetz des Ausharrens und der überwindenden Güte. Das Böse lasse sich nicht durch Böses, sondern nur durch ein überwiegendes Gute überwinden; dies zu erreichen, müsse man nicht ablassen.

Frage: Ist ein Fürst der Religion seines Landes Achtung schuldig?

Antwort: Er ist ihr Achtung schuldig, weil sein Beispiel sonst die Schwachen irre macht, die Weisen und Guten kränkt.

Frage: Ist Religion einem Lande notwendig und heilig?

Antwort: Notwendig und heilig. Sie reicht dahin, wo keine weltlichen Gesetze hinreichen, indem sie Laster zuvorkommt, die das Wohl des Staats und der Menschheit untergraben; gegenwärts Pflichten angenehm und leicht macht, die kein Zwangsgesetz auslegen kann. Und dies sind eben die notwendigsten, der Menschheit wesentlichsten Pflichten.

Frage: Darf ein Fürst Meinungen als Religion vorschreiben?

Antwort: Meinungen sind nicht Religion, Heberzeugung läßt sich nicht erzwingen; aufgezwungene Meinungen machen nur Heuchler.

Frage: Darf ein Fürst die Religion seines Landes ändern?

Antwort: Dazu hat er keinen Bedarf; der Bedarf des Fürsten ist, sein Land zu schützen und durch gute Gesetze zu regieren. Mißbräuche aber im Neuen abstellen und Religion auf ihren wesentlichen Zweck zurückzuführen, ist seine edle Pflicht.

Frage: Muß ein Fürst sich um die innere Religion einzelner Menschen kümmern?

Antwort: Nein, wenn sie dem Staate ihre Pflicht treu leisten; die Religion des Herzen stehet allein unter Gott.

Frage: Muß ein Fürst besonders in seinen Urteilen vorsichtig sein?

Antwort: Vorsichtig, weil sein Urteil viel gilt, und es unedel ist, einem Urschuldigen durch ein ausgesprochenes Wort zu schaden.

Frage: Muß ein Fürst auch die unangenehme Wahrheit nicht scheuen?

Antwort: Er muß sie nicht scheuen, weil er sonst nur angenehme Lügen höret.

Frage: Kann ein Fürst nach Belieben seine Meinung statt der Wahrheit geltend machen?

Antwort: Nie, denn Wahrheit bleibt Wahrheit. Eine aufgeschmeichelte Wahrheit macht Schmeichler; eine aufgedrungene Falschheit erweckt Haß und Verachtung.

Frage: Vor wessen Augen lebet der Fürst?

Antwort: Vor den Augen Gottes und der Menschen. Alle sind auf ihn aufmerksam.

Frage: Lebet ein Fürst bloß für seine Zeit?

Antwort: Er kann nicht anders als auch für die Nachwelt leben. Von der Bortwelt hat er empfangen; denen, die hinter ihm sind, läßt er Böses oder Gutes nach.

Frage: Wie lebet er also auf's würdigste für die Nachwelt?

Antwort: Wenn er ihr viel Gutes und Nützlichliches nachläßt, das fortdauernd Nutzen stiftet.

Frage: Was heißt Fürst, princeps?

Antwort: Der Vorzüglichste. In jedem soll er der Vorzüglichste sein. Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist und wohlkautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem strebet nach.

Mit dem weiteren schönen Bekenntnis des jungen Fürsten, daß Fürst und Land sich unverbrüchlich angehören, daß seine Pflicht es sei, durch Vernunft, Gerechtigkeit und Güte gleichsam die Seele des Landes zu werden, weil er anstatt Gottes da ist und alles Böse sorgfältigst zu meiden habe; dagegen viel Gutes zu tun, das ihm allenthalben mit Dank und Liebe lohne, endet seine Großfürstl. Durchlaucht das Gelöbniß mit der an sich selbst gerichteten Mahnung:

Gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe die Jahre kommen, da Du wirst sagen: sie gefallen mir nicht.

Fürchte Gott und halte seine Gebote: denn das gehört allen Menschen zu. Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, auch das verborgen ist, es sei gut oder böse.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 10.

Düsseldorf, den 10. März.

1907.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag in der Fasten. — Die wunderbare Brotvermehrung. — Zum Todestage des heiligen Simeon (1. März). — Zur Abwehr! — Exerzieren in Exaten.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum vierten Sonntag in der Fasten (Lätare).

**Evangelium nach dem heil. Johannes VI, 1—15**  
In jener Zeit fuhr Jesus über das galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg, und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob, und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß Jedes nur etwas Weniges bekomme. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrode und zwei Fische hat: allein was ist das für so Viele. Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gebankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; dergleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stückelein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stückelein von den fünf Gerstenbroden, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermal auf den Berg, er allein."

### Die wunderbare Brotvermehrung.

Siehst Du das Volk in großen Scharen ziehen zum Berge, wo den Heiland es gefunden?  
Da horcht es auf Sein Wort, und alle Not Des Leibes ist im Seelenglück verschwunden:  
Er aber spendet ihm ein Wunderbrot!

Am heutigen Sonntag „Lätare“ unterbricht die Kirche Gottes ihre heilige Fastenübungszeit; alle Gesänge des heutigen Hochamtes atmen Freude und Trost; auch die Orgel, die an den vorhergehenden Sonntagen geschwiegen, darf heute wieder erklingen. Warum das? Nun, die Kirche will ihre Kinder darauf aufmerksam machen, daß die Bußzeit bereits zur Hälfte zurückgelegt ist, und daß es nur noch einer verhältnismäßig geringen Anstrengung bedarf, um diese Gnadenzeit zu einem guten Beschlusse zu führen.

Das große Wunder, von dem der hl. Johannes uns im heutigen Evangelium erzählt, wirkte Jesus, als das vorletzte der Osterfeste, die in Sein öffentliches Leben fallen, nahe war. Eine ungemein zahlreiche Volks-

menge war Ihm, wie der hl. Lukas sagt, in die „Wüste“ von Bethsaida gefolgt. Hierunter haben wir uns aber nicht etwa eine vorherrschend steinige, ganz unfruchtbare Landschaft zu denken; denn sie bietet auch heute noch grasreiche Triften, in denen zahlreiche Herden weiden.

Als der Herr die Volkscharen sah, die voll Sehnsucht Ihm bis in diese einsame Gegend gefolgt waren, ergriff ihn Mitleid. Sie sind ja „wie Schafe, die keinen Hirten haben“; es sind die, welche in Jerusalem ihr Heiligtum mit seiner Hülle des Trostes und Segens haben; an denen die Priester und Schriftlehrer ihre Hirtenpflicht ausüben sollten — aber die Armen haben in Wahrheit Keinen, der ihnen, den Hungernden, die rechte Weide zeigte. Siehe! in Jesus von Nazareth haben sie nicht nur den großen Wundertäter angefaunt, sondern auch den milden, gütigen Helfer kennen gelernt; darum hielten sie sich an Seine Fersen, suchten Ihn auf, sobald sie Ihn vermissen, so daß ihnen kein Weg zu beschwerlich und selbst die Wüste nicht zu entlegen ist.

Der Abend war schon angebrochen an jenem bedeutungsvollen Tage, und der Andrang der Hilfsuchenden wollte kein Ende nehmen. Unbemerkt erwuchs hieraus eine dringende Not: sie befanden sich in der Wüste! Die Wunder der Gnade, deren Zeugen sie waren, die Macht der Rede, ja, der bloßen Erdscheinung, womit Jesus Seinem Erbarmen Ausdruck verlieh, fesselte all die Tausende an Seine Nähe, so daß sie gar nicht an die Rückkehr oder an das Bedürfnis einer Speise dachten.

Die Not mußte groß sein, als die Apostel — wie wir nach den Berichten der übrigen drei Evangelisten ergänzend hinzufügen — endlich Mut faßten und dem Meister ehrfurchtsvoll vorhielten: „Herr, siehe, die Zeit ist vorgerückt, und der Ort, wo wir uns befinden, bietet gar nichts dar. Was sollen wir nun tun, wenn uns hier mit dieser großen Menschenmenge die Nacht überrascht? Es ist Zeit, die Menschenmenge zu entlassen; dann mögen die Hungernden die nächstgelegenen Orte aufsuchen, um sich Brot zu kaufen!“ (Matth. 14, Mark. 6, Luk. 9.) Es war, scheint es, der Apostel Philippus, der es übernahm, den Herrn auf die drängende Lage ehrfurchtsvoll aufmerksam zu machen. Darum wendet er sich nun zunächst an diesen Apostel mit der Frage: „Wo sollen wir das Brot kaufen, daß diese Vielen zu essen haben?“ — Auf den Antrag des Sprechenden, das Volk zu entlassen, geht der Herr in Seiner Güte nicht ein, nur auf die Andeutung, daß es Zeit sei, die Anwesenden nicht hungern zu lassen.

Für uns selbstverständlich klingt die Bemerkung des Evangelisten: „Das sagte Er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte.“ — Aber keiner von den Zwölfen ahnt, um was es sich handelt; nach all den Erfahrungen Seiner unbegrenzten Macht, bei den hohen Begriffen von ihrem Meister, deren sie sich längst nicht mehr erwehren konnten: in dem Augenblicke,

da sie eben wieder eine neue Reihe Wunder gesehen, kommt ihnen kein Gedanke, ob denn der Wunderthäter nicht auch Brot zu schaffen vermöchte. Sie bestehen die Prüfung nicht, und wir würden es nicht auffallend finden, wenn der Herr ihnen heute schon das strafende Wort zurief: „O ungläubiges Geschlecht, wie lange werde ich euch noch zu tragen haben!“ (Lukas 9,41.)

Wahrhaft naiv klingt die Antwort des Apostels: „Brot für zweihundert Zehner (d. i. etwa 120 Mark) ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas Weniges bekomme!“ Woher also diesen Bedarf in der Wüste nehmen? aber sie seien bereit, nach den nächsten Dörfern zu eilen und das Brot einzukaufen! — Indes der Herr „wußte, was er zu tun habe“; so bereitet Er denn unmittelbar vor, was Ihm längst vor der Seele stand: Das wunderbare Brot, das Er heute zur dritten Paschafeier in der Wüste spenden will, weist geheimnißvoll nach dem nächsten, letzten Pascha hin, da er sich selbst Sein Fleisch und Blut, zum heiligen Mahle zu opfern gedenkt.

Ohne Zweifel tiefbewegt, hebt Er mit der Frage an: „Wie viel Brot habt ihr? Geht hin und sehet!“ (Matth. 6,38) Die Apostel halten Umschau; aber was sie erfragen an Lebensmitteln, ist kaum der Rede wert; Andreas überbringt die Meldung: „Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat. Freilich (meint er), was soll das für so Viele?“ — Der Herr befiehlt, die fünf Brote und die beiden Fischlein zu bringen. Ob die Apostel bei diesem Befehle nicht schon eine erste Ahnung durchzuckte? Sicher machte sie die zweite, so bestimmte Anordnung nachdenklich und gespannt: „Laßt die Leute reihenweise sich lagern, je fünfzig und hundert!“ (Lukas 9,14.) Die Tristen drängten eben, zur Osterzeit, in der Fülle frischen Grases; bald lagen zahllose Reihen im Grase, alle ohne Zweifel voll Bewunderung und Spannung; statt des Gedränges und Getümmels herrschte plötzlich, wie auf einen Wink, in der großen Volksmenge Ordnung und Ruhe; einzig Jesus, von seinen Zwölfen umgeben, steht wie in der Mitte der Belagerten; die Augen aller sind auf ihn gerichtet.

Da nahm Jesus die Brote und, indem er zum Himmel aufblickte, segnete Er sie, brach sie und gab sie den Jüngern, damit sie dem harrenden Volke vorlegten; ebenso verfuhr er mit den Fischen. Alle aßen von dem Brot und von den Fischen, „so viel sie wollten“. — Nachdem sie aber gesättigt waren, sammelten die Jünger im Auftrage des Herrn, „damit nichts zu Grunde gehe“, die übrig gebliebenen Stücklein, und sie füllten mit den Resten an Brot und Fischen zwölf Körbe. Es waren aber, so bemerken alle 4 Evangelisten, derer, die gesättigt wurden, „fünftausend Männer, Frauen und Kinder ungerchnet“!

Leicht vergegenwärtigen wir uns, wie der wunderbare Vorgang auf das gesamte anwesende Volk, wie auf jeden Einzelnen all der Tausende, gleich einem elektrischen Funken wirkt; denn jeder Einzelne sieht und bestaunt das Wunder nicht bloß an den Tausenden seiner Nachbarn, sondern erfährt es mit seinen leiblichen Sinnen an sich selbst, wird mit Aug' und Mund, seinen Hunger stillend, Zeuge der geheimnißvollen Wirkung, die der eine Segnende an so wenige Brote und Fische geknüpft hat. All die Ueberraschten, gesättigten Scharen erscheinen auch förmlich hingerissen von dem mächtigen Eindruck, und die Art und Weise, wie die Begeisterung durchbricht, — muß sie auch als eine Verirrung bezeichnet werden, da sie den Herrn mit Gewalt zum „Könige“ machen wollen — findet ihre natürliche Erklärung.

Und die Apostel? Welchen Eindruck mußte es auf sie machen, daß nicht nur vor ihren Augen, vielmehr in ihren eigenen Händen, in der Hand jedes Apostels, und mit jedem Schritte, da er wieder einem anderen Hungernden vorlegt sich die wunderbare Mehrung vollzieht! So viele Hunderte der einzelne Apostel, durch die zahllosen Reihen schreitend, wunderbar sättigt, so viele hunderte Male durchzuckt ihn gewissermaßen ein Lichtstrahl, der den segnenden Meister immer wieder beleuchtet. Ja, noch mehr: die Menge der übriggebliebenen Stücklein ist vom Herrn

im voraus so bemessen, daß die Zahl der damit gefüllten Körbe der Zahl der Jünger entsprach.

Schon in der ersten Zeit hatte die Kirche nicht ermanget, das Wunder der Brotvermehrung als ein Bild der unerschöpflichen Seelenspeise im heiligsten Sakramente den Gläubigen vorzustellen; häufig findet man es schon in den Katakomben dargestellt. — Zähle, lieber Leser, die Millionen Christen, die am kommenden Osterfeste an diesem hl. Mahle teilnehmen! Auch du sollst einer aus dieser großen Schar sein! Die Vorbereitungszeit ist schon zur Hälfte vorüber; benutze darum die noch übrigen Wochen um so eifriger zur Vorbereitung!

S.

## O Zum Todestage des heiligen Suitbertus

(1 März).

Auf den 1. März fällt der Gedächtnistag eines für die bergischen Lande sehr bedeutungsvollen Mannes, des hl. Suitbertus (auch Suibertus oder Suibbertus), welcher allgemein als der Apostel der Bruckerer (Bosfactuarii, Broid-Anwohner — Diepenbroch, Mörsebroch, Natzerbroch usw.) gefeiert wird. Die Bruckerer hielten sich zu Anfang des achten Jahrhunderts infolge des Drängens sächsischer Volkstämme von der Ems und Lippe weiter hinauf bis zur Rupper und Siegel an. Daß der Heilige am 1. März gestorben ist, wird von Niemanden bezweifelt, unsicher dagegen ist das Todesjahr, ob 713 oder 717. Dr. Wurm hat im Kirchen-Lexikon von Becker und Welte das Jahr 713 als Todesjahr fixiert, gestützt auf den Annalen des Petrus oder des hl. Amandus, die regelmäßig fortgesetzt Aufzeichnungen enthalten und als glaubwürdig anzusehen sind. In jedem wissenschaftlichen Buche dürfte sich daher das Jahr 713 als Todesjahr, wie Dr. Wurm annimmt, angeben finden.

Allein steht die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller, die über die Geschichte des so dunkeln 7. und 8. Jahrhunderts berichten, so ganz über allen Zweifel fest? Dehene sagt in seiner sorgfältig auf den alten Urkunden ruhenden und von ihm zitierten Geschichte des hl. Lambertus S. 117 aus Anlaß des ehelichen Zerwürfnisses des Fürsten Pippin von Herstal mit seiner rechtmäßigen Gemahlin Plectrudis um des Nebenweibes, der Alpais in Juplavillen, es hätten die Fortsetzer des Fredegar und der Verfasser der Gesta Francorum die Umstände nicht angegeben, wegen deren sich Pippin von Plectrudis trennte, sondern nur die vollendete Tatsache gemeldet (Gesta Francorum, Kap. 49: Er hatte einen Sohn von einem anderen Weib etc.). Dehene fährt dann weiter fort: Einige sagen nun, nebst Gottschalk hätten die gleichzeitigen anderen Schriftsteller die Umstände verschweigen müssen, aus Furcht vor dem Jorn des Herrschers oder seiner Umgebung und Verwandtschaft. Dann aber hätten sie nicht einmal die Tatsache selber berühren dürfen. Alle Gleichzeitigen haben kein Wort der Mißbilligung für Pippin, ebenso die Lebensbeschreiber der Heiligen nicht, die doch nichts verheimlicht hätten. Erst spätere machen aus Alpais eine illegitime Gemahlin, den Zeitgenossen erscheine Plectrudis und Alpais als rechtmäßige. Dehene untersucht nun diese Anormität und fährt sie zurück auf eine von Tacitus bezeugte Unsitte germanischer Fürsten, die bei sonstiger Hochachtung ehelicher Treue gegenüber der rechtmäßigen Ehefrau doch mitunter mehrere Gemahlinnen gehabt hätten, mit welchem Gebrauch das Christentum einen harten Kampf zu bestehen hatte; nur langsam sei letzteres zum Siege über die heidnischen Anschauungen der Großen durchgedrungen. Da teilen sich nun die Schriftsteller in solche, die das sogleich Vorrecht des Fürsten sehr schonend behandeln, und in solche, die es recht schwarz darstellen. Pippins Trennlosigkeit gegen Plectrudis war unstrittig Mitursache des Martiriums des hl. Lambertus; Dehene will darin auch einen Grund finden, warum man das Todesjahr des hl. Bischofs auf 696 anstatt erst auf 708 oder 709 gesetzt hat; die letztere Angabe spreche für wiederholte Zerwürfnisse und Verschönungen resp. Rückfälle des Fürsten in sein uneheliches Verhältnis, gegen welches Lambertus schwer ankämpfte. Bei den Schriftwerken jener Zeit findet sich offenbar viele Plunkerei und Falunkerei; objektive Wahrheit fehlt bei vielen.

Doch kehren wir zur Geschichte des hl. Suitbertus, resp. zur Frage nach dessen Todesjahr zurück. Kaiserswerth feiert, an seiner alten Tradition festhaltend, sein 50jähriges Jubiläum, vom Jahre 717 an gerechnet; das letzte (abgesehen vom 25jährigen im Jahre 1892) wurde im Jahre 1767 gefeiert, und damals erschien die letzte Jubiläumsausgabe der soviel umstrittenen Lebensbeschreibung des Heiligen, angeblich verfaßt von Marcellinus, gedruckt bei Stahl in Düsseldorf.

war, wo auch im Jahre 1717 eine solche als Abdruck der  
zuerst 1608 erschienenen Druckausgabe ediert wurde.

Aber darf man nicht mit Recht gegen das Jahr 717 ein  
Doppeltes einwenden? 1. Jubiläumsfeiern sind sehr oft  
etwas Unsicheres, z. B. unsicher das Jahr des St. Bonifatius-  
Jubiläums und unsicher das des St. Lambertus-Jubiläums.  
2. Auf Marcellinus kann sich nur ein Rückständiger berufen,  
da diese Schrift im 17. Jahrhundert durch die Hollandisten  
und neuestens im Historischen Jahrbuche des Görres-Bereins  
durch die Untersuchungen Dr. Diekamp als Fälschung dar-  
gelegt ist. Wer wollte dagegen angehen? Nun, da bedarf  
es nur der Nennung eines gelehrten Forschers, der schon da-  
gegen angegangen ist, nämlich des bei Freund und Feind im  
hohen Ansehen stehenden Egidius Selenius von Köln, den  
auch der Hollandist Gresham sehr respektierte, den aber Dr.  
Diekamp nicht beachtet, vielleicht aus dem felsam merkwür-  
digen Grunde, weil dessen Schrift: „L'ypocrite Saibertus, iacula,  
quae in scriptorem s. Saiberti contorquentur, avertens“\*) aus  
dem alten Bücherhage der Bibliotheken vollständig ver-  
schwunden ist; ebenso eine andere, auf den hl. Suibertus be-  
zügliche Schrift desselben Selenius, betitelt: „Par sa. Suiber-  
tus et Pletradis post millenarium sepe annu illustratum  
meditatione historia.“ Coloniae 1640, 4<sup>o</sup>, 24 pag., Geschichte  
(in Betrachtungen) zweier Heiligen, Suibertus und Pletradis,  
die vor ungefähr einem Jahrtausend gelebt haben“ — Köln  
im Jahre 1640, in Quart, 24 Seiten. Beide Schriften finden  
sich zitiert bei Chevalier in seinem Repertoire historischer  
Quellen des Mittelalters; die erstere, der Schild zc. in Quart  
mit 16 Seiten. Diese Verteidigungsschrift des gelehrten Se-  
lenius hält also das Buch des Marcellin für echt, hält also  
auch fest an dem darin angegebenen Todesjahre des hl.  
Suibertus, 717, dem Jubiläumsjahre Kaiserswerth.

Fast gleichzeitig mit diesen Schriften des Selenius dürften  
wohl die Verteidigungsgründe abgefaßt sein, auf welche der  
Defan und das Kapitel von Kaiserswerth in einer Urkunde  
vom 3. Dez. 1669 sich berufen, um, wie Dr. Diekamp S. 282  
Nr. 10 angibt, die gegen die Echtheit der Marzellanischen  
Bita (wohl namentlich von den Hollandisten) erhobenen Ein-  
wände zu widerlegen: er (der Codex manuscriptor) sei mirae  
magnitudinis et antiquitatis ex quo iam quingentis annos lec-  
tiones de s. Suiberto canatur, also mit weilläufigern Wor-  
ten: das alte dem Stift im J. 1472 aus einem holländischen  
Kloster überbrachte fast verschliffene Manuscript, Lebensbe-  
schreibung, verfaßt von Marzellan über seinen angeblichen  
Gefährten, den hl. Suibertus, sei von bewunderungswür-  
diger Größe und hohem Alter, und schon 500 Jahre lang  
würden die Voktionen über den hl. Suibertus zu Kaisers-  
werth gesungen, d. h. doch wohl die dort gesungenen Ver-  
sionen stimmten mit den Versen des Manuscriptes über-  
ein. Soll das Alles auf Phantasie beruhen? Allerdings ist  
nun nachgewiesen, daß das Manuscript höchstens aus dem  
Anfang des 15. Jahrhunderts stammt. War es Fälschung, so  
ist doch der Fälscher bis jetzt weder dem Ort, noch der Zeit  
oder dem Namen nach nachweisbar. Könnte das Manuscript  
nicht auch einer interpolirten Abschrift eines früheren Ma-  
nuscriptes sein, und denn doch Egidius Selenius mit dem  
später so schwer wegen Fälschung angegriffenen Kapitels im  
Rechte sein? Am schwersten hat sich allerdings, wie Diekamp  
schlagend nachweist, Gymnasialdirektor Bouterwel 1858 an  
dem Kapitel von Kaiserswerth versündigt, da er dasselbe we-  
gen des Druckes vom J. 1608 der bewußten Fälschung an-  
geklagt hat, während es nur im besten Glauben eine der  
schon vielfach verbreiteten, ihm seit 1472 übermittelten Ab-  
schriften des Marzellan in Druck veröffentlicht hat.

### \* Zur Abwehr!

Eine Dame in Kaiserswerth erhielt von den Protestanten  
eines ihrer üblichen „Traktäthen“ und sendet ihnen, gleich  
diesem, durch die Presse folgende Antwort:

An den Vorstand der Diakonissen-Anstalt  
in Kaiserswerth.

Im August vorigen Jahres legte ein junger Mann in einem  
hiesigen Geschäfte der Verkäuferin und mir je einen gedruck-  
ten Zettel in die Hand mit der Weisung, denselben zu lesen.  
Der Inhalt des Zettels erweckte mein Interesse, weil in der  
dritten Zeile etwas vom „Seelenheil“ stand. Von der Ver-  
käuferin erfuhr ich, der junge Mann sei Mitglied der Dia-  
konissen-Anstalt. Ich war begierig, was der Zettel mir über  
mein Seelenheil wohl sagen könne. Ich nahm den Zettel  
mit nach Hause und studierte ihn. Er war numeriert 54 und  
überschrieben:

Was muß ich tun?

\*) Zu Deutsch: „Schild, an welchem die Pfeile, welche auf  
den Schreiber des Lebens des hl. Suibertus — nämlich Mar-  
cellinus — abgeschossen werden, abprallen.“

Der Verfasser des Inhalts war nicht angegeben. Weil aber  
der Zettel von der Diakonissenanstalt ausgeht, so erlaube ich  
mir, mich an deren Vorstand zu wenden, der von der Ver-  
breitung dieser Zettel Kenntnis haben muß und demnach  
dieselbe gutheißt.

Durch Angebot besagten Zettels wird gewünscht, daß ich  
die auf demselben verkündigte Lehre annehme. Nun kann  
aber niemand verlangen, daß ich eine Lehre annehme, ohne  
von deren Wahrheit überzeugt zu sein.

Die mir vorgelegte Lehre lautet in kurzer Zusammen-  
fassung:

„Glauben“ und nicht „Tun“ ist der Weg Gottes, auf wel-  
chem wir Errettung finden. . . . Das Wirken ist völlig ausge-  
schlossen.“

So steht wörtlich auf dem Zettel. Ihr lehrt: man solle in  
der Bibel forschen. Das tat ich. Ich nahm die Bibel zur  
Hand, um nachzuschlagen, ob die Lehre von „Glauben und  
nicht Tun“ mit dem Evangelium übereinstimme. Da finde  
ich an vielen Stellen das gerade Gegenteil. Hier die Be-  
weise:

Bringt würdige Früchte der Buße. (Matth. 3. 8. — Luk.  
3. 8.) Die Art ist schon an die Wurzel der Bäume gelegt. Ein  
jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird ausge-  
hauen und ins Feuer geworfen. (Matth. 3. 10. — Luk. 3. 9.)  
— Was anders ist unter diesen Früchten zu verstehen, als die  
Werke, die aus dem Glauben hervorgehen? Also, wir sollen  
den Bußgeist haben, und die Früchte des Bußgeistes sind die  
denselben entsprechenden Werke. Wie stimmt diese Stelle  
bei zwei Evangelisten mit Eurer Lehre: „Glauben und nicht  
Tun etc. . . .“?

Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als  
die der Pharisäer und Schriftgelehrten, so werdet ihr in das  
Himmelreich nicht eingehen. (Matth. 5. 20.) — Was ist unter  
dieser Gerechtigkeit zu verstehen, als die Werke der Ge-  
rechtigkeit? Ich frage wiederum: Wie stimmt diese Stelle  
bei Matth. mit Eurer Lehre: „Glauben und nicht Tun etc.“?

Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird ins Him-  
melreich kommen, sondern, wer den Willen meines Vaters  
tut, der im Himmel ist, wird ins Himmelreich eingehen.  
(Matth. 7. 21.) — Wie stimmt das mit Eurer Lehre: Nicht  
„Tun“?

Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben  
führt. (Matth. 7. 14.) — Wie stimmt das mit Eurer be-  
quemen Lehre: „Glauben und nicht Tun etc.“?

Wenn ihr nicht Buße tut, so werdet ihr alle zu Grunde  
gehen. (Luk. 13. 3. 5.) — Wie stimmt dieses ernste Wort  
Christi und die angefügte Drohung mit Eurer Lehre: „Gla-  
uben und nicht Tun etc.“?

Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. (Matth.  
19. 17.) Wie stimmt diese Stelle mit Eurer Lehre: „Gla-  
uben und nicht Tun etc. . . .“?

Der Menschensohn wird einem jeglichen vergelten nach sei-  
nen Werken. (Matth. 16. 27.) Also: Jeglichen wird ver-  
goltet werden, nicht nach seinem Glauben, sondern nach  
seinen Werken.

In einer anderen Stelle im Evangelium heißt es ausdrück-  
lich: Jesus kam nach Galiläa und predigte das Evangelium  
vom Reiche Gottes und sprach: „Tut Buße, und glaubet dem  
Evangelium“ —

und wiederum: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und  
nur, die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ — Und  
Ihr lehrt: „Glauben und nicht Tun etc. . . .“

„Wirket, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht,  
da niemand mehr wirken kann.“ — Wie stimmt das mit  
Eurer Lehre: „Das Wirken ist völlig ausgeschlos-  
sen“?

Und wiederum vergleicht Christus das Himmelreich mit  
einem Schafe, der im Ader verborgen liegt, den ein Mensch  
findet und alles verkauft, was er hat, um den Schaf zu  
kaufen. (Matth. 13. 44.)?

Warum vergleicht Christus das Himmelreich mit einer kost-  
baren Perle, die ein Kaufmann findet und alles verkauft,  
was er hat, um die Perle zu kaufen. (Matth. 13. 46.)? —  
Lehren uns diese beiden Gleichnisse nicht klar und deutlich,  
daß wir alle Opfer bringen sollen, um uns zu retten? —

Und was sagt Ihr zu dem Gleichnis vom unfruchtbaren  
Feigenbaum, dessen Besitzer zum Gärtner spricht: „Sowt  
diesen Feigenbaum weg, weil ich keine Früchte an ihm finde“,  
nämlich Gott gefällige Werke. (Luk. 13. 6—7.)?

Und wie erging es dem trägen Knecht, der das ihm anber-  
traute Talent nicht einmal veruntreut hatte; sondern er hatte  
es nur ohne Gewinn gelassen. Das Urtheil lautet: Den un-  
nützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus; da  
wird Heulen und Zähneklirren sein. (Matth. 25. 24—30.)

Und wie erging es den fünf törichtesten Jungfrauen, die,  
sorglos für ihre Lampen, zur Ankunft des Bräutigams nicht  
bereit waren? Die Thür des Hochzeitjaales fanden sie ver-

Waffen, der Bräutigam kannte sie nicht. (Matth. 25. 1-13.)

Und was wird der göttliche Richter zu jenen sagen, die beim letzten Gericht zur Linken stehen werden? Er wird sagen: Weichsel von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer! (Matth. 25. 41-46.) — weil ihr keine gottgefälligen Werke aufzuweisen habt. Viele unter diesen haben geglaubt, daß sie durch den Herrn Jesus erlöst worden sind. Allein sie haben nicht getan, was der Herr Jesus zu tun vorschreibt, gemäß seinem Auftrag an die Apostel: . . . Lehret alle Völker . . . lehret sie, alles halten, was ich euch geboten habe. (Matth. 27. 19, 20.)

Nun habe ich nach Eurer Anweisung in der Bibel geforscht — und das Ergebnis meiner Forschung liegt vor Euch. Es ist das gerade Gegenteil von Eurer Lehre und lautet dahin, daß wir alles tun sollen zu unserer Errettung, während Ihr lehrt, nichts zu tun, indem Ihr sagt: Christus habe genug für uns getan. Glaubt Ihr etwa, durch sein Erlösungswert habe Christus unsere Trägheit und Bequemlichkeit begünstigen wollen? Allerdings konnten wir uns nicht erlösen. Die Erlösung konnte nur durch den Gottmenschen bewirkt werden. Allerdings können wir auch mit unseren bloß natürlichen guten Werken nichts für den Himmel und unser Seelenheil tun; wir brauchen dazu ja die von Christus uns verdiente Gnade. Absolut ist die Erlösungsgnade von unendlichem Wert, darum genügend zu unserer Errettung. Diese absolut vollkommen hinreichende Erlösungsgnade aber hat jeder einzelne durch eigene Mitwirkung sich selbst zuzuwenden. Und nur jene werden gerettet, die durch persönliche Mitwirkung die Erlösungsgnade sich zu Nutzen machen. — Die Erlösungsgnade ist wie ein kostbarer Edelstein im Kaufladen des Juweliers. Dieser bietet jedem den Edelstein an, der in sich selbst einen hohen Wert hat. Allein der Juwelier gibt den Edelstein nur jenem ab, der durch Zahlung der geforderten Summe den Juwel sich aneignet. Der Juwelier ist Gott; der Edelstein ist die Erlösung — wir sind die Besichtigen des Edelsteines, die ihn entweder kaufen oder nicht kaufen und im letzteren Falle nicht besitzen.

Angenommen aber, es sei zweifelhaft, ob wir zu unserer Rettung mitwirken müssen oder nicht, so ist das Wirken immer sicherer, als das Nichtwirken. Kommen wir oben an und haben zu viel getan, so ist dadurch nichts verloren; haben wir aber zu wenig getan, so sind die Folgen unberechenbar. Wer hungert, zieht das Sichere dem Unsicheren vor. Nun aber ist die Sache gar nicht zweifelhaft, 16 und mehr Stellen im Evangelium stellen sie zweifellos fest.

Und angenommen, wir brauchten wirklich nichts zu tun zu unserer Errettung, weil Christus genug für uns getan — angenommen, all unser Streben sei fruchtlos, ganz ohne Nutzen für uns, so bleibt uns noch immer die Pflicht, durch ein möglichst heiliges Leben, Gott, dem Herrn, für seine Wohlthaten, zumal für die Erlösungsgnade uns dankbar zu erweisen. Denn die Dankbarkeit besteht nicht in Worten. Diese sind nur die äußere Hülle der Dankbarkeit. Diese besteht im Wesen derselben — und das sind die Werke. Ich erinnere an die Worte Christi: „Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote.“ (Joh. 14. 15.) — „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ (Joh. 14. 21.)

Wir haben ferner ein heiliges Leben zu führen, um dadurch einigermaßen Gott ähnlich zu werden und so ihm wohlgefällig zu sein, selbst wenn ein heiliges Leben zu unserer Rettung nichts nützte. Das verlangte Gott schon vom israelitischen Volke, indem er sprach: „Ihr sollt heilig sein; denn ich, der Herr, euer Gott bin heilig.“ (3. Mos. 19. 2.)

Der Glaube, daß wir durch Christus erlöst sind und überhaupt der Glaube nützt uns nichts ohne Werke. Wenn wir keine Werke des Glaubens hervorbringen, so ist unser Glaube ein toter Glaube, darum ohne Wert — und wenn Ihr statt einmal hundertmal auf die Diakonissenanstalt schreibt: Stammhaus Sola Fide, und wenn das auch in goldenen Lettern da steht.

Säthe der Apostel Jakobus nicht ausdrücklich in seinem Briefe (2. Kap.) gesagt, daß der Glaube ohne Werke ein toter Glaube ist, so sagt es schon die Vernunft.

Und wenn Ihr auch den Jakobusbrief verwerft, weil er Euch zu katolisch ist, so ist dessen Inhalt darum doch nicht weniger wahr. Und wenn Euer Doktor Luther diesen Brief als „Stroh-Epistel“ zu bezeichnen beliebt, so mögen alle jene, die seiner Ansicht sind, sich wohl versehen, daß das „Stroh“ jener Epistel ihnen nicht zum ewigen Brennstoß werde, weil sie den Inhalt jenes Briefes nicht befolgt haben.

Wenn wir glauben, daß Christus uns erlöst hat, so müssen wir auch alle seine Lehren glauben und annehmen. Und welche hohe Vollkommenheit lehrt er uns: „Seid vollkommen.“

wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Und Ihr lehrt: wir brauchen nichts zu tun.

Ja, die Wahrheit von der Notwendigkeit unserer Mitwirkung mit der Erlösungsgnade entspricht der Vernunft und dem Evangelium, während Eure Lehre beiden widerspricht. Darum müßt Ihr ja einsehen, daß Eure Lehre der Lehre Christi entgegen ist. Demnach ist Eure Lehre eine gottlose Lehre. Und solche gottlosen Lehren, durch welche die Seelen verloren gehen, streut Ihr unter das christliche Volk. Und dabei begnügt Ihr Euch nicht, Eure Anhänger mit solchen Lehren zu vergiften — nein, auch die Katholiken sucht Ihr in Eure Rede zu ziehen durch Verbreitung solcher nichtswürdiger Lehren.

Drei Katholiken, die sich nicht kennen also gegenseitig sich nicht beeinflussen konnten, sprachen zu mir: „Ich bekomme öfters solche Zettel; ich lese sie gar nicht einmal, sondern stecke sie gleich in den Ofen.“ Darum spart Euch doch die Mühe mit Eurenzetteln. Ihr seht, was gute Katholiken damit machen. Und wenn gleichgültig, darum durch ihre eigene Schuld unwissende oder gar schlechte Katholiken durch Eure Lehren sich betören lassen, so fallen eben nur wette Blätter vom herrlich blühenden Baum der katholischen Kirche.

Nun hat eine „Ultramontane, eine Römische, eine Papstin“ — das sind meine Ehrentitel, auf die ich um den Preis meines Lebens nicht abzurufen würde — es gewagt, eine Grund- und Fundamentallehre Eurer sogenannten Reformatoren nicht nur anzugreifen, nicht nur zu erschüttern, sondern sogar — umzuwerfen, oder vielmehr, das Evangelium stößt sie um.

Da pocht Ihr so gewaltig auf das Evangelium, und ich habe Euch nachgewiesen, wie Ihr das Evangelium entstellt und verdreht. Ja noch mehr — Ihr verstümmelt das Evangelium, indem Ihr aus demselben streicht, was Euch gefällt, oder vielmehr, was Euch nicht gefällt. So, beispielsweise streicht Ihr mir nichts, dir nichts, die so überaus wichtige Stelle: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ (Matth. 16. 18.)

Auf Eurer Anstatt ist zu lesen:

Matth. 25. 36.

Ich bin krank gewesen  
Und ihr habt mich besucht.

Wenn Ihr diese Stelle von Matthäus annimmt, warum denn nehmt Ihr nicht gerade so gut die Stelle an: „Du bist Petrus, der Fels etc.“, die doch bei demselben Evangelisten steht???

Da sagte mir einst eine klug sein wollende Protestantin: Christus hat seine Kirche gebaut nicht auf den Menschen Petrus sondern auf dessen Glauben. Dieser antwortete ich: „Aber der Glaube Petri hat doch nicht in der Luft geblieben, oben an den Wolken, sondern hat die Seele Petri durchdrungen. Demnach ist der Glaube Petri von seiner Person nicht zu trennen, die wegen ihres Glaubens von Christus als sichtbares Oberhaupt einer sichtbaren Körperschaft gesetzt wurde.“

Und eine andere superkluge Protestantin meinte: im ganzen Evangelium steht nichts von einem Papst. Das Wort Papst steht allerdings nicht im Evangelium. Allein das Wesen des Papsttums, der Vorrang Petri vor den übrigen Aposteln ist wiederholt klar und deutlich ausgesprochen, und darauf kommt es an.

Auch verlangt schon die Vernunft ein sichtbares Oberhaupt. Denn Christus hat eine sichtbare Gemeinde gestiftet sichtbar vor aller Welt, damit niemand sagen könne: Ich habe die Kirche nicht gesehen; ich wußte nicht, wo sie war. Darum vergleicht die heilige Schrift die Kirche mit einer Stadt, die weit sichtbar, auf hohem Berge liegt. Nun aber mußte Christus, die höchste Weisheit, seiner sichtbaren Gemeinde auch ein sichtbares Oberhaupt geben.

(Schluß folgt).

## Exerzitien in Exaten.

Exerzitien für Akademiker und Abiturienten: 22. März abends bis 26. März morgens;

Exerzitien für Gymnasialen (Oberklassen): 2. April abends bis 6. April morgens; 9. April abends bis 13. April morgens.

Anmeldungen zu richten an P. Rektor J. B. Müller, Exaten bij Vaatssem (Roermond, Holland).

(Nachdruck erwünscht.)

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Buchdruckerei, Düsseldorf.

Beantwortlicher Redakteur: Hermann Orth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 11.

Düsseldorf, den 17. März.

1907.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag in der Fasten. — Die Passionszeit. — Das Missionshaus Steyl, sein Wirken nach innen und außen. — Zur Abwehr! — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum fünften Sonntag in der Fasten (Passionssonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes VIII 46—59. In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden; Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort; darum holet ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht: es ist Eines, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde; Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde: er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehe dem Abraham ward, bin ich. Da haben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.

### Die Passionszeit.

Hilf uns, o Herr! Dein Kreuz betrachten,  
In sein Geheimnis uns versenken,  
Daß uns die Lust der Welt verachten,  
Nur an Dein heil'ges Leiden denken!

Die erste Hälfte der Fastenzeit liegt schon hinter uns, lieber Leser, und unsere hl. Kirche fährt uns nun ein in den zweiten Teil des großen vierzigtagigen Bußweges, in die Passionszeit. Schon der Name sagt uns, daß die heute anhebenden zwei Wochen der Betrachtung des bitteren Leidens unseres Erlösers vorzugsweise gewidmet sind. Die Kirche will, daß der Tag der Hingopferung des göttlichen Lammes nicht herannahe, ohne daß die Herzen ihrer Kinder darauf vorbereitet seien: ein heiliges Mitleiden sollen sie in ihren Herzen zu erwecken suchen mit den Qualen, die der Erlöser für sie, an ihrer Stelle, einst erduldet hat.

Während dieser letzten Tage, die gleichsam den Höhepunkt der christlichen Buße bilden, wächst in manchen Diözesen entsprechend auch die Strenge des Fastens: fast überall in Italien und in Frankreich dürfen

von der Mitte der Karwoche an selbst Eier- und Milchspeisen nicht mehr genossen werden. Ja, die morgenländischen Diözesen sind noch strenger; denn ihre Nahrung beschränkt sich dann auf Brot, Wasser und Salz, denen ungetrocknete Früchte oder Gemüse, ohne irgendwelche Zubereitung, zugesetzt werden können.

Wenn wir aber erst in die altchristliche Zeit zurückgehen, so sehen wir staunend, daß die damaligen Christen bis zu einem Grade fasteten, als nur immer die menschlichen Kräfte es möglich machten. Da erfahren wir beispielsweise durch den hl. Epiphanius († 403), daß es zu seiner Zeit Christen gab, die vom Montag der Karwoche bis zum Ostermorgen überhaupt keine Speise zu sich nahmen. Und wenn auch die Zahl dieser strengen Bäter verhältnismäßig nur sehr gering sein konnte, so verbrachten aber auch die übrigen Gläubigen zwei oder drei aufeinanderfolgende Tage ohne jegliche Nahrung: die meisten enthielten sich vom Gründonnerstag bis zum Ostermorgen gänzlich der Speise.

Eine wahre Beschämung bemächtigt sich unser, wenn wir von dieser glaubensstarken Zeit lesen oder hören. Ach, wie groß wohl mag die Zahl der Christen unserer Tage sein, die — obwohl streng verpflichtet, das verhältnismäßig leichte Fastengebot zu beobachten — sich aus purer Scheu vor jeglicher Abtötung darüber hinwegsetzen, oder gar noch in einfältigem Wespott über ihre gewissenhafteren Mitbrüder sich ergehen! Ich fürchte fürwahr, daß die Christen jener alten glaubensstarken Zeit einst im Gerichte gegen viele aus uns aufstehen und zungen werden.

Lange Zeit hindurch forderte die Kirche auch die Unterlassung knechtlicher Arbeiten während der ganzen heiligen Woche, und das bürgerliche Gesetz ließ dem Kirchengesetze seinen Arm, um jene feierliche Arbeitsruhe durchzuführen, die in so achtunggebietender Weise die Trauer der Braut Jesu Christi ausdrückte. Der Gedanke an den Opfertod des Erlösers beschäftigte ausschließlich die menschliche Gesellschaft; vor diesem Gedanken schwanden alle Sorgen des täglichen Lebens, und Gottesdienst und Gebet beherrschten in gleicher Weise alle geistigen Kräfte, wie die Abstinenz und das Fasten die Körperlichen in Anspruch nahm. Es ist leicht begreiflich, welch' mächtigen Eindruck diese gänzliche Unterbrechung aller gewohnten Lebensaktivität (während einer ganzen Woche) hervorbringen mußte auf das christliche Leben im ganzen übrigen Teile des Jahres.

Im Jahre 380 erließen die römischen Kaiser Theodosius und Gratian ein Gesetz, wonach alle Prozesse und Verfolgungen in den vierzig Tagen vor Ostern Aufschub erleiden sollten. Diese Verfügung wurde vom Kaiser Theodosius im Jahre 389 noch dahin vervollständigt, daß speziell in der Karwoche und in der Woche nach Ostern nicht nur kein gerichtliches Urteil erlassen, sondern überhaupt keine gerichtliche Verhandlung stattfinden sollte. Allein die christlichen Fürsten begnügten sich nicht damit, den Lauf der menschlichen Gerechtigkeit in diesen Tagen der göttlichen Barmherzigkeit aufzuhalten: sie wollten der

väterlichen Güte Gottes, der um Seines geopfertem Sohnes willen der Welt verzieh, eine außerordentliche Duldsamkeit zollen. Die Fürsten wollten die Kirche Gottes nachahmen, die am Gründonnerstag aus neuen reuligen Sändern ihre mütterliche Arme öffnete, und so löste man die Ketten der Gefangenen, öffnete die Kerker und gab die Freiheit den Unglücklichen wieder, die dem Arme der menschlichen Gerechtigkeit verfallen waren. Von dieser Gnade ausgegossen waren nur die Kriminalverbrecher, die sich schwer gegen die Familie oder gegen das Leben des Mitmenschen vergangen hatten. Auch in dieser Hinsicht wird der Name des großen Kaisers Theodosius ruhmvoll genannt: wie nämlich der hl. Chrysostomus berichtet, sandte er in den letzten Tagen vor Ostern in die einzelnen Städte Gnadenbriefe, in denen er die Loslassung der Gefangenen verfügte und selbst den zum Tode verurteilten das Leben schenkte zu Ehren Desjenigen, der sich für uns Menschen unschuldig zum Tode verurteilen ließ.

Nur noch einen letzten Charakterzug jener gnadenreichen Tage, in die wir heute eintreten: es ist das reichere Almosen, der verdoppelte Eifer in der Uebung der Werke der Barmherzigkeit. Der hl. Chrysostomus bezeugt dies ausdrücklich für seine Zeit; er erwähnt lobend, daß viele Gläubige in den heiligen Tagen ihre Freigebigkeit gegen die Armen und Notleidenden verdoppeln, um sich der in diesen Tagen waltenden, überreichen Barmherzigkeit Gottes um so würdiger zu machen.

Doch das Gesagte mag genügen, um uns für die hl. Passionszeit zu einem heiligen Eifer anzuspornen. Maria, die schmerzreiche Mutter, und die fromme kleine Schar, die den Herrn auch auf Golgatha nicht verläßt, sollen unser Vorbild sein: ein heiliges Mitleid mit dem göttlichen Dulder soll auch unser Herz täglich erfüllen; selbst bei unsern täglichen Geschäften wird es uns möglich sein, hier und da einige Augenblicke im Geiste bei dem leidenden Erlöser zu verweilen. So weit wir es vermögen, wollen wir unsere braven Vorfahren nachahmen und die Bußübungen wenigstens in diesen Tagen mit gewissenhafter Treue halten; auch die Notleidenden werden wir mit reichlicherem Almosen bedenken, um die Barmherzigkeit des göttlichen Lammes zu ehren, das für uns Sänder, als das wahre Osterlamm, geschlachtet ward. S.

### Das Missionshaus Steyl, sein Wirken nach innen und außen.

Reges Leben herrscht in den Fremdenzimmern des Missionshauses. Pater, Brüder und Jünger schieben sich eilig zwischen den neugierig dastehenden Fremden hindurch. Mächtige Reisefelle, Schachteln und Handkoffer werden von den Schaffnern der Pferdebahn, die das Missionshaus mit Venlo verbindet, herbeigetragen, so daß man sich für den ersten Augenblick in ein großes Geschäftshaus legend einer Weltfirma versetzt glaubt.

Es ist der Eintrittstag der neuen Jünger. In großer Schar strömen alljährlich im April und Oktober die ausgewählten Jünglinge hin zu den Pforten des Missionshauses, um sich für den hehren Beruf eines Missionars vorzubereiten. Trauernden Herzens begleitet die Mutter oder der Vater den Sohn, der ihnen nun Lebenswohl sagen will. Sie kommen herbei von den Auen und Bergen des Rheinstromes, von den Bergen und Ebenen Westfalens und Hannovers, von den rauhen Höhen Bayerns, von dem heiligen Strande der blauen Donau, mitunter sogar aus dem fernen Chile und Argentinien. Freundlich werden sie alle, wie sie kommen, an die reinlich gedeckten Tische geführt, damit sie sich von den Anstrengungen der Reise etwas näher besetzen. Kellere Jünger übernehmen die Führung der Neueingetretenen.

Der erste Gang führt zur Kirche. Es ist eine stattliche Doppelkirche; die Unterkirche mit einem Harmonium ist für die 250 Brüder bestimmt, die Oberkirche, die bedeutend schöner und lustiger ist, für die Jünger. Hier verdrängen sie täglich wohl zwei Stunden, und ein eigenartiges Gefühl beschleicht einen zuerst, wenn man an diesem stillen Orte steht.

Die strahlende Sonne beleuchtet die hohen Fenster, die mit den Bildnissen der Apostel und der größten neueren Märtyrer geschmückt sind. Um den himmell gezielten Hochaltar, der den heiligen Engeln geweiht ist, reihen sich die Andern, kleineren Altäre. Aus der Kirche führt eine innere Treppe in den breiten Hausflur, der durch farbige Fenster erleuchtet wird. Auf einem hölzernen Sockel erhebt sich das lebensgroße Bild des guten Hirten, auf einem andern die Statue Johannes des Täufers. Rechts daneben liegt der Speiseaal der Jünger, der mit einem Glasdache überdacht ist. Links und rechts schließen sich an ihn die der Brüder und Novizen, die kleiner und mehr gemüthlicher sind, da sie auch vielen Brüdern in der freien Zeit zum Aufenthalt dienen. Während die Jünger ihre Klafenzimmer besitzen, verfügen nur wenige Brüder über eine eigene Zelle, meistens nur die alten und schwächeren.

Um zu dem Garten zu gelangen, ist eine Unterführung unter der Dorfstraße angelegt. Ein freundliches „Ach!“ entringt sich dem Fremden, wenn ihm der Jünger den vier Morgen großen, gleichmäßig bebauten Garten zeigt. Breite, mit Zwergobstbäumen bestandene Wege teilen das fruchtbare Land in mehrere große Beete, auf denen die verschiedensten Gartenfrüchte angebaut werden. In der Mitte sprudelt ein kleiner Springbrunnen, in dessen Mitte sich eine Statue des guten Hirten erhebt. Dunkle Thamarisken, Lebensbäume und duftende Rosenstöcke geben dem stillen Orte einen eigenartigen Reiz.

Die Grotten, die sich im Hintern, dem sogenannten Biergarten befinden, bieten dem Besucher und dem Neueintretenden Jünger noch mehr stille Freuden. Diese Grotten sind künstlich aus Holz und Steinen ausgeführt, bunte Glasstücke werfen träumerische Reflexe auf die einzelnen in Stein gehauenen Bilder. In der „Siebenschmerzengrotte“ zeigen diese die sieben Schmerzen Marias, in der „Todesangstgrotte“, die besonders ergreifend und schön ist, fällt ein roter Lichtstrahl gerade auf den Engel, der dem blutschwappenden Heiland den stärkenden Bissen reicht. Niemand kann sich der Rührung entziehen, die hier am weltensamen Orte seine Seele mächtig ergreift. Neugekräftigt und neugehärtet in seinem Verufe tritt der neue Jünger aus dem stillen Orte, und auch Ruhe ist eingetreten in das wilderregte Herz des Vaters oder der Mutter. Die „Mariengrotte“ ist die kleinste und zierlichste von den dreien. An den vielen Lauben und Wänden vorbei führt der Weg zu den Anlagen. Diese sind hauptsächlich für die Brüder und Pater bestimmt; nur während der großen Freuden-erzittern ist der Aufenthalt auch den Jünglingen gestattet. Sie bieten dem Fremden aus der Stadt eigentlich wenig Ueberraschung, da das Wachstum in dem Sande sehr erschwert ist. Doch stimmen sie an lauen Sommerabenden, wenn der Blütenhauch der zahlreichen Linden die Luft durchzieht, das Herz zur seligen Freude. Der höchste Punkt der hügeligen Anlagen ist mit der Statue des heiligsten Herzens Jesu gekrönt. Man wird fast an das stolze Denkmal der Pallas Athene auf der athenischen Akropolis erinnert, wenn man schon weit von unten herauf, das lebensgroße mächtige Bild sieht, um dessen Haupt der Keilen in den Sonnenstrahlen erglänzt.

Das Ostende der Anlagen nimmt der Friedhof ein. Stabsförmig steigt er empor. Auf den mit Lebensbäumen und Trauereschen umstandenen Abteilungen ruhen unten die Brüder, in der Mitte die Jünger, oben am Fuße der Kapelle die Priester und in einem Kranze um das hohe Kirchhofskreuz die Direktoren der anderen Häuser der Steyler Missionsgesellschaft. Hier ruht auch der Bruder des Gründers und jetzigen Generals, Arnold Janssen, der das Missionshaus in St. Gabriel bei Wien leitete. Den erhabenen Fremden führt der Begleiter nun zum Museum des Missionshauses. In einer drehsbaren Säule hängen die Bilder der hinausgezogenen Missionare. Das Kreuz auf der Brust, bilden ihre Augen so friedlich und doch so siegesbewußt. Es leuchtet vor ihrem Antlitz. Wir weihen uns dem Dienste des Königs, der die Welt überwinden hat, der den einzig dastehenden Auftrag geben konnte: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker.“ Mit stummer Bewunderung betrachtet der Fremde diese Gesellen, der neueingetretene Jünger aber sehnt sich nach dem Tage, da auch ihn das Kreuz schmücken wird zum Kampfe gegen den Fürsten dieser Welt.

An den Wänden hängen die verschiedensten Sachen aus den Missionsländern: Waffen, Ruder, Götzenbilder, Schmutzgegenstände wechseln im bunten Durcheinander mit Tierfellen, Bildern aus dem Missionsleben und ausgestopften Vögeln aus Neuguinea, Afrika (Togo) und Amerika ab. Mehr Wert hat die Abteilung für chinesische Gegenstände. Hier hängt ein kostbarer Teppich aus dem 13. Jahrhundert, dessen rosarote Seite mit zierlichen Bildern aus der chinesischen Sagenwelt durchwirrt ist. Bischof Unger erhielt ihn von einem Obermandarin zum Geschenke. Zierlich geschnitzte Stühle und Tischchen, Ofenschirme und Vasen zeigen die hohe Kultur

der Popsträger. Mit peinlicher Korrektheit sind die einzelnen Staffeleererbis geschnitten, die hier zur Ansicht offen stehen. Auch hängen hier zahlreiche chinesische Reizbilder, auch japanische, die durch ihre Anwendung der Perspektive größere Fortschritte zeigen, als die chinesischen, auf denen ein Diener im Hintergrunde gerade so groß ist wie sein Herr vorn auf dem Bilde. Aufmerksamkeit und Wachtung verdient auch ein kleines *Weihrauchbeden* aus getriebenem Silber, das noch aus den Tagen des großen Konfuzius oder besser Kungse her stammt. Zu ihm soll er dem Glücksgotte Weihrauchföhrner verbrannt haben. Ein betrübender, aber doch kostbarer Schatz sind die blutigen, durchlöchernten Kleider der in der Nacht vom 1. auf den 2. November 1897 ermordeten *Patres Ries* und *Henle*. Ein kostbarer Schatz, diese blutigen Kleider der im Felde gefallenen Missionare, die ihr Blut für ihr Ideal vergossen haben!

Wenn diese traurig-ernsten Wahrzeichen eines Missionsberufes der Vater sieht, dann künmt sich wohl sein Herz, auch das Herz des Sohnes mag etwas merkwürdiger schlagen; doch beide wissen sich zu beruhigen. Der Vater findet Trost im Gobelet, der Sohn kennt ja schon lange das Schicksal so mancher Glaubenshelden, ihnen nachzuahmen ist sein Stolz.

Für die männlichen Besucher ist auch die Befichtigung der *Druckerei* zu jeder Zeit gestattet. Vier große, ganz modern eingerichtete Maschinen drucken täglich die Zeitschriften: Den „*Michaelstaler*“, den „*Missionsboten*“ und die sehr verbreitete „*Stadt Gottes*“. Zehn kleinere Druckmaschinen liefern die kleineren Sachen, Bücher, Hefte, Flugblätter usw. Auch die Schriften und Lehrbücher für die Missionen werden hier hergestellt. 120 Brüder sind Tag für Tag in der Druckerei und der anstehenden Scherei, Sieberei und in dem Packraum beschäftigt. Auf der zweiten Etage der allein stehenden Druckerei befindet sich die *Buchbinderei*, die *Mühle*, die *Zimmer der Kanzlei* und der *Reisebrüder*. Oben auf der dritten Etage haben die *Schreinerbrüder* ihre Werkstatt; so sind all die einzelnen Handwerker in einem Gebäude vereinigt, was ja infolge des Dampfbetriebes in allen Werkstätten auch notwendig ist, andererseits wird so auch die Ruhe im eigentlichen Missionshause nicht gestört.

Ist nun alles besichtigt, so geht meistens schon die *Trennungsstunde*. Noch ein Händedruck und die Pferdebahn trägt die Verwandten hinweg. Nach einem halben Jahre kann man sich ja wieder sehen; denn dann ist der Besuch von außen für einen Tag gestattet, während der *Bögling* nur alle zwei Jahre in die Ferien für 4—5 Wochen reisen kann. Brüder erhalten nur selten Urlaub, meist nur beim Tode des Vaters oder der Mutter.

Ein Leben der Arbeit und mancher Entfagung beginnt mit dem Eintritte für den *Jüngling*. Jeden Morgen ruft ihn die Schelle um 5½ Uhr aus den Armen des Schlafes. In einer halben Stunde muß er sich ankleiden, seine Schuhe und Kleider in Ordnung bringen und aus seinem Strohsack selbst wieder ein besseres Aussehen geben. Anfangs ist das ein gutes Stück Arbeit; denn das Bettmachen ist für die meisten eine ungewohnte Arbeit. Um 6 Uhr gibt die Glocke das Zeichen zum Morgengebete und zur heiligen Messe. Wer die Zeit dazu hatte, hat zuvor einen kleinen erfrischenden Spaziergang in den blühenden Garten gemacht, ehe er in die Kirche eilt, in der die *Patres* und *Brüder* schon eine halbe Stunde früher ihre Betrachtungen gehalten haben. Gemeinlich wird das Morgengebete gesprochen, während an den Altären die *Patres* die Messe lesen. Nach der Messe eilt jede Klasse zu ihrem Studienloale, der auch zugleich als Klassenzimmer dient. Ein älterer *Bögling* führt als *Senior* die Aufsicht. Hier bespricht sich ein jeder unter der größten Stille für die Stunden vor. 7½ Uhr wird das *Silentium* unterbrochen, denn die Zeit des ersten Morgentasses ist da. Danach ist eine Viertelstunde freie Zeit, während der die *Böglinge* sich draußen bewegen. Nach einer abermaligen kurzen Vorbereitung beginnt dann um 9 Uhr die erste Stunde. Von 10—10½ Uhr ist freie Zeit. Wer Lust hat, frühstückt ein wenig, was jedoch jedem freisteht. Dagegen ist es streng verboten, die übrigen Mahlzeiten, selbst den Nachmittagskaffee, zu versäumen. Diese Bestimmung ist getroffen, damit sich niemand den Augen der anderen entziehen kann. Während der freien Zeit müssen alle Klassenzimmer geschlossen sein, damit alle genötigt sind, sich draußen zu bewegen. Die *Jünger* Klassen gehen meistens im Garten spazieren, die *Meinern* hingegen vergnügen sich nach Herzenslust am Regelspiel, am Rundlauf oder an dem beliebtesten *Bügelspiel* (das beliebteste Spiel in Holland). *Wifrige Turner* hetzen auf *Red* und *Warren*; denn sie wissen wohl, ein tüchtiger *Missionar* muß auch gesund und kräftig sein. Frohes Leben beruht in dieser Stunde auf dem großen, breiten Spielplatze, auf dem sich eine bedeutende Anzahl am *Fußball* ergötzt. So froh und glücklich klingen das Lachen der spielenden *Schwär*. Von 10½ bis 12½ Uhr sind die beiden folgenden Stun-

den. Nach dem Mittagessen sind von 2½ bis 4½ Uhr die vierte und fünfte Stunde.

Was den *Lehrplan* angeht, so entspricht er so ziemlich dem deutschen an den *Gymnasien*. Besonders auf die Ausbildung in den neueren Sprachen, in Geschichte und Naturwissenschaften wird großes Gewicht gelegt, bei den höhern Studien auf die Kenntnisse in der Philosophie und Theologie, was ja auch sicherlich dem *Heidenmissionare* die besten Dienste leistet. Die Einteilung der Klassen ist noch die altösterreichische. Sechs *Gymnasialklassen*, zwei Jahre *Lyzeum* und drei Jahre *Theologie*. Zwischen dem *Lyzeum* und den letzten drei Jahren liegen die zwei Jahre des *Noviziats*.

Das Verhältnis der Lehrer zu den Schülern ist ein sehr herzliches. In der freien Zeit erscheinen sie bei ihrer Klasse und unterhalten sich mit den einzelnen. Der *Mathematikler* erzählt dann den aufmerksamen Zuhörern von den tiefen Geheimnissen seiner Wissenschaft, von den neuesten Entdeckungen in der *Physik*. Des Abends erzählt er ihnen von den leuchtenden *Wellenkörpern*, die da aus weiter Entfernung grühen. Der *Geschichtslehrer* berichtet jenen, die sich mehr für *Kalliope* interessieren, von den Ereignissen aus der Weltgeschichte, auf die oft in der Stunde keine Zeit war, näher einzugehen. Oder er berichtet auch von den neuesten Tagen, denn die *Böglinge* bekommen keine Zeitungen, — wie die japanischen *Torpedos* so sicher die russischen *schwerfälligen Schiffe* in Grund bohrten und sich gar nicht gemierten, dem *Baron* sein ganzes *ostasiatisches Geschwader* zu demonstrieren. Ein beliebter *Held* war auch der tapfere *Roschewensky*, der so meisterlich englische *Fischerbarken* in den Grund jagte, dann sich aber demütig bei *Tschukima* schlagen ließ. So fehlt es dann auch nicht an heiteren Szenen. Und auf diese Weise erfahren die Schüler von allen bedeutenden *Tagebegebenheiten* genug. Die Beschäftigung der *Patres* ist hauptsächlich dem *Unterricht* gewidmet. Nur einige wenige sind als *Prokuratoren* und als *Vorsteher* der Brüder nicht am *Unterricht* beteiligt. Sonntags und an *Feiertagen* gehen die meisten zur *Auskulte*.

(Schluß folgt).

## \* Zur Abwehr!

(Schluß.)

Vor mehreren Jahren traf ich zusammen mit einer protestantischen Nonne. Die Verschiedenheit der Konfessionen bildete bald das Thema unseres Gespräches. Allein auf ihre Weisheit hielt vor meinem geringen Wissen nicht Stand, weil dieses auf Wahrheit beruhte. Unwillkürlich erklärte sich die Nonne bei jeder Streitfrage als besiegt — dadurch daß sie mich nie ausreden ließ, sobald sie merkte, daß ich im Rechte war. Gewandt hätte sie dann gleich eine neue Streitfrage zur Hand. Diese Nonne war es auch, die mir sagte: Christus habe seine Kirche gebaut nicht auf den Menschen Petrus, sondern auf dessen Glauben. Als die Nonne sah, daß nichts mit mir auszurichten war sondern, daß ich „*verstockt*“ blieb, machte sie mir folgende zwei Vorwürfe: „*Ihr Katholiken stellt Maria über Christus — und — ihr belet die Heiligen an; das beweist ihr dadurch, daß ihr euch vor denselben niederkniet.*“

Auf den ersten Vorwurf antwortete ich: Wir stellen Maria nicht nur tief, sondern unendlich tief unter Christus wegen des unendlichen Abstandes zwischen Christus und ihr. Und so hoch wir auch Maria ehren, so können wir sie nie genug ehren, weil wir sie nie so hoch ehren können, wie Gott selbst sie geehrt. Die Ehre, die ihr ihr erweisen, wird niemals ihrer Würde gleich kommen noch auch jene Ehre erreichen, die Gott selbst ihr erweisen, indem er sie zu seiner Mutter erhob.

Auf den zweiten Vorwurf erwiderte ich: „*Ja, Schwester, wir knien vor den Heiligen nieder und sogar vor deren Bildern. Sie werden aus der Geschichte wissen, daß die *Unterthanen* sich niederknieten vor ihrem regierenden Landesfürsten, um dadurch ihn anzuerkennen und zu ehren als ihren Herrn und Gebieter. Nicht aber wollten sie durch das Niederknien ihn anerkennen als ihren höchsten Herrn und Gott. Es gibt also eine zweifache Aniebungung: eine Aniebungung der Anbetung und eine Aniebungung der Verehrung. Vor Gott beugen wir das Knie, um ihn anzubeten. Vor den Heiligen knien wir nieder, um sie zu verehren. Und indem wir vor deren *Bildern* niederknien, verehren wir die Lebenden Heiligen im Himmel, die durch ihre *Bilder* uns dargefleht sind zur wirksamen Erinnerung an ihr heiliges Leben und zur Aniebungung, ihren Tugenden nachzustreben.*“

In unserem *Städtchen* *Kaiserswerth* lebt ein Mann, den ich *Müller* nennen will. Dieser hat in seiner früheren Berufstätigkeit viele *Reisen* gemacht. Vor 20 Jahren (genau schon 1880 und 90) kam er eines Tages nach *Reitmann*

Gegen Abend kehrte er in ein Gasthaus ein, um dort zu übernachten. Ermüdet legte er sich auf ein Sofa nieder und war nahe daran, einzuschlafen. Dazu aber kam es nicht; denn um 8 Uhr betraten eine Anzahl Herren das Gastzimmer. Jeder war mit einem Buche versehen, und Müller merkte, daß er in einem Vereinshaufe war. Nachdem die Herren Platz genommen, öffnete jeder die Bibel. Aus derselben wurde eine Stelle zitiert und von jedem der Herren anders ausgelegt. So ging es mit einer zweiten, dritten und vierten Stelle. Einigkeit kam nicht zustande. Von einem Herrn wurde das Fastengebot vorgeschlagen, von allen übrigen aber mit großem Getöse verworfen, was sehr wenig paßt zu der Bibelstelle: Wenn ihr nicht Buße tut, wdt. (Luk. 13. 3. 5.) Nachdem noch anderes besprochen war, sagte einer der Herren: „Daß wir nun einmal nicht einig werden können! Da lobe ich mir doch die Katholiken — bei diesen herrscht doch Glaubenseinheit. Das könnte und müßte doch auch bei uns sein. Die Versammlung löste sich auf ohne Resultat. Müller hatte sich den Anschein gegeben, als schloße er, während ihm tatsächlich kein Wort entgangen war. Indem die Herren sich entfernten, blieb einer derselben zurück, den ich Schurz nennen will. Dieser hielt nachstehendes Zwiesgespräch mit Müller, der inzwischen sich erhoben hatte.

Schurz: Mein lieber Mann, Sie sind wohl katholisch?

Müller: Ja, das bin ich.

Schurz: Was sagen Sie denn zu unserer Verhandlung?

Müller: Ach, ich war so müde, daß ich ruhebedürftig war, und deshalb —

Schurz: Ja, man sah Ihnen die große Müdigkeit an. Wenn Sie denn unserer Verhandlung nicht gefolgt sind, so haben Sie doch jedenfalls wenigstens das Beste gehört, was einer der Herren gesagt in Bezug auf unsere Uneinigkeit. Nun sagen Sie mir mal, mein lieber Mann, wie kommt es doch, daß bei uns so große Uneinigkeit ist, während die Katholiken im Glauben einig sind?

Müller, der nicht Theologie studiert, und dem diese Frage unerwartet kam, antwortete in seiner Weise:

„Das ist sehr einfach. Bei uns hat jeder im Glauben sich zu fügen. Wer das nicht tut, wird gemahnt, gewarnt, einmal, zweimal, dreimal. Wer auch dann die Unterwerfung verweigert, wird von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen — und was wir hinauswerfen, das hebt ihr auf.“

Schurz: Sie haben Recht, lieber Mann! — und schied von ihm mit kräftigem Händedruck. — Das hat „Müller“ selbst mir erzählt.

Am zurückzukommen auf Suern, steht meinen Zettel, Nummer 54: Was muß ich tun? folgende Bemerkung: Die Frau klagt voll Schmerz: „O, könnte ich doch nur einmal in meinem Herzen fühlen, daß Gott meine Sünden vergeben habe!“

Arme Frau! Ich begreife den Schmerz. In Suerer Kirche findet die Frau auch keine Gewißheit über Sündenvergebung. Diese Gewißheit findet sie nur in der katholischen Kirche. Denn wir wissen, daß Gott uns die Sünden vergeben hat, sobald wir alles getan, was zum würdigen und heiligen Empfang des Sakramentes erfordert wird. Die Losprechung durch den Priester an Gottes statt gibt uns die Gewißheit der Sündenvergebung — und der innere Friede, die Freude des Geistes, die neue Kraft zum Guten geben uns das überzeugende Bewußtsein der Sündenvergebung. Gerade die Überzeugung der Sündenvergebung ist es, die uns immer und immer wieder zum Empfang dieses kostreichen Sakramentes hinführt. Oder meint Ihr vielleicht, wir würden zum Vergnügen vor einem Menschen uns verdammt durch Beten unserer geheimsten Schuld? So süß schmeckt die Selbstverdemütigung nicht, aber was derselben folgt: Immerer Friede, Freude der Seele, Kraft zum Guten, das ist der Beweis, die Würde, die Garantie für die Sündenvergebung, an der kein Katholik zweifelt. Darum schickt die Frau zu uns — bei uns findet sie das, was sie bei Euch vergebens sucht.

Mit Staunen lese ich auch auf dem Zettel Nummer 54 die Klage der Frau: „Schon lange habe ich mich abgemüht, besser zu werden; aber es ist deshalb nicht anders geworden.“

Mit größerem Staunen begegne ich der Frage des Verfassers: „Beschäftigt auch Du Dich, mein Leser, mit fruchtlosen (11) Anstrengungen und müßt Dich von Tag zu Tag ab, besser zu werden?“

O nein, Herr Verfasser, nicht mit fruchtlosen! — wohl aber mit fruchtreichen! Anstrengungen bemühe ich mich, besser zu werden — mit Anstrengungen, fruchtreich über alles! Erwarten. Denn so oft ich mit ernstlichem Willen die uns fehlbaren Mittel zur Besserung anwende, begehe ich nicht einen einzigen meiner Lieblingsfehler — ja noch mehr: Diese

Mittel sind so wirksam, daß ich in diesen Lieblingsfehlern sogar von jeder Versuchung frei bleibe, als hätte ich von Natur die entgegengesetzten Tugenden. Ein Beispiel dazu: Wende ich die Besserungsmittel nicht an, so sähre ich unruhig auf, wenn jemand mir Unrecht tut. Wende ich sie eifrig an, so erleide ich das Unrecht ganz geduldig mit solcher Leichtigkeit, so ganz ohne Kampf, als wäre die Geduld meine Natur. So stark wirkt die Gnade bei gutem Willen. Diese glückliche Erfahrung machte ich schon als 12jähriges Mädchen, so daß 8 Jahre später meine Erzieherin mir sagte: „In der Vorbereitungszeit zu Deiner ersten heiligen Kommunion wurdst Du ein ganz anderes Kind. Dein Charakter und Dein Verhalten war wie ein Blatt, das sich plötzlich wendet.“ — Und zu welcher Tugendhöhe haben es erst die Heiligen Gottes gebracht! Wieder erinnere ich an das Wort Gottes im Buche Leviticus: „Ihr sollt heilig sein —“ (3. M. 19. 2.) Gott aber verlangt nichts Unmögliches. Gott selbst verlangt sogar Heiligkeit — und Ihr redet von Unmöglichkeit, besser zu werden. Zum zweitenmal sage ich Euch: Schickt die Frau zu uns. Bei uns lernt sie, besser werden, wenn sie mit ernstlichem Willen die Besserungsmittel anwendet, welche die katholische Kirche zu diesem Zweck uns an die Hand gibt. Im Oktober 1896 war ich eines Nachmittags in unserer Kirche, um zu beten. Da betraten zwei protestantische Nonnen bescheiden das Gotteshaus und machten einen Rundgang in denselben. Bei der Taufkapelle angelommen, in deren Nähe ich mich befand, flüsterte eine Nonne der anderen zu: „Acht was ist das schön!“ Diese erwiderte eben so leise: „Ja, das ist wirklich schön!“ Ich dachte bei mir: „Arme Protestantin! Würdet Ihr nur tiefer eindringen in die Schönheit dessen, was Ihr seht! Würdet Ihr eindringen in die Schönheit des inneren Wesens der katholischen Kirche!“ Nun aber ist es vor euren Augen verborgen. (Luk. 19. 4. 2.) Darum, so oft ich sehe, daß Protestanten unsere Kirche betreten, sende ich für dieselben folgendes kurze Gebet zu Gott empor: „Herr, sende einen Strahl Deines Lichtes in diese Seelen!“  
Staiferswerth, im Januar 1907.

## Alterlei.

(:) Ein Denkmal für einen Naturforscher im Rönchengewand. Durch die naturwissenschaftlichen Zeitschriften der ganzen Welt geht gegenwärtig ein Ruf eines internationalen Komitees zur Errichtung eines Denkmals für einen vergessenen Naturforscher, Gregor Mendel. Da heißt es: „Von nur wenigen zu Lebzeiten gekannt, dann durch Dutzenden fast vergessen, heute im Munde aller Biologen — das war das Schicksal von Gregor Mendels Forschername. Und doch hatte Mendel schon vor 42 Jahren auf dem Gebiete der Züchtung und Vererbung das Walten von biologischen Gesetzen erkannt, wo nach oberflächlicher Betrachtung nur Zufall und Regellosigkeit zu herrschen schien. Mit der Entdeckung und eingehenden Begründung der Hybrid- (Kreuzungs-) Gesetze hat er in Wahrheit eine neue, ungemein fruchtbare Ära experimenteller Forschung für die Vererbung der Einzelmerkmale, sowie für die Systematik der Pflanzen und Tiere, nicht minder für die Biologie der Fortpflanzungsprozesse und für die praktische Züchtung eröffnet und erndigt. Allerdings wurde diese Entdeckung erst durch die im Jahre 1900 erfolgte Wiederentdeckung von Mendels Lehre ausgelöst. Wer ihm selbst zwar die innere Freude und Genugung am eigenen Werk beschert, die äußere Anerkennung und Wertung, der schuldige Tribut der Mitwelt vor des Geistes Großtat ist ihm versagt geblieben. Um so glänzender, ja beispiellos rasch hat sich Mendels Nachruhm über alle Länder verbreitet.“ — Unterzeichnet ist der Ruf von Vertretern Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands, der Schweiz, (von solchen) Englands, Japans, Amerikas, Dänemarks und Norwegens. Es dürfte sehr vielen neu sein, wenn wir beifügen, daß dieser Gregor Mendel, geb. am 22. Juli 1822 zu Heinzendorf (Schlesien), gest. am 6. Januar 1884, der Entdecker der nach ihm benannten Mendelschen Gesetze, ein Augustinerpater war und am Gymnasium zu Brünn und Wäheren Naturwissenschaften lehrte. Zu nennen sind seine beiden Abhandlungen „Versuche über Pflanzenhybriden“ (1865) und „Ueber einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene Hieraciumbastarde“ (1867), neu herausgegeben von Tschermak in Ostwalds „Klassikern der exakten Naturwissenschaften“ 1901.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 12.

Düsseldorf, den 24. März.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Palmsonntag. — Der Einzug Jesu in Jerusalem. — Das Missionshaus Siegl, sein Wirken nach innen und außen. — Von der Esel. — In der Falle. — Exerzitien in Exaten. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum Palmsonntag.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XXI, 1—9  
„In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; machet sie los, und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllet werde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Sion: Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzet auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lasttieres. Die Jünger gingen nun hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Scharen, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn!“

## Der Einzug Jesu in Jerusalem.

Sie ziehen Ihm entgegen  
Mit Palmen in der Hand,  
Sie streuen auf den Wegen  
Laubgrün Ihm und Gewand.  
Sie jubeln: „In den Höhen  
Hosanna, Davids Sohn!  
Heil Sion! Du wirst sehen  
Den König auf dem Thron!“

So vom Hebräer-Volke  
Erklingt der Jubel laut,  
Als schon des Leidens Wolke  
Er schwarz getürmet schaut;  
So bringen sie Ihm Ehre,  
Sein königliches Recht,  
Als Er des Kreuzes Schwere  
Schon trägt als ärmster Knecht.

Die Feier der hl. Karwoche wird eröffnet durch den Palmsonntag. „Hosanna!“ tönt es heute bei der Palmenweihe und Prozession, denn es gilt den triumphierenden Einzug Jesu ins irdische wie ins himmlische Jerusalem darzustellen. Der Erlöser wollte aber einst festlich in die jüdische Hauptstadt einziehen, wollte sich als Messias-König verkünden lassen, um zu beweisen, daß Sein bevorstehendes Leiden ein freiwilliges sei.

Am Morgen jenes denkwürdigen Tages hatte der Herr in Bethanien sich von seiner hl. Mutter verabschiedet, um mit den Jüngern nach dem nahen Jerusalem zu gehen. Bei Bethphage (am Ölberge) angekommen, schickte Er Petrus und Johannes voraus, damit sie die, an einer von Ihm bestimmten Stelle, „für Ihn bereitstehenden“ Reittiere Ihm zuführten: „eine angebundene Eselin und

ihr Füllen, auf dem noch niemand gefessen“. Diesen anscheinend geringfügigen Umstand heben die Evangelisten mit Nachdruck hervor, weil er ein Geheimnis birgt. Die beiden Tiere, sagt der hl. Kirchenlehrer Hieronymus, zeigen zwei Völker an: die Eselin das dem Joche des Gesetzes unterworfenen jüdische Volk, — das Füllen aber, „auf dem noch niemand gefessen“, ist das Bild des heidnischen Volkes, welches das Joch des göttlichen Gesetzes noch nicht getragen hat, nun aber dem Gesetze Jesu Christi unterworfen werden soll. (In demselben Sinne äußern sich der hl. Augustin und der hl. Cyrill.)

Bemerkenswert ist, daß der Herr das Füllen besteigt, um Seinen Einzug zu halten: eine tatsächliche Prophezeiung, wie Er als König der belehrten Heidenwelt gleichsam einen Triumphzug durch alle Jahrhunderte der Welt halten und als Sieger mit den Seinigen in das himmlische Jerusalem einst einziehen werde — während Er zugleich die ein halbes Jahrtausend alte Weissagung erfüllt: „Freue dich, Tochter Sion, juble, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir; gerecht ist Er und voll des Heils, sanftmütig und reitend auf einem Esel, und zwar dem Füllen einer Eselin“ (Zachar. 9,9).

Wie der Herr der jüdischen Hauptstadt nun näher kam, geriet diese in große Bewegung; denn es hatte sich die Kunde verbreitet, daß Jesus, der große Wundertäter, der erst kürzlich den Lazarus nach viertägiger Grabruhe dem Leben wiedergegeben hatte, nach Jerusalem kommen werde: Er, den alle Gutgesinnten für den verheißenen Messias hielten! Von Gottes Geist getrieben, zogen da Einheimische sowohl wie Fremde, die zum nahen Osterfeste aus allen Weltgegenden gekommen waren, in Scharen hinaus: Ihm entgegen, um Ihn jubelnd als den ersuchten Messias zu begrüßen. Sie brachen Zweige von den Ölbäumen oder nahmen Palmen in die Hand, die sie jauchzend schwingen; freudige Begeisterung erglänzt auf jedem Gesichte, alle Zungen lösen sich zum Segnen und Lobpreisen, und das Freudengeschrei der immer wachsenden Menge hallt wieder vom Ölberg bis zum Kalvarienberge. Wie für einen einziehenden Fürsten bestreut man den Weg mit Palmen, belegt ihn, in Ermangelung von Tüchern, mit den eigenen Kleidern und geleitet den Herrn durch die mit jauchzenden Menschen gefüllten Straßen hinaus zum Tempel, während die Scharen, die vorausgehen und nachfolgen, Ihm zujubeln: „Hosanna dem Sohne Davids! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!“

Fürwahr, kein König ist je mit größeren Ehrenbezeugungen in die Hauptstadt seines Reiches eingeführt worden; denn man mag den Weg großer Könige und Fürsten mit Blumen und Lorbeer geschmückt haben, — aber wo liest man, daß die Untertanen in aufstimmender Begeisterung sich der Kleider beraubten, um sie unter die Füße ihres Königs zu breiten? Das war der begeistertsten Liebe des jüdischen Volkes vorbehalten, als es dem Erlöser der Welt huldigte! Aber, sagt der hl.

Chryſtoſtomus, auch kein Monarch ist je einfacher, bescheidener, demüthiger aufgetreten; Ihm ziehen nicht die eszeichen von unterworfenen Städten oder gar gefangene Könige voran; Ehrenwachen in glänzender Uniform umgeben Ihn nicht, es folgt Ihm kein siegreiches Heer mit klirrenden Waffen. Statt eines prächtig aufgezäumten schraubenden Rosses trägt Ihn ein entlehtes Kästlein, bedeckt mit den ärmlichen Oberleidern der Jünger; Seine Ehrenwache bilden die armen zwölf Apostel. Da ist nichts von der Herrlichkeit und Pracht, die den irdischen König zu begleiten pflegt; da ist auch nichts, was Furcht einflößen könnte: Alles an Ihm und um Ihn atmet Demuth, Menschenfreundlichkeit, Sanftmut; Er verlangt auf Seinem Triumphzuge keinen Tribut, sondern Er verheißt Gnaden; Er droht nicht mit Anentschaft, sondern Er will Rettung bringen. Kurz, Er zieht in Seine Stadt Jerusalem ein, wie der Prophet Zacharias es vorausgesagt hatte, als er fünf Jahrhunderte vorher Ihn in so getreuen Zügen schilderte, gleich als ob er Ihn mit seinen eigenen Augen hätte einziehen sehen: „Siehe, Dein König kommt zu Dir, sanftmütig und demüthig.“

Was war es doch, so fragen wir erstaunt, was das Volk so begeisterte, so hinriß, daß es den Heiland als den Gesegneten Gottes feierte, als den wahren König Israels, den verheißenen Messias? Warum hat es denn heute keine Furcht vor den Mitgliedern des hohen Rates, diesen geümmten und mächtigen Feinden des Herrn, die ja doch, bei Strafe der Ausstoßung aus der jüdischen Gemeinschaft, nicht duldeten, daß irgend jemand sich für den verhassten „Nazarener“ erkläre? Was mag diese unerwartete Veränderung bewirkt haben? — Großer Gott! ruft hier der hl. Chryſtoſtomus aus, welche Wunder dieses Wunder voraus! Ach, sagt er, die Könige der Erde vermögen durch sich selber nichts, sie sind mächtig erst durch andere, durch ihre Untertanen; auch ihr ganzer Reichthum ist ein erborgter, ebenso ihre ganze Pracht. — Jesus dagegen zeigt heute, daß Er über eine unsichtbare, aber allmächtige Gewalt verfüge, die einzig und allein in Ihm wohnt; Er tritt als ein König auf, der über den freien Willen der Menschen, wie über die leblosen Dinge verfügt, der, wo es Ihm gefällt, über ein Volk zu herrschen, ohne andere Waffen als die Einträge seiner allmächtigen Gnade, ohne ein anderes Szepter, als die Sanftmut und den Frieden, sich die Völker unterwirft und bewirkt, daß sich die Oester beugen, um Ihn anzuerkennen als den König, dessen Reich keine Grenzen kennt. — Und siehe! bald wird Er neue Wunder wirken: Er wird nicht das Blut seiner Feinde, sondern das eigene und das seiner Freunde (der Apostel und Martyrer) verziehen; Er ist König, aber Er hat zum Szepter ein Rohr, zum Diadem eine Dornenkrone, zu Siegeszeichen seine Wunden, zum Throne das Kreuz! Und doch vernichtet Er jede menschliche Gewalt, die sich der Gründung seines Reiches widersetzt: Er verwandelt den Thron der römischen Cäsaren in Staub, weil sie Seine Kirche verfolgen; Er vereint Juden und Heiden und gründet ein Reich für die Ewigkeit.

Wie waren doch jene Bewohner von Jerusalem zu beneiden, daß sie diesem großen Könige huldigen durften! Wie gern würden auch wir Ihm Blumen streuen, wie freudig und ehrerbietig zugleich Ihn das „Gosanna“ zurufen! Siehe! Die Kirche stellt einigermaßen diese unsere frommen Wünsche durch die hl. Ceremonien des heutigen Tages, Ja, auch wir sollen „Palmen“ dem Herrn entgegentragen, d. i. Ihm wohlgefällige Werke namentlich in diesen heiligen Tagen aben, damit Er in der hl. Oesterkommunion Seinen gnadenvollen Einzug auch in unser Herz halten könne. S.

### ≅ Das Missionshaus Steyl, sein Wirken nach innen und außen.

(Schluß.)

Die körperliche Arbeit besorgen die Brüder. Sie waschen, drücken, säubern, mahlen, baden, sämeln und sämeln. Jeder Beruf ist vertreten, vom Anstreicher bis zum Photographen. Im allgemeinen kommen Brüder und Böglinge wenig zusammen. Nur die Feier der höchsten Tage des Jah-

res führt die beiden Klassen etwas näher aneinander. Mit aller Pracht werden diese Tage gefeiert. Den Ehrenplatz nimmt das Friedensfest Weihnachten ein. Um zwölf Uhr beginnt die Messe. Vom Hochaltare flammern in der Gestalt eines Sternes zahlreiche Kerzen und Lampions. In Prozession geordnet, ziehen die Bewohner unter den Klängen des Blechchors, der die freudigen Weihnachtslieder begleitet, zum großen Erholungscafe der Böglinge, wo zwischen erhebend geschnittenen Christbäumen eine Krippe erbaut ist. Der gutgeschulte Knabenchor trägt einige Lieder vor, die mit Gebeten abwechseln. Aber wird in der einsamen Friedensnacht gedacht, der Armen, Verlassenen, der Unglücklichen, Bedrängten, besonders aber der Heiden und der kämpfenden Glaubensboten. Dann wird das Jesustud in feierlicher Weise durch die mit Fackeln und Transparenten beleuchteten Gänge zur Oberkirche getragen. Unauslöschlich bleibt der Eindruck dieser hl. Weihnacht, er hat etwas märchenhaftes, allheimliches an sich. Ein alter Haudegen, der lange Zeit für die chilenische Regierung im Feuerlande gegen die Indianer gekämpft hatte, wurde einst so ergriffen, daß er laut aufschluchzte. Auch Oestern und Pfingsten wird in entsprechender Weise gefeiert. Nur wird dann die festliche Stimmung durch die vielen Hunderte von Exerzitanten erheblich gemindert.

So vergeht ein Jahr nach dem andern in ewig gleichem Schritt, der durch die strenge Zucht der Regel bedingt wird, gleich den Wellen, die die Waas in träger Ruh an der Mauer des Missionshauses vorbeiwälzt. Auf die sechs Gymnasialjahre folgen die sieben Jahre der höheren Studien, die in St. Gabriel bei Wien gepflegt werden. Wie an den Gymnasien alle mit Sehnsucht das Abitur erwarten, so die Schüler des Missionshauses den Tag, an dem sie an den Strand der blauen Donau ziehen. Viele benutzen auch diese Gelegenheit, sich einmal an den schneebedeckten Bergen der Schweiz zu erfreuen. In St. Gabriel treffen sich auch die Schüler von Neisse und St. Wendel, wo die Missionsgesellschaft ebenfalls ein Missionshaus hat, und zwar in Neisse für die östlichen Provinzen, in St. Wendel für den Elsaß und die südlichen Staaten Deutschlands. Die Oesterreicher müssen allerdings immer das weitentlegene Steyl aufsuchen, ehe sie wieder in ihrem eigenen Vaterlande die höheren Studien beginnen können; denn in Preußen ist es dem Ausländer verboten, in einem Kloster seine Studien zu betreiben. Verirrt sich nun aber doch einmal so ein sündiges Schäflein nach Neisse und St. Wendel, so erhält es schleunigst seine Ausweisung, sobald die Polizei festgestellt hat, daß er gar kein Sohn des großen deutschen Landes ist.

Ein Glück, daß nicht die österreichische oder holländische Regierung mit solch scharfem Besen kehrt.

Nach der Absolvierung des Anzeims erhalten die Studierenden den langen Talar der Gesellschaft. Die erste Stufe des Hauses, nach dem sie sich so heiß gesehnt haben, ist erreicht. Sie sehen, wie Jahre für Jahre ihre Mitbrüder vor den Bischof treten und geweiht werden, endlich schlägt auch für sie die Stunde. Nun naht auch der Tag, an dem sie zum mutvollen Ritter Christi geschlagen werden; der Tag, an dem sie das Missionskreuz erhalten. Wieder haben sie sich im Mutterhaufe zu Steyl eingefunden, der Stätte, wo die meisten sechs Jahre vorher ihre niederen Studien abschlossen. Wieder erscheinen die nächsten Verwandten. Mittags ist ein gemeinschaftliches Festmahl der Priester und der Fremden, gleichsam das Liebesmahl vor dem Ritterjahre. Um drei Uhr treten die jungen Glaubensboten unter den brausenden Klängen der Orgel, den ernsten Gesängen der Psalmen zum Altare. „Nimm hin, mein Sohn, das Kreuz, das Du ersieht hast. Es sei Dir Trost und Stütze auf dem rauhen Apostelpfade“, betet der General und heftet dem Streiter Christi das Kreuz auf die Brust. Junig drückt dieser es zum Kusse auf die Lippen; er besitzt nun das Ehrenzeichen, das er sich so lange gewünscht, um das er so viel gerungen und gestritten hat. Traurigen Auges blicken die drei oder vier auf den mutigen Streiter, denen der Ruf des Oberen zuing, als Lehrer in den Anstalten zu wirken. Eine weilliche Feier im Erholungscafe der Böglinge schließt den hohen bedeutungsvollen Tag ab. Der ganze Saal ist mit frischen Lammekränzen, Girlanden, Sprüngen, in den verschiedensten Idiomen der Missionsländer abgeseht, und mit Bildern geschmückt. Auf einer Erhöhung sitzen die Patres und Gäste. Ueber ihnen steht unter einem Baldachin der hl. Erzengel Michael. Der Streichchor der Böglinge und die Blasinstrumente der Brüder setzen ein, frohe Lieder wechseln mit Deklamationen ab, um noch einmal das Feuer der Begeisterung in den Herzen zu entfachen. Am Schlusse hält ein Älterer Bögling die Abschiedsrede im Namen des ganzen Hauses. Ihm antwortet für die scheidenden Missionare der zweitälteste von ihnen. Seine Worte bilden gleichsam die letzten Signale zum mutvollen Kampfe. Mit einem donnernden Kampfesliede findet die Feier ihr Ende. Bald, bei

der ersten Jahrgangzeit, eilen die neugetriebenen Streiter über des Ozeans Fluten in ihre Wirkungskreise.

Glücklich sie alle, die der Herr zu dem schönsten Ehrenamt tief. Bewunderungswürdig sind sie, die im wirren Sturmwinde der Zeit ihr herrliches Jugendideal nicht verloren, denen die rauhe Wirklichkeit ihre seligen Träumen nicht stürzte. Gepriesen werden die edlen Jünglinge, die bei Egärona im blutigen Kampfe für Hellas Freiheit ihr Leben liehen. Mit Lorbeerkränzen werden die tapferen Krieger geschmückt. Schönerer Siegespreiße gebühren diesen herrlichen Männern, die unter unfähigen Klüben, unter Verleumdung und Spott die Fahne Christi in den Heidenländern aufrieten. Die Welt schüttelt den Kopf. Sie hat nur ein mitleidiges Lächeln. Doch der Edelstehende, der auch höhere Ideale kennt, er kann seine Bewunderung den wackern Missionaren nicht verkümmern. Sie sind ihm ein herrliches Zeugnis für die unerschöpfliche Kraft und glorreiche Fruchtbarkeit der katholischen Kirche.

## \* Von der Eifel.

Von A. W.

Im Sommer wandern viele zur Luftkur; überall trifft man Wanderer und Reiseflüchtige. Alles preist die Schönheit der Eifel, die herrlichen Täler mit ihren klaren Bächen, die würzige, erquickende Luft, die noch urwäldigen Nebentäler, in denen von Kulturarbeit noch nichts zu sehen ist, die Hochwälder, und oft kann man hören: Nein, wir hätten nicht gedacht, daß es hier so schön sei! Wie sieht es aber im Winter aus? Neben manchen guten Tagen gibt es nur Regen, Schnee und heftige Winde, der muß bedauert werden, der durch richtiges Eiseler Winterwetter hindurch muß. Oft kamen wackere Männer nicht durch und lehrten um; denn der Sturm weichte ihnen Regen oder Schnee ins Gesicht, und es wurde dabei so dunkel, daß man kaum 20 Schritte weit sehen konnte. Wo der Sturm an Wäldern kein Hindernis findet, ist seine Macht unheimlich. Auf der Höhe sind die Häuser vielfach mit hohen Hecken und Wäldern umgeben, um einigen Schutz zu haben. Gassenhöfe, z. B. Oberesch, sind oft alleamt schief gewachsen; an der Sturmseite ist fernerhin die Aestebildung gänzlich verflümmert. Von der Gewalt der Stürme bekommt man eine Ahnung, wenn man hört, daß anfangs Februar d. J. d. Zs. der Eisenbahn Postwagen vor Desterreich nicht weiter umgeworfen wurde, wobei der Postwagen in Stücke ging. Lange Zeit waren die Winter gelinde, hoffentlich beginnt jetzt nicht wieder eine Periode strenger Winter, worauf schon hingewiesen worden ist. Wenn man von den alten Leuten erzählt hört, daß in früheren Jahren bis in den Mai tiefer Schnee lag, so kann man denken, was die ärmere Bevölkerung mit ihrem Vieh zu leiden hatte; die Kartoffeln erfroren in den Kellern, und das Vieh fand hinter den dünnen Heubündeln nur ungenügenden Schutz. Der Juni kann wohl mit Recht als der schönste Monat bezeichnet werden; alles wächst und sproßt nun mit Macht. Aber böse Junifröste können noch vieles verderben. Starke grüne Eichenblätter findet man nach einer solchen Frostnacht schwarz und verdorben vor. Im September kommen einzelne Frostnächte schon wieder, leider allzufrüh; noch nicht gepflückte Weizen und Weizen gehen zu Grunde; dann gibt es noch manche schöne Wochen.

Unter der Bevölkerung findet man viele große Leute; doch die Mehrzahl ist mittleren Schlags; schwere Arbeit, Sorge um Fortkommen, mangelhafte Ernährung, sehr geringes Verdienst sind wohl schuld daran, daß in vielen Familien so manche Schwächliche und Kränkliche zu zählen sind; auch muß hierbei das Heiraten in nahen Verwandtschaftsgraden in Anschlag gebracht werden.

In der Eifel mangelt es an guten Wegen und Eisenbahnen; infolgedessen haben die oft von hohen Steuern gedrückten Bewohner manchmal nicht die Gelegenheit, dem Verdienste nachzugehen. Im Winter muß zwar gedroschen, das Vieh gepflegt und für Brandmaterial gesorgt werden, aber es mangelt in der langen Zeit an lohnender Beschäftigung. In der Saat- und Erntezeit ist der Arbeit oft zu viel. Die Dreifelderwirtschaft kommt noch viel vor. Ein Morgen Roggen bringt meistens nur 8-9 Zentner ein, im ertragreicheren Niederland dagegen das Doppelte. In den Tälern ist oft guter Kartoffelboden. Auch ist das „Schiffeln“ zu erwähnen. Man läßt bestimmte Parzellen etwa zwanzig Jahre lang liegen, nicht sodann die Wurzel- und Rosenbede ab, trocknet und verbrennt sie, mit der Asche wird der Boden gedüngt und er bringt nach einander Korn, Hafer und Buchweizen hervor. Ist auf der Höhe wohl genug Land vorhanden, so ist in den Tälern das bessere Land sehr gesucht und infolge der Erbleistungen sehr theuer. Die Notwendigkeit von Meliorationen und Drainagen wird wohl eingesehen, aber die Mittel sind zu knapp. Die Landprodukte können bei dem teuren Transport oft wenig rentabel ausgebeutet und veräußert werden;

wären Bahnen vorhanden, so könnten noch viele Einnahmequellen erschlossen werden. So besitzt z. B. die Bürgermeisterei Dreisbrunn die Heilsteinquelle, einen ausgezeichneten Sauerling; doch der Versand mußte der Kassenkracht halber eingestellt werden. Die Ausbeutung kann erst geschehen, wenn die projektierte Bahn von Heimbach nach Montjore erbaut ist.

Viele Touristen fahren von Trier nach Heimbach; sie kommen u. a. an Riedeggen vorbei, wo die mächtigen Burgruinen weit hin sichtbar werden. Hier hausten die mächtigen Grafen von Jülich, die 1214 den Herzog Ludwig von Bayern in Gefangenschaft abführten; hier schmachtete u. a. der Kölner Erzbischof Engelbert II. im Kerker, der lange Zeit auch in einem eiserne Käfig zubringen mußte. Heimbach ist ein bekannter Gnadenort in wunderschöner Lage. Ein gut gepflegter Fußweg führt direkt zum bekannten Trappistenkloster Maria Wald, wofür früher das Gnadenbild war. Als die Franzosen hierhin kamen, plünderten und brandschatzten sie das Kloster; beim öffentlichen Verkaufe 1797 steigerte es der damalige B. Schaffner an, der aber aus Mangel an Mitteln und Kräften alles sieben Jahre später verkaufen mußte. Den Gnadenaltar mit dem Gnadenbilde schenkte er der Heimbacher Pfarrei. Die Gastfreundschaft der jetzigen reformierten Eiterzister oder Trappisten, ihr Brot, Bier und Käse ist weltbekannt.

Gleich kommt man zum herrlichen Kermeter Wald; es lohnt sich ja, vor dem Eintritte noch einmal, auf Kloster und Kirche seine Augen zu werfen und das prächtige Panorama zu betrachten. Seinen Namen hat der Hochwald von der Hagebuche, carmetem. Man erblickt mächtige Exemplare der Weißtannen, amerikanischen Tannen, Eichen, vor allem aber Buchen; der Kermeter ist ein echter deutscher Wald, auf den alles zutrifft, was Dichter über Stille und Majestät der Wälder zu sagen vermögen. Auf dem Boden sieht man auch vieles faulende Holz liegen; jedenfalls sind die Wurzeln zu hoch, sonst ginge nicht soviel zu Grunde.

Verschiedene Wege führen zur Talsperre; für bequeme Orientierung ist gesorgt. Der Grundstein der mächtigen Sperrmauer wurde 29. Juli 1901 gelegt; sie umfaßt 160 000 Kubikmeter Mauerwerk, ist am Fuße über 50 Meter breit und 52 Meter hoch; wundervoll ist der Blick von der Mauerkrone auf das riesige Staubecken, den allerdings großen „Pol“, auf das Wasser, das schäumend über die Masten herabstürzt, und das Tal, durch das sich die Urst hinstreckt.

Geht man über die Talsperre weiter, so kommt man beim Abstieg auf den Fußpfad nach Paulshof, weiter nach Rühberg. Ein anderer Weg führt nach Jägerstweiler, und schließlich durch Arenberg'sche Wälder nach Einruhr.

Der Name dieser Pfarre rührt von der Vereinigung der Erlensruhr mit der Hauptruhr her; diese kommt aus dem einen Schlund, jene aus dem anderen, und die Vereinigung findet gleich hinter der sehenswerten Brücke statt, die Pleusbrücke mit Einruhr verbindet; die Brücke wurde vor etwa 70 Jahren erbaut. Der damalige Kronprinz mußte bei seiner Durchreise noch durch die Ruhr fahren, was im Sommer keine besonderen Schwierigkeiten macht, im Winter aber meistens gänzlich unmöglich wäre. Er bewunderte auch das entzückende Panorama über Einruhr und Dedensborn und Umgebung von der „Schönen Aussicht“ aus; diesem soll auf der gegenüberliegenden Seite am „Eichbedentischen“ noch Schöneres entgegenstehen.

Die Pfarreingesessenen haben nur eine Kapelle von 1748, die kaum für die Hälfte der Gläubigen Platz bietet; sie ist mit einem Strohgewölbe versehen, sehr schadhaft und ohne Sakristei, jeder, der sie sieht, sagt, daß ein Neubau hier höchst nötig ist. Die Bewohner, welche mit 270 Prozent der Einkommen- und 325 Prozent der Realsteuern belastet sind, sind kleine Ackerleute und Tagelöhner; teilsweise haben sie über ihre Kräfte zum Neubau gezeichnet. Wie gering ihre Steuerkraft ist, geht auch daraus hervor, daß 30 Prozent der Einkommen-, Grund-, Gebäude-, und Gewerbesteuern kaum 100 Mark an Kirchensteuern aufbringen. Zum größten Unglück stellt sich nun heraus, daß geeignete Bruchsteine kaum zu finden sind, und, da die Bahn drei Stunden entfernt liegt, so ist auch aller Transport sehr teuer. Wer zu diesem Kirchenbau in Einruhr etwas schenkt, gibt es für eine edle, hochnotwendige Sache und ist des Dankes der Pfarreingesessenen sicher.

## \* In der Falle.

Humoreske von Adolf Thiele.

Es war zur Zeit des Sinesischen Krieges. Im deutschen Offizierskasino herrschte eine gewisse Aufregung, denn frühmorgens hatte der sinesische Haushofmeister dem Kommandierenden unter den üblichen Verbeugungen mitgeteilt, daß ihm nachts eine Geldsumme gestohlen worden sei. Es handelte sich um etwa 35 Mark, und wenn die Offiziere den Verlust

nen auch leicht hätten schadlos halten können, so waren sie doch enttäuscht darüber, daß in ihrem Hause ein Diebstahl vorgekommen war und man beschloß, dem Schuldigen nachzuforschen. Das Wie? war freilich eine schwere Sache. Selbstverständlich konnte der Verdacht nicht auf einen der Offiziersburtschen fallen, diese waren alle bewährte junge Männer, vielmehr war es klar, daß einer der zahlreichen chinesischen Diener der Schuldige sein müsse. Der Haushofmeister hatte das Geld in einem Kasten aufbewahrt gehabt, der in seinem Schlafgemach auf einem Tischchen stand, und der Kasten war am Morgen verschwunden gewesen.

Sämtliche Diener wurden nun sofort vernommen und befragt, aber alle bejahten ihre Unschuld, aus diesen Pp-hognomien, die sich so ähnlich sahen, konnte man den Schuld-beweis auch nicht herauslesen.

Die Offiziere sahen nun nach dem Frühstück bei einander und besprachen den Fall, der in Anbetracht der Hartnäckigkeit der Diener, als ein in kriminalistischer Hinsicht verzweifelter angesehen werden mußte. Nur ein Oberleutnant saß in einer Ecke und starrte vor sich hin.

Plötzlich sprang er auf und bat den Kommandierenden um eine Unterredung. Die Kameraden sahen erstaunt die beiden hinausgehen und erstaunten noch mehr, als die beiden Herren zurückkehrten und als der Kommandierende sagte:

„Herr Kamerad, ich werde den Versuch machen. Aber zunächst muß ich“ — fügte er lächelnd hinzu — „die Herren Kameraden bitten, uns beiden die Sache zu überlassen.“

Gegen Abend versammelte dann der Kommandierende, vom Oberleutnant begleitet, die chinesischen Diener in einem Zimmer des Kasinos und hielt ihnen mit Hilfe des Dolmetschers eine Ansprache; die übrigen Herren, die im Speisezimmer saßen, vernahmen hiervon nichts, da zwischen jenem Zimmer und ihrem Aufenthaltsorte noch ein kleines Zimmerchen lag.

„Bin gespannt,“ sagte der Hauptmann A., „wie sich die beiden herausziehen werden. Es gibt ja immerhin Mittel, Diebe zu fangen; am besten gelingt es, wenn man die Dummheit, also den Aberglauben, dieser Leute in Verrechnung zieht.“

„So machte es ein Onkel von mir,“ fiel Major R. ein. „Er besitzt eine Zuderanlage auf Suiba. In der ersten Zeit, nachdem er sie gekauft hatte — er war Proturist einer Planlage gewesen — kamen öfters Diebereien vor. Eines Tages vernahmte er seine silberne Zigarettendose. Am Abend rief er seine Sklaven zusammen.“

„Sklaven?“ fragte der Hauptmann.

„Nun ja, dem Namen nach ist dort natürlich die Sklaverei längst abgeschafft, aber die schwarzen Zuderarbeiter stehen im Grunde in dem früheren Sklavereiverhältnisse, sie führen dabei ein zwar genügsam, aber sorgenfreies Leben. Mein Onkel ließ nun die ganze Bande zusammenholen und teilte ihr seinen Verlust mit und forderte den Schuldigen auf, vorzutreten; falls er sich freiwillig meldete, sollte er straflos ausgehen. Was er erwartet hatte, geschah, kein Mensch rührte sich. Nun befahl er ihnen, sich in ihre Hütten zu begeben. Er selbst schritt dann die Hütten einzeln ab und ließ sich von jedem die Sonntagsmütze zeigen, Mühen mit einem blanken Lederlackschirm, es ist dies ihr höchster Stolz. Bald darauf ließ er alle wieder zur Versammlung herbeiholen und befahl ihnen nun, die Mühen vor sich auf den Rasen zu legen; jeder stand hinter der seinigen. „Nun paßt auf,“ rief er dann, „ich habe hier einen Zauberhund, der wird sofort den Schuldigen herausfinden.“ Dabei ließ er seinen Hund von der Doine los. Dieser beschmüßelte die Mühen und an einer — sie gehörte einem gewissen Mungo — blieb der Hund stehen und leckte am Schirm. Mein Onkel trat auf den Keger zu. „Mungo, Du hast die Dose gestohlen.“ Der Angeredete machte vergebliche Versuche, seine Schuld zu leugnen, das böse Gewissen war deutlich in seinem Gesicht zu lesen. Zwei Aufseher, die dann Mungos Hütte in Gegenwart von einigen älteren Schwarzen durchsuchten, fanden dort auch bald die Dose versteckt. Mungo erhielt eine empfindliche Strafe, und seitdem hörten die Diebstähle auf, hatte doch jeder Respekt vor dem Zauberhunde.“

Biemlich ungläubig hatten die Kameraden der Erzählung zugehört.

„Ein Zauberhund, Herr Major!“ sagte der Hauptmann.

„Die Volkshaft hör' ich wohl, allein Ihnen fehlt der Glaube,“ lachte der Major. „Nun will ich Ihnen das Rätsel lösen.“

Ehe er jedoch diese Absicht aussprechen konnte, öffnete sich die Tür zu dem kleinen Zimmer und herein trat der Kommandierende.

„Ich muß die Herren Kameraden bitten,“ sagte er, „den kommenden Vorgängen einige Aufmerksamkeit zu schenken.“

Alle sahen ihn gespannt an. Aus dem Zimmerchen, das völlig dunkel war, trat nun einer der chinesischen Diener und

stellte sich auf einen Winkel des Kommandierenden an die Wand des Speisezimmers. Bald darauf erschien ein zweiter, dritter und sämtliche andere, jeder einzeln, folgte seinem Beispiel.

Der Kommandierende blickte dabei auf die Hände der Chinesen, und die Offiziere bemerkten mit Verwunderung, daß die Handflächen der Eintretenden schwarz waren, mit Ausnahme eines Einzigen.

Als sämtliche Diener in einer Reihe an der Wand standen, traten auch der Oberleutnant und der Dolmetscher ein. —

„Du hast das Geld gestohlen!“ donnerte jetzt der Kommandierende, indem er auf einen von ihnen zutrat. Der Schuldige konnte sich nicht mehr verstellen, mit zitternden Gliedern, Angitsschweiß auf der Stirn, gestand er das Vergehen ein, er gab zu, das Geld im Hof versteckt zu haben. Bald wurde dies denn auch gefunden und dem erfreuten Haushofmeister wieder eingehändigt.

Mit schänen Blicken hatten die übrigen Chinesen den Hergang verfolgt und leise lächelten sie davon, etwas Unerklärliches schien ihnen die Fassung geraubt zu haben. Aber auch die Offiziere waren frappiert.

„Meine Herren Kameraden!“ sagte nun der Kommandierende, „lassen Sie sich jetzt vom Erfinder dieser famosen Diebesfalle den Hergang erzählen.“

Der Oberleutnant strich sein Värtchen in die Höhe und nahm das Wort.

„Nichts einfacher als das! Auf meine Bitte erklärte der Herr Oberst den Kerlen, er habe den deutschen Fudsgott, einen berühmten Zauberer, um Rat gefragt, und der habe ihm Folgendes geraten. Das Tischchen, auf dem das Geld gestanden, wurde in das dunkle Zimmer dort gesetzt und jeder der Diener mußte nun erst die linke und dann die rechte Hand darauf legen. Nun hatte ich den Tisch vorher von meinem Burschen tüchtig mit Fett und Öl beschmierem lassen und dann mit Ruß schwarz färben lassen. Alle kamen nun einzeln hinein und die Unschuldigen legten natürlich ihre Hände arglos auf den Tisch, der Schuldige aber drückte sich ebenso natürlich an diesem vorbei.“

„Alle haben nun,“ fiel der Kommandierende lachend ein, „schwarze Hände und nur die des Täters strahlen in der Farbe der Unschuld.“

Als sich die Heiterkeit, die dieser Trick erregte, etwas gelegt hatte, bemerkte der Hauptmann:

„Herr Major, Sie schulden uns noch die Erklärung betreffs des Zauberhundes.“

„Des Zauberhundes?“ sagte der Kommandierende und der Oberleutnant.

Der Major wiederholte nun seine vorherige Erzählung und fügte dann hinzu:

„Die Lösung ist ebenso einfach wie mit den schwarzen Händen. Mein Onkel hatte seinen Schwarzen eine Falle gelegt, er hatte zuvor die Dose auf einen Weg des Gartens geworfen und sich im Gebüsch versteckt. Von hier aus bemerkte er, daß Mungo die Dose aufhob und beißte. Als dann die Frage nach dem Täter erfolglos geblieben war und mein Onkel die Hütte absuchte, rief er den Lederlackschirm an Mungos Mühe ohne dessen Wissen mit einer — Speckschwarte.“

„Und der Zauberhund,“ rief der Kommandierende unter dem lauten Gelächter der Kameraden, „der Zauberhund hat dann die appetitliche Mühe bald herausgefunden und mit der den Hunden eigenen Vorliebe für Speckschwarte eifrig beleckt.“

„Den Schwarzen dürfte die Sache doch schleierhaft geblieben sein,“ fügte der sündige Oberleutnant hinzu, „daher ihre spätere Ehrlichkeit. Ob unsere Postträger unseren Trick nicht durchschauen werden? Ich habe zwar den Tisch heimlich wieder reinigen lassen, die Chinesen sind jedoch siebenmal gewürfelt!“

„Aber diesmal doch hereingefallen!“ lachte der Kommandierende und trank dem Oberleutnant mit einem Glase der Bowle zu, die man soeben zur Feier des Tages aufgesetzt hatte.

## Exerzitien in Exaten.

Exerzitien für Gymnasisten (Oberklassen): 2. April abends bis 6. April morgens; 9. April abends bis 13. April morgens.

Anmeldungen zu richten an P. Rektor J. B. Müller, Exaten bij Baassem (Roermond, Holland).

(Nachdruck erwünscht.)

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 13.

Düsseldorf, den 31. März.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Ostersonntag. — Die Auferstehung des Herrn. — Der auferstandene Heiland. — Tod, wo ist dein Stachel. — Deutschlands ausländische Postbeziehungen. — Alerlei. — Exzerpten in Exzerpten.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Ostersonntag. Fest der Auferstehung Jesu.

Evangelium nach dem heiligen Markus XVI, 1—7.

In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria Jakob's Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und ihn (Jesum) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl den Stein von der Lüre des Grabes wegwälzen? Als sie aber hindlickten, sahen sie, daß der Stein wegwälzt war: er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angetan mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesum von Nazareth, den Gefreuzigten: er ist auferstanden, er ist nicht hier, sehet den Ort wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet aber hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa; daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat."

### Die Auferstehung des Herrn.

Heut' ist der Tag, den Gott gemacht,  
Heut' laßt uns fröhlich sein!  
Vorüber ist die dunkle Nacht,  
Der Morgen bricht herein.

Der Morgen gar so lieblich ist,  
Das macht die Sonne nicht,  
Du, unser Herr Jesu Christ,  
Bist dieses Tages Licht!

Es ging der Herr aus Grabesnacht,  
Kein Stein da widerstand,  
Mit Seines Glanzes Strahlenpracht  
Erfüllt Er rings das Land.

So kündet es der weiten Welt  
Und heißt sie fröhlich sein!  
Ihr Engel in dem Himmelszelt,  
Stimmt in den Jubel ein!

Dem diesen Tag hat Gott gemacht,  
Das freut uns herzlich sehr:  
O Christe, uns'res Herzens Nacht,  
Erleuchte mehr und mehr!

Wie hell klingen heute von allen Türmen die Glocken, die seit drei Tagen verstummt waren: Es ist, lieber Leser, als ob sie hinausriefen: „Alleluja! Der Herr ist wahrhaft auferstanden!“

In aller Frühe, als eben die Sonne aufgegangen war — so berichtet uns der Evangelist — kamen Maria Magdalena, Maria, des Jakobus Mutter, und Salome mit kostbaren Spezereien zum Grabe unseres Erlösers, um den heiligen Leichnam einzubalsamieren und überhaupt alles nachzuholen, was am Freitag wegen des beginnenden Sabbats hatte unterlassen werden müssen. So waren also diese frommen Frauen die letzten, die am Freitag Abend vom Grabe weggingen, und wieder die ersten, die

an diesem Morgen dahin zurückkehrten. Von der Grabwache, die auf Betreiben der Hohenpriester dort aufgestellt war, und ebenso von der Versiegelung des Grabes hatten sie offenbar keine Kenntnis; deshalb hatten sie auch nur Sorge wegen des gewaltigen Steines, womit das Grab verschlossen war: „Wer wird uns den Stein von der Lüre des Grabes wegwälzen?“ Doch siehe! Der Stein ist schon beseitigt und die Wache ist wohl schon abgezogen, oder — falls sie noch anwesend ist — befindet sie sich in einem Zustande, der eher Mitleid als Furcht hervorruft. Jedemfalls aber zeigte sich auch hier wieder, daß Frauen im Unglücke oft herzhafte und entschlossener sind, als das sog. starke Geschlecht.

Die Frauen gingen also mutig in die Grabhöhle hinein; da sahen sie den Engel, der den großen Grabstein weggewälzt hatte, in Gestalt eines Jünglings dastehen. Er hat das Schreckende, das nur den Wächtern galt, unterdessen abgelegt; dennoch mußten sie sehr erschrocken sein, da sie das Grab geöffnet fanden und in demselben Jemand erblickten. Der Engel aber kommt ihren Fragen zuvor, er zeigt sich genau unterrichtet über ihre Absicht: „Ich weiß, wen ihr sucht,“ und spricht ihnen Mut ein: „Fürchtet euch nicht!“ — Sie mußten ferner besorgt sein, daß die Grabstätte entweiht worden sei; auch darüber beruhigte er sie: „Ihr sucht Jesum von Nazareth, den Gefreuzigten: Er ist nicht hier; sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten. Gehet hin und saget Seinen Jüngern und dem Petrus, daß er Euch vorangehe nach Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie Er euch gesagt hat.“ (Markus 16,6 und 7.)

Die Frauen verlassen voll Schrecken und Freude das Grab. Da erscheint auf dem Wege der Herr ihnen Selbst, der vorher schon, wie die hl. Väter sagen, Seine hl. Mutter und (wie der Evangelist Johannes berichtet) der bekümmerten Maria Magdalena sich gezeigt hatte; die letztere aber hatten den Aposteln Petrus und Johannes von der Eröffnung des Grabes und dem Fehlen des heiligen Leichnams schleunigst Nachricht gebracht, ohne mit den andern Frauen erst das Grab zu betreten.

Also der Herr erscheint jenen Frauen nun Selbst auf ihrem Gange zur Stadt und wiederholt fast dieselben Worte und Aufträge, die sie schon aus dem Munde des Engels vernommen hatten: „Fürchtet euch nicht! gehet hin und verkündet Meinen Brüdern, daß sie nach Galiläa sich begeben; dort werden sie Mich sehen.“ (Matth. 28,10). Sie aber, sagt der Evangelist, umschlangen Seine Füße und beteten Ihn an. — Welche Herablassung, welche Liebe liegt in den Worten des Herrn sowohl, wie Seines Engels an diese guten Frauen! Wie die Ersten, welche die Geburt des Herrn aus dem Munde des Engels erfuhren, die jählichen Hirten von Bethlehem waren, so erhalten auch heute diese einfachen Frauen von Jerusalem die Offenbarung Seiner Auferstehung aus dem Munde eines En-

gels; ja, sie werden Seiner eigenen Erscheinung sogar vor den Aposteln gewürdigt. Das darf uns indes nicht wundern, lieber Leser! Denn wenn wir die ganze Geschichte seines Leidens und Todes und seiner Auferstehung erwägen, so müssen wir gestehen, daß eben diese Frauen standhafter und treuer gegen ihren und unsern Erlöser sich erwiesen, als alle Männer: „Was ich wo auch ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, um das Mächtige zu beschämen. (1. Kor. 1,27.)

Sehen wir uns nun einmal nach den Wächtern des Grabes um! Als sie sich von ihrem Entsetzen einigermaßen erholt hatten, eilen sie zu den Obersten der jüdischen Priester und erzählen, noch immer bestürzt, die Wunder, von denen sie Zeugen gewesen, und bei denen sie fast ums Leben gekommen. Jerusalem gerät in Bewegung und Verwirrung. Ein dumpfes Gerücht geht von Mund zu Mund: Er ist auferstanden! Der hohe Rat hält eine Versammlung, um zu überlegen, was in dieser höchst peinlichen Lage zu tun sei. Man ruft schließlich die Soldaten wieder herbei; man erkaufte sich mit Geld ihr Stillschweigen über das, was sie gesehen. Sie sollen vielmehr austreten, daß die Jünger den Leichnam gestohlen hätten, während sie auf ihrem Posten geschlafen! — Mag diese Ausrede noch so unwahrscheinlich, der Betrug noch so offenbar sein, die Soldaten sollen sich darum keine Sorge machen, denn sie (die Hohenpriester und Ältesten) werden die Ausrede dem Volke schon glaubwürdig zu machen wissen, werden auch ihren mächtigen Einfluß aufbieten, damit die vorgebliche Pflichtvergessenheit nicht seitens des Landpflegers geahndet werde.

Welche Bosheit! Welche Verstocktheit! Die Auferstehung ist eine Tatsache, die die Juden nicht leugnen können, und doch gebieten sie durch solch' niedrige Mittel Schweigen und geben selbst der Wahrheit nicht die Ehre! Während das göttliche Lamm auf dem Altare des Kreuzes in ein Meer von Qualen versenkt war, höhnten sie: „Bist Du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuze, und wir wollen an Deine Gottheit glauben!“ Damals geziemte es der Majestät des Herrn der Welt nicht, diesem frechen Troke durch das geforderte Wunder zu entsprechen. Es geziemte dem göttlichen Hohenpriester nicht, auf das Ansuchen einer Handvoll von Lasterhaften das erhabene Opfer zu unterbrechen, das er für aller Menschen Heil darbrachte. Deshalb setzte er der Frevelhaftigkeit jener Verstockten nur eine göttliche Geduld entgegen und antwortete ihren rohen Lästerungen nur durch Zeichen der Erbarmung und Verzeihung. Aber als das Werk der Liebe nun vollbracht war, da wirkt Er ein größeres, erstaunlicheres Wunder, als das, welches ihr Unglaube verlangte — ein Wunder, das ihnen alle Entschuldigung benimmt und sie zum Schweigen bringt. Durch die Auferstehung zeigt sich der, den sie als Aufrührer bei dem heidnischen Landpfleger verklagt hatten, als allmächtiger Gott, der all' ihre Vorkehrungen vereitelt, all' ihre Mänke zu nichte macht, der durch dieses Wunder mehr noch, als durch alle Seine früheren Wundertaten, sie in Bestürzung bringt, sie demütigt und zittern macht!

Welcher Unterschied zwischen dem Verhalten der vornehmen Juden und der frommen Frauen! Darum sagt den letzteren aber auch der Herr, daß sie nichts zu fürchten vielmehr alles von ihm zu hoffen haben. — Auch Du möchtest ohne Zweifel ein ähnliches Trostwort hören. Ähnlich jenen frommen Frauen hast auch Du in der Leidenswoche Dich im Geiste unter das Kreuz gestellt, hast den Tod des Herrn beklagt im Verein mit seiner heiligen Braut, der Kirche! Und heute, beim vierzigstündigen Gebete, erscheinst Du wahrscheinlich auch in aller Frühe (da die vornehme Welt sich noch in den Federn wiegt), um voll Liebe und Hingebung den Herrn zu „salben“ durch Deine Gebete und Gesänge voll Andacht und Sammlung. Fürwahr, der Herr, der sich einst so großmütig den frommen Frauen gegenüber erwies, wird auch Deiner Eifer, Deine Hingebung nicht unbelohnt lassen: Dort oben, im wahren „Galliläa“, werden wir den Auferstandenen einst in Seiner ganzen Herrlichkeit finden, nachdem wir Ihn

hier in Einsicht des Herzens gesucht haben. Diese Hoffnung läßt uns heute begeistert einstimmen in den Jubelruf der Kirche: „Alleluja! Der Herr ist wahrhaft auferstanden!“

8.

### Der auferstandene Heiland.

Herr, wärest Du vom Tode nicht erstanden  
Und hättest nicht die Hölle überwunden  
Und hättest nicht geheilt der Sünden Wunden:  
Wir lägen schmählich noch in schweren Banden.

Herr, wärest Du vom Tode nicht erstanden,  
Wär' Deine Lehre wahrhaft nicht besunden,  
Ständ' Deine Kirche nicht auf Felsengründen,  
Wär' unser Hoffen wäre dann zu Schanden.

Wohl hast, o Jesus, Du am Kreuz geklungen  
Und bist ins dunkle Grab hingegangen;  
Doch glaub' ich's, Herr: Du hast den Tod bezwungen.

Da hast im Siege Satans Macht vernichtet  
Und hast der Kirche göttlich Reich errichtet  
Und hast den ew'gen Himmel uns errungen.

(P. Fritz Esfer, S. J.)

### X Tod, wo ist dein Stachel?

Eine Ostererzählung von A. Berkall.

Wieder war der Frühling ins Land gezogen mit hellem Sonnenschein, milden Lüften, verheißungsvollem Drängen und Schwellen.

An einem der lichtesten Tage der jungen Jahreszeit, als es sich unter den wärmenden Strahlen regte in Baum und Strauch wie im winzigsten Gräschen, feierte die Christenheit das hehre Fest der Auferstehung.

Vom spizen Turm der kleinen Dorfkirche riefen die Glocken zur hohen Messe und ihr melodischer Klang zauberte ungewohntes Leben in die stille Gebirgslandschaft.

Aus allen Wohnungen, die da zerstreut lagen, in der langen Dorfstraße, in der schmalen Ebene und an den Abhängen trauten festlich gekleidete Männer, Frauen und Kinder heraus und nahmen den Weg zum Gotteshause.

Ostertimmung leuchtete aus ihren Augen und erklang in dem munteren Gepolde und den fröhlichen Glückwünschen: „Mühselig Ostern! Fröhliche Festtage!“

Inmitten der heiteren, von der Frühlingsherrlichkeit und Ostertreue angelegten Schar der Kirchginger schritt einsam eine blass Frau, die Augen auf den Boden gerichtet, abgewandt von all dem Schillern und Glänzen, das da walte auf den Höhen und im Tal, in den mächtigen Linden auf dem Kirchplatz wie in dem Kränlein am Wege.

Mancher blickte mitleidig auf die langsam dahinschreitende schwarzgekleidete Gestalt und hemmte sein Gepolde für einen Augenblick.

„Die arme Frau Walter,“ flüsterte ein junges Mädchen ihrer Mutter zu, „sie hat keine Ostertreue, sie denkt wohl immer an ihren Sohn, den sie auf den Kirchhof getragen haben.“

„Und an ihrem guten Mann, der seit zwei Jahren dort liegt,“ war die Antwort.

„Ja, sie hat wohl Ursache zu trauern. An dem Sohn, den lieben, hübschen Jungen hing sie mit ganzem Herzen. Er sollte studieren, er hatte ja Anlagen.“

„Was hat sie nun von ihrem Gelde?“

„Seit dem Tode ihres Karl verkehrt sie mit niemanden, spricht kaum ein Wort und weilt meist auf dem Friedhofe.“ — Die Glocken waren verstummt, das Hochamt hatte begonnen.

Frau Walter saß in einer dunklen Ecke unter der Orgelbühne. Vor ihr auf dem Pultbrett lag das offene Gebetbuch.

Sie starrte auf die Buchstaben betete aber nicht. Die jubelnden Osterlieder, das aufjauchzende Alleluja trafen ihr Ohr, aber nicht ihre Seele.

Auch der Predigt des alten Pfarrers blieb ihr Herz verschlossen. Er deutet den Spruch: „Tod, wo ist dein Stachel?“ und pries Christus als Besieger des Todes.

In der Seele der Tranernden regte sich Widerspruch gegen die Hoffnung atmenden Worte.

„Der Pfarrer hat den Tod nicht gesehen, wie ich. Ich fühle seinen Stachel, wie kann ich hoffen, daß er weichen werde?“ —

„Als der Gottesdienst geendet war, blieb sie so lange in der Kirche, bis die Menge sich entfernt hatte, dann erhob sie sich langsam und erhob den Weg zum Friedhofe, der abseits in der Ebene am Walde lag.“

Aus ihrem traurigen Sinnen wurde sie durch einen Zuruf geweckt.

Ausblickend gewahrte sie eine dürrig gekleidete Frau, eine magere, armselige Gestalt, die unweit von ihr auf der Wiese saß und mit der Hand winkte. Die pergamentartige Haut, die gebeugte Haltung deuteten auf ein hohes Alter.

Frau Walter trat zu ihr hin und sagte freundlich:

„Was wünscht Ihr, Mütterchen?“

„Ich laun nicht weiter,“ war die leuchtend abgebrochen gegebene Antwort, „ich komme aus der Kirche.“

„Wo wohnt Ihr denn?“

Die Frau deutete mit der Hand auf den Wald hin.

„Hier dürft Ihr nicht länger sitzen, Ihr erkaltet Euch. Ich will Euch weiter führen.“

Es war keine leichte Mühe, die Greisin aufzurichten. Endlich gelang es und langsam ging es der bezeichneteren Gähle am Walde zu. Auf der Schwelle aber sank die gählich Geschwächte ohnmächtig zusammen, und Frau Walter sah sich genötigt, sie hinein zu tragen.

Die Hütte, die ehemalige Viehwärterwohnung, hatte nur einen einzigen Raum, der als Wohn- und Schlafzimmer diente. Ein aus rohen Brettern sammengesetzter Tisch, zwei armselige Stühle, ein Oefchen, ein dürftiges Bett und ein kleines Kreuzfig bildeten die Ausstattung, die umso ärmlider erschien, als der Fußboden nicht geputzt, sondern nur mit rohen Ziegeln belegt war. Frau Walter legte die Ohnmächtige auf das Bett und bemühte sich, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Das gelang ihr auch, aber gleich darauf fiel die Entkräftete in einen tiefen Schlaf.

Die mitleidige Pflegerin konnte es nicht über sich bringen, sie allein zu lassen; sie machte das Feuer an und setzte sich an das Fenster, um das Erwachen der Hilflösen abzuwarten.

Tiefe Stille herrschte ringsum, nur zuweilen von dem Ruf eines Vogels unterbrochen.

In der Abgeschiedenheit von allem lauten Leben wachten die trübten Gedanken, die vor der Sorge um die Kranke gewichen war, wieder auf, und schwerer und schwerer legte es sich auf ihre Seele.

Aus ihrem Sinnen weckte sie die vom Dorf herüberblönde Mittagsglocke.

„Ob wohl in der Hütte etwas zur Stärkung der Kranken zu finden war?“

Frau Walter durchsuchte die wenigen Gefäße und fand Brot, Milch und Hefegrübe. Sie gab letztere in einen Topf und setzte ihn aufs Feuer.

Da erwachte die Alte.

Frau Walter eilte zu ihr hin und fragte liebevoll: „Nun, wie fühlt Ihr Euch jetzt, Mütterchen?“

„Besser,“ war die Antwort, „der Schlaf hat mir gut getan.“

„Da müht Ihr etwas essen. Ich habe ein Süppchen gekocht und will es Euch reichen; bleibt nur ruhig im Bett liegen, Frau Treel.“

Den Namen hatte die Pflegerin aus einem auf dem Tisch liegenden Gebetsbuche gesehen.

Die Kranke nahm einen Löffel Suppe und meinte: „Nun kann ich wieder aufstehen; es wird Euch wohl nach Hause verlangen.“

Sie versuchte sich zu erheben, sank jedoch kraftlos zurück.

„Es geht nicht,“ murmelte sie.

„Galtet Euch ruhig, ich habe noch Zeit.“

Mit diesen Worten nahm Frau Walter neben dem Bette Platz.

„Wie alt seid Ihr, Frau Treel?“

„Wenn die Aepfel blühen, werde ich 81.“

„Da ist der Weg zur Kirche doch zu weit für Euch.“

„Ich gehe auch nicht jeden Sonntag hin; aber am Ofterfest dürft ich doch nicht fehlen. Ich höre so gern das Alleluja und die Vieder von der Auferstehung. Dann freue ich mich so recht auf das Wiedersehen nach dem Tode. — Ihr tragt Trauerleider, da wird auch Euch das Ofterfest Trost bringen.“

„Trost? Trost gibt's nicht für mich. — Alle meine Lieben habe ich verloren; alle liegen auf dem Friedhofe. — Wie könnte ich mich trösten?“

„So dürft Ihr nicht sprechen, liebe Frau. Ich habe auch bitterlich geweint, als die schwarzen Männer meinen Mann und meine Kinder, eines nach dem anderen, hinausstrugen und ich allein übrig blieb. — Doch das war Gottes Wille, und ich habe mich in mein Schicksal ergeben. Und dann dachte ich auch: Sie sind hinübergegangen in ein besseres Land, wo Armut und Not nicht drücken. Wie könnte ich darüber weinen, daß sie jetzt glücklicher sind, als sie es auf der Erde

waren? — Ich freue mich, sie wiederzusehen. — Als ich am Bache niederkam, meinte ich, das Ende wäre gekommen und der Herr wollte mir an seinem Auferstehungstage die Gnade erweisen, mich den meinigen zuzuführen. — Dann Euren Beistand bin ich wieder dem Leben zurückzugeben; es wird wohl so besser sein.“

Mit inniger Teilnahme war Frau Walter den schlichten Worten der Alten gefolgt; es verlangte sie, mehr zu erfahren. Durch einige Fragen brachte sie die Kranke zur Erzählung ihrer Lebensgeschichte.

Armut, Elend, Bedrängnis, Krankheit und Tod — das waren die Grundtöne in dem Wilde, das sich vor der Greisenden entrollte.

Die Alte hielt einen Augenblick inne und schaute schmerzlich vor sich hin. Schwer aufsteigend fuhr sie dann fort:

„Das alles läßt sich ertragen, es ist Gottes Wille. — Aber eins ist, was mir immer wehe tut, was mir am Herzen kriht. Ein Sohn war mir geblieben, mein Trost, mein Augenfel. Ich habe ihn zu viel Liebe angelan. Und wie es so geht, wenn die strenge Hand des Vaters schlägt, er hatte zu viel Freiheit. Er geriet in leichtfertige Kameradschaft, hörte nicht mehr auf mein Wort, verbummelte und schließlich ist er weggegangen, ohne von der Mutter Abschied zu nehmen. — Doch das weiß ich gewiß: er wird wiederkommen, er wird seine Mutter suchen, wenn er im Elend ist. Wohin sollte er auch sonst gehen? Ich hatte gehofft, es noch zu erleben. Doch der liebe Gott hat es anders beschloßen und was bleibt mir übrig, als mich zu fügen? — Nun hält' ich eine große Bitte an Euch,“ wandte sie sich nach längerem still vor sich Hinbrüten an ihre Pilgerin. „Ihr seid gut und werdet sie sicherlich erfüllen. Vielleicht begegnet Euch mein unglücklicher Sohn einmal im Leben, dann nehmt Euch seiner an und sagt ihm von seiner Mutter, sie hält' ihn vergeben und für ihn gebetet.“

Mit Bewunderung schaute die Zuhörerin auf die arme, schwache Frau, die ein ungleichlich schwereres Schicksal als das ihre mit Geduld, Ergebung und frei von aller Selbstsucht getragen, die bösen Gesichte als Gottes Fügung aufgenommen und Trost in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits gefunden hatte.

Und bei all ihrer Armut, trotz ihrer schwachen Kräfte war sie noch darauf bedacht, anderen zu helfen.

„Ich habe genug für mich,“ sagte sie, „die Gemeinde läßt mich in dieser Hütte wohnen, sie versorgt mich mit Kohlen und Kartoffeln, und ich erhalte dazu noch monatlich vier Mark Geld, da muß ich doch etwas für die Hun, die weniger haben, und deshalb sticke ich für arme Kinder Strümpfe.“

Wie klein kam sich Frau Walter dieser armen Frau gegenüber vor! Mit Beschämung dachte sie daran, daß sie selbst sich nur ihrem Kummer hingeeben, die Tröstungen, die der fromme Glaube gibt, von sich gestoßen und das Leid anderer nicht geachtet hatte.

Die Greisin war indes wieder kraftlos zurückgesunken und sanft eingeschlafen. Frau Walter beratschlagte mit sich, wie hier zu helfen sei und kam bald zu einem Entschlusse, den sie sofort ausführte.

Leise verließ sie das Häuschen und eilte raschen Schrittes dem Dorfe zu. Im Wagen des Ortsvorstehers fuhr sie dann zur Hütte zurück, und mit Hilfe des Aufsehers wurde Frau Treel in den Wagen gehoben und in das geräumige Haus der Frau Walter gebracht.

Die Lebenskraft der armen Frau war aber zur Reize gegangen; die liebevolle Pflege, die ihr wurde, konnte das verglimmende Licht nicht wieder anfachen. Am Weihen Sonntag schied sie sanft und ergeben aus diesem Leben.

Trauernd stand Frau Walter an ihrem Grabe. Aber die Mahnung, das Beispiel der Hingeschiedenen trugen ihre Früchte.

Nicht länger schloß sie sich selbstkätig ab; sie wurde die Beschläterin der Gegend, der rettende Engel für Arme und Kranke.

Der Gemeinde fehlte es an Mitteln, ein Krankenhaus einzurichten; ihre Bemühungen, eine költerliche Genossenschaft zur Pflege der Kranken heranzumachen, waren erfolglos geblieben, da den gesteigerten Bedürfnissen gegenüber die Zahl der költerlichen Pflegerinnen nicht genügte.

Da übergab Frau Walter ihr schönes Heim der Gemeinde und ließ es zu einem Krankenhaus einrichten. Sie selbst war die eifrigste und liebevollste Pflegerin.

Jedoch stand auch jetzt oft der Leidtragenden vor ihrer Tür, aber die dumpfe Trauer unterjochte sie nicht länger, der Tod hatte für sie den Stachel verloren.

## Deutschlands ausländische Postbeziehungen.

Die jedes Jahr wiederkehrende Reichspoststatistik gibt einen interessanten Überblick darüber, in welcher großartigen Weise sich die ausländischen Postbeziehungen Deutschlands seit der Gründung des Weltpostvereins im Jahre 1874 verbreitert haben. Das erklärt sich allerdings auch aus der Tatsache, daß das Gebiet des Weltpostvereins jetzt 113 Millionen Quadratkilometer mit 1134 Millionen Einwohnern umfaßt. Nur wenige Gebiete in Asien und Afrika, darunter allerdings noch das große chinesische Reich, Belutschistan, Afghanistan, Arabien und Abyssinien harren noch des Beitritts; aber der Betrieb in diesen Ländern widelt sich schon jetzt in Anlehnung an die Vorschriften des Weltpostvereins ab. Ueberdies hat Deutschland mit China einen besonderen Vertrag abgeschlossen, um zur Erleichterung des sehr erheblichen deutsch-chinesischen Verkehrs zu erreichen, daß jener Staat die in Deutschland nach den Weltportofähren frankierten Briefe ohne eine Zuschlagstaxe, die er bisher erhob, befördert. Wie sehr unter dem günstigen Einfluß der Weltpostvereinistaxen einerseits und dem Aufschwunge des auswärtigen Handels andererseits, der besonders auch über Bremen eine immer größere Bedeutung erlangt, der ausländische Briefverkehr Deutschlands gestiegen ist, läßt sich aus einer Gegenüberstellung der betreffenden Zahlen der letzten acht Jahre leicht entnehmen. Im Jahre 1898 waren fast 274 Millionen Briefsendungen nach und von Vereinsländern versandt worden; in 1905 aber waren es schon 160 Millionen Stück, was die gewaltige Zunahme von 68 Prozent bedeutet. In diesem großartigen Verkehr besonders, soweit es sich um den überseeischen außereuropäischen Dienst handelt, sind in erster Reihe die von Bremen ausgehenden Schnelldampferlinien des „Nordd. Lloyd“ nach den Vereinigten Staaten von Amerika, sowie dessen Reichsdampferfahrten nach Asien und Australien durch den Suezkanal beteiligt. Naturgemäß überträgt der auswärtige europäische Briefverkehr Deutschlands sehr erheblich denjenigen mit anderen Weltteilen. An erster Stelle steht wegen der zahlreichen nachbarlichen Beziehungen der Austausch mit Oesterreich-Ungarn; es entfallen auf ihn 140 Millionen. Dann folgen England mit 50 Millionen, Frankreich mit 49 Millionen, Rußland mit 31½ Millionen, die Niederlande mit 31 Millionen, die Schweiz mit 29 Millionen, Belgien mit 29½ Millionen, Italien mit 14 Millionen, Schweden mit 7½ Millionen, Norwegen mit 5 Millionen, Spanien mit 4 Millionen, die Türkei mit 2½ Millionen Briefe.

Auch die deutschen Schutzgebiete in Afrika haben schon einen recht ansehnlichen Briefaustausch mit Deutschland aufzuweisen; es sind im Jahre 1905 nicht weniger als sechs Millionen Briefsendungen (beide Richtungen zusammengekommen) ausgewechselt worden. Bei den europäischen Staaten nehmen bezüglich des Briefverkehrs mit Deutschland die erste, alle anderen Länder weit zurücklassende Stelle die Vereinigten Staaten von Amerika ein, was sich einerseits aus der zahlreichen deutschen Einwanderung, andererseits aus dem lebhaften Handel zwischen beiden Ländern erklärt. In zweitem Abhänge folgen dann: die Argentinische Republik und Brasilien mit je 1½ Mill., ganz Australien mit 1½ Mill., Britisch-Indien mit 1½ Mill., Ägypten, China, Japan, Chile, Mexiko mit etwa 1 Million Briefe, denen die anderen Staaten mit weit geringeren Verkehre nachstehen. Man kann naturgemäß bei dem in die fernen Weltteile sich erstreckenden Verkehr nicht solche Mengen zahlen erwarten, wie wir sie in den inländischen Beziehungen gewohnt sind; es ist aber zu bedenken, daß es sich bei den außereuropäischen Versendungen fast ausschließlich um die so wichtige Handelskorrespondenz handelt, die den größten Wert in sich birgt. Nicht unerwähnt soll noch bleiben, daß das Schutzgebiet von Kiautschow postalisch schon recht hervorgetreten ist, indem der Briefumsatz 1905 etwa 1½ Millionen betragen hat. Welchen hohen Rang Deutschland unter den europäischen Staaten mit seinem Postverkehr überhaupt einnimmt, ist daraus zu ersehen, daß in 1905 auf den Kopf der Bevölkerung 113 Postsendungen entfallen sind, während dann folgen Belgien mit 93, Dänemark mit 92, die Niederlande mit 77, Frankreich mit 76, Schweden mit 62, Oesterreich mit 54, Norwegen mit 54, Italien mit 29, Ungarn mit 21, Spanien mit 20, Portugal mit 16, Rumänien mit 15, Griechenland mit 10 Postsendungen auf den Kopf der Bevölkerung. Abgesehen von England vielleicht, in Bezug auf welches die statistischen Zahlen nicht vorliegen, nimmt Deutschland demnach unter allen größeren Staaten die erste Stelle ein und wird nur übertroffen von der kleinen Schweiz, wo auf den Kopf der Bevölkerung 145 Postsendungen entfielen. Das ist aber nicht dem einheimischen Verkehr, sondern lediglich dem bekannten und ungeheueren Fremdenverkehr zuzuschreiben.

## Allerlei.

ca. Wieder eine spanische Klosterkanal-Geschichte. Unter der Spitzmarke: „Eine Nonne, die Kinder brät“, zehrt folgende Geschichte durch zahlreiche kirchenfeindliche Zeitungen, unter denen das Düsseldorf sozialdemokratische Standardblatt nicht fehlt: „Spanische Wälder erzählen: Schon seit langem bekümmern sich die Kinder, die den Nonnen vom heiligen Herzen Jesu in Reus bei Tarragona anvertraut waren, über schlechte Behandlung. Aber wenn die Eltern sich beschwerten kamen, erklärten die frommen Schwestern, daß sie nur Ungehörig und schlechte Sitten mit Maß und christlicher Milde bestrafen, und die bigotten Leute gingen beruhigt heim. Kürzlich aber geschah es, daß ein Arzt, der zufällig am Kloster vorbeiging, ein schreckliches Geschrei herausstöhnen hörte. Er drang ein und fand ein Kind auf einem geheizten Ofen liegend. Es war ein fünfjähriges Knäblein namens Juan Girone, das wegen eines geringfügigen „Vergehen“ dazu beurteilt worden war, auf dem Ofen zu knien. Die Haut des Kindes war schon verbrannt, als der Arzt es befreite. Dieser erstattete sofort eine Staatsanzeige und die Urheberin der Marterung, Schwester Juana, wurde verhaftet. Die Bevölkerung der Stadt ist aber in solcher Aufregung, daß die Behörden die Anspitzer vom „heiligen Herzen“ von der Bürgergarde bewachen lassen muß.“ Das zuständige erzbischöfliche Generalvikariat Tarragona teilt dazu der Zentralauskunftsstelle folgendes mit: Es handelt sich um ein Kinderspiel, in welchem Kinder aus armen Familien kostenlos Unterkommen, Nahrung und Unterricht erhalten, während ihre Eltern in Fabriken arbeiten. Eine der Schwestern des Asyls beging nun die Unflugheit, einem recht ungezogenen Jungen mit der Höllestrafe zu drohen und ihn hoch über einen niedrigen Ofen zu halten. Der Junge ritz sich los, berührte beim Fallen einen Augenblick den Ofen und verbrannte sich. Der Vater des Kleinen erstattete Anzeige. Alles andere beruht auf Erfindung. Der kleine Junge hat überhaupt nicht auf einem Ofen „gelegen“. Eine Bewachung des Klosters fand nicht statt, die Bevölkerung verhält sich ganz ruhig und von einer Anzeige durch einen Arzt ist nichts bekannt; auch wurde niemand verhaftet.

ca. Der *Observatore Romano* bespricht in seinem Leitartikel vom 5. März die in den „Blättern für den Familienfriede“ inhaltlich wiedergegebene Abhandlung des Hrn. Dr. Porisch „ein ernstes Wort über den Peterspfennig“ im Februarheft der von der Zentralauskunftsstelle herausgegebenen „Apologetischen Rundschau“ (Stoblenz). Auf Grund der Daten, die Dr. Porisch den authentischen vatikanischen Informationen der Zentralauskunftsstelle entnommen hat, schildert das Blatt die finanzielle Notlage des Vatikans und schreibt dann weiter: Wegen der traurigen Verhältnisse der Kirche Frankreichs will der Papst von den französischen Katholiken nichts mehr annehmen, dafür hofft er umso mehr Unterstützung aus den anderen Ländern. „Unter diesen anderen Ländern“, so fährt der *Observatore Romano* fort, „nennt Dr. Porisch neben Deutschland besonders Oesterreich-Ungarn, wo die Katholiken und auch der höhere Aleris zum Teil sehr begütert sind. Eine ernste Organisation des Peterspfennig muß zwei Gesichtspunkte im Auge behalten: sie muß suchen, möglichst viele Katholiken für das Werk des Peterspfennig zu gewinnen und für Regelmäßigkeit und Beständigkeit der Gaben sorgen. In Belgien sammelt die katholische Presse gemeinschaftlich Gelder für den Papst und die zusammengebrachte Summe wird durch eine besondere Kommission alljährlich dem H. Vater überbracht. Für das Jahr 1907 hat die belgische Presse bereits 111 390 Franken gesammelt. Eine ähnliche Organisation hat die „Civiltà catholica“ in Rom getroffen. Ob das gleiche auch für Deutschland sich empfiehlt, wird auf Vorschlag von Dr. Porisch auf der nächsten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Würzburg verhandelt werden.“

## Exerzitien in Exaten.

Exerzitien für Gymnasialisten (Oberklassen): 2. April abends bis 6. April morgens; 9. April abends bis 13. April morgens. Anmeldungen zu richten an P. Rektor J. B. Müller, Exaten bij Baaksem (Hoermond, Holland). (Nachdruck erwünscht.)

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 14.

Düsseldorf, den 7. April.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Weißen Sonntag. — Der schönste Tag. — Nachklänge zum Osterfeste. — Unser Schultag. — Die katholische Missionierung Chinas. — Alerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum Weißen Sonntag.

Evangelium nach dem hl. Johannes XX, 19–31.

„In jener Zeit, als es an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbathe, Abend geworden, und die Türen (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Er sprach dann abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: empfanget den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den zwölfen der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, stand in ihrer Mitte und sprach! Friede sei mit euch! Dann sagte er zu ihnen: Was: Lege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben. Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger getan, welche nicht in diesem Buche sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

## Der schönste Tag.

Einmal sah beim festlich frohen Mahle  
Der kühne Held Napoleon,  
Rings um ihn her die Generale,  
Geschmückt mit ihrer Taten Lohn,  
Mit Marschallstab und reichen Orden,  
Als Siegespreis zuteil geworden.

Da fragt die Herr'n der Tafelrunde  
Ein junger, feder Offizier:  
„Sagt an, ihr Helden! welche Stunde  
War eures Lebens schönste hier?  
Wann blühte euch die höchste Sonne  
In eures Glückes Mittagssonne?“

Der Eine spricht mit stolzem Rühmen  
Von Jena, Wagram, Austerlitz,  
Dem Andern will der Tag geziemen,  
Wo unter donnerndem Geschütz  
Der Kaiser ihn vor allen ehrte,  
Ihm Herzogshut und Land bescherte.

Der Kaiser stant in ernstem Schweigen,  
Die hohe, schöne Stirn geernt.  
Was soll des Hauptes tiefes Neigen?  
Was in's, woran der Kühne denkt?  
Aus vielen Tagen sucht vergebens  
Du wohl den schönsten deines Lebens!?

„Daß ich es euch aufrichtig sage —  
Spricht tiefbewegt Napoleon —  
Der allerhöchste meiner Tage  
War meine erste Kommunion,  
Und hinter meinem Kindesglücke  
„Reicht Kron' und Szepter weit zurück!“

## Nachklänge zum Osterfeste.

Seit acht Tagen erklingt nun wieder das freudige Alleluja, und unsere Gotteshäuser tragen heute nochmals ihren österlichen Festtagschmuck, denn der auferstandene Herr hält Einkehr in viele tausend unschuldige Kinderherzen, die schon seit langem diesen „schönsten Tag“ herbeigesehnt haben. Ein besonderer Schmuck aber verbleibt dem Altare während der ganzen österlichen Zeit bis zum Himmelfahrtsteste: es ist die sog. Osterkerze, die regelmäßig beim feierlichen Gottesdienste angezündet wird.

Was bedentet sie? Sehen wir sie uns einmal genauer an! Da sind vor allem fünf rotbraune Körner in die Kerze eingefügt, und zwar in Kreuzesform; wir erkennen sofort, daß sie auf die hl. fünf Wunden unseres Herrn hinweisen: „Kommt und seht,“ sagen diese fünf unverweslichen Weihrauchkörner zur Christengemeinde, „kommt und seht, daß Ich Selbst es bin!“ (Luk. 24, 39.) Die Osterkerze ist nämlich ein Sinnbild unseres auferstandenen Erlösers.

Nach der Lehre unseres hl. Glaubens können wir in unserem Herrn und Erlöser ein Dreifaches unterscheiden: Seinen menschlichen Leib, Seine menschliche Seele und Seine Gottheit. Die Seele durchdringt ganz Seinen reinen jungfräulichen Leib, der von der allerheiligsten Jungfrau genommen worden, — ähnlich, wie in der Kerze der Docht ganz das weiße, zarte Wachs durchzieht, das von der jungfräulichen Biene aus Blütenfelsen gesammelt worden. Und wie nun in der Kerze beides (das Wachs und der Docht) sich zur Flamme vereint, so sind in Christus, unserem Erlöser, Leib und Seele aufgenommen von der verklärenden Gottheit und sind unzertrennlich vereinigt in der Einen Person des ewigen, göttlichen „Wortes“. Welch' sinniges, schönes Bild unseres göttlichen Erlösers gibt also die geweihte Kerze dem nachdenkenden Christen!

Die Osterkerze redet aber auch von Jesus als unserem Opfervpriester. Er ist unser wahrer Hohepriester und zugleich das Opferlamm, durch dessen Blut und der Eintritt in das Allerheiligste des Himmels erwidmet wurde. Ich sagte schon, aus welchem Stoffe die fünf großen, der Kerze eingefügten Körner hergestellt sind:

es sind Körner zusammengeschmolzenen Wehrauchs. Wo immer aber die Kirche den Wehrauch anwendet, da dürfen wir auch eine geheimnisvolle Beziehung auf das Opfer vermuten. Selbst bei den Heiden galt das Verbrennen von Wehrauch als eigentliches Opfer; im Alten Bunde aber brachte der jüdische Priester bekanntlich ein Wehrauchopfer dar. Und wenn nun die Kirche des Neuen Bundes, die ja kein anderes Opfer mehr kennt, als Christum, ihren Bräutigam, sich bei der feierlichen Messe des Wehrauchs bedient, so will sie damit versinnbildlichen, wie das auf dem Altar sich darbringene Gotteslamm ein Opfer sei, dessen lieblicher Wohlgeruch zum Himmel aufsteige und vom himmlischen Vater mit höchstem Wohlgefallen aufgenommen werde. Deshalb singt auch der Diakon, wenn er am Charfreitag die Osterkerze weicht und die fünf Wehrauchkörner einfügt: „Nimm auf, heiliger Vater, das Opfer dieses Wehrauchs, das Dir bei Darbringung dieser Wachskerze die Kirche einrichtet.“ — Darum brennt auch die geheimnisvolle Kerze nicht etwa an einem beliebigen Orte der Kirche, sondern zur Seite des Altars, denn sie stellt unsern Mittler Jesus Christus vor, der als Hoherpriester sich selbst als Opferlamm am Kreuze schlachten ließ und noch immerfort auf dem Altare sich darbringt.

So ist es also unser auferstandener Heiland, der in der Osterkerze uns vor Augen geführt wird, der Heiland mit Seinen leuchtenden Wunden, den glorreichen Zeichen Seines Todes, Seines Sieges, Seines Hohenpriestertums, Seiner Liebe. Wie wunderbar einfach und schön ist dieses liturgische Osterbild, dieses Bild, ohne Farben und Pinsel ausgeführt, und doch eine so eindrucksvolle Sprache redend! Vierzig Tage lang prangt die Osterkerze an der Seite des Altars, bis sie am Himmelfahrtstage nach dem Evangelium ausgelöscht und fortgetragen wird; denn vierzig Tage lang weilt der Auferstandene noch auf Erden, um Seine Jünger zu trösten, zu belehren und mit Weisungen zu versehen zum Besten Seiner Kirche.

S.

## = Erster Schultag.

Von Paul Pasig.

Wie schmutz und selbstbewußt unser kaum sechsjähriger Prinz in seiner funkelneuen Schulausrüstung da vor uns steht, gleich als wollte er ausziehen, eine neue, ihm noch ganz unbekannte Welt in raschem Siegeslaufe zu erobern! Mutter hat alles getan, ihren Liebling auf das vorteilhafteste und — was die Hauptsache — auf das praktische auszustaffieren. Denn es handelt sich ja, das ist nicht zu vergessen, um ein Kleidungsstück nicht für den Salon und zum feierlichen Gebrauche, sondern für die Schulstube und zum Arbeiten. Der nette, so lechzigende blaue Marineanzug, auf den Hans so stolz ist, wird später, wenn es wärmer wird, mit einem Waschanzug aus Linnenstoff vertauscht werden, und Mutter wird wohl einen größeren Vorrat davon anschaffen müssen, denn in den Pausen und auf dem Schulwege geht's zuweilen etwas freigeistlich zu, und da hat mitunter, wie das eigentlich selbstverständlich ist, auch die Uniform zu leiden. Und nun die eigentliche Schulausrüstung! Wie ein lebhafter Tourneur hofft der niedliche Mangel auf dem Rücken, und wor sich die Mühe nehmen wollte, hineinzuschauen, der würde jaunen ob der Herrlichkeiten, die er in seinem Schoße birgt. Da ist vor allem die neue rotlinierte Schreibtafel mit dem blankpolierten Holzrahmen, auf welcher der angehende ABC-Schütze seine ersten Gesechtsversuche machen soll. Jawohl, nichts anderes ist es, wenn solch kleiner Wicht den harten Schieferstein in der ungelieblichen Hand, Striche und Bögen auf das spröde Material malen und diese allmählich zu wirklichen lesbaren Buchstaben verbinden soll. Das kostet einen ernstlichen Kampf, nicht nur mit dem eigenstimmigen Material, dem Schieferstein, sondern noch weit mehr mit den harten, steifen Fingergelenken, am meisten wohl oft aber mit dem kleinen, hartenköpfigen Köpfehen des kleinen Rekruten, dem die Notwendigkeit solchen Kampfes und Mühens noch nicht recht einleuchtet will. Aber schließlich führt Tapferkeit, Mut und Beharrlichkeit auch hier zum Ziele, und der Sieger trägt den schönsten Lohn davon; er wird ein gelehriger Schüler und später ein tüchtiger, brauchbarer Mann und angesehener, wohlgeachteter Staatsbürger. Neben der Schreibtafel ruht einträchtig die Bibel, das erste Lesebuch. Freilich sind die gedruckten Buchstaben, Silben und Wörter für unseren kleinen

Helden noch Hieroglyphen. Aber die beigelegten Bilder lassen ihm den verborgenen Sinn derselben schon ahnen, und leise dämmert in seinem Köpfehen eine neue Welt auf, die er jetzt nur teilweise kannte. Den „Fisch“ da kennt er ja schon, im Backe hat er manchen von der Sorte gefangen und im Töpfchen heimgebracht, und an Festtagen gab's immer ein leckeres Wähl, wenn die Karpfen- und Gänsezeit da war, zumal zu Weihnachten. O, wie heimelt den kleinen Kerl doch dieses Bild an, alle Herrlichkeit des Christfestes wird in der Erinnerung wieder lebendig beim Buchstabieren: F-i-s-h! Und nun das zweite Bild, ein wohlhabendes „Rad“. Das ist erst lustig! Gleich als hätte der Buchstabe gewußt, wie gern unser Hans sein Schwesterchen auf dem kleinen Schubkarren fährt, den er am letzten Weihnachtsfeste erhielt! Das Rad knarrt und knarrt zwar manchmal, aber rollen muß es doch, dafür sorgt Hans schon. Also: R-a-d! Und so geht's lustig weiter — da mache ihm einer weiß, das Lernen sei eine Quall! Nein, mit solchem Buche ist's gewiß ein Spaß. Der ganze Kinderhimmel steht ja hier lebhaftig vor einem da. Und nun weiter! Einen Federkasten birgt der Schulranzen noch. Zwar Federhalter und Federn sind jetzt noch nicht drin. Wozu auch? Die braucht ja erst der ausgelehrte Rekrut, nicht aber der angehende, für welchen Schieferstein und höchstens Bleifeder die brauchbarsten Waffen sind. Die Federn sitzen ohnehin gar oft manches Antheil an, wenn sie zum Beispiel im kindlichen Spiel und unvorsichtigerweise gebraucht werden. Darum war Mutter klug genug, ihrem Liebling auf seinem ersten Schulgange mit dieser nutzlosen und gefährlichen Waffe zu verschonen. Ganz in die Ecke gedrückt, lugt noch ein Schwamm hervor, der mit einer Schnur an der Schiefertafel befestigt ist. O, das ist ein gar nützliches Ding, das viel, sehr viel arbeiten muß, alle die kuriosen Kreuz- und Querzüge, die der Schieferstein machen wird, zu tilgen und die Tafel immer wieder blank und rein zu scheuern. Aber bei seiner treuen, unerdrossenen Arbeit verliert es auch sein schmales, sauberes Aussehen und nimmt nur zu bald eine grauschwarze Färbung an. Darum hurtig nach jedem Gebrauch den Schwamm in reinem Wasser gebadet, damit er schmutz wie ein Menschenkind, das den Arbeitsschmutz in einem frischen Bade beiseitigte, seine Pflicht mit immer neuer Kraft erfüllen kann. Aber was sehe ich da ganz unten noch? Eine nette blispelante Wecktafel, mit bunten Bildern geschmückt und gar appetitlich aufzuschauen. Ja, wahrhaftig, indem ich sie näher betrachte, lese ich auch in zierlicher Schrift die beiden verhöhnungsvollen Worte: „Guten Appetit!“ Wie hat Mütterchen doch wieder für ihren Liebling gesorgt! Zudem ich öffne, gewahre ich, in sauberes Papier eingewickelt, eine Butterstückle mit etwas kaltem Brattem, damit sich Gänschen in der großen Hauptpause, wenn er sich hungrig gearbeitet hat, gehörig stärken kann; dann geht's bis zum Mittagessen mit erneuter Kraft weiter. Recht so! Vor allem, daß es kein Kuchen oder ähnliche Leckerei ist, die bei weitem nicht so kräftigen wie ein Stück gutes Brot und die Kinder nur verwöhnen und zu Leckermäulchen erziehen. Kommt dann die schöne Obstzeit, dann wird sicher die fürsorgliche Mutter es an Kirichen, Johannis- und Stachelbeeren, Birnen und vollends rotbädigen Äpfeln nicht fehlen lassen. Das ist gesund und mundet prächtig. . . . Doch wie? Jetzt wird's lebendig auf der Straße, und scharenweise ziehen die ABC-Schütze, von den Jhrigen geleitet, zur Schule. Wohlan denn, Gänschen, gib dem Vater noch einen herzlichen Schmah und den Geschwistern eine Patzschand, und nun Gott befohlen! auf den ersten Schulgang! Mütterchen nimmt dich an der Hand und führt dich. Je näher beide dem Schulhause kommen, um so mehr verstummt das vorher noch so lebhaftige Gespräch des kleinen Knaben, und es scheint, als bemächtigte sich seiner eine gewisse Bekommenheit. Nun stehen sie an der Pforte des großen Gebäudes. „Leb wohl, Gänschen, sei hübsch artig, wenn Dich der Lehrer fragt und laune gesund wieder heim!“ Die Mutter spricht's und drückt ihren Liebling noch einmal ans Herz. . . . Da erscheint ein älterer, freundlicher Herr, nimmt Gänschen in Empfang und führt ihn in das Haus. Hans weiß nicht, wie ihm geschieht; willenlos läßt er sich führen, nur fühlt er, daß ihm das Weinen näher ist als das Lachen. Aber als richtiger Bub nimmt er sich zusammen — recht so, Gänschen, ein echter, rechter Junge darf nicht gleich heulen, wenn's mal anders kommt, als er meinte, und die Mutter wird da ja bald wiedersehen. . . .

Im Lehrerzimmer sind etwa vierzig Altersgenossen versammelt. Der Lehrer in schwarzem Anzuge nimmt jeden bei der Hand und führt ihn an seinen Platz in der Bank. Also das ist er! Wie ganz anders hatte sich Gänschen diesen Herrn vorgestellt! Etwa wie einen Anecht Pupprecht mit der Rute in der Hand und einem langen, grauen Barte, als wollte er immer härtechtig dreinfahren! Aber dieser da mit dem freundlichen, mild lächelnden, wenn auch ernsten Antlitze

hat nichts von einem knecht Rupprecht an sich. Was doch die Leute einem für dummes Zeug weismachen! Nun sitzen alle still an ihrem Plaze und haben auf des Lehrers Geheiß ihre Händchen auf der Tafel gefaltet. Und nun beginnt der Lehrer zu sprechen, so freundlich, so mild, wie wenn Onkel Geschichten erzählt, und fragt jedes Kind nach seinem Namen, Geburtstag und -Jahre usw. „Ich heiße Häschen“, spricht unser MME-Schüze, und dabei leuchten seine Augen wie funkelnde Sterne. „Nicht so, mein Junge, aber wie noch?“ Das ist eine kritische Frage. Endlich hat er's herausgefunden. „Auch manchmal Hans oder Hansli,“ fügt er zaghaft bei. Der Lehrer nickt lächelnd und legt zutraulich seine Rechte auf Hansens blondes Vordenhaupt. „Bist ein ganzer Kerl, mein Sohn,“ meint er dabei. „Deine Eltern heißen doch Müller, ja?“ Nun hat er's verstanden, „Häschen Müller“ wollte der Lehrer hören. Mit dem Geburtstage ging's noch an, aber das Geburtsjahr? Na, ein Unglück war's auch nicht, und merkwürdig, wenn so'n MME-Schüze nicht gleich darauf kam, sah der Lehrer in ein großes Buch und sagte: „Geboren am 8. Februar 1901, nicht wahr, Häschen Müller?“ und sogleich war alles in Ordnung. Schiefertafel, Lesebuch und Federkasten brauchten garnicht ausgepackt zu werden, was Häschen am meisten wunderte. Schüchtern hob er daher — seine ältere Schwester hatte ihm das gelehrt — sein rosiges Zeigefingerchen und fragte, ob er nicht seinen Ranzen auspacken sollte? „Heut nicht, lieben Kinder,“ sagte da der Lehrer. „Ihr könnt nun wieder nach Hause gehen, findet Euch aber von morgen an täglich pünktlich vormittags acht Uhr hier in diesem Zimmer ein. Nun gebt mir der Reihe nach die Hand und versprecht mir dabei, daß ihr immer brav und fleißig sein werdet. Dann wird es Euch auch in der Schule gefallen, und ihr werdet gern zu mir kommen.“ Aber nun kam das Schicksal. Einzeln nahen sich die Kleinen ihrem Lehrer, der einem jedem die Hand drückte. Dann aber hob er ein weißes Tuch, das auf einem Seitentische lag, auf, zog große Zunderbüten hervor und überreichte je eine den stammenden „MME-Schüzen.“ „Danke, danke, Herr Lehrer...“ und zurück waren sie zur Tür hinaus! ... „Na, Häschen, schon zurück? Wie war's in der Schule?“ fragten die erkaunten Eltern. „Ach, war das schön, Mutter, so ganz anders als ich dachte! Und der Herr Lehrer ist ein guter Mann, wie Onkel Max, und das Lernen ist leicht, das geht wie geschmiert — und die große Zunderbüte da!“ Und mit tränenfeuchtem Anblick umarmte die treue Mutter ihren Liebling.

## Die katholische Missionierung Chinas.

(Von Fr. Retournez.)

Eingeschlossen von himmelanstiegenden Gebirgen, von öden, endlosen Wüsten und den wilden Bogen des Großen Ozeans, an dessen Gestaden dann und wann der Taifun sein rohes Spiel treibt, wohnen die gelben Söhne „des blumigen Reiches der Mitte“, in der ungeheuren Zahl von 350 Millionen, wenn man von den nur lose mit dem Niesenreiche verbundenen Ländern der Mongolei, Mandschurei, Tibet und Sibirien abzieht, auf dem engen Flächenraum von 4 Millionen Quadratkilometer. Also fast 90 Bewohner auf 1 Quadratkilometer. Das ganze chinesische Reich aber, über das der „Sohn des Himmels“, der Thronhe oder Kaiser regiert, umfaßt 11 Millionen Quadratkilometer mit 362 Millionen Einwohner. (Europa 9 Millionen Quadratkilometer mit 360 Millionen Einwohner.) Die Natur des gesegneten Landes bietet dem fleißigen und genügsamen Bewohner, was er bedarf. Der feste Boden der Tiefebene, durch die der gelbe und blaue Fluß (Ewangho und Jangtschiang) ihre gewaltigen Wassermengen wälzen, liefert in tropenartiger Reppigkeit: Reis, Weizen, Mais, Baumwolle, Tee, Trauben und Zuckerrübe. Unererschöpfliche Kohlenlager, großen Reichtum an Eisen, Silber und Kupfer bergen die gebirgigen Landstriche. Der Sand des Jangtschiang ist äußerst goldhaltig. Selbst Rubinen, Smaragden und Diamanten werden hier gefunden. So bietet das Land seinen Bewohnern alle seine Schätze mit freigelegter Hand. Stolz haben sich daher die Chinesen von den andern Völkern abgesondert, vor denen sie schon lange das Pulver und Schießpulver, die Gloden, den Kompaß, selbst eine Druckkunst kannten. Weil sie sich aber abschlossen, wurde ihr Auge auch bald blind. Wie die Füße ihrer Frauen eingeschnürt sind, so ist ihre Geistestätigkeit, ihr Empfinden unnatürlich eingezwängt. Ihre Sprache ist ein getrenntes Wörtchen armeligen, unfreien Erfindungstunkt. Die chinesische Sprache zählt nur 450 Wurzelwörter, von denen jedes durch höheres oder tieferes, schnelleres oder langsames Aussprechen verschiedene Begriffe ausdrückt, oft ein einziges in die 20. Declination und Konjugation gibt es nicht. Um so reichhaltiger ist aber die chinesische Schrift, die aus 80 000 verschiedenen Schriftzeichen besteht, von denen jedes einen

Begriff wiedergibt. Doch genügt für den Gebrauch der Sprache die Kenntnis von 15 000—24 000, was dem Fremdlinge sicher keine Kleinigkeit ist, wenn man bedenkt, wie viel Mühe schon das Erlernen von 24 fremden Buchstaben erfordert. Hier liegt auch eine mächtige Schranke für den „fremden Teufel“.

Streng an dem Althergebrachten hängend, ist die Kardinaltugend der Chinesen kindlicher Gehorsam gegen die Eltern und den höchsten Familienvater, den Kaiser. In dieser Grundtugend gipfeln eigentlich die Lehren des weisen Laoise, des frommen Kungtse und des schwärmerischen Buddha. Men drei Männern steht der ungebildete Chinese trotzdem gleichgültig gegenüber, besonders dem Gottesleugner Buddha, während die Vornehmen teils Anhänger des Laoise, teils aber, besonders die Beamten, Verehrer des Kungtse sind, deren Pontifex der Kaiser ist. Die großen Aufgaben der Religion aber hat keine dieser drei Systeme erreicht, weder in sozialer noch in moralischer Beziehung.

Und wie in Juda das Licht aufgegangen war, da scheint es auch nach China hinübergelichtet zu haben, doch sicher läßt sich der Zeitpunkt nicht nachweisen, wann der erste Glaubensbote im gelben Erdreiche die Kreuzesfahne emporrichtete, um hier, an Stelle der vielen Götzen, den einen wahren Gott zu lehren. Das Malabrische Brevier der Chaldäer betet: „Durch den heiligen Thomas wurden die Chinesen und Aethiopier zur Wahrheit belehrt.“ Ob aber wirklich der heilige Apostel Thomas, der nach der Legende am weitesten von allen Aposteln kam, in China gewirkt hat, ist eine unentschiedene Frage. Sicher ist nur, daß sich schon im 3. und 4. Jahrhundert zahlreiche Kirchen im Lande erhoben, und China viele Anhänger des Christentums, leider des nestorianischen zählte. Dieses bezeugt eine im Jahre 1625 in Singanfu aufgefundenen Steinplatte, die um das Jahr 781 errichtet worden ist. Daß es Nestorianer waren, erhellt aus der Tatsache, daß man zu Rom nichts von der Missionstätigkeit kannte und die ersten katholischen Missionare trafen wirklich noch Nestorianer an.

Da brante um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus der heutigen Mongolei der gewaltige Völkerstamm der Mongolen heran und kroch unter ihrem roten Führer Batu das christliche Europa zu vernichten. Nur wenn es gelang, diese wilden Stämme mit dem Geiste des Christentums zu veredeln, war die Gefahr einer heidnischen Mongolenherrschaft dauernd beseitigt. Daher sandte Papst Innocenz IV. Missionare an den Hof des Mongolenkaisers Kaju, der die Abgesandten des großen Papstes wohl ehrenvoll empfing, es aber auch damit bewenden ließ. Nikolaus IV. nahm den Plan seines Vorgängers wieder auf und schickte mehrere Franziskaner unter der Leitung des P. Johannes de Monte Corvino nach China. P. Johannes kam allein — seine Gefährten hatte er durch den Tod verloren — nach zweijähriger äußerst gefährlicher Reise, die durch Ungarn, Persien und Arabien ging, im Jahre 1292 in Peking an. Hier wirkte der mutvolle Apostel in ausdauernder Tätigkeit und mit großem Erfolge. Elf Jahre war er allein, da schickte ihm das Rheinland und zwar Köln einen Mitarbeiter in dem Franziskaner P. Arnold. Unter zeitweiligen Verfolgungen wirkten diese Männer für den Glauben. Als P. Johannes de Monte Corvino 1330 starb, der inzwischen zum Erzbischof von Peking ernannt war und neue Arbeitskräfte von Italien erhalten hatte, zählte China annähernd 70 000 Christen. P. Arnold, der gläubensmutige Rheinländer, war seinem Bischof schon vorausgegangen.

Bis 1370 hatte diese erste Mission der Franziskaner Bestand, dann hörte man nichts mehr von ihr; die Revolution, die der Mongolendynastie ein Ende machte, muß auch das ausblühende Christentum vernichtet haben. Zudem erschwerte auch der unermessliche Landweg eine erfolgreiche Unterstützung von Europa aus. So kam eine Schar Missionare, die 80 Mann stark war, entweder auf der Reise oder gleich nach ihrem Eintreffen in China um.

200 Jahre hindurch war jetzt der Gedanke von einer Mission Chinas im Abendlande erloschen. Im unseligen Kampfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht war das Wort Jesu: „Gehet hin und lehret alle Völker“ fast vergessen. Im Innern der Kirche selbst gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Die Revolution des 16. Jahrhunderts auf dem kirchlichen Gebiete schied die schädlichen Elemente aus, um in neuer Frische konnte sich der von den dürren Ästen gereinigte Baum der Kirche entwickeln. Neue Kreuzesritzen traten in den Dienst der ewig lebenskräftigen Kirche: die Jesuiten. Diese unermüdeten Streiter folgten der neuentdeckten Bahn der Schiffe. Von Indien aus richteten sie ihr Auge auch wieder auf das „Reich der Mitte“. Der große Apostel Indiens wollte schon das gelbe Land betreten, da setzte der Tod seinem rastlosen Wirken auf der Insel Sangien im Angesichte von China ein Ende. Aber mit dem Heiligen wurden seine Ideale nicht begraben. Im

mer wieder versuchten die Jesuiten von dem Kollegium in Makao aus nach China zu gelangen, das zu betreten allen Fremden unter Todesstrafe verboten war. Endlich gelang es P. Ricci, einem Italiener, vom Kaiser die Erlaubnis zu bekommen, in China zu wirken. Er kam nach Peking und erhielt von dem Kaiser den heißen Befehl, die chinesische Kasse mit Geld zu füllen; denn man hielt den besonders in Mathematik und Astronomie erfahrenen Vater für einen Magischen. Weil er diesen Wunsch nicht erfüllen konnte, mußte er sich wieder nach Manting zurückziehen, wo bald eine kleine Christengemeinde aufblühte. Aber P. Ricci verlor sein Ziel, Peking, nicht aus den Augen. Als er auf einer neuen Reise dorthin von einem Mandarin gefangen gehalten wurde, erhielt dieser den Befehl, den gelehrten Europäer sofort in Freiheit zu setzen und ihn nach Peking zu senden. Man hatte am Hofe von den reichen Geschenken Riccis Kunde erhalten, und Kaiser Wanli fand das Nehmen sehr annehmlich. Sehr interessierte den mächtigen Herrscher eine von P. Ricci selbst verfertigte Uhr. Infolge dieses niedlichen Geschenkes war der Kaiser dem Missionare so gewogen, daß er ihm ein Jahresgeld anzuschreiben ließ. Die Leuchten der chinesischen Wissenschaft drängten sich um den gelehrten Fremden, dem die kaiserliche Günst so sichtbar strahlte. Mit ihm waren auch die anderen Jesuiten, die nach und nach sich im Lande einfanden, beschützt und geehrt. Die Mission machte erfreuliche Fortschritte, selbst hohe Mandarine ließen sich taufen. Mit deren Hilfe war Ricci auch auf literarischem Gebiete tätig. Seine im klassischen Chinesisch geschriebenen Bücher über Arithmetik, Geographie, Sphärologie, besonders aber das Buch „Die wahre Lehre von Gott“ haben auch heute noch wegen der Eleganz der Sprache bei den chinesischen Gebildeten im hohen Ansehen. 1610 schickte der seeleneifrige Glaubensbote für immer seine Augen. Sein großartiger Zeichenzug, seine Befehung in einer eigens hierzu vom Kaiser erbauten Kapelle, zeigten hinlänglich, wie sehr sein Name bei den Chinesen gefeiert war.

Kortezung folgt

### Allerlei.

\* Stand der unierten orientalischen Riten. Es ist ein betrübender Gedanke, daß im Heiligen Lande, der Wiege des Christentums, das christliche Element heute nur mehr einen kleineren Bruchteil der Bevölkerung ausmacht. Neben circa 60000 Moslems gibt es da nur noch 75000 Christen; von diesen hinwieder sind nur rund 25000 katholisch, davon gut 14000 Lateiner, während die übrigen sich auf verschiedene Riten verteilen. Katholische Armenier und Syrer bilden in Jerusalem je eine bescheidene Gemeinde. Maroniten finden sich zunächst in kleineren Gruppen zu Jassa und Jerusalem, besonders aber in Galiläa, zumal in Ober-Galiläa. Die zahlreichen dortigen Gemeinden gehören zur neu errichteten maronitischen Diözese von Tyrus, die in ihrem ersten Bischofe Schuleralla el Ghuri einen vortrefflichen, sehr eifrigen Oberhirten besitzt. Am stärksten sind im Heiligen Lande die Melchiten (katholischen Griechen) vertreten. Ihre Gemeinden zu Jassa, Jerusalem, Bethlehem, Ramalla und Tabebe stehen unter der Jurisdiktion ihres Patriarchen, die übrigen 24, die über Ober- und Nieder-Galiläa zerstreut liegen, bilden die griechisch-melchitische Diözese Akka. Es ist eine der wenigen, vielleicht die einzige unierte Diözese des Orients, in welcher die Zahl der Katholiken (angeblich 9000) die der Schismatiker übersteigt. An ihrer Spitze steht Bischof Dregor Daggear, der mit Eifer und Geschick seinen Sprengel verwalte und sichlich gehoben hat. Von seinen 34 Priestern sind die jüngeren meist Schüler des St. Anna-Seminars der Weißen Väter in Jerusalem. Ihre regelmäßigen Berichte an ihre früheren Lehrer beweisen, daß sie eine tüchtige Schulung erhalten haben und mit wirklichem apostolischen Eifer wirken. So schön das Wort klingt, der Orient müsse durch Orientalen gewonnen werden, so gewiß ist auch, daß diese im allgemeinen nur in der Schule der Lateiner jene Eigenschaften und jenen Grad wissenschaftlicher und ästhetischer Ausbildung erlangen, welche die Voraussetzung eines gesegneten Wirkens bilden. Dieser Ausbildung ist es zu danken, daß die seelsorglichen Fragen und Übungen der lateinischen Kirche, wie regelmäßige Predigt, Christenlehre usw. allmählich auch in den orientalischen Kirchen Aufnahme finden, und daß die Wichtigkeit guter Schulen und einer sorgfamen Jugendseelsorge immer mehr auch dort verstanden wird. Selbst in der Bauart und Einrichtung ihrer neuen Kirchen, in der Feier der Eucharistie und so mancher schönen abendländischen Andachten ist die erzieherische Einwirkung der lateinischen Kirche deutlich wahrzunehmen. Man braucht beispielsweise nur die Kirche und die Schule der Melchiten in Raissa zu besuchen, um dies deutlich wahrzunehmen. Je mehr unseres Vortrags

diese praktische Annäherung und Verschmelzung beider Kirchen bei allem Festhalten an den rein rituellen Verschiedenheiten sich vollzieht, desto besser wird auch dem großen Werke der Union gedient sein. Aus sich allein sind die orientalischen Katholiken durchaus unfähig zu größeren Leistungen in dieser Richtung. Alle Unionserfolge bei den Kopten in Ägypten, bei den Nestorianern in Kurdistan, den Jakobiten in Mesopotamien, den Bulgaren auf der Balkanhalbinsel usw. sind in erster Linie der lateinischen, nicht der orientalischen Missionsarbeit zu danken. (Aus den „Kath. Missionen“ Nr. 6, 1907.)

× Einen Vergleich zwischen Wasmann und Hädel zieht Herr Professor Potonié in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ (Nr. 10 vom 10. März 1907) bei Gelegenheit einer Besprechung von Wasmanns Buch „Die moderne Biologie und die Entwicklungslehre“. „Wenn wir Hädels Schriften, wie die natürliche Schöpfungsgeschichte und seine anderen populären Schriften mit derjenigen Wasmanns vergleichen, so befindet sich der erstere im wesentlichen Nachteil durch die Oberflächlichkeit, mit der er verfährt, und durch die geringe Logik, die er anwendet. Wasmanns Buch ist demgegenüber verlässlich und dort, wo er rein der naturwissenschaftlichen Methode folgt, logisch. (Auch sonst!) Dem Fränger, der sich mit den heutigen Grundlagen der Biologie vertraut machen möchte, ist das Buch daher durchaus zu empfehlen; es ist ernst und gewissenhaft zusammengestellt und geht nicht auf Klauen aus wie leider die ganz überwiegende Zahl unserer populären Literatur, die sich bemüht, durch möglichst funkelnde Vergleiche alles in Kleinlich-menschliche und darum vermeintlich anziehende Perspektive zu setzen.“ Im Anschluß an diese letzten Worte erinnern wir an die mit herausragender Reife vertriebene Literatur z. B. aus dem Verlag des „Kosmos“ als da sind: Francé, das Sinnesleben der Pflanzen; Streifzüge im Wassertropfen; Bölsche natürlich nicht zu vergessen mit seinen phantastischen, von Wissenschaftlichkeit um Sternweiten entfernten Schriften, der in dieser Kosmos-Sammlung mit einigen Broschüren vertreten ist über „Die Abstammung des Menschen“ und den „Stammbaum von Dr. Zell über die Tierseele und Tiervernunft“, denn ja Hofmeister Nolke in „Seele des Tieres“ (Verlag Schulte-Dresden) die verdiente Abfuhr besorgt hat. Auch das haarsträubend oberflächliche Buch von Willy Peterjon-Kinberg. Wie entstand Weltall und Menschheit? sei hier genannt, weil ihm die Kellame eine Massenverbreitung besorgt hat. Von den populär-wissenschaftlichen Erzeugnissen, mit welchen die Sozialdemokratie ihre Leser beschenkt, ganz zu schweigen. Das ist noch ein sehr gelindes Urteil, wenn man von dieser der „Volkserklärung dienenden“ Literatur sagt, sie gehe auf Klauen aus. Denn es ist in Wirklichkeit eine Irreführung und Vergiftung der nach Bildung und wissenschaftlicher Kenntnis strebenden Volksschicht, was hier getrieben wird.

× Ein christlicher Tod. Ueber das Hinscheiden des großen Chirurgen Dr. v. Bergmann erzählt Reinhold Mumm im „Reich“ folgendes: Am Karfreitag wurde Professor Dr. von Bergmann in der kühlen Erde zur letzten Ruhe gebettet — ein Mann, dessen Charakterstärke und dessen naturwissenschaftliches Wissen in allen Kreisen anerkannt wird. Als er zur letzten entscheidenden Operation in Wiesbaden sich dem Messer darbot, sagte er den Inhalt seines ganzen siebenzigjährigen Lebens in das laut gesprochene Gebet zusammen:

„So nimm denn meine Hände  
Und führe mich  
Bis an mein selig' Ende  
Und ewiglich.  
Ich kann allein nicht gehen,  
Nicht einen Schritt,  
Wo Du wirst geh'n und stehen,  
Da nimm mich mit!“

An der Schwelle der Ewigkeit versagt alles, nur das schlichteste Glaubenswort hat seine Kraft. Wer sich daran halten kann, kennt den großen, konsequenten Heilsweg, den Gott mit der Menschheit geht, und der von Golgatha's selbsterleidendem Leide zum Ostersiege führt. Da ist Gerechtigkeit und Liebe versöhnt, da darf man am Grabe, wie an Ernst v. Bergmanns Grabe, sagen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ Man sieht auch hier, wie kindlich frommer Glaube und echte Wissenschaft sich so gut vereinigen lassen.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 15.

Düsseldorf, den 14. April.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach Ostern. — Der gute Hirt. — Nachklänge zum Osterfeste II. — Die katholische Missionierung Chinas. — Der 300. Geburtstag des holländischen Admirals de Ruyter. — Sehnsüchte bei Rauchern. — Einfluß von Konstitution und Temperament auf die Lebensdauer. — Frühjahrsgesetzten zu Stegl. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zweiten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heil. Johannes X, 11—16.  
In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreuet die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich. Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird Ein Schafstall und Ein Hirt werden."

### Der gute Hirt.

Im heil'gen Liebesdrange  
Durchwandert Er die Flur,  
Verfolget tren und lauge  
Verirrten Lammes Spur.

Der Hände Wunden röten  
Den Hirtenstab mit Blut,  
Des Weges Dorn bringt Wunden  
Den Füßen unbeschult.

Wem folgt Er ins Gefilde  
Zur Wildnis ohne Ruh,  
Wen sucht des Hirten Milde? —  
O Seele, das bist du!

### Nachklänge zum Osterfeste.

II.

Was wir leßthin ausgeführt haben, genügt noch keineswegs, um die symbolische (sinnbildliche) Bedeutung der Osterkerze ganz zu würdigen. Sie ist ein Licht; ja, sie ist das größte unter allen Lichtern, die im Gotteshaufe brennen, und von ihr wurden am Karfreitag alle übrigen Lichter, die seit dem vorhergehenden Karfreitag ausgelöscht waren, wieder aufs neue entzündet. — Halten wir fest, daß die Osterkerze ein Sinnbild unseres auferstandenen Erlösers ist, so ist die Erklärung dieser Zeremonie nicht schwer: Der auferstandene Weltlösler zerstreute ja durch die Geheimnisse der Osternacht endgültig jene verhängnisvolle Finsternis, die seit dem Sündenfalle unseres Stammvaters Adam sich über der unglücklichen Menschheit gelagert hatte. Er, „das Licht der Welt“, schlug den Fürsten der Finsternis, der die Welt seit Jahrtausenden beherrschte, und verschaffte den Nachkommen Adams die Fähigkeit, durch den Eintritt in Seine Kirche (durch die Taufe) wiedergeboren zu werden zu „Kindern des Lichtes“.

Im Gottesdienste der altchristlichen Zeit trat diese Seite der Bedeutung der Osterkerze viel klarer und schöner hervor, als dies heute der Fall ist. Damals fand nämlich der gesamte Gottesdienst, der gegenwärtig am Vormittage des Karfreitags vollzogen wird, — die Weihe der Osterkerze und des Taufwassers, die Taufe der Katechumenen, samt der hl. Messe und Kommunion, — in der Osternacht statt. Wie mag da, während der erhebenden Feierlichkeiten der heiligen Nacht, das strahlende Licht der geheimnisvollen Osterkerze hineingleuchtet haben in die freudig bewegten Herzen der Täuflinge und der versammelten Gläubigen! Da ward die Nacht, vom Scheine der geweihten Kerze im Heiligtum erhellt, in der Tat eine Erneuerung jener ersten Osternacht, in der der Herr durch Seine Auferstehung alle Geheimnisse unseres Glaubens besiegelte und einen lebendigen Gnadenstrom uns eröffnete; jene hochheilige Nacht, von der der Diakon bei der Weihe der Kerze singt: „O wahrhaft glückselige Nacht, in der Christus von der Unterwelt zurückkam! Das ist die Nacht, von der es heißt: Und die Nacht wird wie der Tag erhellt werden. Diese Nacht ist es, deren hl. Feier die Vergehen hinwegnimmt, die Sündenschuld abwäscht, den Gefallenen die Unschuld, den Betrübten die Freude wiedergibt“.

Auch dürfen wir hier einer bedeutungsvollen Ceremonie nicht vergessen, die bald darauf bei der Weihe des Taufbrunnens mit der Osterkerze vorgenommen wurde. In feierlicher Prozession schritt der Bischof mit seinem Klerus zur Taufkapelle; voran wurde die brennende Osterkerze getragen, ihr folgten die neubekehrten Täuflinge. Sie folgten dem Sinnbilde ihres Erlösers, der sie zu den reinigenden Fluten des Taufbrunnens geleitete, wie er einst durch die leuchtende Wolke sein auserwähltes Volk zu den vorbildlichen Fluten des roten Meeres geführt hatte, die es vor den feindlichen Ägyptern in Sicherheit bringen sollten. Während der Segnung des Taufwassers senkte der Bischof — wie es heute noch geschieht — die Osterkerze dreimal, und zwar jedesmal tiefer, in das Wasser hinab und sang dabei mit lauter Stimme: „Es steige hinab in das Wasser dieses die Kraft des Heil Geistes!“ — Von Christus empfangen ja die Fluten des Wassers ihre leuchtende, sündentilgende Kraft; und wie er einst sichtbar in den Jordan hinabstieg, um das Element des Wassers zu heiligen und den Heil. Geist aus dem geöffneten Himmel herabzuziehen, so steigt in der Tat der Auferstandene, indem Er das Sakrament der Wiedergeburt einsetzte, durch Seine Gnadenkraft in die Wasser des Taufbrunnens hinab, um den aus diesem Wasser Wiedergeborenen den Himmel zu öffnen.

Auf die Weihe des Taufwassers folgte dann die heilige Taufhandlung selbst. Waren aber die Täuflinge aus dem hl. Bade emporgestiegen, in welchem der ägyptische Pharao mit seinem Troß, d. h. mit allen Sünden, versenkt wurde, so leuchtete ihnen alsbald wie-

ber die „Feuersäule“ der Osterkerze voran; so schritten sie durch das nächtliche Dunkel hin zum Chore der Kirche, zum Altare, wo sie nun zum ersten Male dem hl. Meßopfer beivohnten und mit dem Brote des Lebens gesest wurden. Das israelitische Volk hatte Gott einst, nach dem Durchzuge durch das Rote Meer, auf der gefahrvollen Wüstenreise in der Feuersäule ihnen vorangehend, geleitet bis zum Berge Sinai, bis zur Wüste Sin, wo das Manna regnete, endlich bis zum verheißenen Lande Chanaan: dem Erlöser auf dem Wege der Tugend folgend, gelangt der gläubige Christ sicher durch die Erdenwüste in das himmlische Land der Verheißung.

Bevor ich schließe, laß mich es mir nicht versagen, eine auf die Osterkerze bezügliche Stelle aus der Liturgie des hl. Ambrosius hier wiederzugeben: „Auferstandener Welterlöser! wir bitten Dich durch Deine Verklärung, welche wiederstrahlt aus dieser hl. Osterkerze, laß uns durch eine heilige Wachsamkeit beim Scheine dieser Lampe als kluge Jungfrauen befunden werden, die mit der Kirche jenem Augenblicke entgegenharren, da Du, der auferstandene Bräutigam, kommen wirst, um uns in Deinen himmlischen Hochzeitssaal einzuführen.“ 8.

## Die katholische Missionierung Chinas. (Fortsetzung.)

Des Laten Werk leitete P. Longobardi weiter. Doch brach bald eine Verfolgung aus, die den Bestand der Mission in Frage stellte. Aber der Aufsteher dieser Hebe, der habmüchtige erste Minister des Reiches Kijschi, wurde nach dem Regierungsantritte Tienli 1827 gestürzt. An seine Stelle trat er von P. Longobardi gekaufte Obermandarin der kaiserlichen Akademie, Paul Lh. Naturgemäß begann jetzt eine Blüte der Mission. Es lebten um diese Zeit annähernd 15 000 Christen in China. Unter ihnen befanden sich mehrere Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, der erste Minister und eine große Anzahl hoher Mandarine und Gelehrter.

Gerade zu Beginn der großen Blüte kam in Singanfu ein Mann an, der der bedeutendste Missionar Chinas werden sollte, der sechsunddreißigjährige Vater Adam Schall. Sein Name schon zeigt es, daß er dem deutschen Vaterlande entstammte. Seine Heimat war Köln. In Köln hatte er seine niedern Studien gemacht, und war dann zur weiteren Ausbildung nach Rom gegangen. Mit Vorliebe hatte der junge Jüngling stets Mathematik, Physik und Astronomie getrieben, hoffend, einst durch diese Wissenschaften im fernem Missionslande desto mehr wirken zu können. Und sein Hoffen hat den rastlosen Arbeiter nicht getäuscht. Schon bald lenkte er die Augen der chinesischen Mathematiker auf sich; Paul Lh, der katholische Ministerpräsident, berief ihn an den Hof, damit er in Gemeinschaft mit Vater Lho die vom Kaiser beorderte Reorganisation des Kalenders vornähme. Unermüdet schaffte der arbeitsspendige Rheinländer. Große wissenschaftliche Abhandlungen über die Simmelskunde bezeugten das eminente Können, das rastlose Vorwärtsdringen des gelehrten Jesuiten. Um dem Hofe eine Freude zu machen, wurde auf einem weißen Marmorblocke im kaiserlichen Garten eine künstliche Sommerwahr von Vater Schall verfertigt. Daran schlossen sich ein aus Erz verfertigter Himmelsglobus mit einem Planispharium. Durch Beleuchtung der Kugeln gewann man in dem kaiserlichen Lustgarten ein täuschendes Bild unseres Sonnensystems. Die heidnischen Mathematiker aber betrachteten Schalls Tätigkeit mit neidischen Augen. Nach Paul Lhs Tode gelang es ihnen, den gelehrten Missionar aus seiner geachteten Stellung zu verdrängen. Doch bald blamierten sie sich gründlich. Die Gestirne schienen wenig Lust zu haben, sich nach ihren Berechnungen zu richten, und bald herrschte heillosen Wirrwarr in dem mathematischen Tribunal. Eilends rief der Kaiser Vater Schall in seine frühere Stellung zurück. Tienli war dem tüchtigen Missionare so getrogen, daß es nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien, wann er sich öffentlich zum Christentum bekenne. Alle Höfen hatte er in seinem Palaste verbrannt lassen, einen großen kaiserlichen Saal in eine Kapelle umgewandelt. Doch ein plötzlicher Tod setzte seinem segensreichen Wirken ein Ende. Aber auch sein Nachfolger Schungsching wandelte in seinen Fußstapfen weiter. Vater Schall hatte die Fremde, fünfzig Hofdamen zu kaufen.

Doch eine gefährliche Revolution stellte die Erfolge der Mission in Frage. Trotz der guten Kanonen, die Adam Schall

dem Kaiser geschenkt ließ, wurde dieser von den Insurgenten befestigt; aus Gram erhängte er sich. Nach ihm bestieg die jetzige chinesische Dynastie, die der Mandschu, mit dem ersten Kaiser Schuntschi den Thron. Obwohl aus der nämlichen Revolution hervorgegangen, gegen die A. Schall die Kanonen geschossen hatte, wurde doch der Kaiser bald ein mächtiger Beschützer der Missionare. Ja, er schien den gestürzten Kaiser Schungsching an Freundlichkeit noch übertreffen zu wollen. Wie ein Sohn mit seinem Vater, so verkehrte der mächtige Monarch mit Vater Schall. Er ließ eine prachtvolle christliche Kirche erbauen, in der eine Denktafel die Tugend des gelehrten Missionars rühmte. Das Christentum machte jetzt glänzende Fortschritte, denn so mannigfach auch Vater Schalls Arbeit sein mochte, seinen eigentlichen Zweck, um den er nach China gekommen war, verlor er nie aus den Augen. Das beweist die stattliche Zahl von 300 000 Christen, die die Zählung von 1864 ergab. Als sein Lebensziel mochte der seeleneifrige Missionar die Bekehrung Schuntschi ansehen. Leider erfüllten sich seine Hoffnungen nicht. Der sonst so edle Kaiser konnte sich nicht von seinen Nebenweibern trennen. „Würde dieses eine Deine Religion gestatten, mein Vater, dann ließe ich mich alsbald kaufen und mit mir mein Reich“, sagte der Kaiser noch mehrmals auf seinem Krankenbette. Ein Schwäche-Anfall machte dem so segensreichen Leben des Kaisers ein ungeahnt plötzliches Ende.

Testamentarisch hatte er noch verordnet, daß der greise Vater der Erzieher seines achtjährigen Sohnes Kianghi sein sollte, aber die vier Regenten, die die Regierung jetzt übernahmen, kümmerten sich nicht um diese Verordnung; sie erließen vielmehr strenge Dekrete gegen die Christen. Ja, der große Freund des verstorbenen Kaisers wurde mit noch anderen Missionaren ins Gefängnis geworfen, und zum Tode der Verurteilung verurteilt. Aber da halfen die treuen Gesirne dem 75jährigen Greise noch einmal. Erdbeben, Feuersbrünste und eine Sonnenfinsternis, die der weise Gelehrte schon längst vorausgesagt hatte, erschreckten die Gemalthaber so, daß die Missionare schnellig in Freiheit gesetzt wurden. Doch die Herrschaft hatte Adam Schall gebrochen. Am Feste Mariä Himmelfahrt 1868 hauchte der große Apostel seine Seele aus. Wie ist ein Fremder wieder in China so aufrichtig geehrt worden, wie dieser unvergeßliche Sohn des Rheinlandes. Er war der zweite nach dem Kaiser. Seine Eltern und Ahnen waren durch öffentliche Bekanntmachungen von Schuntschi geadelt worden, und alle diese Ehren wurden nicht durch den Donner der Geschütze erzwungen, sondern freiwillig, nach eigenem Gutdünken, häuften der Kaiser Ehre und Ansehen auf den selbstlosen Jesuiten. Daß später der Name dieses großen sittenstrengen Apostels besudelt wurde mit dem Geifer der gemeinsten Verleumdungen hat dem Namen unseres großen Landmannes nichts von seinem Ansehen genommen. Der gelehrte Tangjowan (der chinesische Name für Schall) sieht noch heute bei allen gebildeten Chinesen im hohen Ansehen.

Zehn Tage nach seines Erziehers Tode bestieg Kianghi den chinesischen Thron; er zeigte sich seinem Vater durchaus würdig. Obwohl es nicht sogleich anging, die Ausnahmegesetze gegen die Christen aufzuheben, machte doch das Christentum unaufhaltsam glänzende Fortschritte; denn man wußte, der Kaiser steht den Christen näher als den Heiden. Als gegen den kaum achtzehnjährigen Kaiser eine Revolution ausbrach, wurde der bedeutende Missionar Vater Verbiest, der an Schalls Stelle getreten war, mit der Leitung einer mächtigen Kanonengießerei beauftragt. Die gegossenen Kanonen leisteten dem Kaiser bei der Niederwerfung gute Dienste. Auch in wissenschaftlicher Beziehung leistete Vater Verbiest dem Herrscher gute Dienste. So schenkte er ihm ein 5bändiges Werk, das die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse für 2000 Jahre enthielt.

Nach dem Tod Verbiests schenkte der Kaiser dem ersten französischen Missionare in China, dem Jesuiten Gerbillon, seine volle Günst. Immer mußte dieser junge Gelehrte um Kianghi sein, um in der Arithmetik, Geometrie und Philosophie zu unterrichten. Des Nachts über bereitete sich P. Gerbillon auf den Unterricht vor, während er die freie Zeit des Tages der Seelsorge widmete. Nicht nur wissenschaftlich war er für den Kaiser tätig, auch sein diplomatisches Talent stellte er seinem kaiserlichen Obnner zur Verfügung. So schlichtete er an der Spitze einer chinesischen Gesandtschaft einen Grenzstreit mit den Russen. Schon damals also suchte der russische Bär seine Krallen auf China zu legen. Zum Lohne für diese Verdienste brachte das Jahr 1892 das langverlangte Gesetz, durch das der Kaiser den Christen volle Religionsfreiheit gewährte, und die christliche Religion als gleichberechtigt mit den übrigen Systemen anerkannt wurde. Massenhaft folgten jetzt die Bekehrungen, war doch kein Zweifel mehr, welcher Religion der Kaiser am meisten zugetan war, der den Missionaren die große Summe von

200 000 Ires Aberwiesen hatte, nach dem Werte, den das Geld in China hatte und hat, Millionen gleichkommt. Auch eine prächtige Kirche wurde in Peking vom Kaiser erbaut und ebenso eine Wohnung für die Missionare. Allein in Peking gab es innerhalb zweier Jahre 50 000 Neugetaufte.

Und wie in Peking, so arbeiteten auch in dem Lande rastlos die Söhne des hl. Ignatius. So schien die Zeit nicht mehr ferne, wo man von einem katholischen China reden könnte, wo der katholischen Kirche dieses ganze Riesengebiet angehöre.

Beider machte der ungeliebte Nitenstreit diesem schönen Glauben ein jähes Ende. P. Ricci, P. Schall und die meisten Jesuiten vertraten die Ansicht, daß die Verehrung, die man den Vorfahren und den großen Männern des Volkes zollte, rein bürgerlichen Charakters wäre. Wie die Christen Plato und Sokrates verehrten, so könne man auch nicht die chinesische Ahnenverehrung beanstanden. Anders urteilten die Franziskaner und Dominikaner, denen es seit kurzem gestattet war, in China neben den Jesuiten zu wirken. Die letzteren hatten bis dahin von Rom allein die Erlaubnis für die chinesische Missionierung gehabt. Mächtig eiferten die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus gegen eine solche Verehrung vonseiten der Christen. Die Bewegung schlug immer weitere Kreise. Die Jesuiten verteidigten ihre Ansicht, die beiden anderen die ihrige. Der Papst P. Margot, der apostolische Vikar von Siam und Vizeadministrator von ganz China, erließ ein Dekret gegen die Niten, doch fand es keine Anerkennung, weil man annahm, seine Macht als Administrator habe durch seine Ernennung zum apostolischen Vikar aufgehört. Er wandte sich klageführend an Papst Innocenz XII., der die Sache der Offizium-Kongregation überwies. Während diese noch die Angelegenheit prüfte, sandten mehrere hohe christliche Mandarine dem Papste eine Denkschrift, in der sie den rein bürgerlichen Charakter der chinesischen Niten betonten. Die Jesuiten sandten Vertreter nach Rom, verteidigten mit klammernden Worten ihre Auffassung und wiesen auf die verderblichen Folgen eines Verbotes der Niten hin. Auch wandten sie sich an Kanghi selber und fragten vertraulich bei ihm an, ob der Kaiser auch die Meinung habe, daß die chinesischen Gebräuche nur einen bürgerlichen Charakter hätten. Der Kaiser erklärte, die Ansicht der Jesuiten stimme ganz mit der kaiserlichen Auffassung und der Meinung der Chinesen überein, und er hoffe, dieser Ansicht werde der Papst beitreten. Doch die Kongregation des hl. Offiziums entschied anders. Die wichtigsten Punkte der Entscheidung waren: 1. Gott soll nicht Dien = Himmel genannt werden. 2. Gott soll nicht Schangti = höchster Kaiser genannt werden. 3. Verboten ist die Beteiligung an der Verehrung Kungfö. 4. Verboten sind die Ahnentafeln. Diese Verordnungen riefen auf ungeahnten Widerstand. Man suchte sie zu umgehen, man rief eine neue Entscheidung des Papstes an. Diese fällt Benedikt XIV. 1740 im Sinne der früheren Entscheidung. Auch verpflichtete der Papst jeden Missionar Chinas durch einen Eid, nichts von den Niten den Christen zu gestatten. Nun erst unterwarfen sich alle Missionare. Die Jesuiten waren also unterlegen und mit ihnen der Kaiser. Ob sie Unrecht gehabt haben, sei dahingestellt. Auch bei uns gebraucht man zweideutige Ausprüche wie: „Die Natur hat es mir gegeben.“ „Ich rufe den Himmel zum Zeugen.“ Freilich liegt bei den Chinesen eine Vergötterung sehr leicht vor. Doch es sei genug. Auf beiden Seiten bewährte sich hier Webers Spruch: „Menschen sind die Menschenkinder“, sowohl bei dem ungestümen Vorgehen der Dominikaner und Franziskaner, wie auch bei dem zähen Widerstande der Jesuiten. Besonders unklug war es von den letzteren, ihren kaiserlichen Gönner mit in den Streit zu ziehen, da sie wissen mußten, wie tief es den stolzen Niten kränken würde, wenn man in Rom seinem Wunsche nicht nachkäme.

Und bald zeigte sich der Groll des mächtigen Kaisers. 1717 verbot der ehemalige Beschützer der Christen die Annahme der christlichen Religion. Wenn er auch die Jesuiten noch immer ehrte, die vermeintliche Zurücksetzung von Rom aus hat er nie vergessen. Seine Nachfolger besaßen dieselbe Abneigung gegen die Christen. Besonders Kaiser Kienlung verfolgte die Christen. Die Kirchen wurden eingezogen, die Missionare hingerichtet, ebenso die treuen Christen. Zwar wurde Kienlung durch die Väter am Hofe so umgestimmt, daß er kein Todesurteil gegen die Christen mehr unterzeichnete, doch das Edikt, das die Annahme des Christentums verbot, blieb bestehen. In Peking feierten die Christen noch mit der alten Pracht den Gottesdienst, in den Provinzen aber mußte sich das Wirken der Missionare nur noch auf die Nacht beschränken.

(Schluß folgt).

## ca. Der 300. Geburtstag des holländischen Admirals de Ruyter

nach erhalten zu einer Verunglimpfung des „Oesterreichs der Jesuiten.“ So heißt es in einem Artikel des „Vogel-Anzeigers“, wie er auch wohl in anderen liberalen Blättern zu finden ist, u. a.:

Ihr Protestanten der Welt und Oesterreich-Ungarns zumal, legt dem frommen, menschenfreundlichen Seehelden de Ruyter einen besonderen Kranz der Dankbarkeit und Liebe aufs Graf. Es war um 1675, da ging das Oesterreich der Jesuiten den evangelischen Gemeinden Ungarns und vor allem ihren Seehängern ans Leben. Nur vierhundert hatte man nach Preßburg gelockt. Sie alle wurden verhaftet. Und wer sich nicht selbst als Auftraher usw. schuldig bekannte, auf sein Amt freiwillig verzichtete oder katholisch ward, der wurde zu Galeerenstrafe verurteilt und — ob wohl auch zur größeren Ehre Gottes? — zu Triest und Neapel Stück für Stück für 50 Kronen verkauft. An die Rubrikant angeschrieben sind die Märtyrer alle geworden, viele raffte freilich bald ein früher Tod dahin. Wenn für andere oder doch später die Fesseln sich lösten, so haben sie es nur der einflussreichen Verwendung de Ruyters zu danken gehabt, unter dessen rauher Seemannsbrust ein gar gerecht denkendes und duldsames Herz schlug.

Demgegenüber gibt die G. A. im folgenden die Tatsachen *sine ira et studio* an, wie sie aus den gewährten Quellen ermittelt werden können:

Die genannten Protestanten wurden nach Preßburg nicht gelockt, sondern zitiert. Das „iudicium delegatum“ wurde auf dem Getreidemarkt abgehalten; die Gerichtstafel war aus geistlichen und weltlichen Richtern zusammengesetzt, welche teils Katholiken, teils Protestanten waren. (So Lapsansky: *Extractus brevis et verus ex actis leonantinalibus iudiciali delicti Posonii annis 1673 et 1674. Tyrnavias 1675.*) Mehr als 300 Personen erschienen. Sie waren angeklagt, „als Teilnehmer an der in den jüngstverflohenen Jahren gegen Se. k. k. Majestät von einigen bösen Menschen angeführten Empörung.“ Weitere Beschuldigungen waren, daß sie von den Türken nicht bloß Hilfe gegen den Kaiser begehrten, sondern ihnen mehrere Dric zu übergeben versprochen, daß sie ihnen als Pfand H. Hofien, die sie aus katholischen Kirchen genommen, gegeben, daß sie den Pascha von Ofen durch das Versprechen von 50 000 Dukaten bestimmt, daß er so viel als möglich katholische Pfarrer gefangen nehme, daß sie verruchte Bücher voll Schimpf für den Kaiser geschrieben, daß sie heimliche Zusammenkünfte mit den Rebellen gehabt, wobei beschlossen wurde, die Deutschen im ganzen Königreiche zu töten, daß sie Soldaten und königliche Beamte ermordet hätten, daß sie katholische Geistlichen den Türken verkauft, wenn getötet hätten. (Franziska Wagner: *Historia Leopoldi M. Caesaris. Anawtas Vincelloorum 1719 p. 335—337.*) Alle Angeklagten wurden als Hochverräter zum Verluste ihres Lebens und Vermögens verurteilt, jedoch unter der Bedingung begnadigt, daß sie einen Nevers unterschrieben, der lautete: „Ich gestehe, daß ich kein Amt grüßlich mißbraucht habe, daß ich teilnahm an der gegen den Kaiser angezeigten Verwörung, ich bekenne mich überwiegen nach dem Befehle durch die verordneten Richter, habe aber Gnade vom Kaiser begehrte und verlangt.“ Am 4. April wurde das Urteil verkündet; bis Ende Mai unterschrieben 156 Verurteilte den Nevers. Zuerst wurden 41 Verurteilte nach Neapel zum Galeerendienst verurteilt, die zweite Abteilung schickte der Kammerpräsident am 1. Juli 1675 über Triest nach Bucari auf die Galeeren. Diese wurden auf die Drohungen des Admirals Ruyter am 22. Januar 1676 freigelassen. Nach dem Geschichtschreiber und Zeitgenossen Franz Wagner wären nur 29 Präbikanten nicht (400!) auf die Galeeren geschickt worden.

Auf die Beschuldigungen der protestantischen Fürsten antwortete der Kaiser, sie seien nicht wegen der Religion, sondern wegen Rebellion verurteilt worden.

Um zu beweisen, daß die Richter nach Gerechtigkeit verfahren seien, bürgt der Brief des Primas Szelepezenyi an den Fürst von Siebenbürgen, Michael Apafi: „... Sie können es mir glauben, daß es keinen Religionsschied gab, weder bei Sr. Majestät, noch bei den Richtern gab, sondern, wenn jemand als ein Auftraher befunden ward, wenn er auch zu unserer Religion gehörte, ... verurteilt wurde.“ (Das ungarische Original, abgedruckt bei Paul Richter: *Annalen Evangelicorum in Hungaria p. 121—122.*)

Und endlich was die Jesuiten betrifft (die müssen immer herhalten), so ist einer im Spiele, der Pater Melis, den man zu den Gefangenen im Kerker geordnet hat. Er wurde selbst von den Gefangenen gelobt, indem sie sagten, er

sei der einzige gewesen, dessen sie sich als Schützer gegen die Verleumdungen der Soldaten bedienten, von dem sie in seine Wohnung aufgenommen, mit Nahrung, die er sich selbst entzogen, gespeist wurden, und aus dessen Hand sie empfingen, was Freunde in der Not zum Troste geschickt hatten.

## ⊙ Sehschwäche bei Rauchern.

Von Dr. Hans Frölich.

Personen, die viel rauchen und auch trinken, werden in späteren Jahren meist von einer eigentümlichen Sehschwäche befallen. Sie können die Leute auf der Straße nicht mehr so gut erkennen, und die Schrift, die sie bisher gut gelesen, wird ihnen undeutlicher. Verschiedene Brillen werden versucht, keine hilft dem Uebel ab. Oft erzählen sie, daß sie bei trübem Wetter Straßenbilder besser erkennen, als beim hellen; daß sie in der Dämmerung kleinere Schrift leichter entziffern als bei Tageslicht; sie sind im Hellen geblendet. Dr. Förster sah einen Kranken, der angab, daß er beim Regelschreiben während des hellen Tages das Hineingehen der Stugel in die Regelfassung nicht erkennen könne, daß er aber bald nach Sonnenuntergang imstande sei, die stehenden und liegenden Regeln deutlich zu unterscheiden und zu zählen.

Die Sehschwäche beginnt stets schleichend, und es dauert oft lange Zeit, bis die Kranken zum Arzte kommen. Bei dessen Untersuchung stellt sich dann heraus, daß die Sehschwäche hervorgerufen wird durch einen Defekt in der Mitte des Gesichtsfeldes, durch ein sogenanntes Skotum (skotos-Finsternis). Es besteht ein dunkler Fleck, ein umschriebener Schatten im Gesichtsfelde, in dessen Bereich alle Gegenstände viel undeutlicher erscheinen. Die Größe dieses Defektes ist je nach dem Stadium der Krankheit sehr verschieden. Meist die Ursache besteht, so wird das Skotum immer größer und die Sehschwäche schreitet immer weiter fort, so daß die Kranken ganz arbeitsunfähig werden. Wird dagegen der Tabak- (und Alkohol-) Mißbrauch aufgegeben, so verkleinert sich das Skotum vom Rande nach der Mitte hin und kann vollkommen verschwinden.

Es ist fast unmöglich, die Sehschwäche der Raucher und die der Trinker von einander zu trennen, meist wird in beiden Genüssen gemeinsam des Guten zu viel getan. Daß es jedoch auch eine reine Tabak-Sehschwäche gibt, beweisen die Fälle, wo Personen weder rauchten noch tranken, sondern nur Tabak saugen.

Die Kranken stehen meist in den mittleren Lebensjahren. Im späteren Alter wird ja überhaupt starkes Rauchen meist nicht mehr so gut vertragen, als im Mannesalter. Viele, die bis in die vierziger Jahre täglich 10—15 Zigarren geraucht haben, müssen dann auf 2—4 herabgehen, wenn sie einen ungestörten Schlaf, guten Appetit und kein Herzklopfen haben wollen.

Das Hauptheilmittel in der Sehschwäche besteht in der Mäßigkeit im Rauchen und Trinken. Von großem Nachteil ist es, daß die Kranken meist wenig essen; sie sind appetitlos, haben trüben Stuhlgang und schlafen schlecht. Auch findet oft Abnahme des Gedächtnisses statt. Beschränkt sich dann der Kranke auf täglich 1—2 Zigarren, so kommt Appetit und Schlaf wieder. Eine sehr wichtige Lehre ist auch die, immer aus einer Spitze zu rauchen. Schon Professor Virchow hat vor 40 Jahren darauf hingewiesen, daß das meiste Nikotin beim Auslaugen aus dem Mundteile der Zigarren durch den Speichel in den Körper gebracht wird, und empfahl den strengen Gebrauch von Zigarrenspitzen. Dem entspricht auch die Erfahrung, daß Tabaklauer, welche die Blätter im Munde auslaugen, besonders schwer an Sehschwäche erkranken.

Unterstützen kann man die Heilung erfolgreich durch wöchentlich 2maliges heißes Baden mit folgender kalter Brause und tägliche kalte Ganzwaschung. Auch recht viel Bewegung in freier Luft ist sehr dienlich. Ist das Uebel weiter vorge-schritten, so muß man ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.

## ⊙ Einfluss von Konstitution und Temperament auf die Lebensdauer.

Von Dr. Grumbach.

Daß die Konstitution jedes Menschen bezüglich Kraft, Körperbau usw. einen wesentlichen Einfluß auch auf seine Lebensdauer oder seine Aussicht, alt zu werden, hat und haben muß, erscheint selbstverständlich. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß die starke Konstitution allein nicht genügt; sie muß auch bewahrt und erhalten werden. Geschieht dies nicht,

so wird ein Mensch mit einer schwachen oder schwächlichen Konstitution, der dieselbe zu schonen versteht, länger leben, als ein solcher mit einer sehr starken Konstitution, der das Gegenteil tut. Schon der alte Arzt Galenus macht darauf aufmerksam, wenn er sagt: Ein schwaches, aber gut bewahrtes Ding dauert oft länger als ein starkes, aber vernachlässigtes. Ja, es kann eine kräftige Konstitution schon an und für sich nachteilig werden, wenn ihre Besitzer dadurch zum Verzicht in gesundheitlicher Beziehung verführt wird und glaubt, auf seine „gute Natur“ hin noch Belieben jüngen oder sich alles erlauben zu dürfen. „Die Lebensversicherungsgesellschaften“, sagt der Gesundheitslehrer Sonderegger, „fürchten die Mären, welche alles anschlachten und alles rücksichtslos wagen; sie lassen sich eines schönen Tages begraben und ihre Familien fordern den Betrag ein.“ Auch lehrt die Erfahrung, daß oft sogenannte „schwache Naturen“ eine weit größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und sonstige Schädlichkeiten an den Tag legen, als starke. Namentlich gilt dies für die Kinderwelt, bei welcher angeborene Schwächlichkeit durchaus nicht immer ein schlechtes Vorzeichen für die Zukunft ist. Jeder Arzt hat schon die Beobachtung gemacht, daß schwächliche Kinder später zu kräftigen, gesunden Menschen heranwachsen, während bei kräftigen Kindern ebenso oft das Gegenteil der Fall ist. Das bekannte Verfahren der alten Germanen, Neugeborene im kalten Wasser unterzutauhen, um dadurch geistvermögen eine Aussonderung der Schwächlichen zu bewirken, kann daher — abgesehen von der sonstigen Grausamkeit des Verfahrens — durchaus nicht zur Nachahmung empfohlen werden.

Gesundheit und Körperkraft sind ein Kapital, welches um so länger vorhält, je haushälterischer damit umgegangen wird, während Verschwendung nicht bloß am Geldbeutel, sondern auch am Leben selbst rächt. Es ist daher durchaus nicht ohne Begründung, wenn man so oft von „sammel“ oder „langsam leben“ sprechen hört. Wer schnell lebt, lebt in der Regel auch kurz — und umgekehrt. Wer dagegen in allen Dingen das richtige Maß hält, kann körperlich und geistig alles erreichen, was Menschen möglich ist, ohne sein Leben unwillkürlich zu verkürzen.

Freilich hängt dabei auch viel vom Charakter und Temperament jedes Menschen ab, welche das Tun und Lassen weit mehr bestimmen, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Wohl legt man der Lehre von den Temperamenten heutzutage nicht mehr die große Bedeutung von ehemals bei, da man beobachtet hat, daß dieselben selten rein, sondern meist oder fast immer in gemischtem Zustande vorkommen. Immerhin wird man nicht schloßen, wenn man dem phlegmatischen und sanguinischen Temperament im allgemeinen mehr Aussicht auf langes Leben verspricht, als dem melancholischen und cholericen. Der große Philosoph Kant, welchem auch Gufeland beistimmt, erklärt für das glücklichste Temperament das sanguinische, welches durch etwas Beimischung von Phlegma temperiert ist. Ein heiterer Sinn wirkt am wenigsten anzureißend oder aufreibend auf die Kräfte des Körpers und Seines und verspricht daher auch die relativ längste Lebensdauer.

## Frühjahrs-Exerzitien zu Steyl.

Im Missionshause:

Für Priester: 18.—17. Mai (Montag—Freitag).

Für Männer und Junglinge:

8.—12. Mai (Mittwoch—Sonntag).

18.—21. Mai (Abend vor Pfingsten—Dienstag).

Die Anmeldungen sind zu richten: An das „Missionshaus zu Steyl, Post Kalbenkirchen (Rhld.).“

Im Kloster der Missionschwestern:

Für Frauen: 3.—7. Juni (Montag—Freitag).

Für Jungfrauen: 28. Mai—1. Juni (Dienstag—Samstag).

11.—16. Juni (Dienstag—Samstag).

Für Frauen und Jungfrauen: 8.—11. Juni (Samst.—Dienst.).

Die Anmeldungen sind zu richten: An das „Kloster der Missionschwestern zu Steyl, Post Kalbenkirchen (Rhld.).“

Die Exerzitianten und Exerzitiantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missionschwestern.

# Blätter für den Familienkreis

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 16.

Düsseldorf, den 21. April.

1907.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach Ostern. — Zum Schutzfeste des hl. Josef. — Nachklänge zum Osterfeste III. — Die katholische Missionierung Chinas. — Jugendvereinigungen. — Das falsche Zwanzigmarkstück. — Literarisches. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum dritten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem hl. Johannes XVI, 16–22.  
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns jaget: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, das er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber euer Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst wegen der Freude, daß ein Mensch Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar sich freuen, und euer Freude wird Niemand von euch nehmen.“

## Zum Schutzfeste des hl. Josef.

In aller Not,  
In Angst und Tod  
Sollst du zu Josef gehen;  
Al' deine Plage  
Ihm künd' und klag':  
Er wird dich wohl verstellen!  
Er ist bestellt  
In dieser Welt  
Ein Tröster aller Armen;  
Geh hin, o Christ,  
Wo Josef ist:  
Er muß sich dein erbarmen!

## Nachklänge zum Osterfeste.

III.

Die Auferstehung ist eine der wichtigsten Wahrheiten unseres heiligen Glaubens. Sie ist der glorreiche Wendepunkt im irdischen Leben unseres göttlichen Erlösers, — für uns aber die stete Quelle freundiger, zuverlässiger Hoffnung auf unsere eigene leibliche Auferstehung, deren Vorbild sie ist. Die Herrlichkeit unseres auferstandenen Hauptes wird am Tage der Auferstehung auch den Gliedern zuteil werden. Gleichwie nämlich durch die Schuld unseres Stammvaters Adam alle Menschen sterben müssen, so werden durch die Verdienste des „zweiten Adam“, des

neuen Stammvaters unseres Geschlechtes, das Leben haben: Alle die Toten, die in den Gräbern ruhen, werden einst ihr „Ostern“ feiern! Fürwahr eine hochwichtige Lehre, lieber Leser, der wir eine kurze Betrachtung widmen wollen.

Die hl. Schrift erzählt uns von einer Totenerweckung durch den Propheten Elisäus. Der Prophet hatte zuerst seinen Diener Gezi mit seinem Stabe zu dem gestorbenen Sohne einer Sunamitischen Frau gesandt; aber obwohl Gezi den Stab des Gottesmannes (nach dessen Weisung) auf das Angesicht des toten Knaben gelegt hatte, so war dieser doch nicht wieder zum Leben erwacht. Da kam der Prophet selber: er ging in das Gemach, wo der Tote lag, dann beugte er sich über ihn, legte seinen Mund auf dessen Mund, seine Augen auf dessen Augen und seine Hände auf dessen Hände, und siehe! da wurde der Leib des Knaben wieder warm, und er tat seine Augen auf, er war dem Leben wiedergegeben (4. Kön. 4.). Dieses vom Propheten gewirkte Wunder ist, lieber Leser, als das Vorbild eines anderen größeren Wunders anzusehen. Hören wir hierüber den großen hl. Kirchenlehrer Augustin: Der tote Knabe (sagt er) ist der durch seinen Fall (geistig) gestorbene Adam und seine Nachkommenschaft; der Diener Gezi, der den Knaben ins Leben nicht zurückrufen kann, obwohl er ihn mit dem wundertätigen Stabe des Propheten berührt, ist Moses, der durch den „Stab“ seines Gesekes allein, obwohl er es von Gott empfangen hat, dem Menschen das Leben der Gnade nicht wiedergeben konnte. Deshalb, sagt der hl. Kirchenlehrer, war es notwendig, daß Der, welcher den Stab geschickt hatte, persönlich kam. Und wie nun Elisäus sich neigte, um den Knaben vom Tode aufzuwecken, so hat der Sohn Gottes sich tief veredemütigt, um das Menschengeschlecht von der Sünde, dem Tode der Seele, zu befreien. Wie also Elisäus zu dem toten Knaben kam, so ist der göttliche Erlöser zu dem Menschengeschlechte gekommen, um es zum Leben zurückzurufen: Er berührt mit Seinen göttlichen Augen unsere erlöschenden Auen, damit sie sehen im Glauben: Er hat Seine Hände auf unsere Hände gelegt, indem Er in Seinem irdischen Leben uns das Beispiel der Tugend und des Gehorsams gegen den himmlischen Vater gab; Er hat auf unsere erkalteten Lippen den belebenden Friedenskuß gedrückt, indem Er uns mit dem Vater versöhnte und damit das übernatürliche Leben einhauchte. — ein Leben, das viel edler und heiliger ist, als das Leben, das Er bei der Erschaffung dem ersten Menschen einhauchte; denn in jenem ersten Hauche sah er dem Menschen eine lebendige Seele ein, — mit diesem Hauche aber empfangen wir den heil. Geist. So ist hier also, fährt der große Kirchenlehrer fort, eine wunderbare Harmonie der christlichen Gebeime nicht zu verkennen: Der tote Knabe, der zum Leben erst wieder kam, nachdem der Prophet sich erhoben hatte, ist das getreue Vorbild des Menschen, der erst

zu seinem doppelten — geistigen und leiblichen — Leben aufersteht, nachdem Jesus Christus von seinem Tode auferstanden ist.

Die Auferstehung des Menschen zu einem neuen geistigen Leben geschieht zunächst durch die Taufe: im Wasser der Taufe löst der Mensch den „alten Adam“ zurück und wird wiedergeboren als eine „neue Kreatur“ (Galater, 4), wird ein Glied des heiligen Leibes, von dem Christus das Haupt ist. (Römer, 12.) Wie es nun aber nichts Natürlicheres und Gerechteres gibt, als daß die Kinder die Reichthümer und die Ehre des Vaters erben, und daß die Glieder das Los des Hauptes teilen, so ist auch klar, daß die, welche getauft sind, der Verdienste und Vorzüge des Erlösers theilhaftig werden. Es ist klar, wenn wir die in der Taufe empfangene Gnade bewahren, wodurch wir Eins mit Jesus werden, wir auch leiblich auferstehen müssen, gleichwie Er leiblich auferstanden ist. Das ist nun aber, lieber Leser, die Lehre des hl. Apostels Paulus, wenn er an die Gemeinde zu Rom schreibt: „Wenn der Geist dessen, der Jesus von den Todten auferwecket hat, in euch wohnt, so wird der, welcher Jesus von den Todten erwecket hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen um Seines Geistes willen, der in euch wohnt.“ (Römer 8.)

Das Alles muß geschehen, sagt derselbe Apostel, damit wahr bleibe, daß, wie der Tod durch einen einzigen Menschen in die Welt gekommen ist, so auch durch einen andern Menschen die Auferstehung von den Todten stattfindet; und wie in Adam und durch Adam alle Menschen sterben, so auch alle einst in Christus auferweckt werden. (1. Korinth, 15.) Denn, sagt wieder an anderer Stelle der Apostel, die Güte Gottes im Vergeben ist größer, als die Bosheit des Menschen im Sündigen; wenn nun wegen der Sünde eines Einzigen, der nur ein Mensch war, alle Menschen dem Tode unterworfen worden sind, wie viel mehr werden alle Menschen durch die Gnade eines Menschen, der zugleich Gott ist, auferstehen können. (Römer 5.) — Herrliche Worte! sagt der hl. Thomas, die nicht den mindesten Zweifel an der wichtigsten freudvollen Wahrheit zulassen, daß das Verdienst Jesu Christi weit mächtiger ist, um in allen Menschen den Tod zu zerstören, als die Sünde Adams gewesen ist, da sie allen Menschen den Tod brachte. S.

## Die katholische Missionierung Chinas.

(Schluß.)

Den Todesstoß erhielt 1773 die Mission durch die Aufhebung des hochbedienten Jesuitenordens, unter dem die Mission eine so hohe Höhe erreicht hatte. Fast 2 Jahrhunderte hatten diese Goldenen in China gewirkt, bis sie dem Treiben der elenden Bourbonen zum Opfer fielen. Wäre man ihnen gößlich, den klugen und verständigen Missionaren, dann wäre heute die katholische Religion zweifellos die Staatsreligion Chinas. Leider hat es durch menschliche Kurzsichtigkeit nicht so sein sollen. Selbst andersgläubige Gelehrte kennen gerne die hohen Verdienste der Missionare an, besonders auf dem Gebiete der Literatur.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts zählte die gesamte chinesische Mission 6 Bischöfe mit ungefähr 800 000 Christen. Mit dem Kaiser Kiating begann die Verfolgung wieder heftiger. Die Unnahmegesetze gegen die Christen wurden mit der alten Strenge wieder durchgeführt. Unter Todesstrafe war es den Fremden verboten, nach China zu kommen. Viele Missionare und Christen fanden den Martyrertod. Unter ihnen der Bischof Dubouché 1815. Die das Schwerd verhängt hatte, raffte allmählich der Tod hinweg, ohne daß Nachwuchs von Europa eintraf, da die französische Revolution die heimischen Missionshäuser zerstört hatte und bei andern Völkern der Gedanke an die hohen kirchlichen Ideale in dem Maße der Kräfte vermischt war. Als der gewaltige Sturm der kaiserlichen Kriege vorübergeblauet war, wurde der Gedanke an eine Welterneuerung der katholischen Mission mit dem Wiederaufstehen des katholischen Lebens in Frankreich wieder rege. Es war aber auch hohe Zeit, sollte nicht die Mission ganz untergehen; denn es war zuletzt nur noch 1 europäischer Missionar in Peking, der portugiesische Bischof von Kanton, Vater Pereira; er besaß von dem früheren reichen Bisthum nur noch seine Kathedrale und die Begräbniskirche der alten Jesuitenpalast. Die übrigen Gebäude der

Mission waren beschlagnahmt worden. Kurz nach seinem Tode 1838 hatten sich 30 Lazaristen in China eingeschlichen, unter ihnen auch der selige Vater Verboire, der 1840 erdroßelt wurde. Auch die Jesuiten kamen wieder, nachdem ihr unvergleichlicher Orden wieder approbiert war, doch wurde nicht mehr Peking ihr Wirkungskreis, sondern Kanton. Die Missionierung lag jetzt ganz in den Händen Frankreichs; in Deutschland regte sich kaum der Missionsgedanke. Große apostolische Männer und Märtyrer hat in dieser Zeit die französische Nation der Kirche geschenkt, wie den sel. Verboire, Chappelaine und viele andere. Doch der französischen Regierung konnte es keineswegs gleichgültig sein, wie die Angehörigen ihrer Nationalität in schauder Weise im fernen China zu Tode gemartert wurden. Die Geschäfte der französischen Kriegsschiffe und die starrenden Bajonette der Soldaten zwangen 1858 den Chinesen den Vertrag von Tientsin auf, in dem China die Duldung der Christen verbriefte.

Seitdem gibt es keine Provinz des Niesenreiches mehr, in der nicht das Kreuz gepredigt würde. Und wenn auch langsam, so macht die Mission doch immer mehr Fortschritte. Die Missionierung der einzelnen Ostprovinzen, an der auch Deutschland rühiger Anteil nimmt, eingehender zu beschreiben, würde zu weit führen, zudem ist auch gerade jetzt die katholische Mission so im Werden und Wachsen begriffen, daß das Gesamtbild im nächsten Jahre kaum noch passen würde. Wie nach dem kühlen Frühlingsregen im Saatfelde es leimt und spricht, so spricht auch jetzt die fröhliche Glaubensfaat in China, betaut von dem Herzensblute so vieler Christen und Missionare. Möge sie keimen, die ernste Saat, und zu einem wogenden Saatfelde werden! Unter dem Schutze des Allerhöchsten und des hl. Josephs, dem Patrone Chinas, blühe und gedeihe das katholische Leben im „blumigen Reiche der Mitte.“

## I. Jugendvereinigungen.

Das alte Schuljahr ist dahin. Eine ganze Armee Bierzechnschüler hat den Schloß von sich abgeschüttelt und „fährt mit tausend Worten in den Dya“. Wie schnell werden oft die Segel gestrichen! Es ist wohl begreiflich, daß unsere Jugend, wie sie aus der Schule entlassen wird, den Lebensrest noch nicht erfassen kann. Der Schloß ist aus der irdischen Schulausflucht in die volle Freiheit des Lebens ist auch gar zu groß. Die Jugend ist sich nicht bewußt, wie sie die neu erlangte Freiheit betätigen soll und betätigt sie oft in wenig schmerzwerter Weise. Im Freiheitsdrang der heranwachsenden Jugend dürfen wir die Ursache vieler Jugendverirrungen suchen.

Wann man doch bedenken wollte, daß diese Jugend doch auch noch mit Hindernissen ins Leben schaut! Die jungen Pflänzchen sind noch sehr Schutz und Liebe bedürftig, wenn sie durch die oft rauhe Schicksalsband im Leben hincingeworfen werden. Dem Erzieher ist es Gewissenssache, den Werdegang der Kinder auch über die Schule hinaus zu verfolgen. Da muß er denn mit Schmerz sehen, wie so manches Kind, das vielleicht zu frohen Hoffnungen berechtigt, fällt und untergeht, weil sich ihm keine rettende Hand bot.

Nur ist man dieser augenscheinlichen Gefahr gegenüber bis jetzt nicht blind gewesen. Dafür ist uns die Bezeichnung Jugendvereinigungen zu bekannt geworden. Die bestehenden Vereinigungen sind aber meist Jungfrauenvereinigungen, während Jünglingsvereine noch sehr dünn gesät sind. Die Frage „Sind diese oder jene dringendes Bedürfnis?“ ist vielleicht etwas heikel. Ich hatte die Sammlung der männlichen Jugend für ungleich notwendiger. Nicht als sei an der weiblichen weniger gelegen. Für sie ist die Gefahr deshalb nicht so groß, weil die Mädchen nach der Schulentlassung in viel engerer Verbindung mit der Mutter bleiben, als der Sohn mit dem Vater. Die Industrie hat dies Verhältnis allerdings verschoben; immer aber ist das Mädchen mehr ans Haus gefesselt, also weniger sich selbst und Fremden überlassen. Dem Knaben ist in ganz anderer Weise Gelegenheit zu Extravaganzen geboten. In vielen Orten hat diese Altersklasse unter der Bezeichnung „Kämpfer“, „Sechzehner“ eine traurige Berühmtheit erlangt. Eine besonders häßliche Erscheinung bilden die kleinen Gerngroße, welche, die beumeltende Pizarre im Munde, über alle Amoralität hinweg, mit ihrem Gelächter Straßen und Wirtschaften erfüllen. Auf einer Jahresversammlung des Rheinisch westfälischen Gesangsvereins wurden, und zwar mit besonderem Bezug auf die heranwachsende männliche Jugend, die wahren Worte gesprochen: „Machen Sie Befehle, erlassen Sie Verordnungen, so viel Sie wollen; lassen Sie die Fürsorgetätigkeit in ausgedehntester Weise zur Geltung kommen; Es hilft uns alles nichts, wenn wir die Jugend nicht haben in der Zeit, die zwischen dem

leiden Schulen, der Elementarschule und der Militärzeit liegt“.

Wie sehen die Jugend vor einem gefährlichen Sumpfe, den nur schmale Stege überbrücken. Ohne Führung würde sie in Unkenntnis der Wege in den Morast geraten, in Vaster und Leidenschaft verfallen. Reichen wir ihr die Hand, damit sie diese gefährlichen Wege glücklich überschreite und unverbunden dem jenseitigen Festland, dem Lebensernst entgegengehe!

Die oben zitierten Worte liefen in die Points aus: „Geben Sie uns die obligatorische Fortbildungsschule und wir haben gewonnen.“ Die Forderung hat für nützliche Verhältnisse gewiß ihre Berechtigung. Auf dem Lande aber wird sie noch lange ungehört verhallen müssen. Da wären es denn die Jünglingsvereine, die zwar nicht die Fortbildungsschule ersetzen, wohl aber ihre Aufgaben zum Teil übernehmen können. Je-einstweilen werden sie in moralischer Hinsicht die Führung übernehmen und auch die Forderung unserer Zeit nach sozialer Schulung der Jugend sich angelegen sein lassen.

Welchen Charakter sollen nun diese Vereinigungen haben? Man wird antworten „kirchlichen“, wenn nicht gar „streng kirchlichen“. Nun weiß ich selbst unter diesen Umständen die Jugend in den denkbar besten Händen. Die Sache hat aber ihre Bedenken. Wenn man das Religiöse so sehr in den Vordergrund stellt, so tun unsere Jünglinge und Sechzehner einfach nicht mit. Die hier geamtet werden sollen, sind noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus und verlangen gleich ihren schulpflichtigen Genossen sehr nach Freude und Unterhaltung. Das bietet man ihnen und sie werden Mitleid.

Eben jetzt, am Ende des Schuljahres, ergeht an sehr viele Eltern die Mahnung, ihre Kinder nach Entlassung aus der Schule nicht so unvermittelt sich selbst zu überlassen. Man führe sie den am Orte bestehenden katholischen Vereinigungen zu. Am dringlichst ist diese Forderung für das Gros jener Eltern, die in Ermangelung der notwendigen Mittel ihre Kinder nicht weiter ausbilden lassen können, sondern sie sofort auf Erwerb auszuweisen müssen. An ihnen liegt es, dafür zu sorgen, daß die Bemühungen des Elternhauses und der Schule nicht durch gefährliche, durch unsere Zeit bedingte Verhältnisse vernichtet werden.

## O Das falsche Zwanzigmarkstück.

Eine Berliner Gaunergeschichte von G. Hofmann.

Im Osten Berlins liegt in der Nähe eines Kolonialwarengeschäfts ein halbwüchsiger Junge.

Während wandern seine Blicke umher nach allen Seiten der Straße. Eben will ein Herr den Kolonialwarenladen betreten, da rennt der Junge auch hinein.

„Vor fünf Pfennig Schokolade,“ verlangt er voreilig, ehe noch der Herr, der zuvor eingetreten, zu Wort kommen kann.

Der Kolonialwarenhändler fragt diesen höflich nach seinem Besohr. Es ist ein Stadtreisender einer Fabrik, der eine Offerte machen will, und deswegen tritt er höflich hinter den kleinen Käufer zurück.

Indem der Kolonialwarenhändler die Schokolade einliefert, wirft der Junge ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch, daß es einen lauten, hellen Klang gibt.

Der Kolonialwarenhändler zieht die Kasse unter dem Ladentisch auf, um herauszugeben. Da legt der Junge schnell ein Fünfpfennigstück auf den Ladentisch und sagt fröhlich grinsend, indem er nach dem Zwanzigmarkstück greift: „Is ja bloß Mist gewesen; det Ding is ja falsch!“

„Was?“ ruft der Händler an, „das Zwanzigmarkstück soll falsch sein? Wer sagt denn das?“

„Zwar, et is falsch! Vater hat's mir jeshent. Gen echtes schenkt er mir nich!“

Der Kolonialwarenhändler kehrt sein Fünfpfennigstück, das der Junge gegeben, in die Kasse fallen. Dann sagte er: „Zeig' doch mal, Junge, das Goldstück!“

Der Junge legte das Goldstück auf die Ladentafel nieder. Der Kaufmann nahm es in die Hand, ließ es noch einmal auf die Tafel fallen und aufklappen, und es gab einen schönen guten Klang. Dann nahm er aus seiner Kasse ein Goldstück heraus, verglich beide miteinander und legte beide auf je eine Schale seiner kleinen Briefwaage, die er sich vom Lehrling aus seinem Zimmer dazu holen ließ und sagte dann: „das Goldstück is echt, da weilt' ich drauf! Ich geb' Dir gleich, wenn Du willst, das Geld darauf heraus!“

„Nee“, sagte der Junge, „det darf ich nich. Det is nich echt. Se kenn'n sich druff verlassen. Mein Vater hat ja kein echtes, wo te sollte der dazu kommen.“

Mit diesen Worten griff er wieder nach seinem Goldstück und rannte hinaus aus dem Laden.

„Wenn das kein echtes Goldstück war, laß ich mich kängeln!“ sagte der Kolonialwarenhändler zu dem Büttenreißenden.

„Man möchte dem Jungen das Geld abnehmen und es seinem Vater schicken. Da er's nicht für echt hält, wirft er's wohlöglich weg, oder läßt sich's abhandeln!“ antwortete der Reisende. Dann machte er dem Kaufmann seine Offerte und bot ihm seine Ware an. Da dieser aber keinen Bedarf hatte, so verließ der Reisende bald wie er den Laden.

In der Nähe stand der Junge und biß herzhaft in die Schokolade hinein und dazu grinste er gemächlich vor sich hin und auckte verhalten ab und zu in seine Hand, in der er das Goldstück hielt.

Der Stadtreisende trat an ihn heran.

„Na Junge,“ sagte er, „warum läst Du denn nicht das Zwanzigmarkstück vom Kaufmann wecheln lassen?“

„Nee, det darf ich ja nich; et is ja doch falsch!“ sagte der Junge.

„Na, wenn der Kaufmann es für echt hält, kann's Dir doch gleich sein!“ meinte der Stadtreisende.

„Nee, det darf ich nich. Det erlaubt Vater nich, ich wech doch, dat et falsch is!“

„Na, Du kannst Dich doch auch irren und Vater auch!“

„Nee, det wech dat genau, der versteht sich druff. Deer hat's gefogt, det es falsch is. Und als er's mir jab, da sagt er: Du, Jullas, sagt er! Dat is'n falsches Goldstück, damit kannst spielen, sagt er. Det darf man nich, da wird man inje-punnt, sagt er. Fopp'n kannst de de Peite mit den Jramt, aber nich jor echt ausjeb'n, sagt er. Sonst kommst de ins Loch!“

„Na, das ist ganz recht vom Vater, daß er Dir das sagt! Aber weilt Du, ich werd' Dir das Goldstück abtanzen. Ich geb' Dir 'ne Mark dafür!“

„Nee, ich behalt et lieber!“ sagte der Junge und sah sein blankes Goldstück liebevoll an.

„Na, wenn ich Dir aber drei Mark dafür gebe?“ sagte der Reisende.

„Nee, nee, det darf ich nich. Da jibt's Manttschellen, Vater hat 'ne jroße Hand. Det jeh't nich!“

„Na, aber wenn Du mir das Goldstück verkaufst, tuft Du doch nicht's Böses. Du hast mir ja gesagt, daß es unecht ist, und ich wech es ja auch, daß es keine drei Mark Wert hat. Aber ich möcht' es gern haben; ich will auch die Leute damit foppen!“

Aber der Junge blieb bei seinem „Nee, nee, det darf ich nich, der Vater haut!“

Der Stadtreisende bot sechs Mark dafür, der Junge blieb fest; der Stadtreisende kamts in seinen Taschen umger. Er fühlte, daß er drei Taler und noch etwas Kleingeld bei sich hatte.

„Na, also zehn Mark,“ sagte er, „werd' ich Dir dafür geben, mit liegt daran, das falsche Goldstück zu haben. Wenn Du willst, geb' ich Dir'n Zettel für Deinen Vater, aus dem er sieht, daß ich wech, daß es falsch is. Oder weilt Du, mein Junge, Du kannst ja auch Deinem Vater sagen, daß Du's Goldstück verloren hast. Das kann doch jedem passieren. Dann tanzt Du mit den zehn Mark mazen, was Du willst!“

Der Stadtreisende merkte, daß der Junge schwankend wurde. Schnell griff er ins Portemonnaie und kamts aus allen Taschen zusammen.

„Jeb'n Se wenigstens fünfzehn Mark!“ sagte der Junge.

„Nein, ich hab' mir zehn bei mir, und die sind ja für mich auch verloren, denn ein falsches Goldstück kann ist doch nicht ausgehen!“

„Na, dann jeb'n Se schon. Da steht der Kaufmann in die Ladentier und stiel' oof uns her!“

Dem Stadtreisenden war das recht unangenehm, indem er das Geld herausnahm, schielte er zur Seite, er konnte aber den Kaufmann nicht sehen.

Der Junge nahm das Geld, der Stadtreisende steckte das Goldstück eilig in die Tasche. Dann lag der Junge davon, während der Stadtreisende, ohne sich umzusehen, nach der anderen Richtung zging. Gerade kam er an eine Haltestelle einer Straßenbahn, wo eine Elektrische hielt. Er sah nicht nach dem Schild, er wollte nur möglichst schnell aus dem Geschäftskreis jenes Kaufmanns kommen. Wohin er fuhr, war ihm auch schließlich gleich, die Däner konnte er überall ausbieten. Aber schließlich, so sagte er sich, hatte er garnicht nötig zu flüchten und sich zu verstecken. Was hatte er denn Böses getan, ein Goldstück, das ungewisselhaft echt war, bevor bewahrt, daß es ein Kind in dem Glauben, es sei wertlos, fortwerfe oder verliere. So aber hatte das Kind etwas davon und er selbst auch.

Zehn Mark sind ja kein Bappenstück für einen Stadtreisenden in Ditten. Soviel verdiene ich oft in drei Tagen nicht, wenn ich den ganzen Tag über laufe, sagte er sich.

„Bitte,“ mit diesem Wort hielt ihn der Schaffner einen Fahrchein hin.

Erschreckt fuhr der Stadtreisende aus seinen Gedanken auf und griff in die Tasche. Dann reichte er dem Schaffner das Goldstück hin.

„Aec,“ sagt der Schaffner, „davor dank' ich. Det is 'ne Neklamemünze!“

Dem Reisenden gingen die Worte durch alle Glieder; er griff nach dem angeblichen Goldstück. Ja, das sah ja ein Minder, daß das kein Goldstück war. Der Junge hatte ihn beschwindelt. Schnell griff er in die Tasche, aber er hatte dem Jungen sein ganzes Geld bis auf fünf Pfennige gegeben. Er hätte in den Erdboden sinken mögen vor Verlegenheit und Scham.

„Ich hab' kein anderes Kleingeld,“ sagte er, „hab' eben meines eingewechselt!“ Dann flüchtete er etwas von „beschwindelt worden“ und stellte sich an dem Abstieg des Perrons, um möglichst schnell herunter zu kommen von der Straßenbahn. Als diese ein wenig langsamer fuhr, sprang er ab.

Die Herren die auf dem Perron blieben, besprachen den „Kall“ und stritten darüber, ob's ein Schwindler war, der die Münze für erst an den Mann bringen wollte, oder einer, der selbst betrogen worden.

„Zweifellos ein Gauner,“ meinte der Schaffner, „det muß doch jeder sehen, det det keen Goldstück is. Man hat ja blos keine Zeit, sonst läßt man solchen Kerl, der arme Leute ruhlen wil, insaden!“

„Kein, ein Gauner war's nicht!“ meinte einer der Herren auf dem Perron. „Ein Gauner wirds geschiedter anfangen. Der gibt Ihnen das Falschstück, ohne daß Sie es merken, darauf verlassen Sie sich!“

Unterdessen war der Junge mit den drei Talern und der Mark in einzelner Gelde davon gelaufen, mehrmals sich nach dem Stadtreisenden umsehend. Dann blieb er stehen, in einer Entfernung, wo der ihn nicht mehr wahrnehmen konnte, beachtete ihn aber selbst immer noch im Auge. Als er sah, daß der Stadtreisende dann auf die Straßenbahn sprang, machte der Junge selbst kehrt und lief auf die andere Seite hinüber, wo in einer größerer Entfernung ein Mann auf ihn wartete.

„Na wie ville haste?“

„Neun Märker!“

„Wilt'n Schaafskopp!“

„Ja konnt' nicht mehr rauskauen; der Mensch hatte selbst nich mehr!“

„Ach wat, det muß man 'n Menschen ansehen, woviel er in de Tasche hat. Wenn de det nich siehst, kann id Dir nich jehrauchen. Mindestens zwölf Mark müßt for't Stüd bringen. Dann kriest Du zwei, und id behalt zehn davon, von neun kann id Dir nichts abjeh'n. Det is sonst keen Geschäft vor mir!“

Der Junge brummte vor sich hin so etwas von „de Haut zu Marke tragen un denn mit de lange Reese abzieh'n!“

Da gab ihm der Mann noch aus seiner Tasche fünfzig Pfennige. „'t is ja Deine Schuld, wenn de nich mehr bringst! Konnt' in einem Tag ville Geld verdienen. Wat de über zehn Mark kriest, is Deine! Nu konnt', nu woll'n wer na's Halle'sche Dor fahren. Die Rejend hier is jenug abjessapper!“

Damit bestiegen sie zusammen die Elektrische. Der Junge fuhr vorn, der andere stieg in den Wagen hinein. Jeder bezahlte für sich, und auf der Fahrt und nachdem sie abgestiegen waren, nahm keiner Notiz vom andern.

Am Halle'schen Tor ging der Junge wieder an die Arbeit. Diesmal versuchte er sein Glück in einem Schlächterladen, er hatte Appetit auf Würstchen.

Und solche Frütchen gedeihen — leider — zu hunderten in der Stadt der Intelligenz!

### Literarisches.

Die Martyrer des Weichstegeles in fünfzehn Lebensbildern. Herausgegeben von Gg. Mich. Schuler, Geistl. Rat und Stadtpfarrer in Würzburg. 16° Format I/XII 155 Seiten geheftet 75 Pfg., eleg. gebd. 1 M. (J. K. Buchersche Verlagsbuchhandlung in Würzburg.)

Dieses hübsch ausgestattete Werkchen, das nunmehr in 3. Auflage vorliegt, vereinigt auf sich einen ebenso originellen als seltenen, ebenso unterhaltenden als fesselnden, ebenso

hochinteressanten als ergreifenden historischen Inhalt und präsentiert sich in einer Form und Darstellung, welche sicher dem Leser ansprechen wird. Es ist ganz dazu angetan, alle jene Vielen, welche über das Weichstegele noch unvollständige und unklare Begriffe haben, gründlich aufzuklären, von Tausenden das Vorurteil hinwegzunehmen und jene Abertausende, welche in der Weichte aus Scham es an der nötigen Aufrichtigkeit fehlen lassen, über jegliches Bedenken sicher und geschickt hinwegzuheben. Dabei vollzieht sich die so hochwichtige Information in der überzeugendsten Weise, weil nur Tatsachen sprechen, und in spielendem Manier, da man es hier nicht mit trockenen Theorien, sondern mit spannenden und gutgeschriebenen Erzählungen zu tun hat. Wir wünschen daher das nützliche Schriftchen in die Hand jedes erwachsenen Laien und jedes Geistlichen. Möchten es letztere unter den ersteren recht energisch verbreiten!

### Allerlei.

ca. Mißbrauch des Weichstegeles zu politischen Zwecken. Unter dieser und ähnlichen Epitheten lief durch die liberale Presse („Kurier für Niederbayern“) folgende auf einer Zuschrift der „Frankfurter Zeitung“ beruhende Notiz, die sich auch die „Tägliche Rundschau“ (Nr. 150) im ersten Teil zu eigen machte: „Die ultramontanen Hebereien gegen alles, was liberal heißt, sind hier in Vorkringen nach den Reichstagswahlen schlimmer als je zuvor. Davon folgendes Beispiel, das ein Lehrer der „Lothr. Bürgerzeitung“ mitgeteilt hat. Letzte Woche ging ich zur Weichte, und der Geistliche stellte mir vor Erteilung der Absolution die Frage: Welche Zeitungen lesen Sie? Als ich ihm mehrere liberale Zeitungen nannte, darunter auch die „Deutsche Lehrerzeitung“, die hier bei ultramontanen Lehrern sehr verpönt ist, verlangte der Geistliche, ich sollte diese Zeitungen aufgeben. Als ich dies nicht versprechen wollte und die Weichte abzubrechen drohte, erwiderte der Geistliche wörtlich: „Ich kann nicht anders handeln; ich befolge nur die Instruktionen meines Bischofs!“ In einem anderen Falle sagte nach dem gleichen Blatte ein Pfarrer in Neudingen bei Diedenshofen zu seinen Konfirmanden (sind wohl die Kinder gemeint, die sich auf die erste hl. Kommunion vorbereiten Red.): „Sagt Eurem Eltern, daß sie nicht zur Weichte zu kommen brauchen, so lange sie die „Berliner Morgenpost“, den „Mein“ (soll wohl heißen „Messin“, Red.) und die „Bürgerzeitung“ lesen!“ Ein derartiges Vorgehen auf der ganzen ultramontanen Linie in Vorkringen, das offenbar von oben her systematisch geleitet wird, zeigt so recht, mit welchen Mitteln gearbeitet wird. In manch' anderen Orten herrscht übrigens die gleiche Praxis.“ Der Pfarrer Aram von Neudingen erklärt in einer Zuschrift an die Zentralauskunftsstelle in Koblenz diese Angaben, so weit sie sich auf ihn beziehen, von A bis Z für erlogen. Der ganze Artikel sei eine kostbare Erfindung und infame Verleumdung — wie man sie leider nicht selten findet. Wenn das schon bei einer Nachricht so ist, bei der Ort und Person genannt ist, wie viel mehr muß man das bei der Weichstegelegeschichte annehmen, die sich bloß in (absichtlich?) unbestimmten und daher unkontrollierbaren Angaben ergeht.

ca. „Der Wildererlegen.“ „Der Gerichtsfaal“, Beilage zur „Berliner Abendpost“ (Nr. 10 vom 7. März 1907) erzählt, daß von der Strafkammer in Bamberg kürzlich ein Wilddieb zu 3½ Monat Gefängnis verurteilt worden sei und daß man bei ihm ein Gebetbuch des Papstes Leo X. gefunden habe, das den sogenannten Wildererlegen enthalte. Dieser laute: „Heilige Maria, bitt' für mich, daß sich die heiligen drei Blutstropfen Christi vor das Jüchloch meines Gewehres legen, auf daß es nicht gibt Dampf und Knall und damit die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt. Amen!“ — O heilige Einfalt! war dazu einfüchtig bemerkt. Auf Erlundigung bei einem namhaften Forscher und Kenner der Papstgeschäfte, wie kein zweiter, teilt dieser mit, daß von einem Gebetbuch Leos' X. in den zahlreichen Quellen und Akten nichts gemeldet wird, daß es sich also um eine Erfindung handelt. — (Vielleicht läßt sich die Sache aber auch so erklären, daß in einem unter dem Pontifikate Leos' X. gedruckten Gebetbuch irgend jemand auf ein freies Schlußblatt die abergläubische Formel geschrieben hat, die sich in ihrer Unsinngigkeit selbst kennzeichnet. Dann wäre es ebenso unverantwortlich, einem Papst so was leichtfertig oder absichtlich zu unterschieben.)

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. u. S. S., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf. Verantwortlicher Redakteur: Fern. Orth, Köln.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 17.

Düsseldorf, den 28. April.

1907.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach Ostern. — Es ist gut für euch, daß Ich hingehe — Nachklänge zum Osterfeste IV. — Die Resurrexion in der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands. — Folgen schlechter Vektüre. — Wegen einer angeblichen Christus-Reliquie im Vatikan. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum vierten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem Hl. Johannes XVI. 5—14.  
„In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von Euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt. Und ich sage Euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.“

## „Es ist gut für euch, dass Ich hingehe!“

O wunderbar geheimnisvolles Leben  
Im Schoß der göttlichen Dreieinigkeit!  
Der Vater hat den Sohn dahingegeben,  
Daß Er die Welt von Sünd' und Tod befreit.

Nun will der Sohn den heil'gen Geist uns senden,  
Daß Er in un're Herzen Sich ergiebt,  
Um glorreich jenen Matschlag zu vollenden,  
Der den verlor'nen Himmel uns erschließt.

O unergründliches, dreiein'ges Walten!  
Abgrund der Liebe und Barmherzigkeit!  
O, mög' uns Gott in Seiner Gnad' erhalten,  
Daß wir einst preisen Ihn in Ewigkeit!

## Nachklänge zum Osterfeste.

IV.

Wie wir lehtin schon darlegten, lehrt der große Völkerapostel Paulus unsere eigene einstige Auferstehung von den Toten und zwar in ihrer Beziehung zur Auferstehung unseres göttlichen Erlösers. So sagt er u. a. in seinem ersten Sendschreiben an die Christengemeinde von Korinth: „Christus ist von den Toten auferstanden als der Erstling der Entschlafenen; denn durch einen Menschen ist der Tod, und durch einen Menschen ist die Auferstehung von den Toten bewirkt worden); und gleichwie in Adam Alle sterben, so werden in Christo Alle lebendig gemacht werden: Ein jeder in seiner Ordnung, — der Erstling ist Christus“ (1. Kor. 15).

Allein, lieber Leser, schon vor dem großen Völkerapostel hatte unser Erlöser Selbst mit wahr-

last göttlichen Worten diese Wahrheit verkündigt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stirbt“ (Joh. 11). Mit den Worten: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ ist der Gegensatz zu Adam aufgestellt, der durch seinen Fall uns die Verwesung und den Tod brachte; Christus, der zweite Adam, ist der Herr des Lebens und der Auferstehung, der die, welche an Ihn glauben, zum Leben zurückführen wird, der durch Seine Allmacht den Tod wieder zerstören wird, den der erste Adam uns gebracht hat. — Und wieder sagt der Herr bei anderer Gelegenheit: „Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden; und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens; die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichtes“, d. i. der Verdammnis (Joh. 5).

Aus diesen klaren Aussprüchen unseres göttlichen Erlösers und Seines Apostels schöpfen wir, lieber Leser, die so überaus tröstliche Ueberzeugung, daß die Leiber der Verstorbenen am jüngsten Tage wieder auferstehen werden. Allein der Zweifler läßt sich dadurch noch nicht überzeugen: Wie ist es denn möglich, (fragt er), daß ein in Verwesung übergegangener Leib wieder lebendig werde? Der Leib des Menschen wird ja gänzlich aufgelöst, wird Staub und Asche, die oft in alle Winde zerstreut wird, — wie sollen denn diese verweirten, zerstreuten Teile zu einem menschlichen Leibe sich wieder zusammensfügen?

Sehen wir uns die Sache einmal genauer an! Zunächst wird der menschliche Leib nach dem Tode nicht ganz vernichtet. Wird er auch aufgelöst, zerstört, so werden doch seine Teile keineswegs zu Nichts, so daß also gar nichts mehr davon übrig bliebe, — sondern diese Teile bestehen tatsächlich fort, allerdings in anderer Gestalt. Bestehen sie aber fort, warum sollte der allmächtige Gott sie denn nicht wieder vereinigen können? Gott hat doch die ganze Welt aus Nichts erschaffen, sollte Er nun den menschlichen Leib nicht auch aus etwas noch Vorhandenem wieder bilden können? Es ist doch etwas Größeres, neu hervorzubringen, als nur wiederherstellen! Bei Erschaffung der Welt hat Gott alles neu hervorgebracht, am jüngsten Tage aber stellt Er das Zerstörte nur wieder her.

Ueber die Möglichkeit unserer einstigen Auferstehung werden wir aber auch belehrt durch allbekannte Vorgänge in der uns umgebenden Natur. Am Herbst hat der Landmann das Weizenkorn in die Erde gesät; dieses ist in der Erde verweset, verfault: ist aber dadurch die „Auferstehung“ des Samenkorns gehindert worden? — Nein, wirst du sagen, sie ist gerade dadurch erst möglich geworden; wäre das Samenkorn nicht in der Erde verfault, so wäre es nicht wieder aufgelebt; es wäre nicht in neuer Gestalt, als schöner grüner Salm, wieder auferstanden. So ist, lieber Leser, auch die Verwesung

des menschlichen Körpers in der Erde der künftigen Auferstehung keineswegs hinderlich; sie muß vielmehr vorausgehen, damit die Auferstehung statthaben könne. Und auf dieses Gleichnis weist uns die hl. Schrift selbst hin, indem der hl. Paulus denen, welche fragen: „Wie stehen die Toten auf?“ die Antwort gibt: „Du Tor! was du säest, lebt ja nicht wieder auf, wenn es nicht zuvor stirbt!“ (1. Kor. 15.).

Ein anderes Sinnbild aus der Natur ist die Raupe. Dieses häßliche Tier spinnt sich selbst sein Grab und erstarrt darin; plötzlich aber durchbricht es seinen Sarg und erscheint als ein herrlicher Schmetterling in einem neuen Leben. Wenn nun Gott in der verächtlichen Raupe eine solche Kraft niedergelegt hat, warum sollte er nicht den menschlichen Leib aus dem Grabe zu einem neuen, höheren Leben auferwecken können? Gerade diese Sinnbilder des Samenkorns und der Raupe weisen auch schon darauf hin, wie, in welchem Leibe wir auferstehen werden: nicht in dem grobsinnlichen, tierischen Leibe, sondern in einem verwandelten Leibe, der dem verklärten Leibe Jesu ähnlich sein wird.

Wie schön ist doch unsere hl. Religion, lieber Leser, die allein alle Wahrheit enthält und die merkwürdige Ordnung des Bestalls erklärt! Und welchen Dank schulden wir Christen unserem göttlichen Erlöser!

S.

## = Die Reformfrage in der griechisch-orthodoxen Kirche Russlands.

Aus Petersburg wird der „Deutschen Tageszeitung“ geschrieben:

Seit Proklamierung der Glaubensfreiheit in Rußland ist die orthodoxe Staatskirche in eine eigentümliche Lage geraten. Ihre Machtstellung gründet sich in erster Linie auf die Hilfe, die sie vom Staat erhält. Hält diese fort, so muß sie fürchten, viel von ihrem Einfluß auf das Volk zu verlieren. Bezeichnenderweise haben aber zahlreiche russische Geisteskräfte an der Bewegung, die das Reich durchstößt, von ihren ersten Anfängen an teilgenommen; ja, sie fordern für die Kirche weitgehende, grundlegende Reformen. Sie haben ihre Wünsche mit solchem Nachdruck zur Geltung gebracht, und sind so energisch für Neuerungen eingetreten, daß der hohe orthodoxe Metrus ebenso wie die Regierung sich der vorerwähnten Aufgabe nicht entziehen zu können glaubten und an die Reformarbeit herangetreten sind. Einstweilen ist noch wenig geschehen. Man hat nur die Einberufung einer Konferenz angeordnet, welche die Arbeiten für das nächste zusammen tretende orthodoxe Kirchenkonzil bestimmen soll. Was dieses beschließen soll, steht noch nicht fest. Ein Anfang ist damit aber allerdings gemacht. Nur fragt es sich, wie weit die Neuerungen gehen werden, und ob man wirklich die orthodoxe Kirche an Haupt und Gliedern reformieren will, damit sie in Zukunft eine regenere Tätigkeit entfalten kann, oder ob die Mächtigen die „Reform“ betreiben, um ihren Einzug zu fördern.

Die Wünsche der Geistlichkeit waren wesentlich darauf gerichtet, der Kirche größere Selbständigkeit zu gewähren. Man hat die Eingriffe des Oberprokurators des Heiligen Synods oft als Beamtenwillkür empfunden. Namentlich deshalb, das zu der Zeit, da der jetzt verstorbene Robjodonosow dieses wichtige und einflussreiche Amt bekleidete. Seine Herrschaft dehnte sich nicht nur auf die „anderegläubigen“ Bekenntnisse aus, sondern er schränkte ebenso dem eigenen Metrus jede Bewegungsfreiheit ein und baldete seine Meinung, die von der seinigen abwich. Das Verlangen der Priester nach Unabhängigkeit vom Beamtentum wurde bereits im Frühjahr 1905 in einer Denkschrift zum Ausdruck gebracht, die der Petersburger Metropolit Antonius dem Präsidenten des Ministerkomitees überreichte und worin sie den Wunsch nach Wiederherstellung des Patriarchats sowie der Gehaltung der Teilnahme der Geistlichkeit an der staatlichen, landwirtschaftlichen und kommunalen Verwaltung aussprach.

Diese Wünsche haben noch keine Erfüllung gefunden, und sie könnten es auch nicht, weil sie Änderungen im Staatsbetriebe erfordern, die unmöglich von heute auf morgen vorgenommen werden können. Besonders die Wiedereinführung des Patriarchats wäre eine Neuerung von einschneidender Bedeutung, deren Wirkungen auf das Staatsleben nicht abzusehen sind, und die deshalb von der Regierung bei der Duma kaum befürwortet werden wird. Auch die Duma würde die Errichtung dieses Kirchenoberhauptes in Rußland schwerlich gestatten.

Vom Patriarchat ist lange nicht die Rede gewesen. Aber die Kirchenreform, so wenig über sie auch an die Öffentlichkeit drang, ist deshalb keineswegs aufgegeben worden, auch wenn man dabei über die einleitenden Schritte offenbar nicht hinausgekommen ist. Zunächst liegt als einziges greifbares Ergebnis eine Denkschrift des Synodal-Oberprokurators Jswolski vor, worin er dem Ministerrate seine Vorschläge und Erwägungen über die Beziehungen zwischen Staat und orthodoxer Kirche darlegt. In der Eingabe sind jedoch manche Grundsätze aufgestellt, die immerhin ein Anzeichen für das künftige Verhältnis zwischen Staat und Kirche bilden können. Der Oberprokurator schlägt nämlich dem Ministerrate vor, nachstehendes zu erklären: 1. Die Regierung ist verpflichtet, obwohl sie die Durchführung der Gesetzesbestimmungen über die Festigung der Grundsätze der Glaubensbildung und der Gewissensfreiheit betreibt, unabänderlich über die Rechte der orthodoxen Kirche als der herrschenden im Staate zu wachen. 2. Die Regierung schützt die Interessen der Orthodoxie auf dem Gebiete der Rechtsbeziehungen zwischen Staat und Kirche, bestätigt ihr ferner die volle Freiheit der inneren Verwaltung, der Selbstorganisation und Schaffung kirchlicher Regeln, sowie ihrer eigenen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen, und sie achtet bloß darauf, daß die kirchlichen Verfügungen den allgemeinen Staatsgesetzen nicht widersprechen. 3. Die Regierung erkennt die Notwendigkeit breiter Reformen auf allen Gebieten des inneren Lebens der russischen orthodoxen Kirche an; sie überträgt dieses große und heilige Werk ganz der Kirche selbst und zwar dem bevorstehenden allrussischen Kirchenkonzil. Ferner hält sich die Regierung für verpflichtet, bei den Arbeiten des Konzils mitzuwirken und seine Beschlüsse ins Leben treten zu lassen. In den nachfolgenden Punkten wird empfohlen, der Kirche die Unterstützung bei der Frage der Ordnung der orthodoxen Gemeinden und die materielle Sicherstellung der orthodoxen Gemeindegeldlichen zuzusichern, die Leitung der Schulen, welche Kinder von Geistlichen zur Priesterwürde ausbilden, der Geistlichkeit zu überlassen, den Schülern dieser Anstalten das Recht zu erteilen, unbehindert in weltliche Schulen einzutreten, auch den geistlichen Schülern die gleichen Rechte wie den weltlichen zu erteilen, falls deren Bildungsstand dem der letzteren entspricht. Endlich wünscht der Synodalprokurator, man möge es ansprechen, daß die bestehenden sowohl als auch die neu zu errichtenden Kirchenschulen als bedeutsame Faktoren der Volksbildung anzusehen seien.

Aus den Vorschlägen des Oberprokurators leuchtet unverkennbar die Besorgnis hervor, die Glaubensfreiheit könne die Vorrechte der orthodoxen Kirche schädigen. Sie soll nach wie vor die herrschende bleiben, ungeachtet der Bestimmungen des Glaubensgesetzes, dessen Geist die orthodoxen Privilegien entschieden widersprechen. Teils der Ministerrat den Standpunkt des Herrn Jswolski — und es ist nicht anzunehmen, daß er sich zu ihm in Gegensatz stellt, — so darf man mit einem gewissen Interesse den Entschlossenheiten entgegen sehen, welche die Gewissensfreiheit festigen sollen. Auch die Freiheit, die der orthodoxen Kirche für die innere Verwaltung versprochen wird, bildet gegenüber der Unfreiheit der übrigen christlichen Bekenntnisse kein Moment des Friedens. Das entscheidende Wort wird wahrscheinlich das Konzil sprechen. Was dieses tun wird, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen, aber seine Reformen werden sich kaum auf den Ausgleich seiner Gegensätze zu den anderen Religionsbekenntnissen erstrecken. Der orthodoxe Metrus wird seine Macht und sein Ansehen zu erhalten suchen. Das zu erreichen, die Stellung der griechisch-orthodoxen Kirche zu befestigen und die Wirkungen der Gewissensfreiheit abzuwehren, ist trotz der „Freiheitsbestrebungen“ der russischen Priester der eigentliche Zweck der ganzen Reform.

## § Folgen schlechter Lektüre.

Schüler selbst mordet! Ein entsetzliches Wort. Der Menschheit ganzer Hammer fällt einen an, wenn man liest oder hört, daß schon blutjunge Menschen, noch halbe Kinder die eigentlich jauchzend und pfeifend durch das Frühlingstal ihres Lebens häßlich fallen, sich der Verzweiflung ergeben, Hand an sich selbst legen und ihr kaum begonnenes Leben im Keime erlöchen.

Die Schülerselbstmorde werden häufiger, und das ist ein schlimmes Zeichen der Zeit. Die Schuld schiebt man gern auf die Schule; namentlich dann, wenn die Verzweiflungstat durch eine schlechte Benjur, Sittenbleiden oder sonst einen unangenehmen Zwischenfall im Schulleben ausgelöst wird. Es heißt dann, der Schüler sei durch gekränkten Ehrgeiz oder Furcht vor Strafe in den Tod getrieben worden. Aber in solchen Dingen empfiehlt sich Vorsicht beim Urteilen.

Der letzte Anstoß, der die Hand des Selbstmörders in Bewegung setzt ist nicht immer die einzige oder auch nur die hauptsächlichste Ursache des Unheils. Einem gesunden Menschen schadet ein plötzlicher Schreck nicht; ein kranker Mensch kann aber davon einen Herzschlag oder einen epileptischen Anfall bekommen. In der Regel geht dem Selbstmorde eine ernste schleichende Krankheit des Leibes und der Seele voraus. An dieser Erkrankung hat das Elternhaus oft mehr Schuld, als die Schule, und manchmal sind alle beide unschuldig, da der Keim der Krankheit drauhen erworben worden ist, auf der Straße oder Spielplätzen, vor den Schaufenstern oder in den Bücherläden, vielleicht auch beim Verkehr in benachbarten Wohnungen.

Es sind auch nicht immer die sogenannten schlechtesten Schüler oder Söhne, die dem Selbstmordteufel zum Opfer fallen. Da waren z. B. vor sechs Wochen auf einer schlesischen Eisenbahnstation zwei Präparanden aus Rawitsch mit schweren Schürwunden im Kopfe aufgefunden worden. Es hieß sofort, sie hätten den Tod gesucht weil ihre Verletzung die höhere Klasse frölich gewesen sei. Aber tatsächlich gehörten die beiden Unglücklichen zu den besten Schülern der Anstalt, waren schon mehrfach prämiert worden und sollten zu Ostern wieder eine Auszeichnung erhalten. Warum sind sie in den Tod gegangen? Darüber haben die 16jährigen „Lebensmüden“ sich ausgesprochen in einem hinterlassenen Schreiben an ihre Lehrer, das in der „Täglichen Rundschau“ von einem Schulmann auszüglich veröffentlicht wird.

Sie wollen ihren Schritt in dem Schreiben rechtfertigen und erörtern deshalb zunächst, ob denn der Selbstmord wirklich unbillig sei, wie die Religionslehre. Da finden sich nun folgende veröffentlichte Sätze:

„Der Mensch hat als denkendes Wesen seinen freien Willen, und was er tun kann, dazu hat er auch das Recht (Leo Tolstoi). Da er es nun in der Hand hat, seinem Leben willkürlich ein Ende zu machen, so hat er auch das Recht dazu.“

Einem zünnen Kopf von 16 Jahren muß man manches zugute halten. Aber diese Ansicht, daß dem Menschen alles erlaubt sei, was er zu tun vermöge, zeigt doch eine Verwilderung der Vernunft und des Gewissens, die über alles Maß geht. Die jungen Leute (eigentlich noch Knaben) müssen so das tolleste Zeug sich angelesen haben, so daß ihnen das ganze Pflichtgefühl und jeder Respekt vor einem göttlichen Gebot oder Verbot abhanden gekommen ist. Das wirkt allerdings ein bedenkliches Licht auf die Erziehung, die sie gemossen. Wir treffen da als Beförderer des Selbstmordes den Unglauben.

Der Mangel an Glauben tut es aber in der Regel nicht allein; es kommen die bösen Lüste hinzu: Augenlust, Fleischlust und Hoffahrt des Lebens, wie der Katechismus in meisterhafter Welt- und Menschenkenntnis sie aufzählt. Im vorliegenden Falle von Rawitsch ist nun von Dingen, die das feste Gebot berühren, nicht die Rede; doch spielen bekanntlich bei anderen Jünglingsselfmorden die geschlechtlichen Angelegenheiten oft eine verhängnisvolle Rolle. Die erwähnten Präparanden enthielten sich in ihrer Verteidigungsschrift als Opfer der Hoffahrt, die mit einem Schuß Selbstmord verriet. „Wir finden“, so sagen sie, „dieses Leben unerträglich, das doch den meisten unserer Kameraden unerträglich erscheint. Wir stehen jedoch in dieser Beziehung weit über unsern Kollegen, wir machen andere Ansprüche an das Leben, wir glauben für höhere Sphären geboren zu sein. Wenn es noch ein hohes Ziel wäre, für das wir arbeiten! Aber sich anstrengen, um später einmal mit 1000 Mark Gehalt als elendes Dorfschulmeisterlein sein Leben zu verbringen, wenn uns das Studium höherer Wissenschaften vergönnt wäre. Da uns dies aber unserer pekuniären Mißverhältnisse wegen nicht gestattet ist, so ziehen wir eben den Tod einem in untergeordneter, abhängiger, womöglich dienender Stellung vor.“

So hochfahrend urteilen 16jährige Burschen über den Lehrerberuf, zu dem sie sich vorbereiten! So aufgeblasen reden sie von ihren eigenen Fähigkeiten und Rechten! Wacker begabte und gewerkte Junge, der in die Fabrik gehen muß, wird die Präparanden beneiden haben, weil sie studieren können und Aussicht haben, einstens Bildner des Volkes zu werden. Sie selbst aber beneiden wieder diejenigen, die auf den Hochschulen studieren können und bilden sich ein, daß nur die akademischen Berufe überhaupt menschenwürdig seien. Daß ein Volksschullehrer bei guter Anlage und Arbeitskraft bis auf die höchste Bildungsschule gelangen kann, leuchtet ihnen nicht ein; die „pekuniären Verhältnisse“ gelten ihnen als die Hauptsache. Auch den Lehrerberuf bemessen sie mit der materiellen Welt. Die idealen Seiten der Lehrertätigkeit im Dorf, das Behagen an den Erfolgen, die der Lehrer in der Erziehung der Kleinen und der Großen hat, dafür haben die

unzufriedenen Burschen gar keinen Sinn. Die Lehrertätigkeit halten sie für „untergeordnet, abhängig, womöglich dienend.“ Sind denn die akademischen Berufe, nach denen sie sich sehnen, wesentlich besser gestellt? Man sieht, die Selbstüberschätzung und die Begehrlichkeit waren in diesen unglücklichen Jungen zu einer ungesunden Höhe entwickelt; die richtige Beurteilung der Wirklichkeit war gehemmt. Leider fliegen die Bazillen, aus denen sich solche Krankheiten entwickeln, arg in der modernen Luft herum. Am Gold hängt, nach Gold drängt doch alles; auch in den höheren Berufen wird die ewig brennende Gehaltsfrage mit viel mehr Eifer und Lärm behandelt, als die sämtlichen idealen Interessen. Die Bildung, deren hohen sachlichen Wert gewiß kein Verständiger bestreiten kann, wird in neuerer Zeit vielfach zu einem formalen Bierat, zu einem Erkennungszeichen für die Abstammung aus wohlhabender, „feinerer“ Familie gemacht. Vergl. das bekannte Schlagwort von „Bildung und Possé.“ Vergl. ebenso den Begriff der „Satisfaktionsfähigkeit“, durch den die „akademischen“ Kreise mit den Offizieren gleichstufig zu werden hoffen.

Ob hier nicht Fingerzeige zur besseren Erziehung des Nachwuchses gegeben sind? Die überspannten Ansichten von der allein befriedigenden Herrlichkeit des akademischen Berufes sollte man rechtzeitig einschränken. Gewiß muß die Jugend Strebsamkeit haben, aber den Nachwuchs unzufrieden zu machen, das sollte man der sozialdemokratischen Agitation überlassen. Wenn man sollte den Jünglingen Freude und Wohlgefallen an dem erwählten Beruf beibringen und deshalb ihnen klar machen, daß sie auch an der bescheidenen Stelle sehr viel Gutes und Schönes wirken können, wenn sie nur ihre Pflicht erfüllen, und daß die sogenannten höheren Berufe durchaus nicht lauter Pracht und Seligkeit sind, sondern neben den vergänglichsten Rosen sehr scharfe und dauerhafte Dornen wachsen. Und was die Bildung angeht, so sollte man dem Nachwuchs immer wieder sagen, daß die wirkliche und wahre Bildung des Geistes und des Herzens etwas großes und beglückendes sei, daß aber diese Bildung überall und vor allem nach dem Maße ihrer Talente und ihres Fleißes erworben werden kann und wohl zu unterscheiden ist von den bloßen Zeugnissen über einen gewissen Aufenthalt an Hochschulen.

Den Kastengeist und den Mammongeist müssen wir austreiben.

Die Hauptsache ist aber schließlich, wie der hinterlassene Brief der beiden unglücklichen Jünglinge zeigt, die Bewahrung des Glaubens und der Gottesfurcht. Am Schluß des Schreibens sagen sie, sie fürben als „Opfer des Wissensdurstes“, da sie sich durch ihren freiwilligen Tod Gewißheit verschaffen über die wichtigste Frage der Menschen, über die Frage nach ihrer Bestimmung. — Das ist auch schief gedacht. Für den Ungläubigen bringt der Tod keine Befreiung, sondern vielmehr das Ende aller Fortschrittung und alles Wissens. Für den gläubigen Christen aber folgt auf den Selbstmord eine entsetzliche Aufklärung, die Gewißheit des ewigen Verderbens. Es zeigt sich aber klar, daß die jugendlichen Selbstmörder durch ihre Glaubenszweifel verhängnisvoll beeinflusst worden sind. Wohl den Jünglingen, die in ihrer Sturm- und Drangperiode einen festen Halt und einen treuen Rat finden bei aufmerksamen Seelsorgern, bei christlichen Lehrern und bei treuen Eltern.

F. N.

## 6a. Wegen einer angeblichen Christus-Reliquie im Lateran

finden sich in zohfreichen Blättern neuestens Angriffe gegen die katholische Kirche in gehässiger und hin und wieder fast pornographischer Form. Sie gehen alle auf eine vom abgefallenen katholischen Geistlichen A. B. Müller (Rom) verfaßte Schmähschrift mit unwahren und beleidigenden Behauptungen zurück. Müller verwendet namentlich den böswilligen Kunstgriff, die alte Zeit mit ihrer Naivität und Kritiklosigkeit einzuführen nach dem Maßstab der Gegenwart zu beurteilen, (den ersten Grundsätzen historischer Gerechtigkeit zum Trost) und subjektive Ausfereitungen des Andachtsgefühles für wesentliche Buge der Kirche auszugeben. Billig Urteilende sind längst gewöhnt, insbesondere auf dem Gebiete der Reliquienverehrung kindliche frühere Jahrhunderte nach dem allgemeinen Zustand des damaligen Wissens und Denkens zu taxieren und ohne Schaden ihrer Achtung für die Kirche über Auswüchse der Empfindung hinwegzusehen.

Uebrigens ist die Christusreliquie des Lateran schon seit Jahrhunderten aus dem römischen Kultus entfernt. Auf unsere Anfrage teilt uns Professor G. Grisar S. J. aus Rom mit, daß in dem durch ihn und P. Jubaru eröffneten Reliquienkabinett des Sancta Sanctorum bei Lateran, der namentlich in Frage kommt, sich nicht die geringste Spur von der fraglichen

Reliquie vorfand, und daß sie schon am Ausgange des Mittelalters nicht mehr dort gewesen sein kann. Müller will aber einen beständigen Kultus dabeist behaupten. Ferner bricht es in der genannten Antwort, wenn man diese Behauptung durch die Angabe zu stützen sucht, erst in den letzten Jahren sei die mißliebige Reliquie hinausgeschafft und dabei das Reliquiar zerbrochen worden, so werde dies aufs offenkundigste durch einen von Zeugen unterschriebenen Akt im Archiv beim Sancta Sanctorum widerlegt. Hiernach sei das ehemalige Reliquiar durchaus in seinem heutigen Zustande und mit abgebrochenem Kreuzarme schon bei seiner ersten Entdeckung vorgefunden worden.

In Müllers Buch und in den von ihm geschriebenen oder veranlaßten Zeitungsartikeln wird dann auch die bis in die neueste Zeit fortgesetzte religiöse Aufbewahrung der gleichen Reliquie in Calcutta ausgespielt. Was also ein kleines unbekanntes Dörfchen im fernen Italien leidet, das soll dem Katholizismus, oder wie Müller sich ausdrückt, der Papstkirche zur Last fallen. Es sind übrigens bereits Schritte eingeleitet zur Beseitigung des Uebelstandes in Calcutta. Die Regierung der „Papstkirche“ hat zur Genüge dargelegt, daß sie auf diese problematische Christusreliquie kein allgroßes Gewicht legte. Es wäre den Päpsten ein Leidliches gewesen, den zu jenem Dörfchen im Kirchenstaate 1527 bei der Plünderung Roms gebrachten Gegenstand nach Rom zurückzuschaffen. Sie haben darauf verzichtet. Sie haben auch früher schon Ablässe für Andachtsübungen in Kirchen anderer Orte, wo man den gleichen Gegenstand zu besitzen beanspruchte, erteilt. Ablässe, die allerdings, wie die Theologen längst gelehrt haben, keine authentischen Bestätigungen der Reliquien sind, sondern nur Belohnungen guter Werke und Gebete, wobei über die Berechtigung der historischen Gründe der Wittipfeler nicht gerichtet wird.

Gelehrte Aufklärungen über die Angelegenheit der Christusreliquie gab bereits vor dem Erscheinen der obigen Schmähschrift Professor Geisler mit rühmlichwerter „Quartalschrift“ von De Waal, 1806, Seite 100—122.

## Allerlei.

ca. „Eine Grabstörung durch einen Priester“, wozu die „Wartburg“ (Nr. 12 vom 22. März) ihren Lesern aufzufassen, mit dem üblichen liebevollen Hinweis auf die Verderbtheit des katholischen Klerus, wie er diesem amtlichen Organ des Evangelischen Bundes so schön zu Gesicht steht. Darnach soll der Pfarrer Trumedy (Trumedy) in Maria Flend (Märkten) das Kreuz, das ein deutscher Arbeiter seiner Frau aufs Grab hat setzen lassen, wiederholt ausreißen und in einen Winkel haben werfen lassen, dann noch in einer Predigt gedroht haben, alle Gräber ausgleichen und die deutschen Grabsteine hinauswerfen lassen zu wollen, später, auf erhobene Klage, einen Vergleich angeboten haben. Die Geschichte ist sozialdemokratischen und jüdischen Blättern entnommen, die sich (wie z. B. das „Märktener Wochenblatt“) zum Teil schon zu Verächtigungen bequem mußten. Der angebliche fromme Deutsche war ein slowenischer, glaubensloser Sozialdemokrat, der nach drei Tage vor ihrem Tode die arme Frau prügelte. Das Grabkreuz war kein Kreuz, sondern ein 2½ Meter langes Brett, das er ein Jahr nach dem Tode seines „Annickgeliebten Weibes“ mit einer deutschen Inschrift aufstellen ließ, um den Pfarrer zu ärgern. Dieser ließ es in ordnungsmäßiger Weise entfernen, weil die Friedhofsordnung bestimmt, daß zur Aufstellung von Grabdenkmälern keine Genehmigung einzuholen ist, er machte in ruhiger Weise vor der Kanzel anlässlich dieses Falles auf die Einhaltung der Friedhofsordnung aufmerksam, wobei keine Drohung der von der „Wartburg“ berichteten Art fiel, auch hat er keinen Vergleich angeboten, weil das Gericht nach Darlegung des Falles die Klage abwies. Auf dem Kirchhof befanden sich mehrere deutsche Grabsteine, zu denen der Pfarrer anstandslos keine Genehmigung gab. In österreichischen Blättern war noch die Rede von übermäßigen Gebühren, die der Pfarrer gefordert und der „arme Mann“ nur teilweise habe bezahlen können, tatsächlich hat er bis heute nichts von den festgesetzten bescheidenen Gebühren erhalten. Man sieht, so viel Angaben, so viel lügenhafte und böswillige Entstellungen. Die C. A., der diese Angaben von autorisierter Seite gemacht wurden, empfiehlt der „Wartburg“, die Vorgänge im christlich-sozialen „Märkter Tagesblatt“ Nr. 38 und im alldeutschen-lutherischen „N. Wochenblatt“ Nr. 22 vom 23. März nachzulesen.

ca. Die Richte des Kardinals Rampolla. Unter diesen und ähnlichen geschäftigen Heberschriften erschienen im Februar in einer Reihe liberaler und sozialdemokratischer Blätter ausgedehnte Verächte über einen Neapolitaner Sensationsprozeß,

in dessen Mittelpunkt eine gewisse Klomena Epofato stand, die sich umfangreicher raffinierter Schwindereien schuldig gemacht und besonders in katholischen Kreisen ihre Opfer gesucht und sie leider auch gefunden hatte. Sie hat dabei sich als Richterin des Kardinals Rampolla ausgegeben, mit allerhand pikanten Andeutungen und reichlich mit gefälschten Briefen operierend. Außerdem waren ein Dominikaner und ein sittlich schon vorher nicht einwandfreier Gesellschafter in die Reihe dieser sonst durchaus nicht „fremdenhaften“ Gaunerin gefallen und haben dabei völligen Schiffbruch gelitten. Das muß zugegeben werden. Aus den Prozeßverhandlungen ging aber klar hervor, daß zunächst Kardinal Rampolla mit der Person in gar keine Verbindung zu bringen ist, daß sich die eigentlichen lieblichen Zustände durchaus korrekt verhalten haben und, daß die sonstigen Opfer eben nur auf Gaunereien hereingefallen sind, wie es bei jedem derartigen Falle auch bei Personen zu geschehen pflegt, die nicht über den nötigen Scharfsinn bei derartigen Verwicklungen verfügen. In den Verächten, die durchweg tendenziös entstellt sind, werden weiter, wie gewöhnlich bei solchen Dingen, eine Menge besonders interessanter und pikanter Einzelheiten mitgeteilt, für die die Gerichtsverhandlungen gar keinen Anhalt geboten haben, die also offenbar freie Erfindungen sind, zum Nerven- und Sinneszittern eines gewissen Lesepublikums.

— Ein Journalistenstreik. An dem Tage, an welchem die französische Kammer über die Kasardspiele diskuterte — es war kurz nach der von Clemenceau veranlaßten Ausweisung eines belgischen Spielwärters — hielten die Parlamentarier Journalisten einen netten Streik aus: da sie der Ansicht waren, daß die Verächtung über diese an sich ganz unbedeutende Spielwärtersfrage viel zu lang dauerte, stellten sie heimlich die Zeiger der unter ihrer Tribüne dem Präsidentensitzte gegenüber befindlichen Uhr vor und erzielten damit den erwarteten Effekt. Die Uhr zeigte plötzlich 9 Uhr 30 Minuten an, während in Wirklichkeit noch 9 Uhr festhielt; da aber für die Kammer nur die „offizielle“ Uhr maßgebend ist, erkannten die Abgeordneten sofort, daß man viel zu lange getagt habe und waren in einem Nu mit dem Gegenstande der Tagesordnung fertig. Soweit war alles gut. Der gelungene Journalistenstreik hat aber jetzt — so lesen wir im „Cri de Paris“ — zu einem Konflikt geführt. Die Sekretäre und Stenographen, die die Sitzungsprotokolle redigieren, haben Anspruch auf eine besondere Entschädigung, wenn die Sitzung über 9 Uhr hinaus dauert; diese Entschädigung verlangen sie jetzt auch für die hier in Frage stehende Sitzung, indem sie sich darauf berufen, daß auch im „Journal Officiel“, dem als unfehlbar geltenden Staatsanzeiger 9½ Uhr als Sitzungsschluss angegeben sei. Der Sekretariatschef aber, der von dem Journalistenstreik erfahren hat, weigert sich zu zahlen; einstweilen schlägt die Sache noch, da man den fürchtbaren Gedanken, dem „Journal Officiel“ öffentlich einen Irrtum nachzuweisen und die Schändlichkeit der Journalisten amtlich zuzugeben, noch gar nicht ausdenken kann. Aus diesem Grunde wird man wohl auch schließlich nachgeben und den Stenographen die imaginäre „Aberstunde“ bezahlen.

— Ein Stück veralteter Räuberromantik hat, so schreibt man der „Frank. Zig.“ aus Rom, kürzlich in einer Nacht in der Nähe von Salerno ihr Ende gefunden. Ein intelligenter und physisch stark entwickelter Landmann namens Francesco Parisi war vor einigen Jahren wegen Gewalttätigkeit zu Gefängnis verurteilt worden. Er hielt sich für ein Opfer der Ungerechtigkeit und schwor allen Zeugen, die gegen ihn ausgesagt hatten, nach dem in Süditalien unanstößbaren Gesetz der Selbstjustiz Rache. Seit sechs Monaten beherrschte er als Tyrann die Gegend von Salerno, so daß er schon in Volksliedern als Held der Vendetta besungen und als Musolino 2. gefeiert wurde. Sein Ruhm stieg, als er einen Carabinieri, der gegen ihn im Prozesse ausgesagt hatte, mündlings erschoss. Vor einer Woche schloß er auch einen Bauern zum Strüppel, weil er ihn als Spion der Carabinieri in Verdacht hatte. Mehrere Tage lauerten ihm die Carabinieri nachts im Walde Paicella auf, aber erst als sie einige seiner Bewunderinnen und Geliebten, die ihn heimlich mit Munition und Proviant versorgten, dingfest gemacht und das Gerücht verbreitet hatten, daß sie, von den Nachtmärzern erschöpft, in der Nacht vom 24. auf den 25. März ausruhen würden, konnten sie ihn überraschen. Drei Abteilungen umzingelten ihn; Parisi fiel nach heftiger Gegenwehr, von 29 Schüssen durchbohrt, nachdem er selbst 61 abgefeuert hatte. Die Carabinieri, von denen einer nur durch Zufall dem Tode entging, blieben unverletzt.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 18.

Düsseldorf, den 5. Mai.

1907.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach Ostern. — Das Gebet im Namen Jesu. — Nachklänge zum Osterfeste V. — Protestantische und katholische Mission. — Der Besuch. — Märlchen.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum fünften Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XVI, 23-30. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen werde. Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet; es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten; und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde. Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichniß mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage; Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.

### Das Gebet im Namen Jesu.

Klar ist das Wort, daß jegliches Gebet im Namen Jesu stets Gehörung findet, und fest, als Gottes Wort, die Wahrheit steht, die diese frohe Botschaft uns verkündet.

Wohl gibt Gott mehr, als wir von Ihm begehrt, Wohl Besseres, als wir von Ihm ersehnen; Drum mürrt nicht, wenn Er dir „Brot“ gewährt, Da töricht da um einen „Stein“ gebeten.

### Nachklänge zum Osterfeste.

V.

Der große hl. Kirchenlehrer Augustinus macht gelegentlich die Bemerkung, daß dem christlichen Glauben in keinem Punkte so hartnäckig, so angestrengt und leidenschaftlich widersprochen werde, wie in der Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Und wie es zur Zeit des hl. Augustinus, also im 4. Jahrhundert, war, so ist es auch heute noch; immer wieder heißt es, es sei unmöglich, daß das irdische Fleisch sich einst himmelwärts erhebe. Wahr ist, daß die Auferstehung der Toten ein Wunder ist, ja, nach dem allerb. Altarsakramente vielleicht das größte aller Wunder, — aber doch ein Wunder nur insofern, als die Auferstehung eben nur von der Allmacht Gottes bewirkt werden kann, der den ursprünglichen Zustand — also die infolge der Sünde aufgehobene Verbindung der Seele mit dem Leibe — wiederherstellen wird.

Erinnern wir uns der lehrhaftig von uns angeführten klaren Aussprüche unseres göttlichen Erlösers und des Völkerapostels Paulus, die uns Christen über

diese hochwichtige Lehre vollkommen beruhigen. Indes schon dreitausend Jahre vor der Ankunft Jesu war die Hoffnung auf die einstige Auferstehung der Toten des frommen Dulders Job, als er unter den schwersten Heimsuchungen litt und zuletzt noch von dem schrecklichen Ausfalle gepeinigt wurde; als er dazu noch von seinen Freunden der Gottlosigkeit geziehen ward, da erfüllt seine tiefgebeugte Seele plötzlich ein himmlischer Trost und voll Freude ruft er aus: „Wer giebt mir, daß meine Worte geschrieben werden? Wer giebt mir, daß sie in ein Buch gezeichnet werden mit eisernem Griffel und auf Tafeln von Blei, oder eingehauen werden mit dem Meißel in einen Felsen? — Was mag es denn sein, lieber Vester, das den Zammervollen so entzückt und das er allen künftigen Zeiten überliefern möchte? „Ich weiß“, ruft er aus, „daß mein Erlöser lebt, und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen und werde wieder umgeben werden mit meiner Haut und werde in meinem Fleische meinen Gott schauen!“ (Job 19, 23-26.) Die Auferstehung des Fleisches, die die Kirche im apostolischen Glaubensbekenntnisse lehrt, glaubt also auch dieser fromme Patriarch, der ungefähr dreitausend Jahre vor Christi Geburt lebte! Und wie klar spricht er es aus, daß wir nicht in irgend welchem Leibe, sondern in unserem eigenen Leibe auferstehen werden!

Nun kommen aber die Gegner dieser großen Wahrheit und sagen: Wie soll es möglich sein, daß ein Leib, von dem nur noch ein wenig Nische übrig ist, ganz wie er war, auferstehe? — Gott könnte freilich in einem Augenblicke jeder Seele einen Leib bilden; allein das wäre eine wahre Schöpfung eines neuen Leibes und nicht eine Auferstehung des alten Leibes! Wie werden wir also in eben dem Fleische auferstehen, das wir gegenwärtig haben und wie werden wir uns „mit dieser unserer Haut“ wieder bekleiden und „mit diesen unsern Augen den Herrn wieder sehen“? (Job 19.)

Schon dem hl. Apostel Paulus wurde dieser Einwand von den damaligen Heiden entgegengehalten. Wir haben auch schon erwähnt, was der Apostel (1. Kor. 15.) ihnen antwortete: O ihr Toren! Wenn ihr eine Pflanze säet, so legt ihr doch ihren Samen in die Erde, saet aber nicht den „Leib“, den sie wachsend erhalten wird, sondern diesen „Leib“, der aus einem kleinen Samenkorn sich erhebt, bildet und eignet Gottes Allmacht einem jeden Samenkorn zu.

Um den Apostel hier recht zu verstehen, müssen wir folgendes wohl beachten: Wenn gesagt wird, daß wir alle wirklich in unserm eigenen Leibe auferstehen werden, so ist doch nicht notwendig, daß darum dieser Leib genau denselben Stoff aufweise, den er im irdischen Leibe hatte. Denn — sagt der hl. Thomas — eben dieser Leib, den wir gegenwärtig haben, ist, streng genom-

men, in allen seinen Teilen ja auch nicht ganz derselbe, den wir bei der Geburt hatten. Bei der Geburt hatten wir einen überaus kleinen, schwachen Leib, und die Masse, die Größe und Festigkeit, die er gegenwärtig hat, bildeten sich erst im Laufe der Jahre durch Speise und Trank, Luft, Wärme usw. heran; diese tragen äußerlich zum Leben, zur Nahrung und zum Wachstum des Leibes bei. Während also in unserm Leibe die Säfte, das Blut, das Fleisch, die Knochen, überhaupt der ganze Leib, beständig abgenutzt und verzehrt werden, erneuern sie sich und werden wieder hergestellt durch Speise, Schlaf usw. Unser erwachsener Leib hat daher nichts mehr von der Materie (dem Stoffe), die den Leib des Kindes bildete. Die erste Materie ist nach und nach fast ganz erneuert worden, und diejenige, die gegenwärtig den Leib bildet, ist gleichsam eine ganz fremde: erworben durch den Gebrauch der Speise und durch das Zusammenwirken der Elemente. Und dennoch hindert das alles nicht, daß der Leib des erwachsenen Menschen eben derselbe Leib ist, den er als Kind hatte; denn die Seele ist die wesentliche Form des Leibes, die ihm das bestimmte Sein und das Leben gibt, und gleichwie die Seele in den verschiedenen Lebensaltern desselben Menschen immer dieselbe ist, so hat durch sie auch der Leib immer dasselbe bestimmte wesentliche Sein und ist deshalb immer derselbe.

Sehet also, sagt nun der hl. Augustin, worin das Wunder der Auferstehung der Leiber besteht: Gott wird dann in einem Augenblick das tun, was jetzt nach und nach in uns vorgeht. Aus einem kleinen, kaum sichtbaren Keime hat sich mit der Zeit und aus äußeren Substanzen, mittels der Nahrung und Respiration, dieser unser Leib gebildet; ebenso wird Gott nun am jüngsten Tage aus einer Hand voll Staub, der von unserm Leibe übrig bleibt, wiederum einem Jeden von uns einen vollkommenen Leib bilden. Wie aber unser jetziger Leib, obwohl erneuert, erweitert und vergrößert durch äußere Substanzen, ganz derselbe ist, der er im Kindesalter war, weil er sich auf derselben Grundlage, aus einem und derselben Stoffe in der Vereinigung mit einer und derselben Seele bildete, — so wird auch durch die göttliche Allmacht unser auferweckter Leib eben derselbe sein, den wir im irdischen Leben hatten, weil er mit derselben Seele vereinigt und von Gott auf der Grundlage derselben Materie gebildet ist. Der einzige Unterschied besteht darin, daß dann „in einem Augenblicke“ (1. Kor. 20.) geschehen wird, was in uns jetzt langsam mit der Zeit vorgeht.

Der aufmerksame Leser wird hier fragen: Wie aber ist es mit den Leichen, die vom Feuer verzehrt werden? Wie mit denen, deren Asche zerstreut oder vermischt oder umgebildet wird und in andere Substanzen übergeht? Wie mit den Leichen, die von wilden Tieren, von Vögeln, Fischen oder gar von kannibalischen Menschen verzehrt werden, so daß von ihrem Fleische wieder andere Körper gebildet und unterhalten werden? — Nun, der hl. Paulus hat schon gesagt: „Nicht jedes Fleisch hat dieselbe Beschaffenheit und dieselbe Natur; etwas Anderes ist das Fleisch des Menschen und etwas Anderes ist das Fleisch des Tieres“ (1. Kor. 15.).

Der Unterschied zwischen Fleisch und Fleisch, von dem der Apostel hier redet, besteht nun aber darin, daß das Fleisch des Tieres ganz untergeht, da seine ganze Form (die sinnliche Tierseele) womit es vereinigt ist, ganz untergeht; das Fleisch des Menschen aber, sagte der heilige Augustin, ist die Materie einer unsterblichen Form, nämlich der menschlichen Seele; es bewahrt daher auch in seiner Auflösung einen Keim der Unsterblichkeit, wodurch es mit seiner unsterblichen Form (der Seele) in Verbindung bleibt. Während also das Fleisch des Tieres ganz aufgelöst wird, sich in andere Substanzen verwandelt und untergeht, wird das Fleisch des Menschen zwar auch vom Feuer verzehrt, als Asche zerstreut, als Speise genossen, — aber nie ganz zerstört, nie ganz in fremde Substanzen

verwandelt. Wird es auch in Asche verwandelt und mit anderen Aschen vermischt, wird es auch in Speise und Fleisch anderer Körper verwandelt: Gott wird diese Ueberreste, die Er selbst unsterblich gemacht hat, schon wieder finden! Seine Allmacht wird sie jener Seele zurückgeben von der sie früher belebt waren; und dieses Fleisch wird eben dem Menschen wieder gegeben, in dem es das erste Mal menschliches Fleisch zu sein anfing.

Vergessen wir niemals daß der Mensch nicht nur in Bezug auf die Seele, die er nicht sieht, sondern sogar in Bezug auf die Funktionen (die Lebensäußerungen und Tätigkeit) des Leibes, den er sieht, sich selbst ein unlösliches Rätsel ist und bleibt. Darum sagt der hl. Cyrill mit vollem Rechte: In Sachen der göttlichen Offenbarung nach dem „Wie“? fragen, ist so viel, als allen Irrtümern, ja, dem vollendeten Unglauben die Türe öffnen und sich in den ewigen Abgrund stürzen!

S.

### \* Protestantische und katholische Mission.

Gegenüber einer Veröffentlichung der protestantischen Rheinischen Mission wird den „Verk. Neuest. Nachr.“, die sich gewiß nicht durch Voreingenommenheit für die Katholiken auszeichnen, von einer „mit den Verhältnissen nahe vertrauten, durch langjährige Erfahrung ausgezeichneten Seite“ geschrieben:

„Die äthiopische Bewegung ist eine Massenfrage, geboren aus mißverstandenen christlichen Ideen, gefördert durch dieselben Ueberhumanen, welche in ihrem grenzenlosen Idealismus dem Nigger dieselben Rechte einräumen zu müssen glaubten, die der weiße Mann besitzt, und auf die der Schwärze erst ein Anrecht haben kann, wenn er innerlich gleichwertig ist. Ob die Missionen im Stande sein werden, die Gleichwertigkeit herbeizuführen? Ich will diese schwierige, leicht zu Mißverständnissen und Brechungen führende Frage scharfer präzisieren: Werden die Missionen in ihrer heutigen Organisation diese Aufgabe lösen? Mund herausgesagt: In allen Kolonien ist die Ansicht der Ansiedler, daß die katholischen Missionen dieser Aufgabe weit aus mehr Verständnis entgegenbringen und mit größerem Geschick sie lösen als die protestantischen. Selbst die Buren, welche geborene Katholikenhasser waren, pflegten zu sagen, lieber einen roten Kaffern oder einen katholischen, nur beleibe keinen von einer protestantischen Station! Man lasse doch einmal die traditionelle Empfindsamkeit bei solchen Erörterungen beiseite und prüfe ohne konfessionelle Voreingenommenheit die Frage, und dann reorganisire man. Der Haß der Ansiedler gegen die protestantischen Missionen ist bekannt genug. Soll er nur aus Zufall geboren sein? Schwere! Man wirft den katholischen Missionen gewiß mit Recht vor, daß sie nach Macht streben. Die protestantischen Missionen sollten doch an ihre Kraft schlagen und erkennen, daß dieser Machtdünkel in ihnen nicht minder wehth, nur gelangt er auf andere Weise zum Ausdruck. In Südwestafrika versuchten die protestantischen Missionen den Arbeitermarkt zu monopolisieren. Darob ein Sturm der Entrüstung, der auch im Organ des Kamerervereins, den Windhuker Nachrichten, recht scharf zum Ausdruck kam. Doch hier handelt es sich um Neuzugewandten, deren Ursachen ich in der Oeffentlichkeit nicht berühren möchte, um nicht unnötig böses Blut zu machen. Der Divisionspfarrer Schulte, welcher im Madettenforps zu Dresden wirkte, hat seinen Schülern einmal erzählt — ich glaube es war im Jahre 1889 oder 1890 — an der afrikanischen Westküste taufte die katholischen Missionare die Massen der Einfachheit halber gleich mit der Feuerspritze. Wie ist zwar unerfindlich, wie eine solche dahin gekommen sein soll, jedenfalls muß festgestellt werden, daß im allgemeinen die katholische Mission sehr gründlich arbeitet. Die Laienbrüder lehren die Eingeborenen erst arbeiten und gehorchen. Erst nach und nach bringt man dem Farbigen die Grundlagen des Christentums bei, und da spielt die Frage des Gehorsams gegen die Obrigkeit und den Vorkherrn eine große Rolle. Es ist eine Tatsache, daß Eingeborene, die auf katholischen Stationen erzogen worden sind, äußerst selten frech und anmaßend auftreten. Ich will nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß von den katholischen Eingeborenen keiner die Waffen gegen die

Regierung in Südwestafrika ergriffen hat. Anders bei protestantischen Missionen! Es scheint, als herrsche da die Ansicht vor, daß der Kirchenbesuch das Auswendiglernen von Kirchengesängen oder die Mitgliedschaft bei einer Musikkapelle den Maßstab bilden für die heilige Bestimmung des Jünglings. Ein Missionar aus Verseba-Transvaal, ein alter, spröder Herr, antwortete mir immer auf die Frage, ob seine Schüler wohl wahrhafte Christen seien: „Zur Kirche kommen sie fast regelmäßig, aber ins Herz kann ich ihnen nicht sehen!“ Als ich einwarf, ob noch Weiter ausgetauscht würden, sagte er: „Mit meinem Wissen gewiß nicht!“ Ein englischer Missionar erklärte einmal von der Kanzel Herab in Heidelberg-Transvaal, die Schwarzen kämen regelmäßig zur Kirche, die Weißen nicht. Deshalb kämen die Schwarzen auch eher in den Himmel. Wenige Tage später überfielen einige dieser Missionsschüler zwei weiße Frauen und schlugen deren Männer. Die katholischen Missionen stellten die Pflichten des Christen, die Unterordnung, Arbeit usw. in den Vordergrund ihrer Erziehung, die protestantischen, und vornehmlich die englischen Missionen, fördern die Eitelkeit des Jünglings und glauben so ihr Ziel zu erreichen.

## Der Besuch.

Von G. Ring.

„Röschen, komm doch einmal her,“ rief Herr Hoffmann in die Küche hinaus.

„Hier bin ich, Vater,“ antwortete Röschen helle Stimme und ein 17jähriges blondlockiges, blauäugiges Mädchen hüpfte ins Zimmer.

Sie spreizte die Hände, an denen Teig klebte, weit von sich und sah den Vater erwartungsvoll an.

„Geh nur erst und wasch Dich, dann sehe Dich vernünftig zu mir. Ich habe wichtige Dinge mit Dir zu besprechen.“

„Mit mir, Vater, nicht mit Emma?“

„Nein, mit Dir Röschen.“

„Da bin ich aber neugierig,“ mit diesen Worten huschte sie eilig hinaus, um aber nach einigen Minuten schon wieder ins Zimmer zu wirbeln. Auf einen Wink des Vaters setzte sie sich auf einen Stuhl.

Der Vater nahm jetzt einen Brief zur Hand.

„Mein Bruder aus Föhre schreibt hier unter anderm:“

„Da es bei uns recht einsam ist, Du aber fünf Töchter um Dich hast, so bitten Lenchen und ich Dich sehr, uns Röschen auf ein halbes Jahr zu schicken. Ich glaube, es wird ihr bei uns gefallen. Was sie an Sport und Vergnügungen liebt, kann sie bei uns betreiben, so viel sie mag. Wenn sie selbst Lust verspürt, Onkel und Tante Gesellschaft zu leisten, so ist uns das Mädchlein täglich willkommen. Sie muß es aber gern tun, nicht aus Pflichtgefühl.“

„Darf ich, Vater? Ach ja, erlaube es, Herzenspapa?“ unterbrach ihn Röschen.

Sie war aufgesprungen und streichelte an dem gestrengen Papa herum.

„Du müdestest also hinreisen? Gut. Ich erlaube es Dir. Bitte mir aber aus, daß Du keine Tollheiten anstellst, sondern Dich Deinen siebzehn Jahren angemessen benimmst.“

Nach einem herzhaften Aufschrei lief Röschen mit dem Aufbruch „ich reise nach Föhre“ aus dem Zimmer, um den Schwestern das freudige Ereignis mitzuteilen.

Sie fuhr nicht zum ersten Male zu Tante und Onkel Hoffmann. Diese hatten keine Kinder und luden deshalb öfter eine ihrer Nichten zu sich ein. Röschen mit ihrem munteren Wesen war ihnen stets die liebste und auch diese liebte Onkel und Tante schwärmerisch.

Schon nach drei Tagen dampfte sie nach Föhre ab, wo Hoffmanns sie mit offenen Armen empfangen.

„Ich glaube, Altmädchel, Du bist noch gewachsen, seit ich Dich zuletzt gesehen habe,“ begrüßte sie der Onkel.

„Die richtige Dame ist sie geworden, Franz, findest Du es nicht auch?“ meinte Tante Lene.

„Die Hauptsache ist, daß ich wieder bei Euch bin,“ sagte Röschen und hing sich in beider Arm.

Die Villa Hoffmann lag nahe am Walde; ihr Garten erstreckte sich bis zum Wasser hinunter, an dem nicht nur ein Badehaus, sondern auch ein Bootshaus mit einem Rudersboot lag.

Dicht hinter dem Hause stand ein fetter schöner Tanne, deren Wipfel das Dach weit überragte und deren Aeste breit nach allen Seiten sich ausdehnten. Darunter war ein Platz eingerichtet, an dem an guten Tagen die Mahlzeiten eingenommen wurden.

Gerade als Röschen behaglich ihren Kaffee schlürfte und von daheim erzählte, meldete das Mädchen den Hausarzt. Er kam regelmäßig in bestimmten Zwischenräumen, um sich nach dem Befinden der Familie zu erkundigen.

„Ich lasse ihn hierher bitten,“ sagte Frau Hoffmann und erhob sich, da Schritte näher kamen.

Diesmal war es aber nicht der alte Herr Sanitätsrat, sondern sein Assistent Dr. Müller, dem er schon jetzt manchen Besuch überließ, um ihn später ganz die Praxis abzutreten.

„Guten Tag, gnädige Frau, wie ist das Befinden?“

„Danke, es geht, Gott Lob, gut.“

„Herr Dr. Müller, meine Nichte Röschen“, sagte sie lächelnd, die beiden gewissermaßen vorstellend.

Röschen war in ihrer lebhaften Art bereits aufgesprungen und sie und Dr. Müller begrüßten sich als gute Bekannte. Man merkte, beide freuten sich des Wiedersehens.

„Gnädiges Fräulein sind wieder der Stadt Altona entschlossen? Das finde ich vernünftig. Werden Sie längere Zeit hier bleiben?“

„Bis Onkel und Tante mich hinauswerfen.“

„Dann bleiben gnädiges Fräulein also jetzt immer in Föhre?“

„Nein, nein, Spaß beiseite. Ein halbes Jahr lang darf ich bei Onkel und Tante bleiben.“

„Das ist ja herrlich. Da können gnädiges Fräulein an den Ausflügen der Harmonie teilnehmen. Sie werden in diesem Sommer großartig.“

Nachdem er noch eine Tasse Kaffee mit ihnen getrunken und sie über dies und jenes geplaudert hatten, verabschiedete sich Dr. Müller.

„Ich finde ihn sehr nett,“ meinte Onkel Franz. „Ich glaube, wenn der alte Sanitätsrat Bartels die Praxis niedergelegt, nehmen die meisten Familien ihn. Er soll auch schon recht gute Kuren gemacht haben.“

„Gewiß,“ sagte Tante Lene, „denke doch an das kleine Pöschchen von unserer Waschfrau. Die hatte Gehirnreizung und die Mutter konnte nicht immer daheim bei der Kranken bleiben, da sie verdienen mußte. Da hat Dr. Müller die ganzen Tage am Bett der Kleinen gesessen, die Eisumschläge gemacht und sie glücklich gesund gepflegt.“

„Das finde ich lieb von ihm, daß er auch gegen arme Patienten nett ist!“ sagte Röschen.

Dann brachte die Tante das junge Mädchen in ihr Zimmer. Da gab es eine Ueberraschung. Die Möbel, Gardinen, Tapeten waren erneuert und zwar einheitlich in ganz zartem Hellblau.

„Ach, wie entzückend,“ rief Röschen begeistert aus und erstarrte die Tante fast mit ihren stürmischen Dankesbezeugungen.

Das Stübchen lag im Siebel und von ihm aus sah man über die Wälder und Gärten fort, auch das Wasser schimmerte an einzelnen Stellen hindurch.

„Wie freue ich mich auf's Baden und Rudern,“ sagte Röschen.

„Sei nur stets recht vorsichtig,“ mahnte die Tante die immer in Angst lebte, es möchte der Nichte etwas zustößen.

„Ich kann ja schwimmen, Tante, mir passiert schon nichts,“ antwortete sie.

Die Tage und Wochen vergingen Röschen wie im Fluge. Mit schwärmerischer Liebe hing sie an Tante Lenchen, in ihr fand sie eine zweite Mutter, nachdem sie schon zehn Jahren die ihrige verloren hatte.

Dr. Müller war ein stets gern gesehener Gast im Hoffmann'schen Hause, der ebenso oft als Hausarzt wie als Freund dort erschien.

Im Juni fand der eine Ausflug der Harmonie statt. In mehreren Booten ruderten die ganze Gesellschaft über die Bucht, um dann in einem nahe am Ufer gelegenen Förstehaus sich durch Speise und Trank zu stärken. Hierauf fand auf grünem Rasen ein Länzchen statt. Am Abend warfen bunte Laternen, in den Zweigen der Bäume aufgehängt, zitternde Lichtreflexe auf die tangenden Raare.

Zur Monatsfeier fuhr die lustige Gesellschaft unter fröhlichem Singen den heimischen Gestaden wieder zu. Röschen hatte sich herrlich amüsiert. Hoffmanns waren im eigenen Boot gekommen und Dr. Müller half dem Onkel beim Rudern. Jetzt mußte er den ziemlich weiten Weg von der Villa zur Stadt zurücklegen, doch tat er es gern. Seine Gedanken weilten bei Röschen. Wie liebte er das reizende Kind. Ob sie ihn auch liebte, wozu er nicht zu entscheiden; war sie doch so harmlos kindlich vergnügt, zutraulich gegen ihn wie ein guter Kamerad.

Ein glühend heißer Sommer war gewesen. Der zweite Ausflug der Harmonie ward verschoben, da niemand in der Hitze Verlangen danach trug. Endlich an einem schönen Augusttage hielten die geräumigen Bojen vor dem Vereinslokal und unter Vochen und Scherzen fand die Plauderfeier statt. Dr. Müller und Hoffmanns saßen natürlich zusammen. Die Gesellschaft hatte Röschen und Kurt Müller schon lange mit einander verlobt, obgleich die Beteiligten noch nichts davon wußten. Zwei Stunden fuhren sie jetzt auf den

stättigen Waldwegen dahin, bis sie einen herrlichen Platz nahe an einem Bache erreichten. Dieser Ort war ansehnlich, um ein Feuer zu machen und Kaffee im Freien zu kochen. Wo viele Hände sich in die Arbeit teilen, geht sie schnell von statten. Bald brodelte das Wasser, lieblicher Kaffeedunst durchzog den Wald und Jung und Alt lagerte sich im Gras. Das Mädchen gefiel der Jugend nicht. Sie brachen bald auf, durchstreiften zum Teil den Wald oder spielten Gesellschaftsspiele, während die älteren Damen sich als Hüterinnen der mitgenommenen Vorräte nützlich erwiesen.

Als der Abend dämmerte, fanden sich alle mit hungrigen Mägen und großem Appetit wieder ein. Der Wald hallte wieder von Lachen und Gesang und es war eben lustiger, als die Harmonie endlich durch die Wälder nach Höhe zurückfuhr.

An Hoffmanns Villa ließen sie an. Diese stiegen ab und nahmen schließlichen Abschied von der Gesellschaft. Plötzlich fiel der Outei Franz über einen im Wege liegenden Stein. Er schlug gegen die Caricatur und stöhnte laut vor Schmerz. Mädchen und die Tante konnten ihn nicht allein hochrichten. Zum Glück bemerkten sie den Unfall noch auf dem Wagen. Dr. Müller sprang herab und richtete den Gestürzten auf.

„Mein Arm, mein Arm,“ röhnte der Outei. Hinterdes waren die Mädchen herab gekommen. Herr Hoffmann wurde ins Haus gebracht und Dr. Müller untersuchte den verletzten Arm. Er war, Gott Lob, nicht gebrochen, sondern nur an der Schulter entzündet; doch mußte der Kranke beim Nichten des Armes viel Schmerzen aushalten. Jetzt verordnete der Arzt Entzündung, um die Schwellung möglichst zu unterdrücken und die Schmerzen zu lindern. Mädchen erbot sich, Nachts beim Outei zu wachen, da die Tante sich gleich hinlegen mußte. Sie war selbst ganz elend und aufgeregt von dem Schreck und bedurfte dringend der Ruhe. Der Outei willigte ein. Er dachte sich, das Kind kann ja auf dem Sofa ruhig schlafen, wenn es für zu viel werden sollte. Auch Dr. Müller hatte kein rechtens Zutrauen zu ihren Pflegerinnen, sah es aber als Prüfung an, ob sie sich wohl zu dem schweren Beruf einer Arztesfrau eignete, die dem Manne eine gute Gehilfin sein muß, wenn er sein Amt recht und ernsthaft erfüllen will.

Mädchen aber konnte sich besser. Ihre tolle übermütige Frechheit barg ein goldenes treues Herz und große Pflichttreue. Unermüdet erneuerte sie die Umschlüge, tröstete den Outei in seinen Schmerzen und war dem Kranken eine wahre Wohltat in seinem Leiden. Am Morgen schlief Patient und Pflegerin ein Stündchen und als Tante Rene voller Sorge um den Gatten das Zimmer betrat, war sie freudig erstaunt, ihn weit besser zu finden, als sie gehofft hatte.

„Mein Mädchen hat so treu bei mir gewacht, das liebe Kind“, sagte er, und als Dr. Müller kam, konnte er das junge Mädchen nicht genug loben.

„Ich weiß, weshalb eine Seele Ihre Fräulein Nichts ist,“ sagte dieser. „Ich liebe sie schon lange, weiß aber nicht, ob ich auf Gegenliebe rechnen darf.“

„Junger Mann, nur nicht so schüchtern! Gehen Sie und fragen Sie selbst, sie ist in den Garten gegangen.“

Das ließ sich der Doktor nicht zweimal sagen. Er lief durch den Garten bis ans Wasser, wo unter einer Hängeweide Mädchen Lieblingsplatz war.

„Fräulein Hoffmann, Mädchen, liebst Du mich und willst Du mein Weib werden?“ Mit diesen katzig hervorgerostenen Worten umfahle er sie und preßte sie an sich, ihren Mund mit seinen schließend.

Endlich, als er sie freigab, sagte sie lächelnd: „Das war aber eine Ueberrumpelung, keinen Laut konnte ich von mir geben Du hüternischer Kuck. Wenn ich Dich nun garnicht will?“ Sie konnte nicht weiter reden. Seine Kisse schloffen ihren Mund und ihre lachenden Augen. Plötzlich stand das Mädchen vor ihnen: „Der gnädige Herr läßt Heren Doktor fragen, wie die Antwort ausgefallen sei“, sagte sie kreuzherzig. Lebend eilten Kurt und Mädchen ins Haus, um sich als Brautpaar vorzustellen.

### Allerlei.

\* **Liberales Christentum.** Die „Pfälzer Zeitung“ hatte vor ein paar Tagen darauf hingewiesen, daß die Wandertouren der Pfälzerwald-Vereine in manchen Fällen Anlaß gewesen seien, daß Katholiken die Sonntagsmesse versäumten die es sonst nie hierin fehlen ließen; und sie erinnerte die Katholiken an die Pflicht, an Sonn- und Feiertagen der hl. Messe beizuwohnen. Dazu schreibt die liberale „Pfälzische Presse“, die hängt auch die Auferstehung Christi offen leugnete in Nr. 110: „Wenn man nicht unwillkürlich lachen mußte über dieses mehr als einseitige Gewäsch des schwarzen Blattes, so mußte es einem bitter weh tun, zu sehen, wie

herrlich weit wir es gebracht haben in der Hellen (!) sonalgen Pfalz. Wir sind gewiß die letzten, die irgend jemand hindern möchten, auf seine Art den Sonntag zu begehen, aber die Manier, in der das schwarze Blatt öffentlich versucht, harmlos fröhlichen Menschen um jeden Preis die Freude zu nehmen, und sie zu Kettenbrüdern zu machen, fordert denn doch offenen Protest heraus. Bildet sich die „Pfälz. Ztg.“ denn wirklich ein, nur die Kirche sei die Stätte wirklicher Frömmigkeit? Wir glauben, auch draußen im Pfälzer Wald, in Gottes erhabenem Dom, ist das Herz empfänglich für wahre tiefe Andacht. (!) Aber draußen im Wald, im lachenden Frühlingsmorgen, da weht dem frommen Blatte die Luft zu rein, zu frei (!) — und das scheint ihm zu gefährlich. Es fühlt sich demnach berufen, hier die Kette anzuziehen. Es ist eine Schmach zu sehen, wie das harmloseste Vergnügen jedem vergällt wird, der innerlich nicht frei genug ist, sich über solches Gewäsch, wie es die „Pfälz. Ztg.“ hier salbungsvoll verzapft, hinwegsetzen zu können und deren gibt es leider wohl viele. Uebrigens ist es eine lässliche Idee des Blattes sich für irgend einen Ort eine hl. Messe zu bestellen, wie man etwa ein Mittagessen voranzubestell. — Wir leben doch in einer merkwürdigen Zeit! — Diese Andeutung ist echt liberal! Das Kirchengelot, das unter schwerer Sünde verpflichtet, ist dem Liberalismus Pariseri; die „freie“ Wald- und Wiesereligion, die sich frei macht von den „engerzigen“ kirchlichen Vorschriften, sie ist das Ideal des Liberalismus, und wenn katholische Blätter die Katholiken an ihre Christenpflicht erinnern, dann ist es eine „Schmach“, „einseitiges Gewäsch“, das der „Pfl. Presse“ bitter weh tut, über das sie „lachen“ muß, ja das sie sogar zum „offenen Protest“ herausfordert, weil man so fröhliche Menschen zu „Kettenbrüdern“ machen will. Wie gesagt: die Haltung der liberalen Presse ist ganz unversälscht liberal. Trotzdem wird natürlich die liberale Presse auch weiterhin behaupten, der Liberalismus „sei kein Feind der Religion und der Kirche.“

ca. **Selbsthilfe gegen „tolerante“ Katholiken.** Die „Leipziger „Neuesten Nachrichten“ hatten Ende März einen Artikel gebracht, den gesinnungswidrige Blätter mit Behagen weiterverbreiteten. Darin hieß es: In Madentheim in Süddeuten war ein hochangesehener Protestant gestorben; er hatte zur Anschaffung der Glocken für die einzige, natürlich katholische Kirche des Ortes seinerzeit seinen Beitrag gespendet. Zum Danke dafür durften diese Glocken bei einem Begräbnis nicht geläutet werden; diese Verfügung ist neuerdings üblich geworden, während früher das Geläut allgemein geübt wurde. Am Begräbnisse nahmen viele Feuerwehrlente teil, weil der Verstorbene sich gerade um die Feuerwehren besondere Verdienste erworben hatte. Diese Männer forderten vom Wehner den Schlüssel zum Kirchturm — vergeblich; „zufällig“ hatte ihn der Herr Pfarrer zu sich gefickt. Da ordnete der Feuerwehrehauptmann eine Übung mit dem Turm als Brandobjekt an. Schnell waren die Leitern angelegt, und bald sandten die Glocken, von katholischen Feuerwehrlenten geklingelt, dem Protestanten den letzten Gruß zu. — Die Kirchenkalen nennen das Religionshörung und stellen dazu „Toleranzanträge.“ — In Wirklichkeit liegt der Fall so: Der „hochangesehene Protestant“ war ein bekannter Priesterheker, von dem zur Beschaffung katholischer Kirchenglocken sicher kein Heller gegeben und auch vom katholischen Kirchenvorstand nicht angenommen worden wäre. Er war auch nicht im Dorfe, sondern in einem Nachbarort ansässig, in Klein-Kirchheim, 10 Kilometer entfernt. Bei seinem Begräbnisse wurde nicht der nächste Weg zum ständigen Friedhof, Feld am See, sondern offensichtlich absichtlich der Umweg über Madentheim gewählt. Am Vorabende wurde bekannt, daß auf Anstiften zweier dort allzu bekannten Italiener und eines eingewanderten Bauers man beachtliche, demonstrativ und unberechtigt die katholischen Kirchenglocken zu läuten. Um das zu verhindern und weil der Wehner sich vor Gewalttätigkeiten fürchtete, nahm der Geistliche die Turmschlüssel an sich. Der Feuerwehrehauptmann ist an dem darauf beruhten Einbruch in den Glockenturm unbeteiligt; er war in der Zeit auswärts. Eine Feuerwehrradteilung unter Führung des Italieners Isola besorgte die Leitern; geläutet wurde aber nicht von katholischen Feuerwehrlenten, sondern von vier vor kurzem eingewanderten Knechten. Da das Gesetz in Miststätt in diesem Vorgehen ein Verbrechen nach Paragraph 88 des Strafgesetzbuches fand, wird die Sache noch ein gerichtliches Nachspiel haben. Man sieht also, daß es sich nicht um einen Fall katholischer Intoleranz, sondern um ein Beispiel protestantischer gewalttätiger Provokation handelt.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 19.

Düsseldorf, den 12. Mai.

1907.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach Ostern. — Nachklänge zum Feste der Himmelfahrt. — Mariengeschichten aus dem 13. Jahrhundert. — Die Eisheiligen. — Unzulässiger Gewissenszwang. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum sechsten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XV, 26—27 und XVI, 1—4. In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austreiben; ja, es kommt die Stunde daß jeder der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

## Nachklänge zum Feste der Himmelfahrt.

Sein heilig Erdenwollen ist vollendet,  
Die arbeitschweren Tage sind erfüllt,  
Er geht zum Vater, der Ihn ausgesendet,  
Vom Schatten einer Wolke überhüllt.

In Wolken schleiert Er Sein ganzes Leben  
Aus Lieb' und Demut vor den Seelen ein,  
Die vor dem Glanz des ew'gen Worts erbeben,  
Geblendet durch der Wahrheit vollen Schein.

Denn nicht im Schauen sollen sie die Pfade  
Des Lebens geh'n: Der Glaube ist ihr Licht,  
Er ziemt dem Kinderfinn; und einst, o Gnade!  
Ist er es, der den Seel'gen Kronen slicht.

Mit dem Feste der Himmelfahrt unseres göttlichen Erlösers beginnt für uns Christen die Zeit der Vorbereitung zum hl. Pfingstfeste. Es ist der Wunsch unserer hl. Kirche, daß wir im Geiste an jener neuntägigen Andacht teilnehmen, welche einst die vom Delberge zurückgekehrten Jünger des Herrn, vereint mit der erhabenen Gottesmutter Maria, im Abendmahlsaal zu Jerusalem abhielten, um sich auf die Ankunft des göttlichen Trösters vorzubereiten. Der Heil. Geist ist es ja, der im Sakrament der Buße auch unsere Seele zu einem „Tempel Gottes“ macht: In einer würdigen Wohnstätte für den Heiland bei der hl. Kommunion in den kommenden Pfingsttagen.

Im Evangelium des Himmelfahrtfestes hörten wir, lieber Leser, u. a. die Verheißung des Herrn an Seine Jünger: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn Sie etwas Tödlisches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden“. Und der Evangelist selber konnte die Erfüllung dieser Verheißung bereits bestätigen, denn er sagt: „Und der Herr wirkte mit ihnen (den Jüngern) und bekräftigte ihr

Wort durch die darauffolgenden Wunder“ (Matth. 16.). In der Tat hat die Verheißung des Herrn sich schon in den Tagen der Apostel buchstäblich erfüllt. Sie haben im Namen Jesu Teufel ausgetrieben, so der hl. Paulus zu Philippi; sie redeten am Pfingstfeste und öfters nachher in neuen Sprachen, die sie nie erlernt hatten; sie hoben giftige Schlangen auf, so der hl. Paulus auf Malta; sie haben ohne Schaden Tödlisches getrunken, so der hl. Johannes, der einen Giftbecher trank; sie haben endlich unzählige Kranke geheilt, wie denn die Apostelgeschichte erzählt, daß man zu Jerusalem die Kranken auf die Straßen hinausstrug, damit, wenn der Apostelfürst Petrus vorüberkäme, dessen Schatten sie trafe und sie geheilt würden; ja, daß auch die Bevölkerung der umliegenden Städte ihre Kranken nach Jerusalem brachte, damit sie dort durch die Apostel geheilt würden.

Nun fragt man vielleicht: Wenn damals so viele Wunder den Glauben stärkten, warum geschehen denn in unsern Tagen keine mehr? Sie wären doch auch heute zur Bekräftigung des Glaubens vieler Christen zu wünschen; und wie viel Ungläubige könnten durch Wunderzeichen bekehrt werden! Und zudem: hat der Heiland nicht ohne weitere Unterscheidung „denen die glauben“, Wunder versprochen?

Geschehen denn wirklich keine Wunder mehr? Ich denke, daß die sog. Heiligsprechungsprozesse das Gegenteil beweisen; denn nur derjenige wird vom apostolischen Stuhle „heilig gesprochen“, der nicht nur durch außergewöhnliche Tugenden sich ausgezeichnet hat, sondern auch entweder selbst wahrhafte, über jeden vernünftigen Zweifel erhabene Wunder gewirkt hat, — oder an dem (vor oder nach dem Tode) solche Wunderzeichen geschehen sind. Wenigstens drei solcher Wunder, die über alle vernünftige Einwendungen erhaben sind, müssen bewiesen sein, bevor eine „Heiligsprechung“ erfolgt. Und mit welcher Strenge bei dieser Beweisaufnahme in Rom verfahren wird, beweist eine kleine Episode, deren Mitteilung wir dem hochsel. Kardinal Wiseman danken: Ein protestantischer Engländer hielt sich zur Zeit des Papstes Benedikt XVI. († 1758) längere Zeit in Rom auf. Er machte die Bekanntschaft eines dortigen Kardinals und unterhielt sich öfter mit diesem über verschiedene Glaubenspunkte der kath. Religion. Ein Stein des Anstoßes waren für ihn namentlich die Heiligsprechungsprozesse und er spottete über die Wunder, die auf die Fürbitte der Heiligen immer noch geschehen sollten. Da erhielt jener Kardinal eines Tages den Auftrag, die Akten zu prüfen, die sich auf die Heiligsprechung eines Dieners Gottes bezogen. Als nun der Engländer ihn demnächst wieder besuchte, gab er diesem die Akten zur Durchsicht mit und empfahl ihm, sie nur recht sorgfältig zu prüfen und ihm dann aufrichtig zu sagen, was er von der Glaubwürdigkeit der in den Akten erwähnten Wunder

halte. Nach einigen Tagen brachte der Engländer den umfangreichen Aktenstoh zurück und sagte: „Fürwahr, dagegen wüßte ich nichts einzuwenden; wenn alle die Wunder der Heiligen, die von Ihrer Kirche kanonisiert wurden, ebenso zuverlässig beglaubigt wären, wie diese hier, so würde mich das zum Nachdenken veranlassen; solche Taten kann nur Gott allein bewirken, und ich müßte dann zugeben, daß Gott selbst auf Ihrer Seite steht.“ — „Wirklich?“ antwortete der Kardinal, „aber, sehen Sie, wir in Rom nehmen die Sache nicht so leicht: gerade diese Beweisstücke haben wir nicht für überzeugend genug gehalten und deshalb den Antrag auf Heiligpredmung verworfen!“ — Diese Erklärung machte unsern Engländer sehr bestürzt; er begann die Lektüre unserer hl. Kirche zu studieren und kehrte, bevor er Rom wieder verließ, in ihren Schoß zurück.

Dem geneigten Leser brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß auch heute noch mit dieser außerordentlichen Strenge bei jeder Heiligpredmung verfahren wird; keine Rechtsache wird genauer untersucht, als ein solcher Prozeß; es wird dabei aus der Reihe der tüchtigsten Gelehrten nicht nur ein Verteidiger, sondern auch ein Ankläger bestellt, der alle nur immer zulässigen Zweifel und Einwendungen erheben muß. Die erfahrendsten Aerzte müssen die als Wunder geltend gemachten Heilungen als wirkliche und wahrhafte Wunder erkannt haben; alle Einwürfe müssen, bis auf den letzten, vollkommen widerlegt sein: dann erst kann die Heiligpredmung erfolgen. Da nun auch in unseren Tagen noch immer Heiligpredmungen vorkommen, niemand aber kanonisiert werden kann, dessen Heiligkeit nicht von Gott selbst durch Wunder außer Zweifel gesetzt ist, so folgt, daß immer noch Wunder geschehen.

Aber, sagt man, es geschehen jedenfalls weniger Wunder, als in den ersten Zeiten des Christentums! — Das ist gewiß wahr, allein den nachdenkenden Christen kann auch dieser Einwurf nicht ernstlich beunruhigen: man muß eben den Grund für diesen Unterschied zwischen einst und jetzt kennen. Welches war denn der eigentliche Zweck aller jener Wunder in den ersten Zeiten des Christentums? Ihr Zweck war offenbar die Bekehrung der Welt und die Gründung des Christentums. Juden und Heiden sollten ihre alte Religion verlassen und Christen, d. i. Jünger des Gekreuzigten, werden; da konnten sie wohl mit Recht verlangen, daß die Religion des Gekreuzigten durch göttliches Zeugnis sich als die wahre Religion erweise. Dieser Anspruch wurde vollaus befriedigt durch die vielen und großen Wunder, welche die Apostel und die andern Glaubensboten wirkten; darum sagt der Apostel Paulus: „Die Wunder sind nicht für die Gläubigen, sondern für die Ungläubigen.“ (1. Kor. 14.). Und der hl. Gregorius († 604) sagt: „Wir begießen einen neu gepflanzten Baum, bis wir sehen, daß er im Erdreich Wurzel gefaßt hat; dann aber lassen wir mit dem Weissen nach.“ — So mußte auch der christliche Glaube anfänglich durch Wunderwerke im Wachstum genährt werden; dann aber — als er kräftige Wurzeln gefaßt hatte — war dies nicht mehr in demselben Grade notwendig.

## § Mariengeschichten aus dem

### 13. Jahrhundert.

Von Dr. O. Doering (Dachau).

Fast bei der Stadt Helmstädt im Braunschweigischen liegt das uralte Augustiner-Nonnenkloster Marienberg, das im Jahre 1176 gegründet sein soll, nachdem an derselben Stelle schon zuvor eine Kapelle gestanden hatte. Es war hoch angesehen und genoh bereits den Schutz Herzog Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin, die es reich beschenkten; späterhin zog es Herrscher, wie Kaiser Otto IV. und König Wilhelm von Holland zu seinen Gönnern. Von großer Schönheit und von kunsthistorischer Bedeutung ist die romanische Klosterkirche, die noch heute besteht und aus den Zeiten ihres alten

Glanzes noch manche prächtigen Kunstwerke bewahrt hat. An die frühesten Geschichte des Klosters knüpfen sich einige sehr schöne Marienerzählungen, die uns in dem großen Werke von Leibniz „Scriptores rerum Brunsvicensium“ (Geschichtsschreiber Braunschweigischer Ereignisse) und in Reiboms „Chronicon des jungfräulichen Klosters Marienberg“ erhalten sind. Ich darf einige der interessantesten, aus dem Lateinischen von mir übertragen, hier wiedergeben, weil ich glaube, daß sie wenig bekannt sind.

#### 1. Der befreite Ritter.

Es war einmal ein Ritter im Sachsenlande. Von dem erzählt man, daß er gar viele Todseinde hatte. Nun ward im Laufe der Zeit der Ritter von seinen Nebenbuhlern gefangen und nach der Beste gebracht, die man Hunsoldsburg heißt. Da wurde er in den Kerker getan und mußte viele Schmerzen und Strafen erliden. Er rief aber bei Tag und Nacht mit Gebet und Gelübden zur heiligen Jungfrau, daß sie möchte seine Angst und Schmerzen aufheben und ihn von den grausamen Strafen und Hockern erlösen. Da trat durch die Kerkerpforte die heilige Jungfrau Maria, die Trösterin der Sunden, die Hoffnung der Betrübten, die Herrin derer, die sie fürchten, und ihre Klarheit erleuchtete den ganzen Kerker. Und sie sprach: „Für den Berg der heiligen Jungfrau Maria schick Du ein Kreuz stiften zum Gedächtnisse des Leidens Christi.“ Und er blickte sich um und sah die Jungfrau, schön von Ansehen und in herrlichem Gewande, wie sie in seinem Kerker wandelte und in mächtigem Glanze strahlte. Da siehe er sie mit unablässigem Gebete an und geliebte unter großen Schmerzen und Senzern, er wolle, wie ihm geheißen, der heiligen Jungfrau Maria bei den Mauern von Helmstädt ein Kreuz darbringen ohne allen Verzug, wo sie ihm nur sein Leben ohne Gefährde retten wollte. Und da er das Gebet vollendet hatte, zerbrochen seine Kette und die Fesseln, womit er hart gebunden war. Da stand jener Ritter auf und ging durch die Pforte des Kerkers hinaus und seine Kette nahm er mit sich. Er trug aber Begehrt, das Gelübde zu erfüllen, das er in seinem Herzen getan hatte und brachte in tiefer Demut der heiligen Jungfrau Maria bei den Mauern von Helmstädt ein Kreuz dar und hing es mitten in der Klosterkirche über dem Altare an einer eisernen Kette auf. Neben dem Kreuze aber ist die Kette aufgehängt, mit der jener Ritter im Kerker gefesselt war.

Im Kloster Marienberg gab es eine alte Malerei, die leider verloren ist. Sie bestand aus fünfundzwanzig Abteilungen. Die Darstellungen, über deren Inhalt wir durch Leibniz unterrichtet sind, behandelten Gegenstände aus der Geschichte und Sage des Klosters. In drei von jenen Abteilungen war das obige Ereignis geschildert: jede trug eine Unterschrift. Zuerst sah man den gefangenen Ritter betend: „O Mader der Gnaden, tum med toh hülp in mine nöden.“ Dann kam die hl. Jungfrau und sprach: „Gah toh Mehadeborh (Magdeburg) froht (fröhlich), toep der ein früge und bring mid.“ Endlich die Befreiung; innig dankbar rief der Ritter: „Woll my der leven stunde, Vom Marien bin ed entbunden.“

#### 2. Die Pfeilspitze.

Zur Zeit, da der Erzbischof von Magdeburg mit vielen Edlen des Landes die Stadt Helmstädt belagerte, machten sich eilige von dem Heere samt Bogenschützen und manchem Gewappneten davon und suchten, wo sie in den Dörfern der Nachbarschaft Futter finden und anderes fortzuschleppen könnten, was ihnen not war. Da sie aber zu einem Dorfe kamen, das Redepe (heute Räfte im Braunschweigischen) heißt, trachteten sie, feindlich und mit gewappneter Hand darin einzubringen. Da rotteten sich die Einwohner im Schreden zusammen, um solcher Räuberei und Gewalttat alsbald zu widerstehen und ihre Habe mit Gottes gnädiger Hilfe zu verteidigen. Es geschah aber, daß unter ihnen ein Schwiege war, Hans mit Namen, der ward von den Bogenschützen so hart am Kopfe verwundet, daß das Geschos in seinem Kopfe hängen und stecken blieb. Es mühten sich aber seine Freunde und andere, die bei ihm waren, daß sie das Geschos aus seinem Kopfe herauszögen und da sie das Holz herauszögen, so blieb doch das Eisen in seinem Kopfe, also daß er durch keines Menschen Kunst und Mühe davon befreit werden konnte. Er wurde aber von gar arger Hölter und übergroßer Pein beschwert und litt solche Qual durch 21 Jahre und länger. Da blickte der fromme und erbarmende Gott auf seine lange schwere Pein und befreite ihn mitleidig in unserm Kloster durch den Verdienste der ruhmreichen Jungfrau. Es geschah nämlich, daß der Mann von solcher Pein gezwungen und von Armut bedrückt, vor allem aber, weil seine Verehrung zur heiligen Jungfrau ihn trieb, zu unserm Herrn Propste kam und ihn in Demut und Frömmigkeit bat, er möge Gott für ihn bitten und samt den Nonnen die heilige Jungfrau um

seine Befreiung anflehen. Der aber vernahm seine Bitten und seinen Wunsch und er konnte nimmer an der Mutter des Erbarmens zweifeln, daß seinem Gebete schnelle Erhöhung folgen werde, da er doch ihre Hülfe so demüthig anrief. Als sie aber beteten, siehe, da fiel die Spitze des Pfeiles von selbst aus dem Kopfe des Mannes, also daß er nach langem Leiden endlich wieder genesen konnte. Die Pfeilspitze aber wurde seitdem zur Erinnerung an das Wunder im Kloster aufbewahrt."

### 3. Die Männer in der Grube.

In der Stadt Schöppenstedt lebte einst ein angesehenener Mann, Hans von Schwanefeld. Der führte sein Hauswesen in Treu und Glauben und wohnte dort also lange Zeit hindurch. Es waren aber etliche Reider, die ihm nachtrachteten und ihm sein erworbenes Gut nicht gönnten; die beschloßen, ihn mit Trug zu fassen. Und durch des Teufels Eingebung wurden sie frechen Mutes; stürzten sich auf den Mann und fingen ihn in seiner eigenen Behausung ihn samt seinem einzigen Sohne mit Ungeflüm, banden sie und schlugen sie jämmerlich darnieder. Wie sie aber eilends zu einem dunkeln, dichten Walde kamen, fanden sie daselbst eine Grube, die war sehr tief und geräumig zwischen der Beste Langeloben und dem Dorfe Sühum und ist noch heutigen Tages dort zu sehen. Da fesselten sie diese Armen aufs härteste und warfen sie hinein, und ließen sie in der erschrecklichen Finsternis ohne allen menschlichen Trost zurück. Auch reicheten sie ihnen keine andere Nahrung, denn Wasser und ein Krüm Brot, um sie durch ihre schmerzhaften Wunden und den Hunger ohndreim umzubringen. Hinterher aber betamen sie es mit der Angst, das Volk könnte einen Aufsehr machen. Darum fertigten sie ein Netz an aus dünnen Stricken und spannten es über die Grube hin. Darauf warfen sie Reißig, Erde und Laus, daß kein Wanderer, der die Straße zög, die Männer unten sehen könnte. Und von Stunde an wußten diese Unglücklichen die dort eingesperrt lagen, nicht mehr, was sie tun sollten, weil ihnen doch alle Hülfe geraubt war.

Aber die fromme Mutter Gottes, die den Ärgern allzeit in der Gefahr nahe ist, sah die armen Menschen mit mildem Erbarmen an und zog sie aus den Schlingen des Todes. Und sie erschien ihnen, angetan mit einem geistlichen Gewande und hoch gegürtet, einen großen Hut auf dem Haupte, wie die Bäuerinnen zu tragen pflegen, wenn sie sich vor dem Sonnenbrande schützen wollen. Und sie blinnte die Männer freundlich an und sprach: „Kommet hervor, ihr Armen, atmet auf, ihr Gefangenen, denn die Fesseln eurer Gefangenschaft sind zerbrochen.“ Die konnten aber nicht herauskommen. Da reichete sie ihnen ein dünnes Lächlein, das ergriffen die mit Freuden und Hagen auf der Schwachen Stütze gleich wie auf einer Leiter zur Höhe empor. Die Fesseln trugen sie noch an ihren Beinen, aber die heilige Jungfrau schritt ihnen strecks voran und so kamen sie trotzdem vor das Kloster. Und sie nickte ihnen freundlich zu und trieb sie, einzutreten, und also entwand sie vor ihren Augen. Da gingen sie hinein und warfen sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau demüthig auf die Knie — siehe, da gingen ihre Fesseln auf und sprangen mitten entzwei. Und die werden zum Zeugnis der Geschichte dort bewahrt bis auf den heutigen Tag."

## Die Eisheiligen.

Blauderei von Dr. Franz Varren.

Mamertus, Pancratius und Servatius heißen die drei strengen Herren, die alle Welt lieber hinter sich, als vor sich sieht. Die drei Eisheiligen haben eben keinen guten Ruf, sind aber leider nicht in der Lage, diesen Ruf zu bessern. Denn was sie tun, tun sie nicht eigenwillig, sondern unter dem eisernen Zwange eines meteorologischen Gesetzes, auf das wir weiter unten noch zu sprechen kommen.

Die Eisheiligen fallen im nördlichen Deutschland auf den 11., 12. und 13. Mai. In Oesterreich und in Süddeutschland verschieben sie sich um einen Tag, fallen also auf den 12., 13. und 14. Mai. Frankreich redet den 8. und 9. Mai als die Eiswännertage an. In Rußland treten sie noch später als bei uns auf. Im allgemeinen kann man sagen, daß für Norddeutschland die Erscheinung der Nachtfrost, durch die sich ja die Eisheiligen ganz besonders auszeichnen, erst am Urdonstage, dem 25. Mai, als endgültig beseitigt angesehen werden kann, so daß wir mit einer wirklich frostfreien Jahreszeit eigentlich nur während des Vierteljahres Juni-Juli-August rechnen können.

Es müht sonderbar an, daß man die meteorologische Erscheinung unserer Reittage den Trägern der betreffenden Saalendertage zugeschrieben hat und diese gewissensmäßig mit

den Sünden dieser Tage belastet hat. Die Heiligen, die den drei gestrengen Tagen den Namen gegeben haben, haben mit Frost und Reif nichts zu tun.

Allerlei Sprüche, die sich als Warnungen oder als gutgemeinte Ratsschlüsse geben, umranken die drei gestrengen Herren mit ihrer Poesie. Da heißt es:

Ist um Pantzag und Servaz Neumond im Stür  
So fürchte, daß Obst und Wein erfriert!

Daß die drei kalten Tage nur von vorübergehender Dauer sind, weiß ein allkluger Bierzeiler weislich zu finden:

Gestrengere Herren  
Mit eisernem Zwange,  
Wie sie sich auch sperrn,  
Sie regieren nicht lange!

Ein anderer Spruch lautet:

Mamertus, Pancratius und Servatius  
Geben oft Kälte und Aergermuß.

Sogar den Franzosen sind die Eisheiligen recht unwillkommene Gäste. Sie sagen von ihnen:

St. Mamert, St. Servais, St. Pancrace  
Sont toujours de vrais Saints de glace.

Allen Gärtnern und Landwirten will der folgende Bierzeiler einen gutgemeinten Rat geben:

Pancratius und Servatius,  
Der Gärtner sich beachten muß,  
Seh'n sie vorüber ohne Regen,  
Dem Weizen bringt es großen Segen.

Ähnlich heißt es auch in einem andern Reim:

Pancratius ohne Regen,  
Bringt großen Erntesegen.

Auf den Wein zielt die nachstehende Bauernregel hin:

Ist St. Pancratius schön,  
Wird guter Wein man sehn.

Daß es mit dem Winter nach dem Ende der Eisheiligen endgültig vorüber ist, besagt folgender Spruch:

Kein Reif nach Servaz,  
Kein Schnee nach Vomiaz.

In dieselbe Kerbe schlägt auch folgender Wetterreim:

Erst wenn Servatius vorbei,  
Kommt der Sommer an die Reif.

Schließlich heißt noch in denselben Sinne ein letzter Reim:

Vor Nachtfrost du nicht sicher bist,  
Bis daß herein Servatius bricht.

Wenn wir nunmehr zu der rein meteorologischen Erscheinung der drei Gestrengen übergehen, kommen wir etwa zu den nachstehend kurz skizzierten Schlüssen: Der Kälterückschlag, der sich an den Tagen der „Gestrengen Herren“ so unangenehm bemerkbar macht, tritt besonders heftig in Zentraluropa auf. Namhafte Meteorologen haben dieses eigenartige Phaenomen zu ergründen gesucht und sind dabei zu den verschiedensten Resultaten gekommen. Im allgemeinen wird den sich zu dieser Zeit fast regelmäßig einstellenden nördlichen Winden die Hauptschuld an dem Sinken der Temperatur heimessen. Vom Südosten Europas her, wo das Kontinentalklima am ausgesprochensten ist, hebt langsam die Erwärmung an, um im Verein mit der zu derselben Zeit im Nordwesten unseres Erdteils eintretenden Depression — zwei meteorologische Erscheinungen, die sich etwa in Mittel-europa treffen — die kalten Tage in diesen Gegenden zu schaffen. Man kann also gewissermaßen sagen: die sommerliche Erwärmung im Südosten Europas erhöht und verdünnt dadurch zugleich die Luftschicht. Kalte Luftschichten aus dem Norden und Nordwesten unseres Erdteils strömen mit ziemlich rapider Behemung dorthin, wo sich die Luft verdünnt hat, um den physikalischen Druckausgleich zu schaffen. Ueberall dort, wo diese kalten Luftströme herüberstreichen, kommt es zu Reif- und Frostercheinungen, wie wir sie an den drei Eisheiligen zu beobachten pflegen.

Die Poesie selbst hat sich mit den drei Eisheiligen nicht allzu oft befaßt. Sie sind ihr wohl immer etwas zu frostreich gewesen. Nur ganz vereinzelt sind Verse und Nieder die an die Erscheinung der Eisheiligen anklingen, auf uns gekommen. Wir können an dieser Stelle nur einen einzigen in Frage kommenden Vers zitieren, und zwar den folgenden:

Der heil'ge Mamert  
Hat von Eis ein Herz.  
Pancratius hält den Roden Reif,  
Ein Hornisch Kierl von Frost und Reif,  
Servatius Hund der Ostwind ist,  
Hat schon manch' Hümmlein totgefist.

Gerne gesehen sind die drei gestrengen Herren wohl von niemandem. Jeder Kälterückschlag in einer Zeit, die eigentlich schon dem Sommer angehört, ist unerwünscht. Deshalb haben auch viele Menschen eine offen zur Schau getragene Furcht vor den drei kalten Maitagen, die sich mit einer unverrückbaren Hartnäckigkeit alljährlich einzustellen pflegen. Sorgsam sucht alles, was ein Stüchlein Gartenland, ein Blumenbeet, oder gar nur einige bereits im Freien stehende Topfpflanzen sein eigen nennt, diese nach Möglichkeit vor den gefährlichen Witterungserscheinungen dieser drei ominösen Maitage zu schützen. Und er tut gar gut daran. Denn mehr als einmal ist es schon vorgekommen, daß Marcellus, Pankratius und Servatius alle die schönen Frühlingsblüher zu nichte gemacht haben.

### ca. „Unzulässiger Gewissenszwang“.

Die „Mölnisch. Zeitung“ entzifferte sich, wie wir S. 31. im „Tageblatt“ mitteilten, unter Assistent der sozialdemokratischen „Rheinischen Btg.“ (3. April), in ihrer Nr. 350 darüber, daß den diesjährigen Erstkommunikanten zu Jülich von ihrem Herrn Oberpfarrer und Dekanten Esser das schriftliche Versprechen abgenommen worden sei, die vier folgenden Jahre monatlich die hl. Kommunion empfangen und an allen Sonn- und Feiertagen der hl. Messe und der Andacht beizubehalten zu wollen. Die Kinder hätten das Versprechen während des Unterrichts anfertigen müssen, und die Lehrerin habe ihnen das Papier dazu geliefert. Es sei dies ein Gewissenszwang, der sofortige strenge Untersuchung sowohl durch die kirchliche, wie durch die Schulbehörde verlange. Die bischöfliche Behörde dürfe eine solche verwerfliche Vereinfachung der Kinderhergen nicht dulden. Als Ortschulinspektor habe Dekant Esser keinen pädagogischen Takt besessen, und er habe seine Befugnisse als solcher gründlich überschritten.

Demgegenüber schreibt ein Familienvater in Jülich der C. A. folgendes:

Auf Grund eingehender Erläuterungen erkläre ich: Wahr ist, daß Herr Dekant Esser sich von den Kommunikanten das Versprechen hat geben lassen. Unwahr ist, daß die Kinder das Versprechen während des Unterrichts haben anfertigen müssen. Ebenso unwahr ist, daß eine Lehrerin das Papier dazu geliefert habe. Die Sache verhält sich wie folgt: Die Kinder haben einen bestimmten Auftrag über den Anfertigungsort nicht erhalten. Die Mehrzahl verfertigte darum das Versprechen zu Hause an. Dafür zeugt die Verschiedenheit des Papiers nach Format, Qualität und Miniatur der in den Händen des Dekanten befindlichen Zettel. Einige Mädchen, die nun aus irgend einem Grunde das Schriftstück zu Hause nicht hatten anfertigen können, benutzten eine Unterrichtspause, die dadurch entstand, daß sie mit einer schriftlichen Prüfungsarbeit fröhlich fertig waren, dazu, das Versäumte nachzuholen, und der dem Zwecke erlaubten sie sich von ihrer Lehrerin ein Blatt Papier. Hier von hat der Dekant Esser aber nichts gewußt, noch viel weniger hat er hierzu Auftrag gegeben. Das ist in Wirklichkeit der Sachverhalt, aus dem zur Genüge die Unzulässigkeit der gegen die Lehrerin und den Dekanten als Ortschulinspektor erhobenen gehässigen Vorwürfe erhellt. Ueberhaupt hat die ganze Angelegenheit mit der Ortschulinspektion nichts zu tun, sondern Herr Dekant Esser hat hier lediglich als Seelsorger gehandelt. Die „M. Btg.“ sollte sich besser über die Glaubwürdigkeit ihres Gewährsmannes informieren, und sie dürfte auch wissen, daß gemäß Verfügung sowohl der Schul- wie auch der Kirchenbehörde, der ganz- und betrieb des Kommunionunterrichtes außerhalb des planmäßigen Schulunterrichtes fallen muß, wie es auch hier tatsächlich gehandhabt worden ist.

Was nun das Versprechen an sich betrifft, so ist das zwar nach den Worten der „M. Btg.“ ein „Gewissenszwang“, aber ein für das hier in Frage kommende Alter sehr heilsamer, gegen den gewissenhafte und für das Seelenheil und um die gute Erziehung ihrer Kinder besorgte Väter nichts einzuwenden haben, für den sie im Gegenteil dem Pfarrseelsorger Dank wissen, was sich darin belundet, daß manche Eltern auf dem Zettel unterschriftlich ihre Unterstützung bei Erfüllung des Versprechens der Kinder zusagen. Katholische Väter müssen es sich ganz entschieden verbiten, daß irgend jemand sich in der hier vorgekommenen Weise öffentlich als ihren Anwalt aufspielen will. Sie stehen im Gegenteil ganz auf der Seite ihres seit 20 Jahren bewährten Pfarrers, zumal das, was Herr Dekant Esser getan hat, durchaus kirchlichen Bestimmungen entspricht.

So z. B. heißt es wörtlich in Punkt 9 der Fastenverordnung für die Erzdiözese Köln vom Jahre 1903: „In vielen Pfarreien besteht die von seeleneifrigen Hirten eingeführte treffliche Gewohnheit, daß die der Schule entlassenen Jünglinge und Jungfrauen noch 2-3 Jahre lang (d. i. also 3-4 Jahre nach der ersten hl. Kommunion) regelmäßig alle Monate oder, wo das nicht möglich ist, alle 2 Monate nach vorgängiger Verkündigung von der Kanzel gemeinschaftlich die hl. Kommunion empfangen und regelmäßig der sonntäglichen Christenlehre (d. i. der Nachmittagsandacht) beiwohnen. Wir sprechen den dringenden Wunsch aus, es möge diese Sitten überall Eingang und Verbreitung finden, damit sie die anstrengenden Früchte der hl. Kommunion und des genossenen Unterrichtes dauerhaft erhalten und in dieser gefährlichen Zeit des Lebens durch den öfteren Genuß des himmlischen Brotes Unschuld und Tugend beschützt und befestigt werden.“

— Und das Versprechen bezüglich der Sonntagsmesse deckt sich vollständig mit dem allgemein streng verpflichtenden zweiten Kirchengebot: „Du sollst alle Sonn- und Feiertage die hl. Messe mit Andacht hören!“ Hiernach wird man also dem Seelsorger das Recht nicht absprechen können, sich ein solches Versprechen in irgend einer Form geben lassen zu dürfen.

Die von der „M. Btg.“ angerufene kirchliche Behörde wird nach einem bekannten Vorgang handeln. Als im ersten christlichen Jahrhundert in der Christengemeinde zu Corinth Streitigkeiten ausgebrochen waren und sich einige Corinthier gegen ihre Priester Verhältnisse führend an den damaligen Papst Clemens Romanus wandten, tadelte dieser sie scharf und sagte, daß er ihnen zuliebe nicht treue Priester maßregeln werde. Daß aber Herr Dekant Esser in dieser Angelegenheit angegriffen worden ist, greift ihn durchaus nicht zur Anrede; denn, wenn er ein Mann nach dem Geheiß gewisser Leute sein wollte, dann müßte er, wie so trefflich die „Germania“ sagt, „den Kindern das Versprechen abnehmen, alle Sonntage auf den Tanzboden und in Wirtschaft zu gehen und fleißig sozialdemokratische Versammlungen zu besuchen.“

Um nun noch einmal auf das schwere Vergehen der Lehrerin zurückzukommen, welche angeblich das „Papier lieferte“, seien folgende Fragen gestattet: „Dürfen in der Schule Lektürestunden angesetzt werden? Zweifelsohne; denn sie sollen die Kinder zur Humanität erziehen helfen. — Darf zum Schillerjubiläum eine Auslese aus Schillers Werken an die Kinder verteilt werden? Ganz sicher; denn dem Bildungsbedürfnis und dem Wissensdurst der Jugend wird dadurch entgegengekommen, welcher Zweck noch besser erreicht wird, wenn, wie in einer rheinischen Stadt, das Drama „Die Räuber“ ungekürzt darin enthalten ist. — Dürfen hygienische Schriften an die Schulkinder ausgeteilt werden? Wer sollte das bestreiten! Dienen sie doch der Heranbildung eines gesunden Geschlechtes. — Darf eine Lehrerin zwei Blätter Papier hingeben zu einem der religiösen und sittlichen Erziehung dienenden Zwecke? Will die „Möln. Btg.“ hier ein „Nein“ rufen? Man darf von ihr wohl jetzt eine Nichtigstellung erwarten.

### Allerlei.

Ein erfreuliches Bild vom katholischen Ordensleben in Preußen geben diesbezügliche Mitteilungen des Ministerialdirektors Chappuis in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 18. März d. J. Hiernach bestanden in Preußen anno 1906 für Seelsorge 68 Ordensniederlassungen, für beschauliches Leben 28, Missionen 15, höhere Mädchenschulen 96 und charitative Zwecke 1827, also zusammen 2084. Diese als ein Drittel derselben haben nur 3 bis 7 Mitglieder. — Von den charitativen Ordensniederlassungen sind u. a. für Krankenpflege 1675, Kleinkinderbewahranstalten 1087, Waisenpflege und Waisenanstalten 251, Armen- und Pflegeanstalten 125, Rettungsanstalten 48, Arbeiterkolonien 6, Pflegeanstalten 153, Arbeiter- und Mägdeberiberger 114 engagiert; dabei ist zu bemerken, daß die einzelnen Orden oft verschiedene Zweige der Caritas nebeneinander pflegen. Die Zahl der Niederlassungen von Männerorden beträgt 144, denen 973 Priester, 926 Krankenpfleger, 521 Novizen und 1211 Laienbrüder; insgesamt 3631 Mitglieder angehören. Aus den weiblichen Genossenschaften widmen sich 20 574 Schwestern der Krankenpflege, gegen 5000 den übrigen charitativen Aufgaben.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 20.

Düsseldorf, den 19. Mai.

1907.

Inhalt: Evangelium zum hl. Pfingstfeste. — Zum hl. Pfingstfeste. — Aus der Geschichte der Leichenverbrennungsbewegung. — Der alte Brunnen. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum hhl. Pfingstfeste.

Evangelium nach dem hl. Johannes XIV, 23—31.  
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und tue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

## Zum hl. Pfingstfeste.

Die Schöpfung wich aus ihren Bahnen,  
Fiel heim dem Fluch, versank im Tod  
Und folgte der Empörung Fahnen  
Die Lucifer dem Adam bot.  
Und was des Vaters Duld geschaffen  
Wars ew'ge Licht in Gnadenpracht,  
Das fehrt gegen Ihn die Waffen  
Und wählte sich die ew'ge Macht.

Da kam der Sohn! In höh'rer Weise  
Begann die zweite Schöpfung Er,  
Und zog aus irrendem Geleise  
Die Menschheit zu dem Gnadenmeer,  
Das — Seiner Liebe Duld und Spiegel —  
Der Wunden Heilung in sich schloß,  
Bezeichnend mit dem Kreuzesiegel,  
Aus dem durchbohrten Herzen floß.

Nun kommt der Geist! Mit Macht beflügelt,  
Vom Vater und vom Sohn gesandt,  
Hat Er das Testament entriegelt,  
Das Er aus Kreuz genagelt fand.  
Dem Werke vom Vater und vom Sohne,  
Der Schöpfung, der Erlösung Plan  
Fügt nun der Heil'ge Geist als Krone  
Die Heiligung im Glauben an.

Der göttliche Erlöser hatte Seinen Siegeszug in das himmlische Jerusalem gehalten. Mit stiller Wehmut hatten die Jünger von der Höhe des Ölberg aus dem scheidenden Meister nachgeschaut: Seine Verkerrlichung war ja gleichbedeutend mit dem Ende jenes dreijährigen gnadenreichen Verkehrs, dessen sie gewürdigt worden. Nun

waren sie sich selbst überlassen, wie Lämmer den Wölfen preisgegeben; und wenn sie ihres apostolischen Amtes und seiner Schwierigkeiten und Gefahren gedachten, so mußte ihnen das Herz recht schwer werden.

Was war es doch, lieber Leser, das diese armen galiläischen Fischer nicht verzagen ließ in ihrer gefährlichen Lage? Was konnte sie bestimmen, mit Vertrauen dem Beginn ihrer apostolischen Tätigkeit entgegenzusehen? — Es war ein wahrhaft göttliches Trostwort aus dem Munde des geliebten Meisters: „Ich werde Euch nicht als Waisen zurücklassen, — Ich werde Euch einen Tröster senden, der Euch in alle Wahrheit einführen wird“ (Joh. 14.).

Und siehe! dieses feierlich gegebene Wort hat der Herr am heutigen Tage eingelöst: Unter wunderbaren Zeichen, die in der Einwohnerschaft Jerusalems, wie in der zum Pfingstfeste versammelten Pilgerschar, Stammen und Entsetzen hervorriefen, kommt die dritte Person der Gottheit, der Heilige Geist, vom Himmel herab, um das Werk der Erlösung zu vollenden, und zwar zunächst an den in neuntägigem Gebete versammelten Aposteln.

Feurige Zungen schimmern in den Lüften; sie zerteilen sich, sie schweben hernieder und ruhen auf eines Jeden Haupt: „Alle sind mit dem Heiligen Geiste erfüllt!“ (Apostelgesch. 2.) Unmöglich ist es den „neugeborenen Männern, noch länger in der Verborgenheit auszuharren; sie machen sich auf, sie treten den zum Feste zahlreich versammelten Israeliten kühn unter die Augen; alle (die Parther, Elamiter usw.) versteken ihre Sprache, alle sehen ihre Wunder, und bald wird nun das Geheimnis des Kreuzes auf dem ganzen Erdkreis verkündet und angebetet werden, und es erfüllt sich das prophetische Wort aus dem Buche der Weisheit: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis.“

Warum aber kam der Heil. Geist, diese Quelle der reichsten Güter und Gnaden, nicht sogleich nach der Himmelfahrt Jesu herab? Warum ließ er die Jünger neun Tage lang auf Seine gnadenreiche Ankunft warten? — Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, lieber Leser, daß dies nicht zufällig und ohne gewichtigen Grund geschehen sein kann. Aber warum denn? Nun, wir Menschen wissen diejenigen Güter nie nach Gebühr zu schätzen, die wir in Händen haben und noch nicht entbehren mußten; wer frisch und gesund ist, der empfindet es nicht und kann es tatsächlich nicht schätzen, wie überaus wertvoll die Gesundheit ist, wenn er nicht schon selbst einmal eine ernstliche Krankheit zu bestehen hatte; ebenso würden wir auch das sonnige Licht des Tages nicht nach Gebühr schätzen, wenn es nicht mit der Dunkelheit der Nacht wechselte; und wie freudig begrüßen wir nach den kalten Wintermonaten den anbrechenden Frühling mit seinem Blüten- und Blatterschmuck! Es ist also wahr, daß wir den Wert der Güter, die wir genießen, am besten erkennen und schätzen, wenn wir sie eine Zeitlang haben entbehren müssen. — So hatte auch den Aposteln der Umgang mit ihrem göttlichen Meister,

neben manchen Beschwerden unzählige Freuden bereitet; ganz Palästina hatte auf sie hingehaut, wie auf glänzende Sterne, da sie im Auftrage des geliebten Meisters schon damals Krankheiten aller Art heilten, böse Geister austrieben und viele andere Wunder wirkten. Nun ließ die göttliche Weisheit es zu, daß sie auf einige Zeit die Kraft, durch die sie alles dieses gewirkt hatten, verloren, damit sie eben durch den Verlust zur Erkenntnis kämen, wie viel sie der gnadenvollen Gegenwart ihres Meisters zu danken gehabt, und zugleich, damit sie durch diese Erkenntnis um so begieriger würden, die Gnadengaben des ihnen verheißenen Heil. Geistes zu empfangen. — Da sie nun aber über den Hingang des geliebten Meisters seufzen und im Gebete, nach dem Befehle des Herrn, einknien verharren, siehe! da schwingt der Geist des Trostes sich vom Himmel herab; Er erleuchtet die Niedergegeschlagenen mit Seinem Lichte, richtet die nahezu Gefallenen auf, zerteilt die Wolke ihres Stummers und verbannt alle Angst aus ihrer Seele.

Als der Herr zu ihnen gesagt hatte: „Geht hin und lehret alle Völker!“ — da waren sie noch ungewiß, wie dies geschehen solle, und wohin sich jeder von ihnen wenden solle, um das Evangelium zu verkünden. Nun aber kommt der verheißene Heil. Geist in Gestalt von Zungen auf sie herab, führt sie in alle Wahrheit ein, belehrt und erleuchtet sie; ja, Er weist ihnen durch die Sprache, die Er in einem Reden von ihnen reden läßt, die Länder und Völker an, die Er ihrer Belehrung anvertrauen will.

Welche Ueberrastung aber, lieber Leser, brachte jener gnadenvolle Pfingsttag für die Feinde Jesu! Die jüdischen Priester und Ältesten des Volkes, obwohl durch die glorreiche Auferstehung des Gekreuzigten in Verwirrung und Schrecken gesetzt, hatten sich zweifelsohne schon wieder beruhigt, als sie die Grabesstille im Apostelkollegium wahrnahmen; ja, es schien bereits, als sei Alles, was Jesus tat, und Er selber nur ein „Traum“ gewesen, und als seiere schon die Finsternis einen großen Triumph über das Licht, — da treten plötzlich eben jene ungelehrten und furchtsamen Jünger des Nazareners, wie der Blut Gottes, hervor, Petrus an ihrer Spitze, und verkünden mit wahrhaft himmlischer Klarheit und Wärme in allen Sprachen den versammelten Volksscharen, daß eben jener von ihnen gekreuzigte Jesus der so lange von ihnen erlehnte Messias sei, und — erfüllt von Liebekreue — fallen auf der Stelle dreitausend Juden auf ihre Kniee und bekennen anbetend den Gekreuzigten! Und bald ziehen diese armen galliläischen Fischer aus, um die Siegesfahne des Kreuzes in allen Zonen der Erde aufzupflanzen. Millionen von Menschen beugen ihr stolzes Knie vor einem Gekreuzigten und geben für Ihn Gut und Ehre und Leben mit einer Begeisterung preis, die Himmel und Erde mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt. S.

### ← Aus der Geschichte der Leichenverbrennungsbewegung.

Vor kurzem ging durch die sozialdemokratische Presse (vgl. „Düsseldorfer Volksztg.“ Nr. 100 vom 2. Mai 1907) eine Notiz, welche dem Herrn Bischof von Luxemburg „Göttliche Dummheit“ zu Wortwurf machte, weil er die Leichenverbrennungsbewegung als eine antikirchliche, von der Freimaurerei getragene Agitation bezeichnet habe.

Der Wortlaut dieser Erklärung ist uns nicht bekannt, dafür aber die Geschichte der Leichenverbrennungsbewegung und deren tatkräftigste Unterstützung durch Logenmacht. Es ist ganz unstrittig, daß die Beerdigung der Toten im innigsten Zusammenhang steht mit dem Glauben an Jenseits und Auferstehung; daß daher das Christentum die *E r d b e s t a t t u n g* aufnahm und überall mit der Leichenverbrennung auftrat. Auf der Synode von Paderborn 785 wurde den jäh am altgermanischen Heidentum hängenden Sachsen unter Androhung der Todesstrafe die Verbrennung der Toten untersagt. (Haub, Kirchengeschichte Deutschlands II, 387; Hefele, Konziliengeschichte III, 635 ff.) Ebenso unbestreitbar ist es, daß die moderne Leugnung des Jenseits die Agitation für die Leichenverbrennung aufnahm und betrieb als eine Agitation für die materialistische Leugnung des Jenseits und der Auferstehung.

Ganz kurz sei erwähnt, daß die moderne Leichenverbrennung den turbulenten Zuständen der französischen Revolution entsprang und die erste wilde Leichenverbrennung im Jahre

1794 auf dem Marsfeld in Paris stattfand. Auch des unglücklichen englischen Dichters Shelley, eines Freundes Byron's, sei gedacht, der 1822 auf einer Spazierfahrt im Meere erkrankt und von Byron auf einem Holzstoß verbrannt wurde. Seine Asche wurde in Rom auf dem protestantischen Kirchhofe nahe bei der weltbekannten Pyramide des Cestius beigesetzt.

Ein theoretischer Verteidiger erstand der Leichenverbrennungsbewegung in Deutschlands toller Zeit, im Revolutionsjahre 1849, wo Jakob Grimm in der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung bekannt gab „Ueber das Verbrennen der Leichen“. Viel gelacht hat man damals über die Entgleisung des berühmten Germanisten, die in den Worten enthalten: „Aus des Scheiterhaufens Feuer hebt sich der entbundene Geist zum Vater usw.“ Eine Entgleisung ist das, denn es sollen doch Leichen d. h. Tote verbrannt werden, bei denen also doch wohl der Geist schon vorher im Tode entbunden worden ist. Gleichwohl ist diese Phrase Gemeingut der Kremations-Rhetorik geworden.

Es ist eine romantische Schwärmerei für urgermanisches und altgermisches Heidentum, die, wie einst in der Renaissance, zu einer Entfremdung vom Christentum geführt hat.

Alles war noch nicht imstande, eine Bewegung zugunsten der Kremation zu entfachen. Einen Versuch, eine solche ins Leben zu rufen, unternahm dann M o l e s h o t t als Wortführer des krassesten Materialismus.

Es ist die zynische Darstellung, daß der Menschenleib durch Beerdigung auf Friedhöfen, welche der praktischen Verwertung in landwirtschaftlichen Betrieben entzogen, nicht genug als — Dünger zur Geltung komme. Als natürlichen, selbstredend allerbesten Dünger empfiehlt er daher die Asche der verbrannten Menschenleichen.

Eine Massendebatte konnte erst in Fluß kommen, wenn eine Organisation in den Dienst der Sache trat und das geschah, als die italienische Freimaurerei durch die Agitation des rührigen Br. Dr. Gaetano Pini-Mailand die Sache zu einer Logensache machte, mit dem ausgesprochenen Bestreben, der Religion des Kreuzes die Religion der Urne gegenüber zu setzen.

Unter Pini's Einfluß warf sich die Loge „La Ragione“ in Mailand zur Hauptagitatorin für die Leichenverbrennung auf.

Am 9. Juni 1877 begannen in Mailand die Sitzungen der Generalversammlung der Logen des Großorientes von Italien. Bei dieser Gelegenheit wurde der Vorschlag der Mailänder Loge, die Freimaurerei möge die Leichenverbrennungsfrage unter ihrer Obhut nehmen, mit freudiger Zustimmung angenommen. Überall wurden Leichenverbrennungsvereine ins Leben gerufen. Auch im Ausland wurden Komitees gebildet und im Anschluß an den 1880 nach Mailand eingeladenen Hygienistenkongreß eine internationale Leichenverbrennungskommission eingesetzt, welche bereits für das Jahr 1887 einen internationalen Kongreß der Vereine und Freunde der Feuerbestattung nach Mailand einberief. Ausdrücklich bezeichnete es ein Schreiben des Zentralkomitees der italienischen Liga als Aufgabe dieses Kongresses, „der neuen Religion der Urne einen allgemeinen kosmopolitischen Charakter zu geben, wie ihn die Kirche hat, welche die Feuerbestattung bekämpft.“

Welche Gesinnung die führenden Kreise befehlte, mag eine Auslassung beleuchten, welche anlässlich der Aufstellung eines Krematoriums in Rom (1886), in der „Neuen Flamme“ (1887 Januar) zu lesen war. Da heißt es in drohender Wallfrensprache einer Dame Hedwig Henrich:

„Daß in Rom selbst, der großen Pfaffenmetropole, trotz Seulen und Föhnklappen und Wut und Fetergeschrei der Merikalen Presse die Feuerbestattung durchgeführt wurde, ist ein Triumph des Geistes, der verdient, in den Annalen aller Länder verzeichnet zu stehen.“

Zu wilden Ausbrüchen des Kirchenhasses kam es, als die römische Entscheidung vom 19. Mai 1886 bekannt wurde, wonach den Katholiken sowohl der Beitritt zu einem Leichenverbrennungsverein, wie Anordnung über Verbrennung des eigenen Leichnams verboten wurde.

Bruder Dr. Pini antwortete darauf mit einer wütenden, von gehässigen Ausfällen gegen die Kirche gespickten Rede, in welcher er jenen Ton anschlug, der seitdem fortklingt, der aber auch so deutlich war, daß man das ganze maurerische Credo durchhören kann:

„Ein unaußweichliches Gesetz der Natur, nicht sühnende Strafe für eingebildete Schuld, verurteilt den Menschen zum Tode. Der Menschengeist, welcher von der Wissenschaft erleuchtet ist, empört sich nicht gegen jenes Gesetz und begrüßt den Tod als Symbol eines ewigen Lebensfrühlings.“

„Dem Paradies, dem Fegefeuer, der Hölle, der Kirche stellen wir entgegen die Verherrlichung, die Vergessenheit und den Fluß der Geschichte.“

„Ein unwissender und fanatischer Alerus sieht den Fortschritten der Wissenschaft die Gebräuche einer Religion

Quelle: D. S. 1907

in den Weg, die keine Religion, die nur mehr eine Sekte ist. Den Lehren der Eschärung stellt er entgegen die Dogmen eines Glaubens, der kein Glaube, der eine Lüge ist" (Vgl. Stimmen aus N. Raach, 33 (1887) S. 273).

Und die La Magonie Mailand ließ alle Logen auffordern, die Leichenverbrennung zum Geheiß der Freimaurerei zu machen. Nach Pini selbst (gest. 1887) soll die Leichenverbrennung die Grundlage einer neuen Religion der Eräber werden, frei von Vorurteilen und Aberglauben.

Dieser kurze Blick in die Entwicklungsgeschichte der modernen Leichenverbrennungsbewegung lehrt, von wem dieselbe ausgeht und von welchen Ideen sie getragen ist.

Im Anschluß hieran seien noch ein paar Worte über Kirche und Leichenverbrennung gesagt. „Durch ein Dogma des Papstes vom Jahre 1886 (11) sind ihm (dem Klerus der römisch-katholischen Kirche) die Hände gebunden“, nämlich für ein Eintreten für die Leichenbestattung. So kann man in einem Prospekt „Mannengrab und Erdgrab“ von einem Dr. med. und phil. Wolfrum lesen.

Aus diesem einen Satze schon ist ersichtlich, weld' verblüffende Unkenntnis der Mann von katholischen Dingen hat. Das „Dogma“, von dem der Verfasser schreibt, ist nämlich lediglich eine Entscheidung der Kongregation der Inquisition über die zwei Fragen: 1. Ob es erlaubt sei, einem Vereine, der sich die Beförderung des Gebrauches der Leichenverbrennung zum Ziel gesetzt, als Mitglied beizutreten. 2. Ob es erlaubt sei, Bestimmungen zu treffen, daß die eigene Leiche oder diejenige von anderen verbrannt wird.“ Beide Fragen wurden verneinend beantwortet. Die Entscheidung trägt das Datum 19. Mai 1886, stammt also aus einer Zeit, wo in Oberitalien, besonders Mailand, von der Loge eine außerst rege Agitation für die Leichenverbrennung entfaltet wurde mit direkter Beschuldigung religiöser Lehren, zumal des Jenseits- und Auferstehungsglaubens. Wenn die Herren sich über diese Entscheidung entriiten, so kann diese Entriitung unmöglich echt sein. Oder haben sie wirklich geglaubt, daß die katholische Kirche zur offenen Leugnung ihrer Lehren geduldig schweigen solle? Möge man also sich dort bedanken, wo man die Agitation für die Irre verbunden hat mit der Agitation für materialistische und pantheistische, jedenfalls antichristliche Propaganda.

Als Wuff wird von den Irnenschwärmern der Trumpf ausgepielt, auch katholische Geisliche hätten sich für die Verbrennung ausgesprochen und sich selbst verbrennen lassen. Weht man der Sache nach, kommt man auf wunderbare Dinge.

Als Kenonimier-Theologe mußte der Professor des Kirchenrechts an der Universität Pavia, Dr. Ant. Buccellati, fungieren welcher 1874 in einem Briefe an Professor Kolli, seinen Freund, einen Irnenschwärmer, geschrieben hatte: „daß die Verbrennung der Leichen . . . kein Verbum ist, welches mit der christlichen Religion in Widerspruch stände.“ Elf Jahre später widerrief Buccellati diese seine Aufstellung mit dem Hinweis auf ein damals erschienenenes Werk (Ob es erlaubt sei, die Toten zu verbrennen von G. Surati, Mailand 1885). In einem Briefe vom 8. November 1885 schrieb er jetzt: „Damals war meine Aufstellung diese: es gibt kein kanonisches Gesetz, welches die Leichenverbrennung ausdrücklich verbietet. Wenn man jetzt die Frage in einem weiteren Sinne stellt, ob es nach Lehre der katholischen Kirche erlaubt sei, die Toten zu verbrennen? — so lautet meine Antwort verneinend.“ Als dann nach der römischen Entscheidung von 1886 der rührike Logenbruder Dr. Pini nach wie vor mit Buccellatis erster Erklärung treiben ging, antwortete dieser in einem Briefe vom 5. November 1886, der im Osservatore Catholico veröffentlicht wurde: „Ich sollte die Ideen von Dr. Pini teilen? — Unmöglich! er ist Freimaurer und ich bin katholischer Priester und als solcher . . . nehme ich die Entscheidung des hl. Stuhles mit aller Unterwürfigkeit an.“ Daraus war also weiter kein Kapital mehr zu schlagen.

Dagegen ward am 16. September 1884 der Abbé Sarioerio verbrannt, der testamentarisch seinen Leichnam dem Krematorium in Mailand vermacht hatte und für den Fall des Nichtvollzugs seine Verwandten mit Enterbung bedroht hatte. Nben folgt im Dezember 1884 der Kaplan Savi. Zu deren Entschuldigung dafür, daß sie sich haben durch die Agitation betören lassen, könnte man geltend machen, daß eine offizielle römische Entscheidung nicht vorlag. Man sieht daraus, wie bitter notwendig eine solche war, wenn die Bewirkung schon so weit um sich gegriffen hatte.

Schließlich, wenn die katholische Kirche bestimmt, was mit der christlichen und kirchlichen Sitte verträglich ist, was nicht, wen in aller Welt geht das etwas an? Das ist doch lediglich rein innere Angelegenheit der Kirche selbst, über deren Behandlung sie doch nicht erst die Erlaubnis ihrer Gegner einzuholen hat.

## = Der alte Brunnen.

Von C. Warholm.

Kein Ereignis hatte so lange Zeit die Bewohner in Aufregung gehalten, als der öffentliche Verkauf des alten Gasthofs „Zum schwarzen Adler“. In allen offiziellen und offiziellen Versammlungen wurde der interessante Gegenstand erwähnt. Daß einer aus ihrer Mitte das alte Gebäude ansteigerte, war ausgeschlossen; dazu war es zu verrufen. Der jetzige Besitzer war nämlich — Buchhändler. Faulheit und Gier nach Reichtum hatten ihn zum Falschmünzer gemacht; doch hatte das sonst nicht unrentable Geschäft seinen eigentlichen Lohn nicht vorenthalten — eine mehrjährige Zuchthausstrafe, die er, während der Zeit, in der die Erzählung fällt, abbüßte. Deshalb war das Für und Wider zu erlarlich und die Neugierde, das Kommende zu wissen, verzehlich.

Und es kam.

In einem stürmischen, nasskalten Vorfrühlingsmorgen wurde die Auktion abgehalten. Der ziemlich große, schwarzgeräucherte Saalraum war dicht mit Neugierigen besetzt, die stöhrend einige Fremde betrachteten, welche an dem runden Tisch, in nächster Nähe des Tagators saßen. Zwei von ihnen schienen vertraut zusammen, was aus ihrem eifrigen Reden hervorging. Der andere sah schweigend da, wie mißtrauisch sich im Kreise umblühend. Ueberhaupt war sein ganzes Auftreten wenig vertrauenswürdig, und demgemäß wurde er von den Einheimischen auch beurteilt. Endlich begann die Versteigerung.

Einer von den beiden, ein martialisch aussehender Mann, der den ehemaligen, langgedienten Militär verriet, war erster Bieter. Dann kam der Mißtrauische. Und so ging es eine Zeit lang hin und her. Der alte Militär ruhig und sicher — der andere aufgeregelt, immer zitternder werdend, als fürchte er, daß Objekt würde ihm entrißen werden. Schwach trat ihm auf die Stirn. Doch das Verhängnis war nicht abzuwenden. Mit einem Fluch auf den bleichen Lippen hielt er im Bieten ein. Das letzte Gebot kam — ein spanisches, selundenlanges Schreien — dann erfolgte der Zuschlag, und der „schwarze Adler“ hatte einen neuen Besitzer, den alten Feldwebel oder was er gewesen.

Unvorteilhaft war für den Gasthof der Wirtswechsel nicht — gründlich renoviert und restauriert, präsentierte er sich alsbald seiner Umgebung, und zwar so, daß Reisende, seien es Vergnügungs- oder Geschäftsreisende, ausschließlich im „schwarzen Adler“ einkehrten.

Es war im Frühherbst, als der derzeitige Wirt seine Morgenzeitung lesend, an eben dem runden Tische saß, wo er bei der Versteigerung gesessen, als ein älterer Fremder eintrat und dem Wirt gegenüber Platz nahm.

Einige Worte über Witterung und Tagesereignisse wechselnd, sagte der Fremde dann:

„Der Adler“ hat sich wohl gemauert. Und nicht zum Schrecken. Er sieht wieder ganz präsentabel aus.“

„Freilich“ nicht; der Wirt, stolz auf das Lob, das ihm gebracht wurde, „Zeit war's auch.“

„Das schon“, bestätigte der andere. Und dann nach einer Weile fuhr er fort: „Ich möchte für einige Tage hier bleiben. Kann ich wohl ein Zimmer haben?“

„Gern, Sie können zwischen dreien wählen.“

Daß er sich das Meinste, das auf den hinteren Hof zeigt, aussuchte, war nichts besonderes. Auch nicht, daß er Hof und Garten besonders betrachtete.

Im Schaufzimmer wieder angekommen, frag er harmlos:

„In dem alten Brunnen, dort am Schuppen, werden Sie sich wohl nicht abgemüht haben, wo doch jetzt die Wasserleitung hier ist?“

„Nein, der liegt noch da wie früher. Ich wollte schon immer seine Oeffnung besser verschließen, aber wenn man ein Ding nicht braucht, nachher bleibt alles wie's ist. Uebrigens ist er ja auch trocken.“

„So, so. Was ich noch sagen wollte. Ich habe früher einige Zeit hier gewohnt und möchte meine Erinnerungen auffrischen. Wohnt der Förster Meinhold noch auf der Försterei?“

„Meinhold? hab' noch nicht davon gehört; der jetzige ist auch schon einige Jahre dort. Memke heißt er, noch ein junger Herr. Doch da kommt er ja — grad' wie der Wolf in der Fabel.“

Er zeigte dabei auf die Straße, wo der Förster elassischen Schrittes herkam.

Der Fremde sprang auf und sah schnell auf die Uhr.

„Schon so spät!“ rief er, „dann wird's Zeit, daß ich nach der Bahn komme, mein Gepäc zu holen.“ Sprach's und ging schnell hinaus. Konnte aber doch nicht verhindern, auf dem Fluß mit dem Förster zusammen zu treffen, der nach der Küche hinüberschaute, wo des Wirtes braune Tochter, die lustige, lebensfrohe Marie, hantlierte. Den Fremden sah er nur

flüchtig, auch hielt er sich nicht lange auf. Sein Hauptzweck schien der zu sein, daß er beim Scheiden jämmt und ungeschoren in die Küche schlüpfte, wozu ihm einige neu angekommene Gäste sehr förderlich waren, und dort der erröthenden Marie leise zuraunte: „Heut' Abend um 10 Uhr komm' hinten an den Schuppen.“

„So spät?“ flüsterte das Mädchen zurück.

„Ich kann nicht früher. Ich muß jetzt zur Oberförsterei Instruktionen holen. Weißt ja, wegen der Gallunten, die einem das hübsche Lebensfreude vergällen. Du kommst doch?“

Und als er die bejahende Zusage erhalten, ging er schnell fort. In den Sonnenschein der Küche war aber ein Nebelreif gefallen, das rostige Gesicht blühte nicht mehr so lebensfroh wie vorhin. Necht trüb und sorgenvoll sah's aus.

Es war das alte Lied — der heimlichen Liebe, der sich Schwärzereien aller Art entgegenstellen. Der Wirt, durch und durch Soldat, als Feldwebel, der er lange Jahre gewesen, wollte von dem jungen Förster nicht früher etwas wissen, bis er die Wilddiebe, die schon lange Zeit in seinem Revier hausten, abgetan hatte. Wer so sehr er sich auch anspornte — ihre List machte alle seine Wachsamkeit zu Schanden. Und schon wurde ein leises Mißtrauen und abfälliges Urtheil bei seinen Vorgesetzten laut.

Deshalb waren die Gedanken des jungen Försters auf seinem Hingang zur Oberförsterei gerade nicht die rosigsten; aber während sie bei ihm Erbitterung und kaum bezähmbare Mut hervorriefen, verurtheilten sie Marie bange Tränen und nutzloses Grübeln, und voll zehrender Ungeduld schaute sie den Abend herbei.

Und wie alles andere, so kam auch der, stürmisch und nachlässig. Der Fremde hatte sich zeitig zur Ruhe begeben. Wenig Gäste waren nur da, so daß Marie nicht gesucht wurde. Ein dichtes Tuch um die Schultern schlagend, wollte sie nach der bezeichneten Stelle gehen. Doch schon mitten auf dem Hofe blieb sie plötzlich stehen — in dem Zimmer des Fremden leuchtete jäh ein Licht auf und erlosch wieder. Dies wäre an und für sich nichts besonderes gewesen und schon wollte sie wieder gehen, da schien und verschwand das Licht wieder, und nach einer Weile zum dritten Mal. Dann blieb alles dunkel. Doch etwas stuhig geworden über dieses seltsame Verhalten des Gastes, der schon längere Zeit sich zur Ruhe begeben, hörte sie leise die Tür öffnen. Schnell drängte sie sich an einen auf dem Hofe stehenden Birnbaum, und von hier aus sah sie den Fremden vorsichtig nach dem Brunnenschuppen gehen. Was mochte der wollen? Das Herz klopfte ihr doch unwillkürlich schneller. Allerhand Gedanken drängten sich künft und wirt in ihrem Herzen. Doch tapfer zwang sie alles nieder und lautlos huschte sie an das dem Brunnenschuppen gegenüber stehende Ende des Schuppens, wo der Förster schon ungeduldig wartete.

„Du trittst ja,“ sagte er dann leise nach der ersten zärtlichen Begrüßung. Er fühlte, wie ihr Busen stürmisch wogte. Erregt teilte sie ihm das Nähere mit.

„Dann wollen wir einmal nachsehen,“ erwiderte der Förster kurz entschlossen.

„Aber vorsichtig,“ bat sie ängstlich.

Dicht an dem Schuppen entlang gingen sie leise auf den Brunnenschuppen zu. Plötzlich blieb der Förster stehen. „Siehst Du etwas?“ fragte das Mädchen erregt.

„Still, still,“ flüsterte er zurück, „ich glaube im Brunnenschuppen Licht.“

Durch das Dunkel der Nacht konnte man deutlich einen Lichtschimmer sehen, der aus der Tiefe des Brunnenschuppens zu kommen schien und der immer deutlicher wurde. Augenblicklich stieg das Licht höher.

„Dud Dich, dud Dich,“ flüsterte der Förster, der selbst schon auf der Erde lag.

Aber das Licht wurde nicht heller. Dafür hörte man aber ein Geräusch, als ob Bretter verschoben wurden; demnach waren dort zwei an der Arbeit. Und wieder verschwand das Licht. Dem Förster zuckte es in allen Gliedern.

„Wart mal,“ murmelte er leise, „den einen sah ich mal.“

Und schnell eine elektrische Taschenlampe ziehend, sprang er auf und mit einigen Schritten nach dem Brunnenschuppen, dem zu Tode Erschrockenen das Licht vor die Augen haltend. Es war der Fremde.

„Stehi,“ rief der Förster, diesen am Arm fassend.

Fluchend riß sich dieser mit einem Ruck los und sprang fort, gerade der herbeieilenden Marie in die Arme. Doch ebenso schnell war der Förster. Mit voller Wucht stürzte er auf den Fremden und band ihn kurz entschlossen.

„So,“ sagte er aufatmend, „nun der andere.“

Mit Hilfe des schnell herbeigeholten Wirtes wurde der auch festgemacht, was eine besondere Freude für den Förster war, da es der langgesuchte Dieb war, dessen Helfer seit einiger Zeit der Fremde gewesen. Und das Rätsel des Brunnenschuppens?

Der Fremde hatte im Buchhause die Bekanntschaft des früheren „Ablernwirtes“ gemacht, der ihm in einer schwachen Stunde verriet, daß in dem Brunnenschuppen ein großer Schatz gestohlenes Goldes lag, außerdem die Werkzeuge zur Münzenfabrikation, die man bei seiner Verhaftung zu aller Verwunderung nicht finden konnte. Und um all diese Schätze zu erlangen, versuchte er zuerst mit gestohlenem Gelde den Gasthof zu kaufen und da dies mißlang, suchte er den Schatz zu heben, wobei er aber gefaßt wurde.

Doch keiner war dem alten Brunnenschuppen dankbarer als der Förster und Marie, deren geheimer Herzensbund dadurch zur reellen Wirklichkeit wurde.

## Allerlei.

ca. „Unter frommer Flagge betriebene Ausbeutung.“ Unter allerlei häßlichen Ausfällen drückt die „Düsseld. Volkszta.“ das folgende, allerdings nicht sehr geschickt abgefaßte Inserat im „Säwarzwälder Bote“:

Rechtshaffene junge Mädchen

finden gute Aufnahme, wo sie nebst gutem Fabriklohn noch Gelegenheit hätten, sich nachts noch im Nähen auszubilden.

Sich zu wenden an die ehrwürdige Vorsteherin des Sankt Josephshauses, Brombach in Vörrich in Baden.

Dazu geht der C. A. folgende Erklärung zu: Das St. Josephshaus Vörrich ist ein Heim für alleinstehende Fabrikarbeiterinnen, in welchem dieselben gegen Vergütung von 86 Pfennig pro Tag Kost und Wohnung erhalten können. Das Josephshaus unterhält ferner eine Nähschule, welche von den Mädchen ohne Unterschied der Konfession sehr fleißig besucht wird. Mädchen, welche in allen weiblichen Handarbeiten, wie Weißnähen, Kleidermachen, Sticken usw., sich ausbilden wollen, besuchen die Nähschule täglich von morgens 8 bis 12 Uhr und mittags von 2 bis 6 Uhr und zahlen hierfür ein Lehrgeld von monatlich 5 Mark. An den fünf ersten Wochentagen wird abends von sieben bis neun Uhr für Fabrikarbeiterinnen ein sogenanntes „Flidkurs“ gegeben, wobei das Hauptgewicht darauf gelegt wird, daß Mädchen defekte Kleider sauber ausbessern lernen. Auch lernen sie Hemden, Arbeitskleider u. a. neu anfertigen. Diese Wendschülerinnen zahlen für Licht und Heizung eine Vergütung von 1,10 M. pro Monat. Mädchen, die im Hause Kost und Wohnung haben, zahlen für die Instruktionen, die sie in der Nähschule erhalten, nichts. Der Sinn des im „Säwarzwälder Bote“ erschienenen Inserats ist demnach folgender:

Alleinstehende, brave und rechtshaffene Mädchen, die von auswärts hierher kommen, um eine Arbeitsstelle in der Fabrik anzunehmen, finden im Josephshause gute Aufnahme, und haben außerdem Gelegenheit, wenn sie wollen, nach Feierabend Anleitung zur Verrichtung der einfachen, gewöhnlichen Handarbeiten zu empfangen. Wie man aus diesem Inserat den Vorwurf „schamloser Ausbeutung“ herauskonstruieren kann, ist uns unbegreiflich. Denn einmal besteht für die Mädchen keinerlei Zwang, von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen, sondern hängt lediglich von ihrem freien Willen ab; sodann arbeiten die Mädchen nicht etwa zu Gunsten des Hauses, sondern lediglich für sich und ihre Familienangehörigen. Wenn dabei nun den Mädchen gezeigt wird, wie man schön und sauber arbeitet, und wenn für Licht- und Holzverbrauch eine kleine Entschädigung verlangt wird, so ist das doch wahrhaftig keine Ausbeutung, sondern im Gegenteile eine wohlthätige Einrichtung und als solche wird sie auch von der hiesigen Bevölkerung empfunden, selbst von jenen, die jetzt mit der „schamlosen Ausbeutung“ haufieren gehen. Die ganze Sache ist nichts anderes, als eine schamlose Hecke, die gegen eine wohlthätige Einrichtung unternommen wurde, bloß deswegen, weil sie von Katholischer Seite ins Leben gerufen wurde. Der Erfolg dieser Hecke ist für uns nur ein erfreulicher, es kommen nämlich seither die Mädchen viel eifriger als vorher.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 21.

Düsseldorf, den 26. Mai.

1907.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste der hhl. Dreifaltigkeit. — Konfessionelle Stimmungen. — Das Wetterfabel. — Die Kräutertischl.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VI, 36—42.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Nichtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden; vergebet, so wird euch vergeben werden. Gebet, so wird euch gegeben werden, ein gutes, eingedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben, denn mit demselben Maße, womit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Er sagte ihnen auch ein Gleichnis: stamm wohl ein Blinder einen Blinden führen? Fallen sie nicht Beide in die Grube? Der Jünger ist nicht über den Meister. Jeder aber wird vollkommen sein, wenn er wie sein Meister ist. Warum siehst du den Splinter in deines Bruders Auge, des Balkens aber in deinem eigenen Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Bruder, laß den Splinter aus deinem Auge ziehen, da du selbst den Balken in deinem Auge nicht siehst? Heuchler, zieh' zuvor den Balken aus deinem eigenen Auge; dann magst du sehen, daß du den Splinter aus deines Bruders Auge ziehest!

## Zum feste der hhl. Dreifaltigkeit.

Du hast Dir Deine Braut gestaltet,  
In Deiner Kraft sie so geweiht,  
Daß sie in Deinem Namen schaltet,  
Dochheilige Dreifaltigkeit!  
Du hast das Zepter ihr gegeben,  
Daß dieser Königin gebührt,  
Und mit dem Spruch vom ew'gen Leben  
Die Lippe feurig ihr berührt.

Das Kreuz in seiner vollen Herbe —  
Das ist ihr Zepter! Es erieilt  
Der Kinderchar ein göttlich' Erbe,  
Wenn bei der Mutter treu sie weilt.  
Der Spruch in seinem engen Rahmen  
Erfüllet das, was er verheißt:  
Die Taufe spendet Gnad' im Namen  
Dem Vater, Sohn und Heil'gen Geist.

Das heutige Fest, das dem unerforschlichen Geheimnisse der allerheil. Dreifaltigkeit geweiht ist, ruft in mir regelmäßig einen Gedanken wach, der den geneigten Leser nicht wenig überraschen wird: Wenn nämlich unsere Kleinen in den Lehren des Christentums unterrichtet werden, so wird bei ihnen der Anfang gemacht mit dem, was dem menschlichen Verstande am meisten über den Horizont geht: mit dem Geheimnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit. — In allen anderen Dingen geht man anders zu Werke; da fängt man mit dem ABC an und schreitet allmählich vom Leichtesten zum Schwereren vorwärts. Ist das nun aber h. und Christen nicht eine ganz verkehrte Unterrichtsweise? Das Kind kann seinen Verstand gar nicht recht gebrauchen, kann nicht einmal reden, und da wird nun, statt mit dem Leichtesten, gerade mit dem Schwersten der Anfang gemacht! Man zeigt dem Kinde, wie es das Kreuzzeichen machen

und durch seinen Glauben an die allerh. Dreifaltigkeit zu erkennen geben soll! Ist das nicht ganz verkehrt? Keineswegs, lieber Leser, es ist im Gegenteil die einzig richtige und notwendige Erziehungsweise des jungen Christen; denn der Glaube an den Dreieinigen Gott ist der Grundstein des ganzen Christentums, dieser Glaubensartikel ist der Grund aller unserer Verdienste. Alle übrigen Geheimnisse des Glaubens haben, außer der Menschwerdung der zweiten Person, diesen Vorzug nicht; ja, der Glaube an die Menschwerdung stützt sich auf den Glauben an die hl. Dreifaltigkeit. In Sachen des Glaubens mag mir manches ganz unbekannt bleiben, und ich kann dennoch selig werden; aber ohne zu wissen und zu glauben, daß es Einen Gott in drei Personen gebe, kann der Christ nicht selig werden. Ohne den Glauben an den Dreieinigen Gott habe ich nichts von Gott zu erwarten; mit diesem Glauben Alles! — Der Glaube an dieses hl. Geheimnis ist also die Grundlehre des Christentums, und darum bringt man sie den Kindern auch zuerst von allen Lehren des Christentums bei; ohne diesen Grundstein gibt es kein Christentum.

Die Lehre von dem dreieinigen Gott ist wie schon gesagt, ein für uns ganz unergründliches Geheimnis. Es kann sich darum für unsern Verstand nur um einen scheuen Blick in die unendliche Tiefe dieses Geheimnisses, nimmermehr aber um ein Verstehen der Art und Weise handeln, wie die drei göttlichen Personen eins und wie sie drei sind, — eine göttliche Natur, aber drei göttliche Personen, — denn die Ausdrücke „Natur“ und „Person“ sind offenbar nur vergleichsweise und nicht im (menschlich) natürlichen Sinne zu verstehen.

Hier heißt es also, lieber Leser, demütig glauben an ein Geheimnis, das als die Grundlehre des Christentums vom Sohne Gottes selber verkündet worden ist mit den Worten des heutigen Festtags-Evangeliums: „Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vater und des Sohnes und des Heil. Geistes!“ — Der menschliche Dünkel freilich bäumt sich da auf und findet es unerträglich, an Dinge glauben zu sollen, die der Verstand nicht erfassen und nie erfassen kann. Wozu (fragt er) haben wir überhaupt Geheimnisse? Warum gibt Gott uns nicht volle Aufklärung? Und wenn unser Verstand nicht ausreicht, warum hat Er uns nicht mit höheren Geisteskräften geschaffen? Ist es des menschlichen Geistes würdig, in Ungewißheit über die wichtigsten Fragen das ganze Leben hindubringen und nur einen matten Schimmer von jenem Lichte zu empfangen, das uns im jenseitigen Leben leuchten soll.

Die Antwort, lieber Leser, ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick scheint. Daß es Geheimnisse in unserer Religion gibt, ist nicht nur notwendig und unvermeidlich, sondern sogar heilsam, es entspricht einerseits der göttlichen Würde, daß sie über allen geschöpflichen Verstand erhaben sei — es entspricht aber auch auf Seite des Menschen dessen unendlichem Durste nach Wahrheit, daß ihm Wahrheiten von unendlicher Tiefe geboten werden,

die er die ganze Ewigkeit hindurch nicht auszuschöpfen vermag.

Stolz lehnt der (gelaufte) Neubeide den Glauben an die Geheimnisse der christlichen Religion ab; er dünkt sich erhaben über solche Knechtung des Verstandes. Aber frage ihn doch, lieber Leser, ob ihm im Bereiche der weltlichen Wissenschaft sowohl wie des gewöhnlichen Lebens keine „Geheimnisse“ bisher begegnet sind? Kennen wir denn auf irgend welchem Gebiete der uns umgebenden Natur viel mehr, als die Oberfläche? Und begegnen uns nicht auf Schritt und Tritt ungelöste Rätsel?

Ich sehe die überraschenden Wirkungen der Elektrizität; Ich staune über die mannigfache Art und Weise, wie dieselbe in den Dienst der Menschheit seither schon gestellt ist. Wenn ich aber nach dem Wesen der Elektrizität frage, wenn ich frage: was ist die Elektrizität? so bleibt der größte Gelehrte ebenso die Antwort schuldig, wie der letzte Schulbub. — Was ist ferner das Leben, das Wachstum der niedersten Pflanzen für ein Geheimnis! Wer wird es jemals ergründen? Und nun erst unsere Seele und ihre innigen Beziehungen zum Leibe! Mein Blick fällt in diesem Augenblick auf das Bild meiner verstorbenen Eltern; das Bild spiegelt sich ab in meinem Auge, die herborgerufenen Empfindung wird durch den Nerv fortgeleitet zum Gehirn — aber nun die Gedanken, die Erinnerungen, die blühschnell herborgerufen werden durch dieses Anschauen mit dem leiblichen Auge! Wer will dieses Sinecuregreifen des Leiblichen und Geistigen erklären? — Wem es daher „sonderbar“ vorkommen will, wie die drei Personen einen Gott ausmachen, wie will er mir erklären, wie mein Verstand, mein Wille und mein Leib nur einen Menschen ausmachen? Wie will er mir die Mannigfaltigkeit und wieder die Einheit meiner Seelenkräfte erklären? Und schaue ich am Abend zu dem Sternenhimmel hinauf; wie viele „Geheimnisse“ wohnen mir da auf trotz allem und allem, was man bisher erforscht hat! Nur den äußern Zeiger am Zifferblatt der großen Weltuhr sehen wir — das innere Getriebe bleibt uns verborgen!

Und Gott, der erhabene Weltenhöpfer und Urheber all dieser Geheimnisse, — Er soll kein Geheimnis sein? Ist es nicht die höchste Torheit, so von Gott, dem Herrn, zu denken?!

In festem, unerschütterlichen Glauben beten wir Christen den geheimnisvollen, dreieinigen Gott an, bis dereinst, nach Vollendung unserer irdischen Pilgerschaft, unser Glaube in ein unendlich seliges Schauen übergehen wird. S.

### △ Konfessionelle Stimmungen.

Sonderbare Aufgaben stellte jüngst ein protestantischer Oberlehrer, wie er selbst in der „Christlichen Welt“ berichtet, an seine Schüler im Religionsunterricht. Sie mußten die Frage beantworten: „Was würden Sie sagen oder tun, wenn Sie einen Katholiken von der Irrtümlichkeit seiner Religion überzeugen wollten?“ Mit der Frage selbst wollen wir uns an dieser Stelle nicht beschäftigen, wertvoller sind die Antworten, die darauf gegeben wurden. Sie lauteten etwa folgendermaßen:

1. Es ist unmöglich, einen Katholiken von der Verfehltheit seiner Religion zu überzeugen; die Leute sind so verbohrt, daß alles umsonst ist. 2. Ich mache dem Katholiken seinen Religionschwandel und all das dumme Zeug, das die Katholiken treiben, lächerlich. 3. Die Ueberzeugungsstreue der Katholiken imponiert mir, ihr festerer Glaube. 4. Ich lasse jeden in diesen Dingen ungeschoren, mag er eine Ueberzeugung haben, welche er will.

Zunächst müssen diese Antworten doch den Oberlehrer zu dem Bewußtsein gebracht haben, daß er mit der Methode seines Religionsunterrichtes auf einer ganz schiefen Ebene sich bewegt. Statt einer Vertiefung in die evangelischen Gedanken hört er dumme Phrasen, nur eine einzige Antwort ist von einem anderen Geiste getragen, der aber, schon aus der Fragestellung zu schließen, dem Oberlehrer durchaus nicht gefallen haben dürfte. Umso mehr empfehlen wir ihm, was die protestantische „Kreuztg.“ (Nr. 225 vom 16. Mai) ihm ins Gewissen redet:

Wir wollen den evangelischen Religionsunterricht nicht allein verantwortlich machen für den beschränkten Ausfall jener Untersuchung. Soweit hier nicht Fehler der häuslichen Erziehung klar zutage treten, macht sich besonders der Einfluß unserer Kulturkampfpresse bemerkbar, die in

jedem überzeugten Katholiken einen verbohrteten Menschen sieht und die sich nicht die kleine Mühe nimmt, den „Religionschwandel“ und „all das dumme Zeug, das die Katholiken treiben“, auf den historischen Kern und die psychologische Entstehungsursache hin zu untersuchen, weil dann der Eindruck des „Lächerlichen“ von selbst verschwinden würde und nur die Gewißheit einer der wahren Religiosität hinderlichen Beräußerlichung übrig bliebe.

So die „Kreuztg.“ Was sagen unsere Kulturkampfpauer, vorab der Nationalliberalismus mit dem Bismarckschen Schwenk nach einem „frisch-fröhlichen Kulturkampf“ zu dieser Festnagelung? In seinem Haß gegen alles Katholische ist der Liberalismus noch immer der gleiche geblieben, der er zur ärgsten Kulturkampfzeit war. Wir haben ihm das schon oft bezeugt; da ihm aber jetzt die gleiche Note noch viel deutlicher von der „Kreuztg.“ ausgeteilt wird, ist sie um so wertvoller.

Andererseits wendet sich die „Kreuztg.“ auch gegen den Katholizismus; sie macht ihn mit verantwortlich für die „Berückung in der Nation“ und schreibt weiter:

„Die katholische Kirche und noch mehr ihre weltliche politische Organisation betreiben vielfach die Entfremdung ihrer Mitglieder von allen Andersgläubigen, ihre heftige und gesellschaftliche Absehung mit einer Konsequenz, die böse Wirkungen haben muß. Den Anlaß zu dieser Zusammenfassung aller katholischen Elemente, zu ihrer kriegsmäßigen Organisation, hat ohne Frage der Kulturkampf gegeben. Aber liegt nicht andererseits auch wieder in dieser Organisation eine Herausforderung der Andersgläubigen?“

Nachdem doch das konservative Organ die wahre Ursache des engen Zusammenschlusses des katholischen Volksteiles gefunden hat, ist es eine höchst sonderbare Deduktion, darin eine „Herausforderung der Andersgläubigen“ finden zu wollen. Sollen sich etwa die Katholiken in alle Winde zerstreuen und sich wehrlos den Kulturkampfslüsterern Elementen preisgeben? Ihre Organisation ist nur eine Abwehrphalanx; die aufrecht erhalten werden muß, wollen die Katholiken einem gewissen Draufgängertum gegenüber, wie es namentlich auch im Evangelischen Bund vertreten ist, nicht nachsich und vogelfrei gegenüber stehen. Deshalb ist es auch ein törichtes Gerede, in diesem Zusammenhange von einer „Entfremdung der Mitglieder von allen Andersgläubigen“ zu sprechen. Wir achten und schätzen jedermanns Ueberzeugung, nehmen aber den gleichen Schutz auch für unsere religiöse Ueberzeugung in Anspruch. Das Recht darauf schenken wir mit unserer Organisation, die wir uns nicht streitig machen lassen, am allerwenigsten in der jetzigen Zeit.

### — Das Wetterkabel.

Von Dr. R. Hennig.

Wer die täglichen Wetterkarten, wenigstens von Zeit zu Zeit, mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten pflegt, wird bemerkt haben, daß seit dem 1. April d. J. die Karte eine Veränderung aufweist: oben in der linken Ecke findet man drei neue Stationen eingetragen, Thorshavn, Seydisfjord und Reihjavi, die früher nicht vorhanden waren, und von denen die erste auf der Inselgruppe der Faröern, die beiden letzten auf Island liegen. So unwesentlich auf den ersten Blick die Tatsache erscheint, daß der Wetterkarte ein paar neue, weit abgelegene Orte hinzugefügt worden sind, so verdienen doch gerade die drei genannten Stationen, daß sich ihnen das Interesse des deutschen Publikums zuwendet. Ist es doch ein alter Sehnsuchtsstraum unserer Meteorologen, vom fernen Island her tägliche Wetternachrichten zu erhalten, auf die sie mehr wert legen als auf die Beobachtungen aus manchen weit näher gelegenen Ländern.

Um diese zunächst vielleicht unverständliche Tatsache begreiflich zu machen, muß daran erinnert werden, daß die „barometrischen Minima“, die uns das schlechte Wetter und vor allem die großen Winterstürme zu bringen pflegen, mit sehr seltenen Ausnahmen durchweg aus westlichen und östlichen Gegenden wandern. Demgemäß machen sie sich im nordwestlichen und mittleren Europa nahezu immer zunächst an den Küsten von Island, Schottland oder Norwegen bemerkbar und breiten erst später, wenn auch oft sehr rasch, ihren Einfluß weiter östlich auf die westlichen und nördlichen Teile des eigenlichen Kontinents aus, darunter auch auf Deutschland, dessen Nordseeküste in der Regel nächst den britischen Inseln den ersten und heftigsten Anprall der vom Westen kommenden Unwetter und Stürme zu empfangen hat. Die am meisten nach Westen gelegenen schottischen, irischen und nordwestlichen Beobachtungsstationen, die bisher sozusagen die äußersten Vorposten im Kampfe der Menschen gegen die Winterstürme darstellten, hatten zwar sorglich Wacht und gaben von jedem bedrohlichen Fallen des Barometers, von jeder verdächtigen Drehung des Windes sogleich Kunde nach den ver-

schiedensten europäischen Zentralstellen, um die Bevölkerung im allgemeinen und die Seefahrer im besonderen rechtzeitig vor drohendem Unheil zu warnen, aber trotzdem ließ es sich bei der oft sehr großen Geschwindigkeit der fortschreitenden Sturmwirbel und der vielfach unvermuteten Plöblichkeit ihres Erscheinens nicht immer vermeiden, daß die Warnungen zu spät eintrafen. Speziell für die auf dem Meere schwimmenden Schiffe hatte das bisherige Sturmwarnungswesen naturgemäß meist nur einen illusorischen Wert, denn ihnen lassen sich die Meldungen von bedrohlich werdenden Witterungssymptomen nur unter besonders günstigen Umständen übermitteln, und sie werden daher trotz unserer musterhaft organisierten Sturmwarnungswesens auch heute noch oft genug von gefährlichen Stürmen überfallen — die alljährlichen zahlreichen Schiffsoffer der Nordsee, deren Menge freilich gegenüber früheren Jahrhunderten verhältnismäßig sehr bedeutend zurückgegangen ist, beweisen dies nur allzu deutlich.

Es ist nun klar, daß die Stürme um so weniger Unheil anrichten können, je früher die Warnung vor ihrem Herannahen erfolgt. Jede Stunde Zeitgewinn muß in dieser Beziehung segensreichste Folge haben; aber alle Bemühungen, möglichst frühzeitig die Ankunft gefährlicher Sturmwirbel zu erkennen, stellte sich bisher eine unüberwindliche Schranke entgegen: die Unmöglichkeit, eine schnelle Nachricht von den Witterungsvorgängen weit draußen im Ozean zu erhalten. Aus den nachherigen systematischen Studien der Schiffsbeobachtungen weiß man, daß nahezu sämtliche großen Stürme, die über Europas westliche Küsten hereinbrechen, vorher, oft schon tagelang zuvor, sich draußen im offenen Ozean mehr oder weniger deutlich bemerkbar zu machen pflegen. Aber man hatte bisher kein Mittel, sich zeitig genug über die Vorgänge in den westlichen Meeren eine Nachricht zu verschaffen, und die Wetterbeobachtungen auf dem Ozean selbst blieben daher für das systematische Wetterprognosewesen, zum größten Schaden der Sache selbst, unbenutzbar.

Neuerdings hätte ja nun die drahtlose Telegraphie, die schon auf vielen den Atlantischen Ozean befahrenden Schiffen eingeführt worden ist, vielleicht auszuheilen können, um den Küsten wichtige Wetterbeobachtungen vom Ozean her mit größter Schnelligkeit zu übermitteln, aber eine systematische Ausnutzung dieser Möglichkeit hat bisher nicht stattgefunden und wird wohl auch künftig nur in geringem Umfang erfolgen, da die Meteorologie mit Recht hohen Wert darauf legt, daß die von ihr zu verwertenden Beobachtungen tunlichst stets an den gleichen, festliegenden Punkten vorgenommen werden, so daß die Wahrnehmungen fahrender Schiffe nur ausnahmsweise für die Verarbeitung des Materials herangezogen werden. Feste Punkte, d. h. Inseln, finden sich aber in genau westlicher Richtung von Großbritannien bezw. Deutschland auf dem Wege nach Amerika überhaupt nicht. Die Wetterbeobachtungen der amerikanischen Stationen New-York im besonderen können für unser europäisches Prognosewesen — Gegensatz zu einer weitverbreiteten irrigen Meinung — überhaupt nicht benutzt werden, denn es kommt nur sehr selten vor, daß ein in Amerika beobachtetes Unwetter auf dem Wege nach Osten so weit gelangt, daß die europäische Witterung davon noch in Mitleidenschaft gezogen wird. Näher gelegene Landstationen aber boten sich nur in südwestlicher Richtung dar: auf den Azoren, auf den Faröern und auf Island. Aber die erstgenannte von diesen Inselgruppen lag zu weit südlich, zu weit außerhalb der eigentlichen Sturmzonen der barometrischen Wirbel; deshalb waren die Azoren, wenn sie auch vielfach ein wertvolles Ergänzungsmaterial mit ihren Wetterbeobachtungen zu liefern versuchten, doch als ständige Vorposten im Kampf gegen die Stürme des Ozeans nicht geeignet. Die Faröer hingegen konnten aus dem Grunde gleichfalls keinen sehr wichtigen Beobachtungsposten darstellen, weil sie Europa noch zu nahe benachbart und überdies nicht weiter nach Westen gelegen sind, als die Gebirge und das mittlere Island.

Demgegenüber war nun aber Island sehr wohl in der Lage, eine geradezu ideale Station für einen weit nach Westen vorgeschobenen Beobachtungspunkt abzugeben. Island ist von jeher eine Art von Treffpunkt für alle den Ozean kreuzenden barometrischen Depressionen gewesen; die Hauptzugstraßen der Minima gehen zumeist nahe der entlegenen Insel vorbei, ja, die Wirkung des ungewöhnlich häufigen barometrischen Kriessandes gibt sich sogar darin zu erkennen, daß in Island der auf den Jahresdurchschnitt berechnete Barometerstand erheblich tiefer ist, als irgendwo sonst auf Erden, mit alleiniger Ausnahme der beiden Polarzonen.

Seit einem vollen Vierteljahrhundert plädierte nun die meteorologische Forschung Deutschlands und anderer Länder dafür, daß von Island ebenso wie von den verschiedensten anderen Hauptstationen Europas alltäglich ein Wettertelegramm einginge, das uns Kunde von den Witterungszuständen draußen inmitten des Ozeans zutrüge. Aber der Wunsch blieb bisher unerfüllt. Die hohe Wichtigkeit eines täglichen

Wettertelegramms aus Island, das die Annäherung schwerer Stürme, wenn nicht immer, so doch in sehr vielen Fällen schon ein bis drei Tage früher als bisher erkennen lassen konnte, mußte zwar ohne weiteres einleuchten; aber unter allen großen von der Kultur beherrschten Ländern war ausgerechnet das gerade Island das einzige, das bis in die jüngste Zeit hinein keinen Anschluß an das übrige Welttelegraphennetz hatte und nur brieflich mit anderen Ländern verkehren konnte.

Die Gründe für diese auffallende Tatsache auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen. Sie sind naturgemäß in erster Linie darin zu suchen, daß Islands Handelsbeziehungen zur übrigen Welt nur wenig entwickelt sind, so daß die Verlegung eines isländischen Kabels von vornherein als ein wenig rentables Unternehmen erschien. Die hohe Wichtigkeit, die ein solches „Wetterkabel“ für die Meteorologie und das Prognosewesen und somit indirekt für Handel, Wandel und Schifffahrt haben muß, in Verbindung mit der Tatsache, daß die eigenartigen Natur Schönheiten Islands Jahr für Jahr mehr Touristen anlocken, die naturgemäß Wert darauf legen, mit der Heimat in telegraphischem Konnex zu bleiben, haben schließlich dazu geführt, daß die dänische Regierung sich dazu entschloß, nach ihrem fernem Kolonialreich ein Kabel führen zu lassen, dessen Rentabilität durch Zuschüsse der drei skandinavischen Reiche sowie Islands selbst sichergestellt wurde. Auf Grund eines mit der dänischen Regierung abgeschlossenen Vertrages vom 26. September 1904 verlegte die Große Nordische Kabelgesellschaft im vorigen Sommer ein Kabel zwischen den Shetlandsinseln, die mit Europa bereits telegraphisch verbunden waren, den Faröern und der Ostküste Islands (Seydisfjörð), die ihrerseits durch Landlinien mit der Hauptstadt Reykjavik und anderen wichtigen Orten der Insel verbunden wurde. — Seit dem 27. August 1906 ist die telegraphische Verbindung zwischen Island und Europa, deren erste Pläne bis ins Jahr 1851 zurückgehen, Tatsache geworden: das langersehnte „Wetterkabel“ ist nun vorhanden. Durch den schwierigen Bau der isländischen Landanschlußlinien und die Organisation des Wetterdienstes hat die regelmäßige Indienststellung des „Wetterkabels“ und die tägliche Uebermittlung der isländischen Wetterbeobachtungen sich noch bis zum Frühjahr 1907 verzögert. In dem letztvergangenen, auffallend sturmarmen Winter vermehrte man auch die isländischen Nachrichten noch nicht allzu sehr, die ebenso in der nunmehr bevorstehenden Sommerzeit voraussichtlich nur von sekundärer Bedeutung sein werden. Mit dem Beginn des nächsten Winters aber dürfte die außerordentliche Wichtigkeit des neuen „Wetterkabels“ klar zutage treten, und man kann sich nur wünschen, daß die großen Hoffnungen sich erfüllen mögen, die von den Meteorologen an seine Wirksamkeit geknüpft werden.

## = Die Kräuterliesl.

Novellistische Skizze von E. Kasch.

Am äußersten Ende des Dorfes Niederbach, in einem kleinen, hausfälligen Häuschen, wohnte die Kräuterliesl. Die Liesl stand im Ruße, mehr zu können als andere Menschenkinder, man ging ihr aus dem Wege, um nur in dringenden Fällen, bei plötzlicher Ertrankung von Mensch oder Tier, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Obwohl die Liesl ganz genau wußte, wie man über sie urteilte, verweigerte sie niemals ihre Hilfe und mancher Dorfbewohner hatte ihr viel zu danken. Man hätte auch wohl weniger schroff über sie gedacht, wenn sie nicht gar ein so sonderbares Wesen gehabt hätte. Sie hielt sich stets in ihrem Häuschen eingeschlossen, ohne andere Gesellschaft als die eines rabenschwarzen Katers und eines uralten, halbblinden Jagdhundes. Wenn sie über die Straße ging oder im Walde Kräuter sammelte, sah sie harr vor sich hin, blickte keinen Menschen an und murmelte allerlei unverständliche Worte. Wer die gebückte Gestalt mit dem eingefallenen, runzligen Gesicht und dem schneeweißen Haar langsam dahinschleichen sah, hätte die Liesl sicherlich für eine hohe Stiebzigerin gehalten und doch war sie nur wenig über 50 Jahre alt. Wenn man erzählt hätte, daß die verhungelte Kräuterliesl einst hübsch, ja schön gewesen, der würde gewiß recht ungläubig dreingeschaut haben, und doch war Liesl einst das schönste Mädchen von ganz Niederbach, dem alle jungen Burschen wie toll nachliefen. Heute zwar erinnerten sich nur noch ganz wenige daran. In diesen wenigen gehörte der reiche Talhofbauer, der in seinem finsternen und murrigen Wesen eine Art Gegenstück zu der Liesl war. Er machte stets einen großen Bogen, wenn er an Liesl's Häuschen vorbeiging und wich ihr noch scheuer aus, als die anderen Niederbacher. Seine Ehe entsprang aber offensichtlich nicht der Furcht vor Liesl's übernatürlichem Können, sondern einem geheimen Schuldbewußtsein. Er mußte der Alten einst schweres Leid zugefügt haben; denn wenn sich die beiden einmal zufällig trafen, und der Bauer nicht mehr

ausweichen konnte, erhob die sonst so teilnahmslose Liesl drohend den Strick gegen ihn und der alte Jagdhund, ihr ständiger, treuer Begleiter, geberdete sich wie rasend. Und der reich Bauer, der sonst den Kopf gar trotzig erhoben trug, senkte dann die Wacke zu Boden und entfernte sich fluchtartig. Seine bleiche, verhärmte Hausfrau und sein Hosiengesinde hatten dann jedesmal einen schweren Tag. Der Bauer fluchte und lobte nach solchen Begegnungen im Hofe umher, nichts war ihm recht zu machen. Die Knechte und Mädchen pflegten sich dann bedeutsam anzusehen: „Er hat die Kräuterlied getroffen.“ Wozu aber stammte denn des Bauern Furcht vor der Liesl? Die Leute im Dorfe raunten und munkelten wohl allerlei, aber die Furcht vor dem reichen, fähigen Mann hand ihnen die Zunge, so daß es über ein reges Gerücht nicht hinaus kam. Und doch war es eine erschütternde Tragödie, die zwischen den beiden den Grund zu ewiger Feindschaft und unauslöschlichem Haß gelegt und die arme Kräuterliedlerin um Jugend und Lebensglück gebracht.

Es war vor etwa 30 Jahren gewesen. Ueber Niederbachs Kirchengrenzen hinaus war die Liesl Schweiger als das schönste Mädchen der Gemeinde bekannt. Die jungen Burichen weifferteten, ihre Gunst zu erringen, ja mancher reiche Bauersohn hätte sie mit Freuden zu seiner Frau gemacht, obwohl ihr Vater nur ein armer Flickschneider war. Aber der Liesl eilte es nicht, unter die Haube zu kommen. Sie behandelte alle ihre Verehrer mit derselben, gleichmäßigen Freundlichkeit, schenkte jedoch keinem den geringsten Vorzug. Einer der eifrigsten Bewerber war der Sohn des Talhofbauern, Alois Grenzbacher. Aber gerade ihn mochte die Liesl am wenigsten leiden. Das prächtige und dabei rohe und gewalttätige Wesen des Burichen ließ das feinsüßliche Mädchen direkt ab. Eines Abends nach einer Tanzmusik im Dorfweihause, lauerte Alois der Liesl auf dem Heimwege auf und erklärte ihr in seiner leidenschaftlichen und zugleich herrischen Weise, daß er sie liebe und heiraten wolle. Manches andere hätte wohl, um Talhofbauern zu werden, den wilden Charakter des Alois mit in den Kauf genommen. Nicht so die Liesl. Mit freundlichen aber bestimmten Worten wies sie die Werbung zurück. Während stammte der Alois mit dem Fuß und verließ das Mädchen mit der Drohung, daß er jeden, dem sie etwa Scherz schenken werde, niederschlagen wolle. Wollte sie schon nicht seine Frau werden, so solle sie doch auch keinem anderen angehören, das schwöre er, der Alois Grenzbacher.

Einige Zeit verging. Da wurde ein neuer Forstgehilfe nach Niederbach berufen. Anton Hodner, ein stattlicher Burische mit einem goldenen Herzen und allzeit froher Gemüthsart. Nicht lange, so war es ein öffentliches Geheimnis, daß der Forstgehilfe und die Liesl Schweiger miteinander „gingen.“ Heimlichkeiten zu haben aber lag nicht in beider Weisen, und so gaben sie ihr Verlöbniß bald kund. Zu Michaelis wollte der alte Förster in Pension gehen und dann sollte der jetzige Gehülfe, der sich besonderen Vertrauens bei der Forstbehörde erfreute, mit seiner jungen Frau ins alte Forsthaus ziehen. Sie waren ein stattliches Brautpaar, der Anton und die Liesl, und wenn sie selbender, strahlend vom Glück, durch das Dorf gingen, folgte ihnen mehr als ein wohlgefälliger Blick. Alois Grenzbacher raste, wenn auch nur im Stillen. Neugierlich gab er sich den Anschein, als ließe ihn die Verlobung völlig gleichgültig, er gewann es sogar über sich, dem Brautpaar in freundlichen Worten zu gratulieren. Zwar sah er recht bleich dabei aus und die Liesl bedauerte ihn von Herzen; schien er sie doch so lieb zu haben, daß er ihr ihr Glück aufrichtig gönnte. Liesl's Glück aber war von kurzer Dauer.

Es war im zweiten Monat ihres Brautstandes, als der Anton eines Morgens im Hüllengrund mit durchschossener Brust tot aufgefunden wurde. Die arme Braut brach bei der Schreckensnachricht ohnmächtig zusammen und verfiel in ein hitziges Nervenfieber. Als der Anton unter großer Theilnehmung von nah und fern zur letzten Ruhe gebracht wurde, lag sie im wilden Fieberdelirium und beschuldigte den Alois Grenzbacher des Mordes an ihrem Verlobten. Auch sonst wurden Stimmen laut die den Sohn des Talhofbauern als den Mörder bezeichnen. Aber niemand wagte den reichen Burichen offen anzulagen, besonders da der Wirt von Selthausen, einem Nachbardorf Niedersbach, den Gendarmen und jedem, der es hören wollte, erzählte, der Alois habe in der Mordnacht von 10 Uhr abends bis zum Morgen grauen gegedelt. Die eingeleitete Untersuchung verlief resultatlos. War Alois wirklich der Schuldige, so wußte er sich vorzüglich zu beherrschen. Er beteiligte sich eifrig an den Nachforschungen nach dem Täter und bedauerte das unglückliche Schicksal des Jagdgehilfen und seiner hinterlassenen Braut.

Als lehiere sich von ihrem wochenlangen Krankenlager erholte, war sie die menschenfeindliche, wortkarge Einsiedlerin, als die man später die Kräuterliedlerin kannte. Niemand hat sie jemals wieder lachen sehen. Kurz nach ihrer Genesung traf

sie mit Alois auf einem einsamen Wege in der Nähe des Dorfes zusammen. Mit ausgedehnter Hand eilte der Burische auf sie zu und wollte sie seines Verleids versichern. Da ging eine gewaltige Verberung mit der Liesl vor. Hoch richtete sie sich auf, eine jähe, tiefe Röthe überzog ihr Gesicht, heftig stieß sie Alois' Hand zurück. „Mörder!“ rief sie. „Du wagst es, der Braut des Gemordeten Deine blutbefleckte Hand zu reichen? Wenn Dich auch die irdische Gerechtigkeit straflos ausgehen läßt, dort oben lebt ein Richter, der einst auch Dich nach Verdienst treffen wird!“ Alois erbleichte und taumelte einige Schritte zurück. Er sah sich bald und versuchte zu lächeln, aber das Lächeln wurde zum verzerrten Grinsen. „Ich halt's Deiner Aufregung zu gut, Liesl, sonst würd' ich Dich anzeigen.“ Liesl antwortete nicht. Sie streckte die Hand aus und wies auf den Weg. „Geh! Du dorthin und laß mich hier gehen, wir haben nichts gemeinsam miteinander.“ Mit haßverzerrtem Gesicht, aber die Augen sahen zu Boden geschlagen, entfernte sich der Talhofer.

Die Jahre vergingen. Alois Grenzbacher war Talhofbauer geworden und hatte die Müllerkatze, ein wohlhabendes Mädchen geheiratet. Sie hatte bei dem finstern, mit sich und der Welt zerfallenen Manne schwere Zeiten, überhaupt war der Talhof als ein ungemüthlicher Aufenthalt verrufen, wo es kein Knecht oder Mädchen lange aushalten konnte. Die Liesl war nach dem Tode ihres Vaters in dessen kleinen Häuschen, ihrem einzigen Erbsitz, wohnen geblieben. Erschreckend schnell hatte das einst so blühende Mädchen gealtert und ganz von selbst war sie allmählich in den Ruf der Dorfhexe gekommen. Jören kümmerlichen Unterhalt erwirbt sie sich durch das Sammeln heilsamer Kräuter im Walde, die sie an die Apotheker in den zunächst liegenden Städten verkauft. Sie verstand sich auch auf die Heilkunde, und mancher Bauer hatte es ihr zu verdanken, daß sein krankes Kind oder ein Stück Vieh, das plötzlich erkrankt, ihm erhalten blieb. Liesl war jedem gerne zu Dienste, wies aber Dankesworte oder gar hingende Belohnung rauh und schroff zurück.

Eine rauhe Sturmnacht lag über Niedersbach. Die Liesl saß in ihrem niederen Stübchen am Tisch und sortierte ihre Kräuter. Der alte Hund lag zu ihren Füßen und der Kater saß behaglich schnurrend auf der Lehne des Stuhles seiner Herrin. Der Wind brauste ungestüm um das Häuschen und klatschend schlug der Regen an die kleinen, erblindeten Fensterhebeln. Plötzlich wurde hart an die Tür geklopft und eine Magd mit bleichem Gesicht und schlotternden Knien trat ein. „Um Gotteswillen, Liesl, kommt sofort mit auf den Talhof, der Bauer ist auf der Jagd verunglückt und verblüht sich, bevor der Doktor hier sein kann!“ Liesl hatte einen schmerzhaften Kampf zu bestehen. Konnte, durfte sie dem Manne, der nach ihrer festen Ueberzeugung ihren Verlobten ermordet, beistehen? Da hatte sie eine Art Vision. Ihr Anton stand plötzlich mit größter Deutlichkeit vor ihrer Seele und schien sie bodenständig anzusehen. Er hatte für jedes Leiden ein Herz gehabt. Nun, sie durfte nicht zögern, sie mußte dem Talhofer helfen. Schnell packte sie ein Bündelchen geeignet scheinender Kräuter zusammen und folgte so rasch sie vermochte, dem vorauseilenden Mädchen.

Es stand schlecht um den Talhofer. Seine Blinde hatte sich entladen und die Kugel war ihm in die Brust gedrungen. Sdover atmend, vom starken Blutverlust erschöpft, aber bei vollem Bewußtsein, lag Grenzbacher auf seinem Lager. Als die Liesl hereintrat und sich schweigend an die Behandlung der Wunde machte, durchließ ihn ein Zittern. Auf einmal wandte er ihr das Gesicht zu und sagte mit schwacher Stimme: „Liesl, es geht mit mir zu Ende, hier soll es werden zwischen uns. Schau, Liesl, ich hab' Dich einst so viel gern gehabt und daher mein Verbrechen. Habe nicht auf, so schuldig, wie Du meinst, bin ich nicht. Wohl hab' ich gesehn, wie der Toni erschossen wurde, aber ich tat's nicht. Ich war mit dem Seltshausen Wirt heim-Wildern, Toni überraschte uns und der Wirt schoß ihn nieder. Was hast gegen den Toni und auch gegen Dich, weil Du mich verschmäht — hab' ich all' die Jahre geschwiegen; nun ist der Mörder längst tot. Liesl, ein Sterbender läßt nicht, glaubst Du mir? Kannst Du mir verzeihen?“ Angstvoll sah er der Kräuterliedlerin ins Gesicht. Lange, lange blinnte diese ihn an. Dann ging ein milderes Schein über ihr verwittertes Gesicht. „Alois Grenzbacher, ich glaub' und verzeih' Dir, wie Gott Dir verzeihen möge.“ Ein glückliches Lächeln erschien um den Mund des Sterbenden. Er hielt Liesl's Hand in der seinen, bis er den letzten Seufzer gethan.

Der einige Zeit später eintreffende Arzt konnte nur noch den Tod des Talhofers konstatieren.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 22.

Düsseldorf, den 2. Juni.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach Pfingsten. — Zur Fronleichnamsoktav. — Hirten schreiben des Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln. — Die deutsche Lourdes-Pilgersahrt des Jahres 1907. — Säuberlichkeit, Reinlichkeit und Desinfektion. — Exerzitiën in der Benediktiner-Abtei Maria Laach.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 16—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitet ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, zu den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre. Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weierhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; es ist aber noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe hinaus auf die Landstraßen und an die Bäume, und nötige sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.

## Zur Fronleichnamsoktav.

Zurückgelehrt ist Er zu den Altären!  
Des Tabernakels enges, dunkles Zelt  
Umschließt Ihn, den der Tabor sah verklären,  
Der mit dem Finger trägt die ganze Welt.

Das Menschenauge überhüllt vom Staube,  
Gewahrt nur ein zartes Opferbrot;  
Den Gott gewahrt das Seelenaug', der Glaube,  
Wie du die Sonne siehst im Morgenrot.

Da ruht Er willenlos, Er, dessen „Werde“  
Das All der Welten aus dem Nichts gemacht,  
Da ruht der Hirt inmitten Seiner Herde  
Und scheint zu schlummen — doch Sein Herz wacht.  
(Dohelied 5, 2.)

Nach dem Pfingstfeste und seiner Oktav beginnt ein neuer Abschnitt des Kirchenjahres. Gleich im Beginn desselben stellt uns die Kirche das erhabene Geheimnis des hl. Altarsakramentes vor Augen, auf das wir — jetzt mehr durch das Gnadenlicht des Heil. Geistes erleuchtet — dieses unaussprechliche Geschenk des göttlichen Heilandes besser erfassen und schätzen. Alle Geheimnisse des Kirchenjahres, die wir seither gefeiert, waren in dem erhabenen Sakramente enthalten: Am Weihnachtsfeste erkannten wir in der heiligen Hostie das neugeborene Gotteskind, zur Passionszeit das göttliche Opferlamm, zur Osterzeit den glorreichen Ueberwinder des Todes. Alle diese herrlichen Geheimnisse konnten wir nicht

feiern ohne unsere Zuflucht zum hochheiligen Opfer des Neuen Bundes zu nehmen — und das hl. Meßopfer konnte nicht dargebracht werden, ohne alle diese Geheimnisse uns wieder vor die Seele zu führen und gewissermaßen zu erneuern.

Freilich ist der Gründonnerstag zunächst als Gedächtnistag der Einsetzung des h. h. Sakramentes anzusehen; allein die Charwoche mit ihrem tiefen Ernste läßt an diesem Tage eine entsprechende Freudenfeier nicht aufkommen; diese ist daher auf den Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitsfeste verlegt.

Der Jubel der Kirche, lieber Leser, ist so groß, daß es ihr, ich möchte fast sagen, zu enge wird in ihren Tempeln: sie trägt den unter Protsgestalt verborgenen Herrn in festlicher Prozession durch die prächtig geschmückten Straßen der katholischen Städte und Dörfer, wie einst der König David die Bundeslade mit höchstem Jubel auf den Berg Zion führte.

Jährwahr, es ist ein Fest von hinreichender Lieblichkeit und Schönheit. Ich selbst, lieber Leser, träume mich alljährlich an diesem Tage in mein kleines, stilles Heimatsdörfchen zurück; denn es ist mir in der Tat, als ob die Feier nirgendwo sich schöner, erhebender, erbaulicher gestalten könne, als auf dem Lande: das ganze Dörfchen ist so zu sagen zur Kirche geworden, und jedes Haus ein festlich geschmückter Altar! Da waltet sie hin die festliche Schar; wie eine lebendige Guirlande schlingt sie sich durch die geschmückte Dorfstraße und dann durch die wogenden Getreidefelder. Ueber ihr flattern die Fahnen und Fähnlein im frischen Morgenwind. Feierliches Geläute vom alten Kirchturm und der Donner der von kundiger Hand bedienten Böller begleiten majestätisch den Preisgesang all dieser hochbegeisterten Waller. Vorauf die Kinder mit den vielen stolz getragenen Fähnlein; wie kräftig klingen heute die Gesänge und Gebete von ihren frischen Stimmhähnen; sehr viel Andacht darfst Du lieber Leser, zwar nicht von ihnen erwarten, denn sie haben allzuviel zu sehen, rechts und links, all die Altären in den offenen Fenstern der Häuser und all den Schmuck der einzelnen „Stationen“; und nun donnern gar die Böller immer wieder dazwischen: ein rechter Burjch aber muß am Schlusse der Feier mit arithmetischer Genauigkeit angeben können, wie viel Schuß der alte Kanonier a. D. heute abgegeben hat, und wieviel mehr, als selbst im vorigen Jahr! — Und nun sieh Dir, lieber Leser, erst die Reihe der Chorknaben an, mit ihren Fähnchen und Symbolen, und zuletzt den Matador unter ihnen allen, wie er in mächtigem Bogen das Machsfah schwingt! Wie froh und glücklich sind gerade die Kinder, die Lieblinge des Herrn, an diesem Festtage, der darum auch wie kein anderer, mit Sehnsucht Jahr für Jahr erwartet wird.

Doch siehe! Der Herr, „sanftmütig und demütig“, nahe! In Weihrauchdunst, von Kerzenträgenden Männern umgeben, schwebt unter dem Baldachin die Mon-

stranz, der goldblühende Thron des Königs aller Könige! Und wie nun der festliche Zug weilt dort, mitten im Felde, an dem alten Bildstock, der von geschickten Händen heute zu einer hübschen „Station“ umgeschaffen ist, da singt der Pfarrer mit weithin hallender Stimme das Evangelium und die Versikel und Gebete, in denen er für seine geliebte Herde fleht um geistliche und zeitliche Wohlfahrt, fleht um Segen für die Feldfrüchte, — und mächtig schallen jedesmal über die wogenden Kornfelder die aus tausend Kehlen mit andachtvoller Begeisterung gefungenen Antworten: „Te rogamus, audi nos usw.“! Und wird nun der menschengewordene Gott zum Segen über die knienden Anbeter erhoben, da ist es, als neigten sich vor ihrem Schöpfer mit der frommen Gemeinde zugleich die wogenden Getreidfelder und die rauschenden Wipfel der nahen Bäume. Freudige Schauer ergreifen die Seele des Christen ob der Majestät des Gottes, der sich würdigt, unter den Menschenkindern zu wandeln und zu weilen, und in fromm-begeisterter Stimmung singen wir mit der Kirche:

Preiset, Lippen, das Geheimnis  
Dieses Reichs voll Herrlichkeit  
Und des unschätzbaren Blutes,  
Das zum Lösegeld der Welt  
Er, der edlen Mutter Spross,  
Er, der Völker Herr, vergoß!

Darum laßt uns tief verehren  
Ein so großes Sakrament,  
Und der Brauch der alten Lehren,  
Weich' dem neuen Testament!  
Und der Glaube wird gewähren,  
Was den Sinnen nicht vergönnt.

8.



## Antonius,

unter dem Titel der heiligen Martyrer Perens und Achilleus  
an der Appischen Straße

Kardinalpriester der hl. römischen Kirche,

durch Gottes und des heiligen Apostolischen Stuhles  
Gnade

Erzbischof von Köln,

desselben heiligen Apostolischen Stuhles geborener  
Legat usw. usw.

Der Hochwürdigsten Geistlichkeit und allen Gläubigen  
der Erzdiözese Gruß und Segen,  
Geflüchte Erzdiözesanrat!

I. Ihr erinnert euch noch des schönen Tages — es war der Sonntag nach dem Herz Jesu-Feste, der 11. Juni des Jahres 1899 — an welchem in unseren Kirchen die feierliche Weihe an das allerheiligste Herz Jesu vorgenommen wurde. Sie fand nicht bloß in den Kirchen des Erzbistums, sondern laut Anordnung des hochseligen hl. Vaters Leo XIII. allüberall auf dem weiten Erdenrund, wo nur Katholiken wohnen, statt, und im Verein mit den Katholiken des Erdkreises weichte der hl. Vater in Rom selber sich, die gesamte heilige Kirche, ja — soweit es in seinen Kräften stand — die gesamte mit dem Herzblut unseres Herrn und Heilandes erlöste und zu seiner Kirche berufene Menschheit dem allerheiligsten Her-

zen Jesu. Es war eine schöne, erhebende, eine wahre Weltfeier, ein Schauspiel für Engel und Menschen, bestimmt, die Ehre und Verherrlichung des gebenedeiten Erlösers der Menschen auf Erden zu mehren und zu fördern und zugleich reichliche Gnaden auf die Kirche Gottes und die Menschheit herabzurufen. Nunmehr hat der jetzige hl. Vater, Papius X., in seinem erleuchteten apostolischen Seeleneifer jüngsthin bestimmt, daß die hehre Feier in Zukunft Jahr um Jahr sich wiederhole und daß jedes Jahr in allen Pfarrkirchen sowie auch in anderen Kirchen, in welchen das Fest vom heiligsten Herzen Jesu begangen wird, die Weihe an das heiligste Herz in der von ihm vorgeschriebenen Form erneuert werde. Als Tag der Feier hat der hl. Vater den Festtag des heiligsten Herzens selbst, d. i. den zweiten Freitag nach dem Fronleichnamsfeste, bestimmt, hat aber gerne bei meiner jüngsten Anwesenheit in Rom gestattet, daß für die Erzdiözese der Sonntag nach dem Feste gewählt werde, damit die Gläubigen in größerer Zahl sich beteiligen können. Für die Teilnahme an der Feier hat der hl. Vater reiche Ablässe bewilligt.

2. Demgemäß verordne ich für die Erzdiözese wie folgt:

a) Der Sonntag, der auf das Fest des heiligsten Herzens Jesu folgt — Herz Jesu-Sonntag — soll in Zukunft mit möglichster Feier begangen und bereits am Vorabend festlich eingeläutet werden.

b) In allen Kirchen des Erzbistums, in denen das hl. Sakrament aufbewahrt wird und täglicher Gottesdienst stattfindet, wird nach dem feierlichen Hochamte das hochwürdigste Gut ausgelesen, das Te Deum gesungen und zum Schluß der sakramentale Segen erteilt. Falls in Nebenkirchen die Abhaltung eines Hochamtes Schwierigkeiten veranlaßt, so geschieht die Aussetzung des hl. Sakramentes nach der Weise, die dann möglichst mit Gesang, namentlich von dem einen oder anderen Lied zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, verbunden sei. In diesen Kirchen kann auch, wenn es so angemessen erscheint, statt des lateinischen Te Deum das deutsche Lied „Großer Gott, wir loben dich“ — zwei Strophen — gesungen werden. In den Kirchen, in welchen Sonntags mehrere hl. Messen gefeiert werden, ist das Hochamt als Missa votiva sollemnis de SS. Corde Jesu (mit Gloria und Credo ohne Commemoration) zu halten. Wo nur eine hl. Messe (sei es als Hochamt oder Lesemesse) stattfindet, sind die Orationen de sanctissimo Corde aus dem Reformular des Festes als imperatae einzufügen. In der hohen Domkirche zu Köln ist an dem Tage feierliches Pontificalamt.

c) Am Nachmittage wird in den vorbenannten Kirchen zu geeigneter erscheinender Stunde vor ausgelesenem hochwürdigstem Gute eine Andacht zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu gehalten. Dieselbe kann, wo die Herren Pfarrer oder Rektoren es für gut finden, mit der sonntäglichen Christenlehre oder mit einer anderen Andacht, die sonst stattzufinden pflegt verbunden werden. Es ist dabei der schmerzhafteste Rosenkranz zu beten, der nach dem Ermessen der Herren Pfarrer oder Rektoren von dem Gesang eines Herz Jesu-Liedes (aus dem Diözesan-Gesangbuch) begleitet sein kann. Nach dem Rosenkranz wird die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu gebetet, worauf das eigentliche Weihegebet folgt. Letzteres ist in Absätzen vom Priester laut vorzusprechen und zwar in der Weise, daß die Gläubigen die einzelnen Absätze wiederholen. Der Wortlaut des Gebetes findet sich am Schluß dieses Hirten-Schreibens und wird auch in Zukunft in das Diözesan-Gesang- und Gebetbuch aufgenommen werden. Es ist wünschenswert, daß derselbe auch auf einzelnenzetteln abgedruckt und vervielfältigt werde, damit die Gläubigen das Weihegebet in ihre Gebetbücher legen und häufig wiederholen können. Wo in Nebenkirchen kein eigener nachmittäglicher Gottesdienst an Sonn- und Festtagen gehalten zu werden pflegt, findet die Weihe des Morgens im Anschluß an das Hochamt bzw. die hl. Messe statt, und zwar so, daß nach Aussetzung des hochwürdigsten Gutes die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu nebst der Weiheformel gebetet wird, worauf das Te Deum bzw. „Großer Gott, wir loben dich“ und der sakramentale Segen folgt. In der hohen Domkirche zu Köln werde ich in diesem Jahre die Weihehandlung selber in der Abendandacht, die 7 vor 7 beginnt, vornehmen, und ich lade die Gläubigen der ganzen Stadt ein, sich zahlreich daran zu beteiligen.

d) Wenn der Herz Jesu-Sonntag mit dem Sonntag nach dem Feste des hl. Bonifatius zusammentrifft, wie es im gegenwärtigen Jahre geschieht, so wird die für diesen Tag vorgeschriebene Andacht samt der Kollekte für den Bonifatiusverein auf den folgenden Sonntag verlegt.

e) Die Gläubigen sind am Sonntag, der dem Herz Jesu-Feste vorangeht, von der Kanzel aus recht eindringlich zu reger Teilnahme an der Feier zu mahnen und zugleich auf die hl. Ablässe aufmerksam zu machen, die der hl. Vater zu dem Zwecke verliehen hat. Alle diejenigen, die der Feier der Weihe an das heiligste Herz Jesu in reumütiger Gesinnung und mit

Andacht betreiben und dabei nach der Meinung des hl. Vaters beten, gewinnen einen Ablass von sieben Jahren und sieben Quadranten. Denen aber, die außerdem nach würdiger hl. Weicht zum Tisch des Herrn gehen, erteilt der hl. Vater einen vollkommenen Ablass. Diese Ablässe können auch den armen Seelen im Fegefeuer fürbitteweise zugewandt werden.

3. Ich vertraue fest, daß die Gläubigen der Erzdiözese sich gerne und mit heiligem Eifer an der schönen Feier beteiligen, und daß namentlich recht viele bei dieser Gelegenheit die hl. Sacramente empfangen werden, und fordere recht innig und nachdrücklich dazu auf. Es ist aber weiter mein Herzenswunsch, es möge die bevorstehende hehre Feier den Anlaß bieten, daß die Verehrung des allerheiligsten Herzens unseres Herrn immer mehr in der Erzdiözese wachsen möge und immer weiter verbreitet werde. Unsere Zeit ist leider eine Zeit, in der sich ein großer Abfall von Christus dem Herrn und von seiner königlichen Herrschaft wie über die einzelnen Menschen auf Erden so über die menschliche Gesellschaft im ganzen vollzieht. Die Gottheit Jesu Christi wird von vielen offen oder versteckt verleugnet; der christliche Einfluß auf das Leben der Völker, auf die Gestaltung der Gesellschaft nach ihren verschiedenen Zweigen und Stufen, auf Erziehung und Unterricht der Jugend wird in Frage gestellt und befeindet; man möchte das Gebäude der menschlichen Wohlfahrt aufrichten ohne denjenigen, ja in Widerspruch gegen ihn, der ein- für allemal vom Vater als der Grund- und Eckstein erwähnt ist, ohne Jesus Christus, unseren Herrn, gleich dem firschten Namen im Evangelium, der seine Gebäude auf Sand baute, von dem der Herr sagt: „Es fiel der Regen, und es kamen die Wogen, und es wehten die Winde, und sie stürzten auf dieses Haus, und es fiel, und sein Fall war groß.“ (Matth. 7, 25.) Je mehr aber die Majestät und die königliche Herrschaft unseres Herrn und Heilandes angegriffen wird, desto lauter, entschiedener, freudiger muß Bekenntnis und Huldigung derer sein, die an den Herrn glauben, unser Bekenntnis und unsere Huldigung, die wir zu den Seinigen zählen. Und gerade die Verehrung des heiligsten Herzens ist ein deutliches Bekenntnis des Glaubens an den Herrn, an das Geheimnis der Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes, an die göttliche Würde Jesu Christi. Denn wenn wir das heiligste Herz unseres Herrn anbeten, so geben wir durch die Tat zu erkennen, daß wir glauben, daß der eingeborene Sohn Gottes durch ein Geheimnis göttlicher Weisheit und göttlicher Liebe eine wahr- menschliche Natur angenommen hat, bestehend aus einem wahren menschlichen Leib und einer wahren menschlichen Seele; daß er diese menschliche Natur vereint hat in der einen Person des Sohnes Gottes; daß er eben wegen dieser Vereinigung in der einen göttlichen Person, nicht bloß in seiner göttlichen, sondern auch in der angenommenen menschlichen Natur und in jedem Bestandteil dieser Natur, die dem Sohn Gottes angehört, wahrhaft anbetungswürdig ist, weil die Anbetung sich in ihrer Wurzel und in ihrem Grunde auf die göttliche Person bezieht, in der beide Naturen unzertrennlich geeint sind. Erscheint nicht so die Anbetung des allerheiligsten Herzens Jesu oder vielmehr die Anbetung unseres Herrn in seinem heiligen menschlichen Herzen als ein lauter, feierlicher Protest gegen diejenigen, die heute, wie zu Zeiten des hl. Johannes, „Jesus auflösen“ möchten, wie der hl. Apostel sich ausdrückt, d. h. nicht bekennen, daß Jesus Christus im Fleische gekommen sei (1. Joh. 4, 2. 3)? Und wir haben aus der heiligen Menschheit unseres Herrn besonders das hl. Herz hervor und beten dieses heilige Herz, das menschliche Herz der Person des Sohnes Gottes, an, weil gerade das Herz nach allgemein menschlichem Sprachgebrauch, als das Sinnbild des edelsten Triebes der menschlichen Natur, als das Sinnbild der Liebe gilt. So erinnert uns das heiligste Herz, so oft wir den Blick des Geistes auf dasselbe richten oder auch mit körperlichen Augen sein heiliges Bildnis schauen, an die Liebe unseres Herrn zu uns armen Menschen, an die Liebe dessen, „der uns geliebt hat bis an das Ende“ (Joh. 13, 1) bis zur Vergießung seines kostbaren Blutes am hl. Kreuz. Und erscheint nicht wiederum, frage ich, die anbetende Verehrung des heiligsten Herzens als des Sinnbildes der Liebe wie ein feierlicher Protest gegen diejenigen, die von einer Erlösung der Menschheit durch den blutigen Opfertod des menschgewordenen Sohnes Gottes nichts wissen wollen, und wie eine laute, feierliche Aufforderung an die Gläubigen, denjenigen wider zu lieben, der uns geliebt hat bis in den Tod, und der das Geheimnis des Opfertodes immerdar wieder unblutiger Weise erneuert in der hl. Messe (1. Kor. 11, 26) und sich uns als Seelenspeise darbietet im hl. Sacrament? Wahrlich so betrachtet, stellt sich die Andacht zum allerheiligsten Herzen Jesu als eine der zeitgemähesten Andachten dar, und es ist eine weise Fügung der Vorsehung Gottes,

die über die Kirche und über der Menschheit waltet, daß diese Andacht, gutgehehen, empfohlen und gefördert von dem apostolischen Stuhl, gerade in den gegenwärtigen, vom Unglauben bedrohten und vielfach an steifen Zeitläufen immer mehr bei dem gläubigen christlichen Volke Verständnis und Eingang findet. Möge es auch so in der Erzdiözese sein! Mögen namentlich die Priester diese auch für das priesterliche Leben so frucht- und segensreiche Andacht selber pflegen und bei den ihnen anvertrauten Gläubigen allüberall fördern, auf der Kanzel, im christlichen Unterricht, im Beichtstuhl, am Krankenbett, bei sonstigen sich darbietenden Gelegenheiten!

4. Zu dem Ende empfehle ich neben der Feier des Festtages vom allerheiligsten Herzen Jesu selbst, in Bezug auf welchen es bei der Anordnung meines hochseligen Vorgängers Philippus vom 26. Mai des Jahres 1890 verbleibt, namentlich die Feier des ersten Freitags im Monat und hoffe, daß die Zahl frommer Gläubiger, die an diesem Tage zur hl. Kommunion zu gehen pflegen, in Zukunft noch weiter zunehmen werde. An manchen Orten blüht diese schöne Übung, an anderen ist sie weniger bekannt. Sie verdient immer allgemeiner zu werden, und ich habe das Vertrauen zu unseren seeleneifrigen Priestern, daß sie in Förderung des edlen Werkes den Gläubigen gerne am Vorabend und am Morgen des betreffenden Tages Gelegenheit zur hl. Weichte geben. Dabei mach: ich die Priester auf die Vergünstigungen aufmerksam, die der hl. Stuhl betreffs der Vorkommisse vom heiligsten Herzen Jesu an diesen Freitagen bewilligt hat, und gestatte gerne, daß in allen Kirchen, wo das hl. Sacrament aufbewahrt wird, und täglicher Gottesdienst stattfindet, behufs Erlangung dieser Vergünstigungen nach der betreffenden hl. Messe das hl. Sacrament in monstrantia ausgekehrt und vor demselben die Litanei vom hl. Herzen Jesu mitsamt der oben erwähnten Beiseformel gebetet wird, woran sich dann die Erteilung des sakramentalen Segens anschließt. Ich empfehle des weiteren die Herz Jesu-Bruderschaft, die in manchen Kirchen des Erzbistums bereits besteht, sowie den Gebetsapostolat in Vereinigung mit dem hl. Herzen Jesu, der von meinem hochseligen Vorgänger Erzbischof Paulus in der Erzdiözese eingeführt worden ist, der aber in manchen Kirchen einer Auffrischung und Neubelebung bedürftig erscheint. Ganz besonders ist es jedoch mein Wunsch, daß in Zukunft allorts in der Erzdiözese der Monat Juni als der dem allerheiligsten Herzen Jesu geweihte Monat förmlich begangen werde. Der hl. Vater hat jüngst zu den früher für die Feier des Herz-Jesu-Monates verlassenen Ablässen neue Ablass hinzugefügt und namentlich für den Schluß des Monats, den 30. Juni, den sogenannten toties-quoties-Ablass verliehen, der, ähnlich dem Portuncula-Ablass, so oft gewonnen werden kann, als man am genannten Tage nach Empfang der heiligen Sacramente eine Kirche besucht, in welcher während des Monats Juni das heiligste Herz täglich öffentlich verehrt wurde, und nach der Meinung des hl. Vaters betet; und dieser vollkommene Ablass kann auch den Abgestorbenen zugewandt werden. Es geht daraus hervor, wie es der Wunsch des hl. Vaters ist, daß die Feier des Herz Jesu-Monats sich immer mehr in der Kirche verbreiten möge. Früher war dieselbe schon in verschiedenen Kirchen des Erzbistums üblich. Ich halte es für angezeigt, daß sie nunmehr eine allgemeine werde, und verordne demgemäß, daß in Zukunft in allen Kirchen der Erzdiözese, in denen das hl. Sacrament aufbewahrt und in denen täglicher Gottesdienst gehalten wird, an allen Tagen des Monats Juni eine Andacht zu Ehren des hl. Herzens Jesu stattfinden. Wo die Herren Pfarrer bezw. Pastoren es für angemessen finden, kann an den Nachmittagen ein eigener Gottesdienst eingerichtet werden, bei dem das allerheiligste Sacrament ausgekehrt und der heilige Rosenkranz — oder auch die „Herz Jesu-Andacht“ aus dem Diözesan-Gesang- und Gebetbuch mit anschließender Litanei vom hl. Herzen Jesu — gebetet und am Schluß der sakramentalen Segen erteilt wird. Wo kein solcher Nachmittagsgottesdienst stattfindet, wird an jedem Tag des Monats nach der hl. Messe bezw. wo mehrere hl. Messen gefeiert werden, nach derjenigen hl. Messe, welche die Herren Pfarrer bezw. Pastoren als die für den Zweck geeignetste halten, das hl. Sacrament in monstrantia ausgekehrt, vor demselben die Litanei vom heiligsten Herzen gebetet und danach der sakramentale Segen erteilt. Wo es angemessen erscheint, mag während der hl. Messe oder auch nach der Auskehrung ein Herz Jesu-Lied gesungen werden. Es ist wünschenswert, daß die Schulfugend sich an der Andacht beteilige. Wo Schwierigkeiten mit Rücksicht auf den Anfang des Schulunterrichts — der in keiner Weise unter der Andacht leiden darf — vorliegen würden, unterbleibt die Auskehrung des Allerheiligsten an den Schultagen und wird die Litanei vom hl. Herzen nach der hl. Wandlung gebetet. Wo aber in diesem Falle neben der Schulumesse noch andere hl.

Messen gefeiert werden, findet außerdem demnach die Aus-  
scheidung des allerheiligsten Sacramentes mit dem vorgeschrie-  
benen Gebet nach Schluß einer von diesen hll. Messen statt.

5. So möge denn, geliebte Erzbischofen, das allerheiligste  
Herz oder vielmehr unser gebenedeilter Herr und Heiland  
selbst in seinem heiligsten Herzen als dem Sinnbild seiner  
Liebe allwärts in der weiten Erzbischofskirche in Zukunft von  
Priestern und Laien, von Ordens- und Weltleuten, von den  
treuen Katholiken jeglichen Standes, von reich und arm, von  
jung und alt immer mehr geliebt, verehrt, angebetet werden!  
Möge der Herz Jesu-Sonntag, an dem wir die feierliche  
Weihe an das heiligste Herz vornehmen, ein Tag der Gnade,  
des Segens und der Freude für das Erzbistum sein! Möge  
der Herz Jesu-Monat sich allwärts würdig dem Marien-  
Monat anschließen, der zur Freude eures Oberhirten allüberall  
in Stadt und Land seit Jahren mit Eifer begangen wird!  
Möge das Bild des allerheiligsten Herzens in Kirche und Haus  
immer weiteren Eingang finden und an denjenigen erinnern,  
der mit dem Blute seines Herzens uns erlöst hat! Möge die  
Frucht der wachsenden Andacht zum heiligsten Herzen darin  
sich erweisen, daß die Liebe zu unserem Herrn in aller Her-  
zen sich mehre und wir alle diese Liebe dadurch betätigen, daß  
wir uns bemühen, unser Herz seinem Herzen gleichförmig  
zu machen, seine Geminnungen anzunehmen, seine heil-  
igen Beispiel nachzufolgen! „Lernet von mir — so ladet der  
Heiland uns selber ein — denn ich bin sanftmütig und de-  
mütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure  
Seelen“. (Matth. 11, 29).

Verstehendes Hirten Schreiben ist am Sonntag nach Fron-  
leichnam von allen Stanzeln des Erzbistums den Gläubigen  
laut und deutlich vorzulesen. Von der Anordnung betreffend  
Feier des Herz Jesu-Monates ist bereits am Fronleichnam-  
tag beim Gottesdienst den Gläubigen Mitteilung zu machen,  
damit die Andachten sogleich mit Samstag, den 1. Juni be-  
ginnen können.

Röln, am heiligen Pfingstfest, 19. Mai 1907.

† Antonius Cardinal Fischer,  
Erzbischof von Köln.

Das in dem obigen Hirtenbrief erwähnte Weihegebet an  
das H. Herz Jesu ist als Gebetszettel gedruckt in unserer  
Geschäftsstelle, Pöhlstr. 14, einzeln und partieweise zu  
billigen Preisen käuflich.

### 1) Die deutsche Lourdes-Pilgerfahrt des Jahres 1907.

Das „Journal de la Grotte de Lourdes“ vom 12. Mai die-  
ses Jahres enthält eine eingehende Schilderung der diesjäh-  
rigen Pilgerfahrt des deutschen Lourdesvereins. Wir geben  
die Ausführungen des genannten Organs im Auszuge wieder:

Nachdem die Reihe der Pilgerfahrten dieses Jahres durch  
Italien, die Schweiz und Tirol eröffnet war, trat der deutsche  
Pilgerzug mit 610 Pilgern ein. Der deutsche Lourdesverein  
zählt ungefähr 2000 Mitglieder und besitzt eine eigene Zeit-  
schrift, „Die Lourdes-Rosen“. Die größte Zahl der Teilneh-  
mer stellte wie gewöhnlich Rheinland und Westfalen. Der  
Pilgerzug führte 80 Kranke mit sich, deren sich alle mit größ-  
ter Liebe annahm. Diese brüderliche Liebe der Pilger un-  
tereinander hat die Franzosen besonders angenehm berührt.  
Bei der Ankunft in Lourdes forderte Pfarrer Neumann  
seine Landleute auf, für das gastfreundliche und liebens-  
würdige Frankreich zu beten. Die Bewohner von Lourdes  
zeigten einen wahren Wettstreit in Höflichkeit und Zuvorkom-  
menheit gegen die Fremden.

Am Christi Himmelfahrtstage hielt Pfarrer Grosinling-  
haus, der in diesem Jahre sein goldenes Priesterjubiläum  
feiert, ein feierliches Hochamt, während dessen der Chor eine  
herrliche Messe von Perosi sang. Während des Offertoriums  
sangen die Kölner Pilger ein Triumphlied auf den Heiland.  
Bei der Kreuzwegandacht, welche am Nachmittag desselben Ta-  
ges stattfand, konnten die Deutschen die vom deutschen Lour-  
desverein gestiftete und schon vollendete vierte Monument-  
inschrift bewundern. Die Pilger hatten die hl. Monarchie  
für die Anliegen des Papstes aufgegeben. Auf die Mit-  
teilung hiervon lief folgendes Telegramm aus Rom ein:  
„Der heilige Vater segnet von Herzen die deutschen Pilger,  
die zu den Füßen der hl. Jungfrau für ihn gebetet haben.“  
Ebenso hatte der Herr Cardinal Fischer, Erzbischof von  
Köln, auf ein Telegramm des Bischofs von Lourdes und der  
Pilger in herzlicher Weise geantwortet. Nach feierlichem  
Schlußgottesdienst an der Grotte wurde am Sonntag nach-  
mittag die Rückfahrt angetreten. Montag früh wurde bei  
Cette zur Met ein Ausflug an das Mitteländische Meer ge-

macht. Abends besuchten die Pilger das Heiligtum in Para-  
le Monial. Nach der Ankunft in Nachen und in Köln am  
Dienstag nachmittag schloß die Pilgerfahrt mit feierlichem  
Dankgottesdienst. Dank dem guten Wetter und dem vor-  
trefflichen Wagenmaterial der Paris-Nyon-Mediterranée-Ei-  
senbahngesellschaft verlief die Reise für sämtliche Pilger sehr  
günstig.

### = Häuslichkeit, Reinlichkeit und Desinfektion.

Von Dr. Paul Werner.

Durch zahlreiche Versuche ist es erwiesen, daß wir zur Tö-  
tung der zahlreichen Arten von kleinsten Lebewesen (Bazillen,  
Bakterien, Mikroben) in der Bestrahlung durch die Sonne  
ein sehr wirksames Mittel haben. Im Volle herrscht schon  
von Altersher der Brauch, Kleider und Betten, besonders von  
Kranken und Verstorbenen, zu sonnen. Freilich geschieht dies  
wohl nur in der Absicht, das Lüften zu fördern und schlechte  
Gerüche zu entfernen. Das wird auch zweifelhaft erreicht,  
wie ein einfacher Versuch beweist: Füllt man zwei Glasfla-  
schen in gleicher Weise mit fauligen Gasen und stellt die  
eine ins Sonnenlicht, die andere ins Dunkel, so verschwindet  
bei der ersteren der eßliche Geruch sehr bald, während er sich  
bei der letzteren eher vermehrt als verringert. Aber die  
wirklich desinfizierende Kraft der Sonne ist experimentell  
erst von Professor Esmerich in Kiel bewiesen worden. Er  
infizierte Kleider und Betten, Kelle, Möbel, Bänke und dergl.  
mit den verschiedensten Krankheitskeimern, setzte sie den  
Sonnenstrahlen aus und untersuchte dann ungefähr alle  
Stunden, ob und wieviel Bakterien noch vorhanden waren.  
Die Resultate erwiesen sich über Erwartung günstig. Vor-  
mentlich die Cholera-Bazillen wurden nicht nur an der Ober-  
fläche, sondern auch in den tieferen Schichten der Betten,  
Polstermöbel usw. sehr schnell durch die Sonne getötet.  
Ebenfalls vernichtend, wenn auch erst nach längerer Zeit,  
wirkt die Bestrahlung auf die Bakterien des Typhus, Milz-  
brand, der Lungenentzündung, Schwindstich und anderer In-  
fektionskrankheiten. Demnach besitzen wir in der Besonnung  
das beste, kostlose Reinigungs- und Desinfektionsmittel.

Für die Praxis des täglichen Lebens ist dies natürlich von  
großer Bedeutung. Man kann Betten, Kleider und Wäsche  
von den fast stets und überall sich vorfindenden Krankheits-  
keimern befreien, indem man sie recht oft mehrere Stunden  
hindurch den Sonnenstrahlen aussetzt. Die wenigen, anhaf-  
tenden Bakterien werden dann jedesmal getötet, können sich  
also nicht zu solchen Mennigen vermehren, daß der Mensch  
ihnen erliegt. Auch sind die Schlafzimmer stets einer mög-  
lichst ausgiebigen Besonnung auszusetzen und nicht etwa durch  
dicke Vorhänge in dunkle muffige Grabgewölbe zu verwand-  
eln. Auch wird man gut tun, Kamm, Bürste, Zahnbürste,  
Handtuch, Waschlappen, Schwamm nach dem Gebrauch auf das  
Fensterbrett oder an anderen sonnenbeschiene Plätzen zu  
legen, weil dadurch nicht nur der feuchte, muffige Geruch als-  
bald entfernt, sondern auch den Bakterien ein sehr günstiger  
Ansiedlungs- und Nährboden entzogen wird. Wenn man eine  
unvollständige Besonnung als Desinfektionsmittel häufiger  
anwendet, wird es nicht mehr so oft vorkommen, daß in der  
Familie eine ansteckende Krankheit ganz plötzlich, auf schein-  
bar unerklärliche Weise eintritt.

### Exerziten in der Benediktiner-Abtei Maria Laach:

In diesem Jahre werden hier folgende Exerzitenkurse ab-  
gehalten, zu welchen wir hierdurch freundlichst einladen.

II. Für Abiturienten und Primaner (und Alades-  
miler) 12. bis 16. August, 2. bis 6. Septbr., 9. bis 13. Sept.

III. Für Volksschullehrer 20. bis 24. August, 30.  
Septbr. bis 4. Oktober, 7. bis 11. Oktober.

Die Kurse beginnen immer am Abend des ersigennannten  
Tages und endigen am Morgen des letztgenannten Tages.  
Anmeldungen nimmt der Gastpater der Abtei Maria-Laach  
entgegen.

Post Maria-Laach (Rhd.), Station Niedermendig-  
Strecke Andernach-Gerolstein.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft,  
G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf,  
Verantwortlicher Redakteur: Hermann Orth, Köln.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 23.

Düsseldorf, den 9. Juni.

1907.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach Pfingsten. — Das Schifflein Petri. — Katholische Prozessionen in Deutschland. — Die Linde. — Erziehung unserer Töchter zur Arbeit. — Ein hoher Gast.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum vierten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas V, 1—11.  
In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genesareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werf'et euere Netze zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten; und sie kamen, und füllten beide Schifflein, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen, und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gesellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten ihre Schiffe an's Land, verließen alles, und folgten ihm nach.

### Das Schifflein Petri.

Das Schiff am Strande von Genesareth,  
Das sich der Herr zum Lehren ausgesehen,  
In Seiner Kirche allzeit fortbesteht:  
Das Schifflein kann nicht untergehen.

Wohl drohte mancher Sturm, am Felsenriff  
Die heilige Barke jählings zu zerschellen;  
Doch immer wacht der Herr in Petri Schiff  
Mit Seinem Wort besiegend Sturm und Wellen.

Vom Schifflein des Simon Petrus aus lehrte der Herr heute das heilsbegierige Volk. „Das war“, jagt der hl. Bernhard, „nicht Zufall, sondern Seine göttliche Weisheit gab damit die Vorandeutung, daß der Sitz, von welchem aus sie durch alle Zeiten die Welt lehren werde, das Schifflein, der Sitz Petri sei. Nur aus dem Schiffe des Petrus — aus der Kirche — lehrt Christus und wird Er lehren immer und unfehlbar.“

Es war kurz nach der Taufe Jesu im Jordan. Der Heil. Geist war in Gestalt einer Taube auf Ihn herabgekommen, und der himmlische Vater hatte Zeugnis für Ihn abgelegt mit den Worten: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn, an dem Ich mein Wohlgefallen habe.“ (Matth. 3. 17). Und damit Himmel und Erde die Gottheit dessen verkündeten, der Himmel und Erde in sich trug, hatte die Menschheit in der Person Johannes

des Täufers auf Ihn gedeutet mit den Worten: „Siehe das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ (Joh. 1, 29.) Alle Schleier lösten sich zugleich; denn es ist für Jesus die Stunde gekommen, aus der Vorkortheit der stillen Hütte zu Nazareth hervorzutreten und Sein großartiges, göttliches Werk zu beginnen.

Der Heiland hatte bisher noch keine Jünger berufen. Wer wird zuerst kommen? Etwa Petrus? Nein, lieber Leser, denn dann hätte es später heißen können, darin eben liege der Grund seiner bevorzugten Stellung. Darum mußte zuerst Andreas und Johannes kommen, und mußte ersterer seinen Bruder herbeirufen. Er hatte sich also nicht freiwillig eingefunden, er wurde erst herbeigeholt. Jesus, sagt der Evangelist Johannes, „blickte ihn aufmerksam an“ und sprach: „Du bist Simon, der Sohn des Jonas, du sollst Kephas heißen!“ (das verdolmetscht ist „Petrus“.)

Der Herr blickt den Simon aufmerksam an! Warum mag der Lieblingsjünger Jesu diesen anscheinend selbstverständlichen Umstand so markant hervorheben? Ein gelehrter Bischof unserer Tage sagt dazu: Gleichwie der Künstler den Marmor betrachtet, den er zu einem Meisterwerke der Kunst gestalten will, — gleichwie der große Michelangelo schon in dem, vor ihm liegenden, unförmlichen Steinblöcke die gewaltige Statue des Moses schaute, die durch seine Hand aus dem Steinblöcke hervorgehen sollte, — gleichwie einst Gott, der Herr, Selber im Paradiese auf die handvoll Staub blickte, aus der Er unsern Stammvater Adam gestalten wollte; also blickte damals Jesus auf den Simon! Nicht den Simon schaute Er, sondern den Petrus; nicht den galiläischen Fischer, sondern den ersten Papst, das Oberhaupt der zu stiftenden Kirche. Warum aber soll gerade Simon Petrus den Vorrang haben? Auf diese Frage läßt sich, lieber Leser, eigentlich nur antworten: Weil die göttliche Weisheit es so gewollt, so bestimmt hat!

Doch weiter! In Simon Petrus „schant“ der göttliche Stifter der Kirche nicht nur den ersten Papst, sondern das Papsttum: Petrus und dessen Nachfolger bis zum Ende der Tage. Er schaut, Er erwählt sie, Er setzt sie im Geiste an das Fundament Seiner Kirche. Das ist die Bedeutung jenes göttlichen Blickes, und darum haben unsere heiligen Bücher das Andenken daran bewahrt: „Er schaute ihn (den Simon) aufmerksam an.“ Nun mag die Welt, ja, selbst die Hölle alles aufbieten: Die heilige Dynastie der Kirche ist vorsehen, sie ist vorherbestimmt, daß sie als ein „Fels“ dastehen und alle Stürme siegreich überwinden wird! Hierauf deuten die Worte des Herrn: „Bisher hießest du Simon, fortan sollst du aber Petrus heißen!“ (Joh. 1, 42.) Du sollst den irdischen Namen mit dem überirdischen vertauschen. — Petrus, d. i. der Felsenmann, der Unerschütterliche, der bis zum Ende der Zeiten, bis in die Ewigkeit hinein bestehen soll

Das ist der Sinn des Wortes Petrus. Welchen Abstand gewahren wir, lieber Leser, sehr oft zwischen der Bedeutung eines Namens und der Wirklichkeit! Da heißt ein Kind Margareta (die Perle) und ist das gerade Gegenteil; ein anderes heißt Rosa und erinnert eher an ein weisses Blatt; ein junger Mann: Petrus, und er ist nichts weniger als ein Fels, vielmehr wankend wie ein Schilfrohr. — Werden wir nun hier etwas Aehnlichem begegnen? Nie und nimmer kann das sein! In Gott ist alles Wahrheit; die von Ihm verliehenen Namen kennzeichnen die Träger dieser Namen: Er hat den Stammvater des jüdischen Volkes Abraham genannt, d. i. Vater vieler Nachkommen, und aus ihm sind in der Tat unzählige Geschlechter hervorgegangen, die der Menschheit durch die Festigkeit ihres Glaubens zum Ruhme gereichen. Simon wird Petrus genannt, und siehe! er bietet allen Stürmen der Verfolgung felsfesten Widerstand und wird (in seinen Nachfolgern, den Päpsten,) unerschütterlich und unerschütterlich dastehen bis an das Ende der Welt. S.

## ⊙ Katholische Prozessionen in Deutschland.

Es ist schon des öfteren in der Tagespresse besprochen worden, wie man den Katholiken überall in Preußen und speziell im Saargebiete Schwierigkeiten macht, wenn es heißt, es sollen katholische Prozessionen genehmigt werden. Im Jahre 1902 wurde z. B. in Sulzbach bei Saarbrücken nach vielen Bemühungen endlich der Fronleichnamsprozession ein weiterer Weg zugestanden. In größter und schönster Ordnung verlief auch die Prozession, bis sie zu dem protestantischen Schulhause kam. Hier wurde nach der Ansicht vieler Beteiligten die Pause um wenigstens fünf Minuten zu früh begonnen und unter lautem Hallel und anderen ärgerlichen Rufen stürmte die protestantische Schuljugend auf die Prozession los. Die später wegen Verleumdung des protestantischen Rektors von seiten eines katholischen Wirtes angestrebte gerichtliche Verhandlung hat allerdings ergeben, daß nach der „Normal“ Uhr des protestantischen Lehrers die Pause zur rechten Zeit begonnen. An diesem Auftritte waren die Katholiken in keiner Weise schuld. Anstatt die Schuldigen, die in diesem Falle doch wenigstens die protestantischen Schulbuben waren, zu bestrafen, hatten die Katholiken darunter zu leiden, indem man ihnen nur auf einem bedeutend kürzeren Wege die Abhaltung einer Fronleichnamsprozession im Jahre 1903 gestattete. Allerdings wurde in dem Jahre 1904 der Weg wieder verlängert, aber eine Strecke blieb immer noch verboten und ist es bis heute noch. Außerdem mußte die Prozession in den Morgenstunden von 5—7 Uhr (!) veranstaltet werden. Weil im Vorjahre (1903) etwas zu früh gestossen worden sein soll, wurde eine Strafe verhängt. Um zu zeigen, daß die Prozession „den konfessionellen Frieden störe“, wurde behauptet, ein katholischer Bube habe einen evangelischen während der Prozession geschlagen (!). Natürlich war ein Strafbefehl die Folge. Die daran sich knüpfende Verhandlung ergab: daß, wenn wir uns so ausdrücken sollen, die keine Keilerei zwischen den Schulbuben um die Mittagszeit, also volle vier Stunden nach Schluß der Prozession, stattgefunden habe. Man sieht daraus, mit welchen Mitteln man katholische Prozessionen zu bekämpfen sucht.

In Ebersberg hat es ebenfalls Jahre langer Kämpfe bedurft, um die Prozession zur Genehmigung zu bringen. Auch darüber ließe sich ein nettes Liedchen fügen.

Wenden wir uns heute noch nach Hühnerfeld. Hühnerfeld war bis zum Jahre 1905 Filiale von Sulzbach. Im Jahre 1905 wurde eine Pfarrevikarie eingerichtet. Natürlich wollten die Hühnerfelder Katholiken auch die Fronleichnamsprozession. Natürlich wurde sie aus den in Preußen bekannten Gründen: „Störung des konfessionellen Friedens“ und „Störung des öffentlichen Verkehrs, der öffentlichen Ordnung“ abge-schlagen.

„Störung des konfessionellen Friedens“ ist der erste Grund. Und dabei ist Hühnerfeld seiner Einwohnerzahl nach zu über zwei Drittel katholisch! Die evangelische Einwohner wären selbst froh, wenn den Katholiken die Prozession gestattet würde. Dieses haben sie gezeigt dadurch, daß sie im vorigen Jahre, wenigstens die Geschäftsleute, eine Eingabe an die kgl. Regierung zu Trier machten, und selbst um Genehmigung für die katholische Prozession boten, und zwar — damit der konfessionelle Friede nicht sollte gestört werden. In diesem Jahre haben die evangelischen

Einwohner an dem für die Prozession erbetenen Wege eine ähnliche Eingabe unterzeichnet.

Die katholischen Einwohner haben in einer Resolution zum Ausdruck gebracht, daß sie durch die Verjagung der Prozession sich in ihrem katholischen Bewußtsein schwer verletzt fühlen.

Die ganze Bevölkerung also, katholisch wie evangelisch, erbittet die Genehmigung und sieht in der Nichtgenehmigung eine Gefahr für den konfessionellen Frieden. Aber nein; in Hühnerfeld soll eine Fronleichnamsprozession nicht gehalten werden, und darum muß als Grund herhalten: „Störung des konfessionellen Friedens“.

„Störung des öffentlichen Verkehrs, der öffentlichen Ordnung“, so lautet der zweite Grund. Allerdings zählt Hühnerfeld, von dem vor 50 Jahren noch nicht 10 Häuser standen, mit seinen etwas über 2000 Einwohnern zu den größten See- und Handelsstädten Deutschlands. Denn sonst könnte man derartige Gründe doch wohl kaum geltend machen. In Hühnerfeld sind zirka sechs Bürger, die Fuhrwerk haben, zwei Milchfahren mit Geselspann; und diese acht sollen durch eine Prozession aufgehalten werden!!! Dazu haben sich die Fuhrwerksbesitzer alle, sowohl evangelisch als katholisch, dahin erklärt, daß sie während der Zeit der Prozession die Straßen nicht befahren werden. Aber man will nun einmal die Prozession nicht und darum — „Störung des öffentlichen Verkehrs“! So 1905, so auch heute noch.

Zur Illustration, wie man mancherorts über öffentliche Ordnung denkt, möge folgendes Vorkommnis dienen: Im Jahre 1905 wurde, wie schon erwähnt, die Genehmigung zur Abhaltung einer Fronleichnamsprozession am Fronleichnamstage nicht erteilt. Sonntags darauf durfte ein Verein es sich erlauben, in der Nacht von Sonntag auf den Montag zwischen 12 und 2 Uhr mit klingendem Spiel durch die Straßen von Hühnerfeld zu ziehen, ohne daß bis jetzt noch ein Gahn danach geträht hätte. Ob es wohl auch so gegangen wäre, wenn das eine katholische Prozession gewesen wäre?!

## ( Die Linde.

Skizze von Paul Pasig.

Weshalb ein unsagbarer Zauber, beseligend und besänftigend zugleich, liegt doch in dem Worte Linde. Schon im Klang: lind, mild, sanft. Und vollends, wenn wir an all die Beziehungen dieses trauten Baumes zum Menschenleben denken. Es ist, als habe der gütige Schöpfer die Linde gewissermaßen zum stummen Lebensgefährten des Menschen gemacht, der ihr alles, was sein Herz bewegt, anvertrauen darf. Und die Linde scheint das zu ahnen. Wir finden sie nicht abseits von den Wohnstätten der Menschen, etwa zu Gruppen oder Wäldern vereint, wie die Eiche, die Buche und vollends die Nadelbäume, sondern in möglichster Nähe, ja, am liebsten inmitten menschlicher Ansiedlungen, wo sie dann auch den geselligen Mittelpunkt der Bewohner bildet, die ihr wie keinem anderen Baume angetan sind.

Der Botaniker unterscheidet in der Hauptgattung zwei Arten von Linden: die Kleinblättrige Linde, auch Winter- oder Steinlinde genannt, und die großblättrige, die auch die Namen Sommer-, Wasser- oder holländische Linde führt. Die erste wird bis zu 25 Meter, die andere bis zu 30 Meter hoch; auch sind die Blätter der letzteren auf der unteren Seite mit einem weichen Haarflaum bedeckt. Wie der Name besagt, blüht die Sommerlinde etwas früher als die Winterlinde und schlägt auch früher aus. Auch ist ihr Verbreitungsgebiet mehr der Süden unseres Vaterlandes, während die Winterlinde den Nordosten bevorzugt. Die Linde zeigt von Jugend an ein frisches Wachstum und bildet einen anfangs fast immer vollkommen walzenrunden Stamm, der schon in nicht allzu großer Höhe seine sich gern flachschirmförmig ausbreitenden Äste ausschleudert. Diese bilden dann mit den Zweigen jene bekannte, mit dem Alter immer dichter und umfangreicher werdende, schon gewölbte Krone, die der Linde ihr charakteristisches Aussehen, ihren „Habitus“, verleiht. Die tief eingreifende, sich weit verzweigende Wurzel befähigt die Linde gegen allerlei Unbilden der Witterung, des Standortes usw. ungewöhnlich widerstandsfähig. Am meisten hat sie vom Wilde und Weidenvieh zu leiden, die gern ihre Rinde und Triebe benagen. In hohem Alter wird die Linde leicht kernsaft. Gleichwohl gehet sie zu den in unseren Breiten, die das ehrwürdige Alter erreichen. Man sieht sie dann häufig zur Trägerin von zuweilen mehrfach übereinander liegenden Galerien benutzt, und die säuerlich, oft sehr flach ausgebreiteten Äste werden dann durch Pfeiler gestützt. Letzteres ist z. B. bei der historischen „Anferstehungslinde“ auf dem Friedhofe zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge der Fall, von der eine finnische Sage erzählt, sie sei bereinigt von einem frommen Manne

mit der Krone in den Erdboden gepflanzt worden, um einen Gattungsgegner von der Allmacht Gottes, der auch Tote erwecken könne, zu überzeugen. Die merkwürdige Linde blickt auf ein ehrwürdiges Alter von mindestens 350 Jahren zurück. Die älteste Linde dürfte die zu Donndorf bei Bayreuth (Bayern) sein, welche im Jahre 1849 den letzten ihrer Hauptäste verlor. Sie wurde auf mehr als 1200 Jahre geschätzt und soll bereits im Jahre 1300 einen Umfang von 24 Ellen gehabt haben. Der rocke, praktische Nutzen der Linde ist sehr groß. Das breite, dicke Blätterdach bietet guten Schutz gegen Sonne und Regen. Die kleinen, gelblichen Blüten, deren würziger Duft zum unsagbaren Zauber einer linden Sommernacht so unendlich viel beiträgt, werden von dem fleißigen Bienenvolk mit besonderer Vorliebe aufgesucht, und Lindenblütenhonig bildet wohl die gewürzigste Honigmarke. Lindenblütenzucker ist als schweißtreibendes Hausmittel sehr geschätzt. Das Holz der Linde ist ungemein weich und locker, weiß, oft mit einem Stich ins rötliche, gut schneidbar und spaltet leicht. Trocken ist es sehr haltbar, feucht geht es bald zugrunde. Es wird daher von Tischlern und Drechslerwerkern gern benutzt, und seine Kohle dient zur Herstellung von Zigaretten und Schießpulver und zum Zeichnen. Den unter der äußeren Linde liegenden Bast schält man im Mai, röstet ihn wie Flach im Wasser und befreit ihn durch Klappen und Waschen von den leichter zersehbaren Bestandteilen, so daß nur die widerstandigen Bastzellen übrig bleiben. Rußland liefert den meisten Lindenbast, aus dem Körbe, Teden, vor allem aber die zum Verpacken von Waren dienenden Pastmaten gefertigt werden. Ein Baum von 10 Meter Höhe und 30—40 Zentimeter Durchmesser liefert 45 Kilogramm Bast für 10 bis 12 Matten ausreißend. Rußland stellt jährlich etwa 40 Millionen Stück Matten her.

Die Linde entfaltet ihre volle Pracht, spendet ihre süßen Wohlgerüche zur Zeit der Sommervende, wenn mit dem Dufte der Rosen und Azilien die Höhe des Jahres erreicht ist, und es jetzt wieder allmählich abwärts geht. Im Vollgenusse der Sommerherrlichkeit beschleicht uns da wohl ein banges Gefühl der Wehmut, und unser Blick senkt sich trauernd auf die ersten Stätten, wo diejenigen unter Rosen und Vergißmeinnicht schlummern, die einst unserem Herzen nahestanden. Doch . . . da rauscht und flüstert es ja selbst im nahen Lindenbaume, dessen dunkle Krone im goldenen Blütenstimmchen leuchtet:

Ihr Schäfer da drunter  
In seliger Ruh,  
Wir küssen die Wunden  
Auf ewig euch zu;  
Was immer beschieden  
In Lust und in Schmerz:  
Wie küssen euch Frieden  
In's ruhlose Herz . . .

## = Erziehung unserer Töchter zur Arbeit.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

Es gehört fast zu den Seltenheiten, in unseren weniger bemittelten Volksschichten ein Mädchen zu finden, das nicht in irgend einer Tätigkeit, irgend einem Berufe seinen Lebensunterhalt zu verdienen sucht. Gleich nach der Schulentlassung, vielleicht auch schon vorher, wird von den Eltern die Zeitung zur Hand genommen und für die Tochter „eine Stelle“ gesucht, die möglichst einträglich ist; denn einen Zuschuß für den Haushaltvater zu erhalten, ist etwas Verlorenes bei der gesamten heutigen keuren Lebenshaltung, bei der allmählich immer unheimlicher werdenden Höhe der Mietpreise (dem traurigen Resultat geldgieriger Bodenspekulation) und bei der leider auch wie eine schlimme Krankheit grassierenden Großmannsucht und Genußsucht mancher Familien.

Wenn nun auch solche Gründe, wie der letztere, durchaus keinen Anspruch auf die Bezeichnung „ideal“ machen können, und wenn auch durch die Art der Beschäftigung es den heranwachsenden Mädchen in 90 von hundert Fällen versagt bleibt, sich eine ausreichende Berufsbildung in ihrem Fach zu erwerben, im Können und Wissen und in der Lösung fortzuschreiten, so liegt in der ganzen Sache doch auch ein Gutes, das wir nicht verkennen dürfen: Die Erziehung zur Arbeit.

In der Gewöhnung an eine bestimmte Tätigkeit, die Pflichten und Verantwortlichkeit auferlegt, sei es auch nur in einem kleinen, unbedeutenden Kreise, liegt gerade für das heranwachsende Mädchen ein großer Segen.

Es bleibt daher für die Mütter, deren Töchter schon früh „mitverdienen“ müssen, eine höchst wichtige, und wenn sie in der rechten Weise erfüllt wird, auch eine dankbare Aufgabe, ihren Kindern das richtige Verständnis für Arbeit anzuzueignen, sie die Liebe zur Arbeit und den Segen zur Arbeit zu lehren. Vor allen Dingen darf die Mutter nicht der Ansicht sein, das von dem jungen Ding verdiente Geld müsse unbedingt hauptsächlich dem Luxus zum Opfer gebracht, und in unnützen bunten Modetaad umgewandelt werden. Leider gibt es aber gerade unter den Müttern der erwerbenden Mädchen aus dem Volke bedenklich viele, die da glauben, je närrischer, — denn die Mode macht Narren — ihre Töchter sich kleide, je hübscher sei sie, je eher bringe sie den ersehnten Schwiegerjohn ins Haus. Als wenn sich die jungen Männer von heute nicht auszurechnen vermöchten, was solch ein niedliches Pieräffchen an Staat und Schmut ihnen eventuell kosten würde! Sind doch die kunstvolle Frisur mit unzähligen Nadeln und Agraffen geschmückt, über Wolle und Crêpe „loupirt“, der moderne Hut mit dem aus dem kunstvollen Haargebäude emporzuwachsen scheinenden Blumenbeet, der Stahlpänger mit der berühmten geraden Magenlinie, der Plissirod und die gelben, engen Stiefelchen mit den hohen, klappernden Absätzen, gerade keine Dinge, die heute umsonst zu haben wären.

Die Erziehung zur Arbeit soll dem heranwachsenden Mädchen soviel Lebensklugheit beibringen, daß es den Wert der eiteln Modedinge richtig einschätzen lernt und in das Verständnis für die weiblichen Tugenden, die leider aus der Mode zu kommen scheinen, hineinwächst: Einfachheit, Sparsamkeit, Bescheidenheit.

Erfolgreiche, zielbewusste Arbeit hat an sich immer etwas Beglückendes, sie trägt ja soviel schönen Lohn in sich selbst, und es bleibt dem denkenden, arbeitsliebenden Menschen ganz unverständlich, wie jemand den materiellen Lohn der Arbeit in so kleinliche und alberne Dinge, wie Putz und Mädchenhand es sind, umwerten kann.

Wir brauchen für unser Volk Mütter, die es verstehen, was die gesamte organisierte Frauenbewegung will: Das Recht der Frauen auf gutbezahlte Arbeit zu erkämpfen und die Möglichkeiten zu schaffen, daß heranwachsende Mädchen eine entsprechende Berufsbildung erhalten, um so in der Arbeit Tüchtiges leisten zu können und nicht zur Lohnrüderin im Konkurrenzkampfe mit dem Manne zu werden.

Von den verständnisvollen Müttern sollten die Töchter es lernen, daß der Anschluß an die bestehenden Organisationen erwerbender Frauen und Mädchen heutzutage höchst wichtig und nutzbringend ist und daß ein Sonntag Nachmittag, ein feier Abend, im Arbeiterinnenverein, im Verein für weibliche Mitglieder des Kaufmannstandes u. a. m. zugebracht, viel reichere und edlere Genüsse bringt, als die kostspieligen Stunden, die bei Plüsch und Tanz, bei Alkohol und Bierschandrabel in leichtfertiger Gesellschaft vergeudet werden.

Auch dürften die Mütter eifrig daran mitbessern, durch die Erziehung ihrer Töchter zu ernster, treuer, freudiger Arbeit das leidige Vorurteil der Männer zu zerstreuen, die da noch immer meinen, die Frau gehöre nur ins Haus, die es als ein unberechtigtes Eindringen ansehen, wenn Frauen sich den Berufen zuwenden, die sonst nur den Männern reserviert waren. Kochen, Nähen, Plüden, Stopfen usw. sind heute nicht mehr die Arbeiten, durch die das Leben der Frau nutzbringend ausgefüllt werden kann, wird doch Millionen von Frauenhänden durch Maschinenbetrieb die altgewohnte Arbeit entzogen, und es ist hauptsächlich die Umgestaltung unserer hauswirtschaftlichen Verhältnisse, durch die so viele Frauen in den Kampf ums Dasein hinausgetrieben werden. In diesem Kampfe sich geschickt und gewandt erweisen und dabei doch den Sinn für Häuslichkeit, für die kleinen Bescheidenen, oft sehr mühsamen, täglich wiederkehrenden Arbeiten im Haushalt nicht verlieren, das ist es, was unsere Töchter lernen müssen, wenn ihnen später als Frauen ein glückliches und beglückendes Dasein beschieden sei soll.

Die Erziehung unserer Töchter zur Arbeit, die Segen bringt, ist zum letzten Ende ein Problem von großer sozialer Bedeutung. Ist doch an Frauenarbeit so unendlich viel von dem gemüßt, was wir Volkswohlfahrt nennen. Wieviel aber eine leichtfertige, an Putz und Tand und anderen wertlosen Lebenslichkeiten hängende Frau Generationen hindurch verderben und verschulden kann, das mag kaum ausgedenken sein!

## \* Ein hoher Gast.

Humoreske aus der Reisezeit.

Von C. Kaja.

In den Vorbergen des Harzes liegt ein kleines, idyllisches Dörfchen, das wir Tannenhausen nennen wollen. Die umgebende Natur ist nicht großartig-romantisch, aber anmutig und lieblich. Die Hügel, welche Tannenhausen von allen Seiten einschließen, tragen schöne Buchen- und Tannenwälder, ein sich in laparizösen Windungen dahinschlängelnder Bach trägt viel zur Belebung der Landschaft bei. Seit einer Reihe von Jahren ist Tannenhausen zum Kurort avanciert. Allerdings, die oberen Tausende geben sich hier kein Rendezvous, nur anspruchslose Gäste, Berliner Seesdreierrentiers, kleine Beamte, Lehrer usw. finden sich zur Sommerzeit ein. Trotzdem hat der Ort allmählich einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen und die beiden Gasthäuser „Zur gelben Ziege“ und „Zum blauen Ochsen“ nennen sich heute mit Stolz Getels. Im Garten des letzteren läßt sich in der „Saison“ allabendlich eine „Kurtapelle“ vernehmen, die mit wenig Kunst und viel gutem Willen ihre Hörer nach Kräften zu unterhalten sucht.

Es war mitten in der Hochsaison 19... Der Ochsenwirt blies sich vor Stolz, er zählte einen Kanzleirat zu seinen Kurgästen, während in der „Gelben Ziege“ nur ein Fabrikant aus Tirschtiegel die Spitze der Gesellschaft darstellte. Da erhielt der Ziegenwirt eines Mittags ein Telegramm, das ihn in die höchste Aufregung und zugleich in das grenzenlose Entzücken versetzte. Die inhaltschwere Depesche lautete: „Trefse 7 Uhr dort ein. Zwei Zimmer reservieren. Komme Graf von Schlumpsh.“ Drei, viermal las der Ziegenwirt die beseligenden Worte. Ein Graf, ein wirklicher Graf würde seinen Einzug bei ihm nehmen! Nun war der „Blaue Ochse“ mit seinem armeligen Kanzleirat, auf den er so schauerhaft geprocht hatte, glänzend aus dem Felde geschlagen. Sofort begab sich der Ziegenwirt ans Werk. Die Frau Rentier Büfide aus Berlin mit ihren beiden Töchtern, welche die schönsten Zimmer des Hotels bewohnten, wurde höflich, aber energisch ausquartiert und ins zweite Stockwerk verwießen. Alle entrüsteten Protestversuche der drei redogewandten Damen waren vergeblich. Schließlich ergaben sie sich in ihr Schicksal, es war ja ein Graf, dem man das Feld räumte und wer konnte es wissen!

Emma Büfide war trotz ihrer 36 Jahre, ihres falschen Gebisses und ihrer Perücke immerhin noch ein ansehnliches und begehrenswertes Mädchen und Ella, die jüngere, die eben ihr 28. Lebensjahr vollendet, war eine vollkommene Schönheit, wenigstens in den Augen ihrer Mutter und ihrer eigenen. Der Zauber ihres Gesanges, sie sang den „Böhmerwald“, das „Eterngrah“ und das „Verlorene Glück“ mit schmelzender Stimme und begleitete sich dabei selbst auf dem Klavier, würde auch auf den Grafen seine Wirkung nicht verfehlen. Mutter Büfide wurde ganz schwül ums Herz bei dem Gedanken, daß eine ihrer Töchter Gräfin von Schlumpsh werden könnte!

Es war 6 Uhr abends. Ueber dem Eingang des Hotels „Zur gelben Ziege“ prangte eine wundervolle Girlande und ein farbenprächtiges Schild mit der Aufschrift „Willkommen“. Der Ochsenwirt, der seinen allabendlichen Spaziergang durch den Ort machte, blieb ganz erstaunt stehen und fragte seinen in stolzer Pose an der Tür lehrenden Konkurrenten: „Kann, was ist denn bei Euch los?“ „Ich erwarte einen vornehmen Kurgast“, den Grafen von Schlumpsh“, antwortete der Ziegenwirt mit gemachter Nachlässigkeit und weidete sich an dem verblüfften und wütenden Gesicht seines Kollegen. „Kaja, ein Graf war denn doch etwas anderes, als ein Kanzleirat, die „Gelbe Ziege“ würde von nun an unbestritten das erste Hotel am Plage sein. Der „Blaue Ochse“ entfernte sich mit schlecht verhohlenen Ingrimm und der Ziegenwirt sah ihm milde-spöttlich nach.

Der 7-Märztag war eingelaufen. Nur ein einziger Reisender war in Tannenhausen ausgeflogen. Es war dies ein lagerer, hochgewachsener Mann mit einem Naubvogelgesicht, aus dem ein Paar stechender schwarzer Augen unsiet um sich blickten. Bekleidet war der Fremde in einen grau und schwarz-farrierten Anzug, auf dem Kopf trug er einen echten Panasabuit und an seinen Füßen glänzten hellgelbe Schuhe. An Reisegepäck führte er nur ein kleines Handkästchen mit sich. Die Kurgäste Tannenhausens, unter denen sich die Nachricht vom Kommen des Grafen natürlich wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, waren ziemlich vollzählig am Bahnhof versammelt und musterten den Ankömmling. Kein Zweifel, dies mußte Graf Schlumpsh sein. „Ein echter Aristokrat“, flüsterete der Rektor Schlafmann aus Meseritz dem Fabrikanten aus Tirschtiegel zu.

„In der Tat, das ist er,“ gab dieser eben so leise zurück und freute sich schon im Voraus darauf, später am Stamm-

tisch damit renommieren zu können, daß er mit einem Grafen am selben Tische gespeist, vielleicht gar Ausflüge mit ihm unternommen. Madame Büfide war etwas enttäuscht. „Er sieht man recht spillerbeinig aus,“ sagte sie, fand aber bei ihren Töchtern keine Zustimmung. „Nu diese Dogen,“ seufzte die empfindsame Emma, „rade wie en Mädchenprinz!“ „Wat sieht er mit bloß an,“ lieberte die naive Ella, „id floore, id bin ganz rot geworden!“ Der Fremde hatte indessen dem Hausnach aus der „Gelben Ziege“ sein Handkästchen überreicht und schritt nun dem Orte zu. Als er an den Gruppen der Kurgäste vorüber kam, küßte er artig den Hut. „Man sieht doch gleich die wahre Bildung, ein Aristokrat verleugnet sich nie,“ sagte die Frau Kanzleiratin zu ihrem Gatten.

Mit tiefen Verbeugungen empfing der Ziegenwirt den hohen Gast. Dieser reichte ihm herablassend die Hand. „Graf Schlumpsh,“ stellte er sich vor. Dann betrachtete er amüsiert den festlichen Schmuck des Hauses. „Wissen's,“ sagte er in ausgesprochen österröichischem Tonfall, „die Umstände hätten's Ihnen nicht zu machen brauchen. I bin a ganz einfacher Mann. Aber a Hunger hab' i, a Hunger...“ „Gräßliche Gnaden werden sofort bedient, belieben nur in den Speisesaal zu treten.“ Was Küche und Keller zu leisten vermochten, war aufgeboten und der Graf ah mit einem ganz erkautlichen Appetit. Still verklärt sah der Ziegenwirt ihm zu. Als der hohe Reisende endlich gesättigt war, bat er den Wirt, ihn mit den übrigen Gästen des Hauses bekannt zu machen. „Wissen's, meinte er, „i bin die seitigen Hofgesellschaften müde, i will mi hier amal mit schlichten Bürgerleuten a paar Wochen gut amüsiieren.“ Ein prächtiger, ein charmanter Mann! Alles war entzückt von ihm. „Na, aber sowas,“ hatte er zu dem Tirschtiegeler Fabrikanten gesagt. „Sie schauen dem Erzherzog Ludwig auf a Haar gleich. I bin noch vorige Woche mit ihm auf der Jagd gewesen. Weinah hätt' i Ihnen Kaiserliche Hoheit angerech't. Der biedere Tirschtiegeler schwamm in Bonne, was würden seine Freunde neidisch werden, ein österröichischer Graf hatte ihn fast mit dem Erzherzog Ludwig verwechselt! Nicht minder erfreute der leutselige Graf beim Abendkonzert im „Blauen Ochsen“ den Herrn Kanzleirat, auf den er mit ausgestreuter Hand zugeeilt war, um ihn als Regierungsrat von Felsen und alten Bekannten zu begrüßen. Es hatte längerer Zeit bedurft, ihn zu überzeugen, daß er nicht der Regierungsrat von Felsen, sondern den Kanzleirat Pechhuber vor sich habe.

Der Graf war bald allgemeiner Liebling. Mit dem Kanzleirat und dem Fabrikanten politisierte er, mit Rektor Schlafmann unterhielt er sich über dessen Lieblingssthema, die Vorzüge der humanistischen Bildung und stimmte ihm gänzlich darin zu, daß wolkene Socken für die Hottentotten ein gewaltiges Zivilisations- und Belehrungsmittel seien. Die Damen vergötterten ihn. Seit er der Frau Büfide, als er sie einmal allein traf, versichert hatte, daß er sie zu Anfang für eine jüngere Schwester ihrer Töchter gehalten hätte, ging diese würdige Dame für ihn durchs Feuer. Dabei machte er den Fräuleins Büfide eifrig den Hof, und es war bereits ein offenes Geheimnis, daß er sich demnächst mit Ella verloben werde.

Eines Tages war er plötzlich nach Hannover gereist, um dort einen Jugendfreund, den Fürsten Popowski zu treffen. Er hatte bestimmt versichert, zu einer am folgenden Abend zu veranstaltenden italienischen Nacht wieder zurück zu sein. Wer nicht wiederkam, war der Graf. Statt seiner aber traf nach einigen Tagen ein Herr aus Berlin ein, der sich als Kriminalkommissar Weber legitimierte und angelegentlich nach dem Herrn Grafen fragte. Nun entstand allgemeines Wehklagen. Der Fabrikant aus Tirschtiegel war der erste, der erzählte, daß er Schlumpsh, der sich in angeblich momentaner Verlegenheit befunden, vertrauensfelig 2000 Mark geliehen habe. Der Kanzleirat hatte ihm 500 Mark gegeben, die Damen Büfide 800, und schließlich stellte es sich heraus, daß der famose Graf keinen verschont habe, der Ziegenwirt blühte wenig geistreich auf eine sehr hohe, unbezahlte Rechnung. Kommissar Weber zeigte der erregten Gesellschaft ein wohlgelungenes Porträt des Grafen. „Ist er das?“ „Ja, ja,“ rief es durcheinander. „Nun, meine Herrschaften, das ist der Barbier Fritz Schendide, eine verächtlicher Hochstapler, der Sie alle geprellt hat. Hoffentlich fasse ich ihn bald.“

In Tannenhausen herrschte den Rest der Saison tiefe Verstimmung, nur der Ochsenwirt freute sich diabolisch, daß sein Konkurrent auf der „Gelben Ziege“ so schwer hineingefallen war.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 23.

Düsseldorf, den 9. Juni.

1907.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Herz-Jesu-Sonntag. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste. — Salat. — Die Denschenplage in Deutsch-Südwestafrika. — Exergitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach. — Exergitien in Valsenburg.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum dritten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XV, 1—10. „In jener Zeit nahen Jesus Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murkten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen. Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße tut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte welche der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie eine Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen, und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder welcher Buße tut.“

## Zum Herz-Jesu-Sonntag.

Es schlägt sein Herz auf Erden  
Und in dem Himmel kein,  
Dadrecht wir selig werden  
Denn, o Herr Jesu, Dein!

Wie viel hast Du gelitten,  
Wie schwer um uns gebüht,  
Hast uns das Heil erkritten,  
Uns alles Leid versüßt!

O Herz voll heil'ger Liebe,  
O Herz voll Gottesgute,  
Zieh mich mit mächt'gem Triebe  
An Dich, Du höchstes Gut!

Daß ich mich ganz Dir gebe,  
Wie wankt in der Tren',  
Und ewig in Dir lebe  
Und mich in Dir erseeu'!

## Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

Jene glückselige Zeit, da der Sohn Gottes im menschlichen Fleische sichtbar auf Erden wandelte, liegt bereits nahezu zwei Jahrtausende zurück; und doch, lieber Leser, dürfen wir Christen uns der wirklichen, wenn auch unsichtbaren Gegenwart des Gottmenschen erfreuen, und so wird es sein bis zum Ende der Tage: Unsere Kirchen

und Kapellen sind jene ehrfürchtgebietenden Stätten, in denen Er nicht etwa nur von Zeit zu Zeit, sondern ohne Unterlaß in hochheiligen Sakramente des Altars weilt. Und nicht nur speißt Er, wie einst, zusammen mit bußfertigen Sündern, die Er — der gute Hirte — auf der Schulter zu seiner Herde zurückgetragen hat; nein, mehr! unendlich mehr tut Er in Seiner unendlichen Liebe uns Christen: Er reicht uns in diesem wunderbaren Sakramente Sein eigenes Fleisch und Blut, wie Er es einst, bei Gelegenheit der wunderbaren Brotvermehrung feierlich verheißt hatte, zum Staunen Seiner gläubigen Apostel, aber auch zum Befremden der übrigen zahlreichen Zuhörer und Selbstvieler Seiner Jünger, die dieses Sein verheißendes Wort so unbegreiflich hart fanden, daß sie ihn verließen. Wie gesagt, auch die Apostel hatten gestaunt, als er u. a. klar und nachdrücklich erklärte: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und Mein Blut ist wahrhaft ein Trank“ (Joh. 6). Aber ein Jahr nachher, am Vorabend seines Leidens, wurde ihr Glaube und ihr Vertrauen herrlich belohnt; denn dort, im Saale zu Jerusalem, reichte Er ihnen zum ersten Male Sein heiliges Fleisch und Blut unter den sichtbaren Gestalten von Brot und Wein. Mit welcher freudiger Gemüthsregung werden da die Jünger sich an jene Begebenheit in Kapernaum erinnert haben!

Der Glaube der Apostel ist aber, auch unser Glaube! Ja, die Kirche Jesu stand schon ein Jahrtausend, und noch niemand hatte die verwegene Kühnheit gehabt, die wahrhaftige Gegenwart Jesu im hl. Altarssakramente öffentlich zu bestreiten. Fast alle übrigen Glaubenslehren waren von hochmütigen Irrlehren in Zweifel gezogen und geleugnet worden. Arius wagte bereits im 4. Jahrhundert die Lästerung, daß der Sohn Gottes nicht gleich-ewig mit dem Vater sei, daß der Sohn darum geringere als der Vater sei. Gott ließ es zu, daß Arius und andere Irrlehrer durch List und Betrug großen Anhang erlangten; sie rissen sich bald von der Kirche los und bildeten eigene Gemeinden: so die Arianer, Nestorianer, Pelagianer usw. Und überall ward, im Grunde genommen, gerade der Erlöser zum Gegenstande des Widerspruchs: Seine menschliche sowohl wie Seine göttliche Natur ward gelästert; aber an das allerheiligste Sakrament des Altars, an dieses unbegreifliche Geheimnis der Liebe unseres Erlösers, hatten sich „der Vater der Lüge“ und seine Helfershelfer noch nicht herangewagt; niemals während des ersten Jahrtausends hatte jemand die Verwegenheit gehabt, die wahrhaftige Gegenwart Jesu im hl. Sakramente öffentlich im Zweifel zu ziehen oder gar zu leugnen: Die hl. Schrift sprach hier zu deutlich und klar, die Zeugnisse auch der ältesten Kirchenväter waren zu bündig und präzis, die allgemeine Uebereinstimmung aller Länder und aller Völker zu einheitlich und zu fest gegründet, als daß diese Wahrheit hätte angriffen werden können.

Es war eine Fügung der göttlichen Weisheit, die über der Kirche Jesu wacht, daß dieses erhabene Geheimnis, das von unserm menschlichen Verstande ein Opfer demüthiger Unterwerfung abverlangt, wie kaum ein anderes Geheimnis des Christentums, — daß dieses Geheimnis während eines so langen Zeitraumes nicht angegriffen wurde. Darum wurde auch während dieses Zeitraumes dem Erlöser im hl. Sakramente war die Ihm gebührende Ehre erwiesen, aber ohne allen äußeren Prachtauswand: Im ersten Jahrtausend wurde nicht der sog. sakramentalische Segen gegeben; auch wurde das hh. Sakrament nicht ausgestellt zu 40- oder 13-stündiger Anbetung; es gab auch noch keine Prozession mit dem hh. Sakrament, — weil alle diese äußerlichen Ehrenbezeugungen nicht nötig waren zur Belebung des Glaubens und der Andacht. Alle Christen glaubten ja fest an die wahre Gegenwart Christi, alle Gläubigen erwiesen ihrem im Sakramente verborgenen Gott die schuldige Ehre und Anbetung. Seit unvorstelllichen Zeiten war es Brauch, daß, sobald der Altardiener den Beginn der hl. Wandlung verkündete, alles Volk auf die Knie fiel, um den Glauben an die Gegenwart Jesu zu bekennen und Ihm in stiller Anbetung zu huldigen; ja, dieser Augenblick der hl. Wandlung hatte für die Gläubigen etwas so Ehrfurchtgebietendes, etwas so Hohes, Heiliges, daß kein Ungetaufter, kein öffentlicher Sünder, nicht einmal ein öffentlicher Bührer in der Kirche bleiben durfte; erst nach der Kommunion der Gläubigen wurden ihnen die Kirchentüren wieder geöffnet. Und mit welcher Andacht gingen die alten Christen zum hl. Abendmahl! Wie der hl. Cyrill († 386) schreibt, warfen sie sich in tiefster Anbetung ganz zur Erde nieder, um dem, unter dem Schleier des Sakraments verborgenen Erlöser zu huldigen. Und nicht nur die Tage, schreibt der hl. Gregor von Nazianz († um 390), sondern auch die Nächte brachten damals viele Christen in den Tempeln im Gebete zu. Der Glaube aller Christen an dieses Geheimnis war fest und lebendig; deshalb sah die Kirche sich damals nicht veranlaßt, besondere Vorschriften bezüglich der Verehrung und Huldigung zu geben.

Als nach dem ersten Jahrtausend aber Irrlehrer auch an dieses Geheimnis sich heranwagten, war es der Kirche nicht genug, deren Angriffe feierlich abzuweisen, sondern sie hielt es für billig und recht, daß fortan auch die äußerliche Anbetung diesem hochheiligen Geheimnisse mit möglichster Feierlichkeit gesollt werde. So wurde denn nach und nach in den einzelnen Diözesen der Gebrauch eingeführt, das hh. Sakrament öffentlich zur Anbetung auszustellen und dem Volke den Segen mit dem hh. Sakramente zu geben, — bis im Jahre 1261 Papst Urban IV. die Feier des Fronleichnamsfestes für die ganze Kirche vorschrieb.

Die feierliche Eröffnung dieses Festes, das jedem Katholiken, der diesen Namen verdient, so teuer ist, wurde vom Papste angeordnet mit folgenden, wahrhaft apostolischen Worten: „Zur Stärkung und zur Erhöhung des katholischen Glaubens hielten wir es für würdig und angemessen, zu verordnen, daß für ein so erhabenes Geheimnis außer der kirchlichen Feier, in der die Kirche dessen gedenkt (Gründonnerstag), ein besonderer und feierlicher Gedächtnistag jährlich begangen werde, und wir bestimmen hierzu den Donnerstag nach der Pfingstoktav, auf daß an demselben die andächtigen Scharen der Gläubigen hierzu voll Liebe in den Kirchen sich versammeln, und Alerus und Volk freudig Preisgesänge anstimmen. Da sollen Aller Herzen, Stimmen und Lippen Hymnen heiliger Freude singen, da soll der Glaube lobpreisen, die Hoffnung frohlocken, die Liebe jauchzen, die Andacht jubeln, der Chor lobsingen, die Unschuld mit Wonne erfüllt werden. Möchte die Gläubigen zum Dienste Christi die Liebe so entflammen, daß sie dadurch an Verdiensten zunehmen bei Dem, der Sich für sie zum Lösepreis hingegen und selbst zur Speise Sich ihnen bietet, und so erlangen, daß Er nach Ablauf dieses Lebens auch als Lohn Sich ihnen gibt.“

## Salat.

Von Paul Pasig.

Mit der jähren Jahreszeit sind auch die Tage wieder angebrochen, wo wir unsere Tafel gern mit der würzigsten und erfrischendsten Zutat schmücken, über die auch die Küche der ärmsten Familie verfügt: mit dem Salat, selbst wenn er nur in der allbekanntesten und allbeliebtesten Gestalt des Lattichs, gemeinhin als „grüner Salat“ bezeichnet, erscheint. Denn es ist ein großer, sprachlicher, meist auf Unkenntnis beruhender Fehler, wenn wie die breitblättrige Pflanze, aus der der sog. „grüne Salat“ hergestellt wird, bereits als „Salat“ oder Salatzpflanze bezeichnet. Unter „Salat“ versteht man weiter nichts als eine Zubereitungsart, kein Gewächs, und das Hauptmerkmal dieser Zubereitungsart ist die reichliche Verwendung von Essig, Öl, Salz, Pfeffer u. a. Gewürzen, wodurch eben „der Salat“ seinen pikanten und erfrischenden Wohlgeschmack erhält. Nun kann man aber außer Kräutern und Pflanzen überhaupt auch andere Nahrungsmittel, vor allem Fleisch, als Salat herstellen. Dann bedient man sich hierzu einer sog. Mayonnaise oder Remouladenauce, die in der Hauptsache aus Eigelb, Salz, feinem Olivenöl und einem kleinen Zusatz von Kräutereisig oder Zitronensaft besteht und dickflüssig sein muß. Solche Salate werden aus Fleisch, Fischen, Wild, Geflügel, Krebsen, Hummern, Schnecken, Austern, oft auch mehrfach vermischt hergestellt und sind dann im allgemeinen unter dem Kollektivnamen „russischer“ oder „italienischer“ Salat bekannt. Wenn wir aber von einer „Salatzjahreszeit“ reden, so denken wir weniger an diese Fleischsalate, die zu jeder Jahreszeit herzustellen sind und mit Vorliebe gerade während der kalten Monate genossen werden, als vielmehr an die Pflanzensalate, zu denen eben die zu neuem Leben erwachte Natur uns in verschwendungsvoller Fülle das mannigfaltigste Material liefert.

An der Spitze steht der Lattich, eine wildwachsende Kompositenpflanze, von der unsere als „grüner Salat“ bezeichneten Latticharten abstammen. Es sind dies der Schnitt- oder Sticksalat mit hell- oder dunkelgrünen, rotgefleckten, dunkelroten Blättern in offener Rosette, die man allmählich von innen nach außen abstricht, ferner der Windsalat (römischer Salat, Sommerendivien), mit länglichen, aufrecht stehenden Blättern, die man zusammenbindet, um die inneren zu bleichen, und der Kopfsalat, mit breiten, aufgetriebenen, löpfförmig zusammenschließenden Blättern. Dieser wird am häufigsten geerntet und wohl auch unter Strohmatten überwintert. Alle grünen Teile des Lattichs enthalten ein weißes, bitteres Milchsaft, woraus sich der botanische Name erklärt. (Lattich entstand aus dem Lat. *Lactuca*, dies Wort ist aus *lac* d. i. Milch gebildet). Dieser Milchsaft ist allerdings in den in Gärten kultivierten Arten weniger reichlich vorhanden. Im übrigen aber ist der Lattichsalat eine sehr gesunde Nahrung. Er enthält 1,924 einwertige Körper, 0,375 Fett, 0,113 Zucker, 1,980 sonstige stickstofffreie Substanzen, 0,879 Phosphor, 0,789 Nische und 93,940 Wasser. Schon den alten Römern zur Zeit des Romyus (6. Jahrh. v. Chr.), war Lattichsalat bekannt. Plinius, der bekannte, römische Naturforscher, nennt bereit die meisten der jetzt bei uns angebauten Arten. Auch kannten die alten Römer einen Salat, den sie *acetarium* nannten, und den sie aus Endivien, Fleischbrühe, Olivenöl, Zwiebeln, Honig und Essig bereiteten. Die Griechen wußten wenigstens von zwei unserer Latticharten, und Salat war bei ihnen eine bekannte Lieblingsspeise des geringen Mannes. Zu uns kam der Salat zweifellos aus Italien, von wo er sich auch nach Spanien, Frankreich und England verbreitete. In den südlichen Ländern, wo das Öl leicht ranzig und der Essig warm wird, sauf man durch Zitronensaft und Etwas Bier für Ersatz. Max Rumpolt aus Mainz kennt in seinem Kochbuche vom Jahre 1580 bereits 50 verschiedene Salate, u. a. Endivienalat, „weißer Kappsalat“ in Wasser gequellt und wiederum ausgekühlt, mit Essig, Öl und Salz angemacht, weißer Zuder, der gestoßen ist, darüber gegossen, ist auch gut, ferner Salat aus roten Rüben, Kapern, Baumkresse, gekochten oder gebratenen Zwiebeln, Kapuzkorn, Hopfen, Spargel, Zichorienkraut und Wurzel, Römerrangen, Kapseln, Sauerkraut, Zitronen, Kesseln, Nüssen, Artischocken, roten Kraut, Kürbis, römischen Bohnen, Borei, Rettig und den „Collis Fioris“ („ist ein spanischer Salat, kann man auf allerlei Manier zureichten“) Sellerie- und Gurkensalat fehlen bei ihm, finden sich aber im Nürnberger Kochbuche vom Jahre 1691, das noch Zitronat- und Apfelsalat nennt. Bleiben wir zunächst bei unserem „grünen“, dem Lattichsalat, so ist dessen Zubereitung, die den Unkundigen eine sehr einfache und leichte Sache scheint, der Prüffstein für eine gute Köchin bezw. einen Kochkünstler. Es heißt, daß die Franzosen hierin unübertroffene Meister sind. Jedenfalls erfordert ein „wissenschaftlich“ zubereiteter Salat vor allem

Sachkenntnis, Übung und eine gewisse Kunstfertigkeit. Vor allem darf er nicht bereits Stunden vorher in der Küche hergestellt werden. Denn dann verliert er an Frische und prickelnden Reiz und Wohlgeschmack, und an sauren, weichen Blättern wird niemand Gefallen finden. Es ist daher erstes Erfordernis, daß die möglichst frisch dem Garten entnommenen Blätter nach ihrer ersten Zurichtung sofort auf die Tafel kommen und hier im Angesichte der Gäste von zarter Hand zu Salat umgestaltet werden. Wie an der Sauce, so erkennt man auch am Salat eine wirklich „perfekte“ Köchin. Im 18. Jahrhundert wurde die Zubereitung des Salats sogar als Kunst- und Industriezweig ausgeübt und zwar durch Salatkünstler von Fach und Beruf. So wird von einem französischen Salatvirtuosen erzählt, daß er sogar nach London berufen wurde, dort in einer Equipage herumfuhr und gegen hohes Honorar in den ersten Gesellschaften den Salat bereitete. Der „Künstler“ war so unentbehrlich, daß man lieber eine angefangene Gasterei verließ, als darauf verzichtete, den Salat von des gefeierten Virtuosen Händen bereitet zu wissen. Friedrich Wilhelm I., Preußens strammer Soldatenkönig, war ein Salatkünstler, wenn auch nicht von Fach. Er liebte es, an der Offiziersstapel in Potsdam mit höchstgelegenen Händen eine Schüssel Salat anzumachen, wobei ihm seine Offiziere mit Vergnügen zuschauten. Der hohe Herr ging sehr opfertätig und doch gründlich dabei zu Werke. Er wusch sich dreis bis viermal die Hände und trocknete sie ebenso oft an reinen Servietten ab. Wie der Salat zubereitet werden soll, gehört nicht in den Rahmen unserer Plauderei, die keine Küchenrezepte enthalten will. Auch über die mannigfachen Arten des Pflanzensalates erübrigt es sich zu sprechen. Nur möchten wir den in weiten Kreisen nicht sehr bekannten Salat der Apontianwurzel, die eine blaurote Farbe hat und überaus zart und wohlwärmend ist, nicht unerwähnt lassen. Er dürfte neben dem Garten-, Sellerie-, Spargel- und Bohnensalat zu den Salaten gehören, die ihres eigenartigen, anregenden und würzigen Aromas wegen von den übrigen den Vorzug verdienen. Er gehört zur Gattung Oenothera hiemalis (Nachtkerze) und ist im Garten leicht anzubauen. Freilich hat auch das ernsthafte Gebiet der Tafelgenüsse nicht selten Anlaß zu artigen Scherzen geboten, und „Salate“ hat es gegeben, die sogar historisch geworden sind. So sandte einst Papst Sixtus V. (1585—1590) einem bedürftigen Freunde, der ihn um eine Unterstützung gebeten hatte, eine Schüssel Salat. Als der Arme eine gründliche Untersuchung der verkochenden Delikatess, verbunden mit eingehender Kostungsvornahme, entdeckte er zu seiner nicht geringen freudigen Ueberraschung auf dem Boden der Schüssel einen mit blanken Goldstückchen gefüllten Beutel. Noch splendider zeigte sich König Philipp II. von Spanien († 1598). Dieser machte einst seiner prachtliebenden zweiten Gemahlin einen „Salat“ zum Geschenk, der nicht alltäglich war. Es war dies eine Schüssel voll Edelsteine, auf welchen der „Salat“ durch grünfunkelnden Smaragd dargestellt wurde, das Del durch blühenden gelben Topas und der Essig durch rotglühenden Rubin; das Salz bildeten Diamanten und Perlen.

## □ Die Heuschreckenplage in Deutsch-Südwestafrika.

Von P. A. Bierfert, Omaruru (D.-S.-W.-Afrika).

Am Silvesterabend 1903 brachten uns die ersten Heuschreckenschwärme von Osten her ihre nichts weniger als willkommenen Neujahrswünsche. Die Sonne hatte eben den Horizont erlöset und uns ihren üblichen Morgengruß hinstreckend ins stille Tal — da ging auf einmal ein leises Rauschen gleich einem säuselnden Winde durch die Luft; die Heuschrecken nahen. Anfangs zeigten sich nur vereinzelte Schwärme, die sich zum allgemeinen Schrecken hier und da niederließen. Bald folgten andere nach in größerer Zahl, denen sich wenige Minuten später ungeheure Scharen in ungezählter Menge anschlossen. Und so weit man sehen konnte war die ganze Luft von einer grauen Wolke durchzogen.

Das dauerte volle drei Stunden. Da hatten aber die ersten Scharen ihr Werk bereits vollendet und unserer Werk vernichtet. Die verschiedenen Gärten, welche unsern Fleiß und unsern Schweiß mit einer ergiebigen Ernte zu belohnen versprochen, glichen nur mehr einer toten Sandfläche, auf der Millionen Heuschrecken gierig umherkriechten. Gemüse, Karloffeln, Mais usw. alles war verschwunden. Bis in die Erde hinein waren alle Pflanzen abgefressen.

Die angestellten Verteidigungsversuche erwiesen sich dabei als vollständig unnütz. Gleich zu Beginn ließen wir zwar Brennmaterial herbeischaffen und an den Enden der Gärten Feuer anzünden, aber der spärliche Dampf ließ noch

beständig große Massen durch. Ferner versuchten wir es lange, sie mit Stöcken und bauschigen Zweigen vom Boden aufzuscheuchen, aber diejenigen, welche wir vor uns verjagten ließen sich hinter uns wieder ganz gemächlich nieder. Dabei dursteten wir jedoch die Augen nur eben aufhalten; denn bei der Unmenge derer, welche noch über und um uns schwärmten, waren wir beständig in Gefahr, das Augensicht zu verlieren. Unsere Eingeborenen wollten ein besonderes Mittel kennen. Einige von ihnen kamen mit leeren Blechbüchsen, darin sie Kieselsteine getan, und vollführten nun einen Höllelärm. Andere trommelten auf alten Dedeln, ähnlich wie die Kinder vom Lande am Kirrnesmontag Nachmittags, wobei die Heuschrecken anscheinend noch einmal so munter am Boden umherliefen. Obwohl diese Leute es wirklich gut meinten, und auch die Situation eine ernste war, so konnten wir uns doch bei diesem „afrikanischen Ball im großen Stile“ des Nachens nicht enthalten. Die Eingeborenen erreichten also auch nicht mehr als wir. Hätten wir doch nur die vielgepriesene Impipilze zur Hand gehabt, die man in Südafrika haben soll, dann hätten wir wenigstens zukünftigen Schäden in etwa vorbeugen zu können. Für den Augenblick hätten die uns aber auch nicht gerettet. So standen wir machtlos da und konnten nichts anderes tun, als ruhig und gott ergeben die schwere Prüfung über uns ergehen lassen.

Verlassen wir jetzt die öden Gärten, deren Anblick uns nur zur Traurigkeit und Entmutigung stimmen kann, und besuchen uns einmal die vorher im lieblichsten Grün gekleideten Weidplätze. Ah, auch sie sind nicht mehr. Heberall nur kahle Stengel und Antraut, das frische Gras ist bis auf die Wurzel verschwunden. Auf den Bäumen und in den Sträuchern wimmelte es nur so von diesen kleinen Räubern. Hier und da hing noch ein grünes Blatt, das war der letzte Rest der großartigen Flora von Otjindöbera. Wie hier, so sah es auch noch an vielen anderen Plätzen des weiten Schutzgebietes recht traurig aus. Daß wir unter solchen Umständen das neue Jahr nicht mit Freuden begrüßen konnten, ist leicht begreiflich. Unsere Eingeborenen feierten indes abends in großartiger Weise Jahresluß mit Heuschreckenessen und nachfolgendem Tanz. Sie haben ja freilich auch weiter nichts zu verlieren, als das Angezieser, womit sie reich gesegnet sind. Sobald die Nacht anbrach, sah man sie überall umherstreifen, um die scharnweife zusammenhängenden Heuschrecken in Gefäßen und Säcken zu sammeln und nach Hause zu bringen. Dort wurden mehrere große Feuer vor den Kontos angezündet und ringsherum Wälle von Heuschrecken errichtet. Während die Alten am Feuer hockten und sich vor Freude die Hände rieben, war die lärmende Jugend damit beschäftigt, die dem drohenden Feuerlohe glücklich entflohenen wieder einzufangen. Auf einmal trat allgemeines Stillschweigen ein; denn das Mahl hatte begonnen. Mit toten Händen wurden die gerösteten Tierchen in den Mund gestopft, wobei die funkelnden Augen sich beständig nach allen Seiten hin drehten, um dem staunenden Zuschauer den Hochgenuss dieser seltenen Kost zu verraten. Wie ich nachher von einem Stabsarzt erfuhr, sollen Heuschrecken sehr nahrhaft sein. Genannter Herr fügte dieser Entdeckung die wichtige Bemerkung bei, der hl. Johannes der Täufer sei ein Schlemmer gewesen, weil er sich nach den Worten der hl. Schrift hauptsächlich nur von Heuschrecken und wildem Honig ernährt habe.

Das Schauspiel dieses Tages wiederholte sich fast die ganze Woche hindurch. Weil die Gärten verwüstet waren und man vorläufig wegen der noch bestehenden Gefahr an ein Wiederbestellen noch nicht denken konnte, schenkte man den Heuschrecken im allgemeinen wenig Beachtung. Etwa drei Wochen war alles ruhig, und allmählich verschwanden die meisten Schwärme. Der inzwischen gefallene Regen hatte die Weidplätze im Tal und in den Bergen wieder zum Grünen gebracht, so daß man sich der frohen Hoffnung hingab, die Heuschreckenplage sei endlich überstanden. Deshalb wurden die Gärten wieder bepflanzt und binnen weniger Tage kam die neue Saat zum Vorschein. Vorsichtshalber zogen wir doch rings um die Gärten herum breite und tiefe Gräben, schafften dörres Holz, verdorrtes Gras und trockenen Dünger in Menge herbei, um dem etwa wiederkehrenden Feinde gleich bei seiner Ankunft gewappnet entgegen treten zu können.

Und wirklich lehrte die Gefahr zurück. Aber es waren nicht mehr die alten Heuschrecken, sondern die junge Brut, die sog. „Aufzäuger.“ Was die uns in der Folge zu schaffen machten, spottet jeglicher Beschreibung. Wie aus dem Boden gestampft erschienen sie eines Morgens zu Millionen auf der Weidfläche. Und als ob ihre Zahl noch nicht gelangt hätte, um den spärlichen Nachwuchs in den Bergen und die zarten Keime im Garten in kürzester Frist zu verfluchen, sah man immer noch neue aus ungezählten Löchern der Erde hervorrieseln. Wo man ging und wo man stand, war man von ganzen Scharen dieser schwarzen Springer umringt, die im

am liebsten Durcheinander hin- und herhüpfen. In den ersten Tagen betrug ihre größte Sprungweite 5-10 Zentimeter. Sie arbeiteten zwar langsamer als ihre Alten, jedoch ebenso sicher. Als diejenigen, welche in den Bergen ausgefressen waren, dort alle Pflanzen und Pflänzchen mit unglaublichem Eifer abgefressen hatten, traten sie ihre Weise nach den Gärten an. Dabei war ein Mefersache wahrhaft staunenswert. Zunächst hüpfen sie nicht mehr wie früher wild durcheinander, diesmal ging es in langen, schmalen Kolonnen. Aber auch keines der Tierchen verließ auf dem Marsch die Richtung seines Vorgängers. Blieben die Anführer der einzelnen Bände stehen, dann standen fast wie mit einem Schlage auch alle anderen. Sämtliche Abteilungen marschirten in einer Reihe von einer guten Spanne.

In dieser bewundernswürdigen Ordnung zogen sie von allen Seiten her auf die Gärten los, wo die in ihnen zerstörten schon ziemlich weit im Fortschreiten vorgekommen waren. Vor den Gräben machten alle für einige Augenblicke halt, dann hüpfen sie bedächtig hinein. Weder das wahr- scheinliche Geräusch der Eingeborenen, die wieder mit ihren oben erwähnten Köpfen und Beinen herbeigeeilt waren und ihrer noch lebenden „Abendrost“ was vorkommen wollten, noch die Gräben mit ihren mächtigen Feuern konnten allen diesen schwarzen Gefellen auf ihrem Eroberungszuge Einhalt thun. Freilich haben Millionen von ihnen die Feuerprobe nicht bestanden, aber ein zweiter Teil marschirte siegreich über die Leiden ihrer Kameraden hinweg in die Gärten hinein. Nun war alles vorbei. Die wenigen Maisstengel und was sonst noch da stand, waren bald vom Erdboden verschwunden. Auch hierbei befolgten sie wieder eine ganz staunenswerte Methode. Gewöhnlich saßen ihrer 6-10 nebeneinander an einem Stengel und nagten ihn durch. Sobald er fiel, wurde er von so vielen hungrigen Mäulchen erfaßt, als vom Stumpf bis zur Spitze neben- und übereinander Platz fanden. Jetzt, dachten wir, wäre doch sicher Schluss gewesen; denn kein einziges Mäulchen war mehr zu sehen. Aber es waren ihrer unzähl- lich viele, die noch nichts bekommen hatten, und auch bei den andern stellte sich bald wieder der Hunger ein. Da nun aber im Garten und anderwärts nichts mehr zu holen war, machten sie einfach kehrt, und geradeaus gingen auf die Häuser los. Jetzt werden wir wohl aufgelesen, dachten wir, als wir sie vor den Türen ankommen sahen. Hausenweise saßen sie da zusammen und zwar in solcher Menge, daß der ganze Boden schwarz war. Hätte man doch in jenen Tagen nicht ein und ausgehen brauchen; denn jedesmal, wenn die Türe auf- ging, plusterten sich Hunderte ungeniert hinein, kletterten die Wände hinauf, stiegen auf Stühle und Tische, oder verkrochen sich warm unter den Vordecken. Aus Windhuf wurde be- richtet, daß man sie dort hausenweise zu Hause hinausgehlet habe, daß dabei aber immer mehr hineinkamen, als hinaus- gefegt wurden. Wer immer diese lästigen Tierchen vor seiner Türe hatte, der konnte sie bald in seinem ganzen Hause, ja sogar auf dem Dache sehen. Von dort sprangen sie mit To- delverachtung herab, suchten jedoch bald nachher an einer an- deren Stelle wieder hinaufzukommen. Die Außenwände der Kirche waren eines Tages ganz mit den schwarzen Turnbräu- dern bedeckt, um selbst dem Kirchturmsbähn einen Besuch ab- zustatten.

Woher was fanden sie denn im Hause, was ihren Appetit er- regen und stillen konnte? Zunächst waren es die Ueberreste von Speisen, die etwa durch Unvorsichtigkeit auf den Boden gefallen, oder auf dem Tische liegen geblieben waren. Zur Zeit des Essens durfte man damals die Regeln des Anstän- des bei Tisch nicht so genau nehmen. Hätte man z. B. mit der einen Hand ruhig gegessen und die andere müßig neben sich gelegt, dann wäre der Suppenteller die reinste Wadestatt für die Heuschrecken gewesen. Manchmal verging einem jez- tigen Appetit. Mit Vorliebe suchten sie die Fenstervorhänge auf, die sie ganz durchlöcheren. Ich habe Vorhänge hier ge- sehen, einfache und sehr theure, in die sie wenigstens 30 Löcher hineingebissen hatten, durch die ich mit Leichtigkeit meine Faust hätte durchstecken können.

Ueber das Ungewöhnliche dieser entsetzlichen Plage schreibt die „Deutsch-südwestafrikanische Zeitung“ in einem Artikel vom 23. März d. J.:

„Wie anderswo, haben auch in Outjo die Heuschrecken die größten Verheerungen angerichtet. Ein Beispiel, an dem das Massenhafte des Auftretens zu erkennen ist: Ein Besitzer suchte seinen kleinen, vielleicht etwas über einen Morgen um- fassenden Garten dadurch zu schützen, daß er einen mindes- tens einen Meter breiten und ebenso tiefen Graben um den ganzen Garten zog, und auf dem Boden des Grabens Feuer anzündete. Die „Fuhgänger“ füllten den Graben an, er- drückten das Feuer und überfluteten den Garten, alles ver- nichtend. Der Gartenbesitzer sammelte aus dem Graben 80 Zentner zum Teil geröstete tote Heuschrecken, die er als Fut-

ter für Schweine verwandte. Das diesjährige Auftreten der Heuschrecken ist so massenhaft, daß man bis zum Jahre 1871 zurückdenken muß, um auf ein ähnliches, verderbliches Heu- schreckenjahr zu kommen. So urteilt ein seit den vier Jah- ren im Lande ansässiger Farmer.“

Der Gesamtschaden, den die Heuschrecken in diesem Jahre hier angerichtet haben, ist unermesslich. Die Farmer be- haupten einstimmig, daß der materielle Schaden, den die Heuschrecken in den drei Monaten Januar, Februar, März verursacht haben, die Verluste im letzten Jahre bei weitem übertrifft. Ein Farmer aus Omaruru sagte mir, daß vom die Heuschrecken im Garten allein, der freilich mehrere Morgen groß ist, für nahezu 10000 Mark abgefressen haben, und wie von anderer Seite mitgeteilt wurde, soll derselbe Farmer seinen grünen Palm mehr auf seiner 600 Hektar umfassenden Farm haben. Viehliches wird von anderen Farmern berich- tet. Ein jeder glaubt, die meisten Heuschrecken gehört zu ha- ben, und keiner findet Worte genug, die nachtheiligen Folgen dieser Landplage gebührend zu schildern. Die traurige Lage, in der sich die hiesigen Kolonisten augenblicklich befinden, ist wirklich Mitleid erregend. Da nun leider im Mai auch schon Nachfröste einsehen, ist auf einen Nachwuchs nicht mehr zu rechnen. So sind diese Leute denn jetzt moralisch gezwungen, ihre Viehherden bedeutend zu vermindern.

Auch in Bezug auf die Gesundheit war die Heu- schreckenplage von großem Nachteil. Sämtliche offenen Ge- wässer waren beständig furchbar mit toten Heuschrecken an- gefüllt. Durch die Sonnenhitze gingen sie bald in Verwesung über und verbreiteten einen unangenehmen Geruch. In einem Windhuf mußte eine Familie eine höher gelegene Wohnung beziehen, weil der scharfe Modergeruch, welcher aus einem 20 Meter vom Hause entfernt liegenden Wassergraben emporstieg, den Aufenthalt daselbst unerträglich machte. Aber wie war es möglich, daß diese Insekten sogar in geschlossenen Wasserleitungen, so z. B. in Groß-Windhuf hineinkommen? Und solches Wasser mußten die Leute trinken. Uebrigens hat das Vieh in diesen Monaten kaum gesundes Wasser gesehen; denn jeder Tümpel, jede Tränke, war beständig mit einer dicken Schicht vermoderter Heuschrecken überzogen.

Diese traurigen Tatsachen bereiten zur vollsten Evidenz, daß der Kampf des Einzelnen gegen den gefährlichen Feind der Landwirtschaft vollständig nutzlos ist. Die „Südwes- t-afrikanische Zeitung“ hat daher vollkommen recht, wenn sie am Schlusse des oben erwähnten Artikels sagt: „Wollten die Beh- rden dieses Jahres wenigstens nicht unachtsam bleiben, und das Land von der Nothwendigkeit überzeugen, die Kräfte aller zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind und die verderbendende Plage zu vereinigen!“

## Exerzitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach.

In diesem Jahre werden hier folgende Exerzitienkurse ab- gehalten, zu welchen wir hierdurch freundlichst einladen.

II. Für Abiturienten und Primaner (und Akade- miker) 12. bis 16. August, 2. bis 6. Septbr., 9. bis 13. Sept.

III. Für Volksschullehrer 20. bis 24. August, 30. Septbr. bis 4. Oktober, 7. bis 11. Oktober.

Die Kurse beginnen immer am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten Tages. Anmeldungen nimmt der Casspater der Abtei Maria-Laach entgegen.

Post: Maria-Laach (Mdb.), Station Niedermendig, Strecke Andernach-Verolstein.

## Exerzitien in Valkenburg.

Im Ignatius-Kolleg finden diesjährigen Exerzitien für Priester

statt:

1. Vom Montag, den 22. Juli, abends, bis Freitag, den 26. Juli, morgens.

2. Vom Montag, den 5. August, abends, bis Freitag, den 9. August, morgens.

Anmeldungen möge man richten an P. Rektor Josef Schmidt, Ignatius-Kolleg, Valkenburg, Limb. (Holland).

Druck und Verlag: Düsseldorf: Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft, G. m. b. H., born. Düsseldorf: Volksblatt, Düsseldorf: Verantwortlicher Redakteur: Hermann Orth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 25.

Düsseldorf, den 23. Juni.

1907.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach Pfingsten. — Das Schifflein Petri. — Erinnerungen an den Bismarck-Bischof Konrad Martin von Paderborn. — Die Berufswahl unserer Töchter. — Der Ewern-Führer. — Allerlei (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum fünften Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus V, 20—24.  
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tödet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage Euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Rasta! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich darest selbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komme und opfere deine Gabe.“

### Das Schifflein Petri.

II.

Es kommt ein Schiff gezogen  
Wohl über's weite Meer,  
Das zieht durch Wind und Wogen  
Still feierlich daher.

Das Schiff ist einst gebaut  
An Galiläa's Meer,  
Sankt Peter ist's vertraut,  
Der sicher fährt's einher.

Wohl uns! wir sind im Schiffe,  
Wir fahren wohlgemut  
Wir fürchten keine Risse  
Und fürchten keine Flut.

Wir fahren ohne Grauen,  
Der Hafen ist in Sicht:  
Der Leuchtturm ist zu schauen,  
Das ist „das ew'ge Licht“!

Nehmen wir heute die leghin unterbrochene Betrachtung noch einmal auf! Simon (sagten wir) wird vom Sohne Gottes Petrus (der „Fels“) genannt und der ihm verliehene Name charakterisiert den Träger dieses Namens: Simon Petrus wird nicht nur persönlich allen Stürmen der Verfolgung einen felsfesten Widerstand bieten, sondern auch — in seinen Nachfolgern, den Päpsten — unerschütterlich und unerschütterlich dastehen bis an das Ende der Welt!

Warum aber, fragen wir, erhält Simon Petrus eine so wunderbare, unerhörte Festigkeit? Was will der göttliche Erlöser aus ihm machen? Die hl. Schrift gibt uns auch hier die erwünschte Auskunft.

Als der Herr Seine Kirche gründete, durch die Er die Menschheit zur Seligkeit führen wollte, da ging er mit majestätischer Ruhe zu Werke, ähnlich wie einst bei der

Erbschaffung der Welt: Heute eine Schöpfung, morgen eine andere; Er tut erst dann einen zweiten Schritt, wenn der Mensch Zeit gehabt hat, den ersten Schritt recht zu verstehen. — So war auch schon eine geraume Zeit verstrichen seit dem Tage, an dem der Heiland (bei jener ersten Begegnung) zu dem Jünger gesprochen hatte: „Bisher nannstest du dich Simon, fortan aber sollst du Petrus heißen!“ Dieser Namenswechsel war noch durch nichts erklärt, obwohl seitdem — also seit Beginn Seiner öffentlichen Tätigkeit — beinahe zwei Jahre verfloßen waren.

Um den drohenden Nachstellungen der vornehmen Juden von Jerusalem sich zu entziehen, war Jesus mit Seinen treuen Jüngern in die Gegend von Caesarea-Philippi gewandert. Er sprach mit ihnen über die Verschiedenheit der Ansichten die im Volke über die Person des Meisters herrschten, den die einen für Johannes den Täufer, andere für Elias, wieder andere für Jeremias oder einen anderen Propheten hielten. „Und ihr“, hub Jesus plötzlich an, „für wen haltet ihr Mich?“ Dieses Wort geht Petrus zu Herzen; ohne zu zögern antwortet er: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Matth. 16.) Das ist der Ruf Petrus, der Ruf des Papstes! Hier ertönt er zum ersten Male; er wird beständig ertönen: der Papst hat die Aufgabe, ihn immer und immer zu wiederholen, wie es bekanntlich jüngst noch geschah durch unsern hl. Vater Pius X., als er die Feier der Weihe an das göttliche Herz Jesu für ewige Zeiten vorschrieb. War es uns da nicht, als ob wir wieder Petrus gehört hätten: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“

Hören wir nun auch die Antwort, die der Herr seinen Jüngern gibt: „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern Mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“

Begreift Du nun, lieber Leser, den Zusammenhang zwischen dem ersten Blicke des Heilandes auf Petrus und dem zweiten? zwischen dem ersten Worte Jesu: „Fortan sollst du Petrus heißen?“ — und dem zweiten Worte: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen?“ Es ist als ob er zum Jünger gesagt hätte: Ich habe dich nicht nur „Petrus“ genannt, Ich habe dich zum „Petrus“ gemacht; sterbliche Menschen vermögen nur einen Namen zu geben, Ich aber mache dich zu dem, was dein Name besagt. Du bist also in der Tat Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen — eine Weltkirche, stets belebt durch den Strom der Liebe, der aus Meinem Herzen beständig hervorquillt und nur durch Dich zu den Gläubigen gelangen wird

Und um noch klarer anzudeuten, bis zu welchem Grade alles in der Kirche auf Petrus ruhen soll, fügt der Herr hinzu: „Und ich will die die Schlüssel des Himmelreichs geben“. Diese Schlüssel sind mein Eigentum; aber ich werde sie dir (und in dir deinen Nachfolgern) übergeben. Wer also nicht durch Petrus in das Reich Gottes gelangt bleibt überhaupt davon ausgeschlossen bleibt des Lichtes und des Lebens beraubt, das man in demselben genießt.

Der Herr spricht das noch klarer aus mit den Worten: „Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein usw.“ Was immer: der Herr macht keine Ausnahme; Er überträgt dem Petrus die Verwaltung sämtlicher Gnaden schätze, die die Kirche Gottes in ihrem Schoße birgt. Es ist offenbar sein Wille, daß in der großen weitumfassenden Kirche alles auf einem einzigen, dem Papste, ruhen soll. — Etwas Kühneres läßt sich nicht denken: unmöglich konnte Gottes Allmacht durch alle Jahrhunderte glänzender zu Tage treten, als gerade durch das Papsttum!

Begeisterung ergreift uns, lieber Leser, wenn wir alljährlich am Feste des Apostelfürsten die majestätischen Worte des Herrn im Festtags-Evangelium wieder hören. Wir denken unwillkürlich an die so herrliche Erfüllung derselben, die nur die Allmacht des Herrn bewirken konnte. Der Mensch ist ja eine Handvoll Staub, ein Sdatten, eine dahineilende Woge; und an diesen Staub, an diesen Schatten hat Er das Wort gerichtet: „Auf dich will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“

S.

## Erinnerungen an den Bekennerbischof Konrad Martin von Paderborn

von Herlich's, Kaplan (Düsseldorf).

Wie fesselnd ist's, wenn man in ruhigen Augenstunden alte Urkunden und Chroniken durchstöbern und studieren kann; man sieht da, wie die Menschen und Geschlechter kommen und gehen, hört von ihren Bestrebungen und Kämpfen und lernt aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Dieser Gedanke kam dem Verfasser, als ihm neulich ein Originalbrief des Bekennerbischofs Konrad Martin von Paderborn durch eine Düsseldorfer Familie zur Veröffentlichung gegeben wurde. Zum besseren Verständnis desselben mögen einige Daten aus dem letzten Lebensabschnitte des Bischofs folgen.

Infolge der Kulturlampjagd wurde Konrad Martin am 4. August 1874 verhaftet und ins Paderborner Kreisgefängnis gebracht. In das Gefängnis fandte ihn der Oberpräsident von Münster die Aufforderung, das bischöfliche Amt niederzulegen; der hohe Gefangene erwiderte, er dürfe und könne sein bischöfliches Amt nicht niederlegen. „Was auch immer über mich kommen mag,“ hieß es wörtlich in seiner Antwort, „im festen Vertrauen auf diejenigen, der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat, werde ich eher das äußerste dulden, ehe ich meiner geliebten Diözese und ehe ich der hl. römisch-katholischen Kirche untreu würde. Der katholischen Kirche gehören meine Jugend und mein Mannesalter; ihr wird auch mein Greisenalter gehören, so lange mir Gott das Leben fröhlich wird. Alles werde ich für sie opfern und wenn es sein sollte, auch meinen letzten Haartropfen.“ Am 5. Januar 1875 erklärte ihn der „Gerichtshof für geistliche Angelegenheiten“ zu Berlin für vollständig abgesetzt. Am 19. Januar wurde er unter polizeilicher Begleitung nach Wesel gebracht; hier mußte er zunächst als Gefangener auf der Citadelle und dann als Internierter in der Stadt bleiben. Unterdes sah es mit dem Gesundheitszustand des edlen Dulders nur zu schlecht aus; sein Nervensystem war ganz zerrüttet. Der protestantische Kreisphysikus stellte ein Attest aus, dahin lautend, es sei zur Wiederherstellung der Gesundheit des Gefangenen durchaus nötig, daß er Wesel eine Zeit lang verlasse. Trotzdem sein Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmerte, nahm die Staatsregierung von diesem Atteste wenig Notiz. Da hielt es der Bischof für gut, aus der Zeitung zu entfliehen. Die Flucht gelang. Nach kurzem Aufenthalt bei der gräflichen Familie von Hunsburg auf dem gastlichen Schlosse Neuburg in Holland suchte er das Seebad Matten auf. Doch kaum hatte sich der Bischof einigermaßen geträgt, so erhielt er seitens der holländischen Regierung, die dem Drude von Berlin nachgab, das Ausweisungsbefehl. Der Verbannte begab sich zunächst zum Franziskanerkloster nach Brunsun bei

Sittard, verweilte hier einige Wochen und reiste, da er auch hier nicht mehr sicher war, über Maastricht nach Lüttich, wo er von dem ihm befreundeten Bischof von Montpelier aufgenommen wurde. Aber schon tags darauf frühmorgens erschien der Generalvikar Karblings bei ihm mit der Meldung, es sei jeben der Polizeipräsident von Lüttich bei ihm gewesen, um den Bischof über die belgische Grenze transportieren zu lassen. Nunmehr suchte der Dulder die ihm vom Bischof von Lüttich empfohlene Zufluchtsstätte, das Franziskanerkloster zu St. Troud, auf. Da er sich jedoch hier, um sein Inognito zu bewahren, nur wenig im Freien ergehen durfte, stellten sich körperliche Gebrechen ein und so sah er sich genötigt, nochmals seinen Aufenthaltsort zu ändern. Am 12. Juli 1876 fand er Aufnahme „als Kaplan“ bei den Schwestern von der christlichen Liebe in Mont St. Guibert, unweit Brüssel. In diesem Kloster verweilte er drei Jahre in stiller Einsamkeit, unablässig für seine Diözese sorgend, so weit es ihm möglich war. Hier verfaßte er auch seine Schrift: „Drei Jahre aus meinem Leben“ (ersch. in Paderborn bei Junfermann), in der er über seine Erlebnisse von 1874—1877 ausführlich berichtet. Am 16. Juli 1879 hauchte der verbannte Bischof nach Empfang der hl. Sterbesakramente in Mont St. Guibert seine Seele aus; seine letzten Worte waren: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Der Umficht und Entschlossenheit der Generaloberin Pauline von Mallinckrodt ist es zu verdanken, daß die Leiche in die Heimat zurückgebracht und am 25. Juli auf feierliche Weise im Dom zu Paderborn beigelegt wurde.

Der obengenannte Brief trägt das Datum 12. Jan. 1878. Der Abendungsort ist nicht genannt, wahrscheinlich ist es aber Mont St. Guibert. Er ist gerichtet an den damaligen Domdechant Peine in Paderborn: „Vielgeliebter Herr Domdechant! Da sich mir jetzt gerade eine gute und sichere Gelegenheit bietet, kann ich nicht unterlassen, Ihnen einmal wieder ein Lebens- und Liebeszeichen von mir zu geben.“

Vor allem hoffe ich, daß Sie sich noch eines guten Wohlseins erfreuen. Aus den Mitteilungen des Herrn . . . glaube ich entnehmen zu dürfen, daß die Gefahr der Verwidlung in einen neuen Prozeß nun wohl glücklich für Sie vorüber sei. Welche Kalamitäten der Zeit! Man darf gar nicht daran denken, sonst kommt gleich des Herzens Blut in Wallung. Und doch kann man auf der anderen Seite dem Denken an alle diese Dinge nicht entraten. Man steht mit diesem Gedanken auf und legt sich damit nieder. Möchte sich Gott unserer Not bald erbarmen. Alle Welt sagt, so wie jetzt kann es unmöglich lange bleiben, aber ein Lichtstrahl zeigt sich nirgends. Auch der schnelle und unerwartete Tod Viktor Emanuels wird in der politischen Weltlage keine Aenderung hervorbringen, so wenig wie der orientalische Krieg. Im Gegenteil, wie ich die Sache ansehe, werden in der nächsten Zukunft die Dinge noch eine schlimmere Wendung nehmen. Es scheint in der That, daß wir großen Katastrophen entgegengehen. Ein Gottesglück ist es, daß der hl. Vater uns erhalten geblieben ist. Sein Verlust hätte unter den gegenwärtigen Umständen unseren Prüfungen die Krone aufgesetzt. Die mir in diesen Tagen aus Rom direkt über seinen Gesundheitszustand zugegangenen Nachrichten bestätigen die Zeitungsberichte über seine Genesung vollständig.

„Meber mein Ergehen will ich mich nicht in vielen Worten auslassen. Ich lebe in der strengsten Zurückgezogenheit und bewahre mit aller Sorgfalt das Inognito, um nicht wieder von hier in die weite Welt getrieben zu werden. Nach England habe ich allerdings vom Herzog von Norfolk eine dringende Einladung erhalten, — aber in meinen alten Tagen noch nach England! Und zudem bin ich dort wieder weiter hinweg von meiner treuen Diözese . . . Wie oft denke ich an Sie und an die guten alten Zeiten. Oft muß ich mich recht zusammennehmen, um dem Särmerze nicht zu erliegen.“

Indem ich Ihnen schließlich aus meinem Exil meine innigsten und liebevollsten Grüße übersende, bin und bleibe ich in treuer Liebe

12. Jan. 1878.

Ihr ganz ergebenster Konradus.

## Die Berufswahl unserer Töchter.

Von J. Helmuth.

Wahr als in irgend einer früheren Zeitperiode tritt an die jungen Mädchen von heute die Frage heran: „Welchen Beruf soll ich ergreifen?“ Ist es schon für einen Jungen heute besonders schwer, das Richtige herauszufinden, wie viel mehr für ein Mädchen! Der Junge muß sich nach seiner Veranlagung fragen, nach seinem Geldbeutel sich richten und ist er praktisch, so greift er in übergroßem Idealismus nicht gerade zu dem Berufe, der bei der größten Anstrengung den kleinsten klingenden Erfolg verspricht. All das kommt auch beim Mädchen in Betracht, fast noch mehr aber spielen Sitte und Ge-

wohheit eine beeinflussende Rolle bei der Entscheidung zu einem Berufe. Ein Junge kann alles, ein Mädchen relativ wenig ergreifen. Erstens weil die Gelegenheit zur Ausbildung weiblicher Weisen selten ist und dann auch, weil es tatsächlich oft schwerer ist, als man heute noch glauben sollte Vätern, Müttern, Tanten und Basen von der Notwendigkeit einer Berufsausbildung für unsere Töchter zu überzeugen. Ich kann hier selbstverständlich nicht erörtern, ob es unweiblich oder weiblich, ob es frauenrechtlerisch oder nicht ist, die Berufsfrage als eine brennende hinzustellen, auch für die Frau, sondern möchte den Vätern und Müttern, die mit Töchtern gesegnet sind und die, wie es ja Gott sei Dank immer mehr Regel wird, klar erkennen, daß die Maschine auch der Frau ein anderes Feld für ihre Talente zugewiesen hat als nur das Haus, einen Fingerzeig geben, der ihnen vielleicht dienlich sein könnte. Es würde zu weit führen, alle Berufe aufzuführen.

Sehen wir uns die Möglichkeiten an, die den schulenlassenen Mädchen heute in Düsseldorf gegeben wird, um sich zu einer unabhängigen, auskömmlichen Stelle emporzuarbeiten. Da sind zunächst die vom Staat beziehungsweise von der Stadt Düsseldorf getroffenen Einrichtungen und Schulen ins Auge zu fassen, die zu einem erstrebenswerten Ziele führen.

Wer soll das Seminar besuchen und was hat man erreicht, wenn man es mit Erfolg besucht hat? Das wäre die erste Frage, die man sich stellen könnte.

Zum Besuch des Seminars ist man durch eine Aufnahmeprüfung berechtigt, die man nach vollendeter Schulzeit ablegt. Dabei kann man sich jetzt noch entscheiden, ob man sich zum weiteren oder höheren Lehrerinneneexamen vorbereiten will. Ich sage jetzt noch, denn von maßgebender Seite höre ich, daß die Möglichkeit zur Vorbereitung auf das höhere Lehrerinneneexamen, sehr bedauerlicher Weise, voraussichtlich aufhören soll. Die Vorbereitung dauert, wenn alles glatt geht, fünf Jahre, dann folgt das Examen. Die Schulamtstandidatinnen beziehen, wenn sie zur Vertretung herangezogen werden, täglich drei Mark. Nach durchschnittlich 2-2½ Jahren werden sie angestellt, nach weiteren drei Jahren etwa erfolgt die definitive Anstellung mit einem Gehalt von 1200 Mark und 460 Mark Wohnungsgeld, sodaß sie im günstigsten Falle mit 26 Jahren so weit sind selbständig, handesgemäß leben zu können, wenn auch das Gehalt in Düsseldorf wenig ist, besonders wenn man die fünfjährige kostspielige Ausbildung in Betracht zieht. Allerdings ist man nach 10jähriger Anstellung pensionsberechtigt. Andere Städte wie Essen, Frankfurt a. M., Kassel, stellen ihre Lehrerinnen weitaus besser.

Fast mehr könnte man den jungen Mädchen zum Besuch der Handelsschule raten, die unter der Leitung der Doudeklammer steht. Aber — da ist eine große Einschränkung zu machen. Wer im Handelsstand etwas erreichen will, muß mehr als mittelmäßig begabt sein. Gewiß auch ein Lehrer, eine Lehrerin sollten bedeutend sein, aber oft findet man gerade hier, daß die, denen das Lernen selbst nicht zutiefst, sondern die, die tüchtig arbeiten mußten, Verständnis vermitteln können, während die Leberflieger über die Köpfe der Kinder hinwegreden. Auch im Handelsstand sind viele ganz abhängige, gewissermaßen Schreiberposten auszufüllen, die einen kleinen Geist beanspruchen, viel Genauigkeit, Ordnungsliebe, Bedanterie erfordern. Klingender Erfolg bis zu 100 Mark und mehr monatlich! Lasse man die doch dem Mannel. Er ist nüchtern, falthertiger und hat sich seit Jahrhunderten damit abgefunden, solche Stellen zu bekleiden, warum soll die Frau, die seit wenigen Jahrzehnten erst auf dem Arbeitsfeld mitläuft, nun gerade das dem Manne streitig machen. Ein junges Mädchen in einer solchen Stelle kommt mir vor, wie eine Blüte im Zwiebeljod. Was soll das junge Mädchen aber in der Handelsschule erreichen in der ein-, unter Umständen zweijährigen Ausbildungszeit? Darauf geben uns die Antworten, die schon seit Jahren hier in den Kaufmannsstand eingedungen sind, um etwas selbständigere Stellungen auszufüllen. Wo sie als Privatsekretärin, als Buchhalterin oder Kassiererin einen Vertrauensposten hat, wo sie, wenn irgend möglich vom Prinzipal allein abhängt, nicht vom Kontorpersonal, das noch vielfach voller Vorurteil, ja nicht selten voller Neid ist, da ist sie am Platz. Da braucht man eben Damen, die die weibliche Tugend besitzen: Zuverlässigkeit, und die, welche bisher nur Männern zuerkannt wurde: Charakter und Umsicht. Dann bleibt auch nicht aus der potentiäre Erfolg Stellungen, in denen 26-30jährige Damen 200-300 M. monatlich beziehen, und absolut nicht so selten, und wenn man Nachfrage halten wollte, so würde man sich wundern über die Bezahlung, die oft 16jährige Mädchen, die tüchtig sind, bekommen. Der Einwurf, man nimmt die Frauen nur, weil sie billige Arbeitskraft ist, trifft, wie die Männer schon oft erfahren haben, längst nicht immer zu.

Wenn nun auch gesagt ist, nur sehr begabte sollen eine derartige Schule besuchen, um sich gestützt auf die dort erworbenen Kenntnisse, einen Beruf zu schaffen, so ist die Bedeutung nicht erschöpft. Wir können uns weder eine Wirtschaftlerin oder Haushälterin, noch eine Schneiderin oder eine Hausfrau denken, die heute auskommt, ohne eine Ahnung zu haben von Buchführung oder kaufmännischem Rechnen. Manche allerdings lernen all' dies erst mit recht bitteren Erfahrungen in der Praxis. Diese Schule ist die einzige „Fortbildungsschule“, wenn man so sagen soll, für Mädchen, die Düsseldorf aufzuweisen hat. Schon deshalb kann man den Besuch nur empfehlen. Für Friseur, selbst für Kellner, sorgt die Knabenfortbildungsschule in ausgiebiger Weise, für unsere zukünftigen Hausfrauen sorgt niemand.

Mit Freuden aber ist unsere Kunstgewerbeschule zu begrüßen, die ja mancherlei Berufen die Hand weicht, wenn auch nicht zu einem abgeschlossenen Beruf führt. Sie lehrt zeichnen und malen und kneten, sie bereitet den Geschmack und bildet den Formen- und Farbensinn. Sie ist die wichtigste Schule, die die Frauen in Düsseldorf haben. Leider ist der Zweck noch nicht von allen erfasst und gerade den Frauen ist darüber ein Vorwurf zu machen. Warum tut sie alles mit, was der Mann da lernt und tut, warum wirft sie sich nicht auf ihre ureigensten Gebiete! Greifen wir eins heraus! Seit Jahren bemühen sich deutsche Frauen, eine gesundheitsgemäße Fracht zu schaffen und wenn uns diese gesundheitsgemäße Fracht auf der Straße begegnet, überkommt uns nicht selten ein gelinder Schrecken und wir freuen uns von Herzen, daß wir noch in einer einfachen Bluse stecken. Warum nimmt sich die Frau nicht der Reformtracht mehr an? Räder schmücken mag den Künstlerholz mehr spielen; die all' das später als Beruf ausüben wollen, müssen viel, sehr viel Talent haben und weit von Düsseldorf weg ziehen, denn wenn es Lehrern an der Kunstgewerbeschule passieren kann, daß sie in 6 Jahren nicht einen Auftrag von einem Düsseldorfer bekommen, wie mag es den Schülern gehen. Dabei ist nirgends so großer Mangel an Kräften, wie im Schneidergewerbe. Ein gut sitzendes Reformkleid macht uns im Durchschnitt nur der Mann — ob wir wollen oder nicht, wir müssen fertige Röcke, Blusen usw. kaufen, weil selbst einfache Schneiderinnen mit Arbeit überhäuft sind. Für Geld und gute Worte sind keine Nähmädchen zu haben, wenigstens keine ordentlichen, zuverlässigen. Wie manchem Mädchen mit geschickten Fingern winkt da eine sichere Zukunft. Noch aussichtsreicher ist das Rubriach für eine mit Geschmack begabte Person. Ist es nicht lächerlich, daß wir Deutsche mit den oft recht breiten Gesichtern und dicken Köpfen die für französische Köpfe verfertigten Hüte aufsetzen. Wie oft tut es die deutsche Frau aus Not, denn wenn sie mit den solidesten Absichten und einer biedereren Frisur den Laden betritt, dann heißt es ganz mitleidig, ja, in diesem Jahre muß eben die Frisur unten oder oben oder an der Seite sitzen, nur nicht gerade da, wo die ihre ist, darauf passen unsere Modelle nicht. Auch hier bietet sich für Mädchen aller Stände ein weites, dankbares Feld für künstlerische und unökonomische Betätigung. Ich betone alle Stände, denn es ist wichtig, daß gerade in diesen Stand gebildete Frauen kommen, und wenn auch das Wort „Schneiderin“ für Mädchen der unteren und mittleren Stände nicht abschrecken kann, so begreift man doch, daß es andere schreckt. Mögen die sich also ruhig Leiterin eines Ateliers für künstlerische Frauentracht nennen. Ich muß gestehen, der Titel könnte mich fast reizen, diesen Beruf zu wählen.

Mit diesen Schulen sind die Bildungsanstalten für Mädchen fast erschöpft; es erübrigt noch, die Berufe, die im Rahmen des Hauses bleiben, zu erwähnen. Dies wird der Inhalt der nächsten Besprechung sein.

## \* Der Ewern-führer.

Aus den Tiefen des Lebens.

Von C. Warholm.

Ein trüber, nebeldämmeriger Morgen lag über Hamburg, als der alte Ewernführer bedächtig zum Hafen hinabging. Sein Weg führte ihn dabei an dem dritten Polizei-Kasern vorbei, aus dessen Bureau ein Beamter kam und an der Straßenseite eine ziemlich große Tafel befestigte, auf der zahlreiche Photographien angebracht waren: von der Polizei gefundene Verbrecher.

Zögernd blieb der Ewernführer stehen und als der Beamte sich entfernte hatte, trat er an die Tafel heran, neugierig die Physiognomien der einzelnen betrachtend.

Doch jäh schreckte er zurück — ein bekanntes Antlitz schaute ihm entgegen. Und als er nach dem ersten Schrecken wieder hinsah — da sah er dasselbe Bild noch viermal, aber jedesmal in anderer Stellung.

Lange, lange stierte er hin und schüttelte dann leise den Kopf. Und als hätte er damit auch die Erregung abgeschüttelt, die ihn für einige Augenblicke erfaßte, — ging er nun ruhig in das ihm unheimliche Gebäude.

„Nun?“ fragte der aufsichtführende Beamte kurz.  
„Ich wollte man bloß wissen wegen dem Bild auf der Tafel, dem „untersten“, entgegenstehe der alle Schiffer stehend.“  
„Können Sie uns vielleicht Angaben über ihn machen?“ fragte der Beamte wieder.

„Das nicht. Aber ich dachte, der — der sitzt doch.“ Nur mühsam kam ihm das Wort heraus, das für ihn der Inbegriff höchster Schande war.

„Hat gegessen, lieber Mann,“ sagte der andere etwas freundlicher, und fuhr dann fort: „Seit vorgestern ist er ausgebrochen. Er hält sich noch in Hamburg auf und vermutlich ist er bei den Hasen-Piraten. Sie sind wohl Schiffer?“

„Ewernführer!“ sagte der Alte stolz.  
„Auch gut. Als solcher kennen Sie ja den Hasen und vielleicht noch manches andere. Wenn Sie nun etwas erfahren über den jungen Mann — Sie erweisen uns und vielleicht sich einen Dienst damit. Denn der Junge interessiert Sie doch augenscheinlich.“

„Interessiert?“  
„Wenn's das nur wäre.“

Aber der Bengel war ihm an's Herz gewachsen, fast mehr, als wäre es eigen Fleisch und Blut. Und doch war's nur ein Findling, den er in einer dunklen Nacht mit nach Hause brachte, wo's so still, so leer war. Eine Wiege hatte man nie dort gesehen. Aber mit dem Kleinen kam die auch in's Haus. Und als der Bursche größer ward, da hatte er ihn mitgenommen auf seinen schwereren Kahn und mit ihm zusammen fast alle Fleete von Hamburg befahren. Und wie war der Alte stolz, als der Junge schon selbständig die schwersten Passagen nahm. Und dann mußte er ihn aus dem Hause geben, da der Junge Ratione werden wollte.

Soweit dachte der Alte gern zurück. Aber dann kamen böse Jahre.

Und nun?  
Während und traurig zugleich kam der Alte am Hasen an, der aber heute keine Reize für ihn hatte. In das Geländer gelehnt, blickte er teilnahmslos dem Treiben zu. Erst als er einen guten Bekannten sah, wurde er lebhafter. Es war ein Führer der kleinen Dampfbarlaffen, die allnächtig mit ihren schnellen Schiffen den Hasen absuchen und Jagd auf die verächtlichen Hasen-Piraten machen.

Die beiden begrüßten sich kurz. Der Ewernführer wollte ihn zurückhalten, er hatte jetzt ein Bedürfnis zum Plaudern, doch der andere wehrte ab.

„Ich muß nach Haus, Lütte und einige Stunden ruhen. Hab' diese Nacht wieder Dienst.“

„Ich dachte vorige Nacht,“ sagte der Ewernführer.  
„Und heute wieder. Nun, Du will ich's sagen,“ setzte er flüsternd hinzu, „diese Nacht wird große Razzia abgehalten. Es sind einige ausgebrochen und die sollen wir fangen.“

Dem Ewernführer stieg das Blut bis in den Hals. Nur mit Mühe konnte er ruhig scheinen.

„So, so. Wo seid Ihr denn hauptsächlich?“ fragte er dann möglichst harmlos.

„Im Kuhwärder und im Segelhafen.“  
„Sinnend sah er dem Davonschreitenden nach. Und dann ging er selbst heim.“

Allerhand Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Wenn er den Burschen mal allein sprechen könnte, ihm alles lebhaft vorstellen, vielleicht mit in sein Haus nehmen und ihm dort das Gemüthliche, das Schöne einer Häuslichkeit zeigen, ihm sein Angenehmes fühlen lassen — er mußte doch Vernunft annehmen, er mußte sich bessern.

Mit rosenfarbenen Mänteln sah der Alte das aus. Ja, er wollte es versuchen, und statt ihn der Polizei zu überliefern, wollte er ihn warnen, wollte er ihm zur Flucht verhelfen, wenn er versprach, ein neues Leben zu beginnen.

Er kannte den Hasen mit allen seinen Abteilungen und auch „noch vieles andere“, wie der Polizeibeamte gesagt. Dann mußte er doch sein Hamburger Kind sein. Und diesmal lächelte er, als er St. Pauli entlang ging. Einmal, daß er der Polizei ein Schnippchen schlagen konnte, dann aber auch — und das war das schönste, reinste Lächeln, — daß er ein junges Menschenleben von schlechten Pfaden auf die Bahn der Jugend brachte.

Der Tag verging ihm sehr langsam, obwohl ein dichter Nebel frühe Dunkelheit brachte.

Fahren konnte er heute nicht, dazu war er zu unruhig. Über seinen kleinen Nachen setzte er in Stand, prüfte die Ruderpinne. Nichts fehlte. Wie wollte er sich in die Riemer legen, wenn er erst draußen im Hasen war.

Und kaum spiegelten sich die rötlichen Lichter in den trägen Wassern der Fleete und Kanäle von Hamburg, da

blühte ab. Seiner Frau hatte er irgendwas Blaues gesteckt — die war ruhig, war er doch manche Nacht draußen.

Vorsichtig und doch schnell bugsierte er sein Fahrzeug durch das Labyrinth der Wasserarme. Es war Ebbe, und manchmal stieß er fest, was seiner Ungeduld immer einen Auf von Verwünschungen entlockte.

Endlich, endlich hatte er den Hasen vor sich. Quer vor ihm lag der schwarze Riesenrumpf eines Segeldampfers. Nun da herum — mit kräftigen Schlägen schob sein Nachen voran. Durch die Stille der Nacht, die nur von den Sirenen der Fährschiffe unterbrochen wurde, klang Blodenschlag. Elf Uhr.

„Schon,“ murmelte der Alte leise vor sich hin, und noch kräftiger wurden die Ruder ausgeholt. Als er im Segelschiff-Hasen war, mußte er vorsichtiger fahren, denn endlos, wenn auch meistens für ihn unsichtbar, dehnte sich der Mastenwald.

Plötzlich ein Lichtstrahl vor ihm und ein leises Plätschern, wie Rudererschlag. Und leise, unterdrückte Stimmen. Dann ein gellender, langer Pfiff, der fern erwidert wurde. Der Alte zog die Ruder ein und lautete. Sehen konnte er nicht. Dann plötzlich wieder ein Schrein, aber heller wie der von vorher und bald da, bald dort huschte er hin, schnell wie ein Blitz — und wie ein Blitz war er auch nicht mehr.

„Das ist die Nacht-Barlaffe“, dachte der Alte; aber im nächsten Augenblick sah er dicht vor sich etwas Dunkles. Und wieder ein Rudererschlag. Hart streifte eins der Ruder seinen Nachen.

„Verdammt, was war das?“ klang von drüben eine wütende Stimme. „Die Riemer ein!“

Gurgelnd sprang das Wasser am Bug und gleichzeitig wurde eine kleine Blendlaterne hochgehoben. Und im Scheine derselben sah er dicht an seinem Nachen einen andern, etwas größer und dicht mit Männern besetzt. Wohl fünf oder sechs, genau sah er das nicht. Nur ein Gesicht sah er.

„Klaus, Klaus, Junge, wie hab' ich Dich gesucht!“ rief er froh.

Aber dem freudigen Tone antwortete rohes Gelächter.

„Was will der Alte? Sucht er Dich und will Dich einliefern? Judas! Verräter! Das soll Dir teuer zustehen kommen!“ so schwirrte es wild, wenn auch gedämpft durcheinander.

„Höre Klaus! — Klaus!“ rief er eindringlich. Aber der hatte, höhnisch lachend, die Bootswand gefaßt und zog das Fahrzeug an einer Seite hoch.

„Laßt mich, Jungens,“ spötte er, „ich will den Alten erkaufen wie 'ne junge Katze.“

„Klaus!“ rief der Ewernführer, indem er sich fest an die Bootswand klammerte, „ich wollte —“

Ueber das schwarze Wasser und den wilden Kampf auf ihm huschte plötzlich ein blendender Lichtstrahl und blieb dann grade über ihnen stehen. Lautlos kam es näher.

„Die Barlaffe!“

„Nehmt die Ruder, Jungens,“ kommandierte Klaus leise, aber bestimmt, „und stoßt ab! Ich halte dem Alten seinen Kasten fest und stoß ihn vor die Barlaffe, dann haben die wenigstens etwas.“

So weit wie möglich hielt er, über die eigene Bootswand hinausgelehnt, mit ausgestrecktem Arm den kleinen Nachen ab. Zerk! Buchtig stieß er ab. Ein Augenblick — dann ein lauter Krach. Und mitten durchschnitten versank das Fahrzeug in dem dunklen Wasser. Und während die Barlaffe stoppte und schnell ein Boot heroblieh — fuhren die Hasen-Piraten im Schutz der Dunkelheit fort, zwischen den dichten Wald der Segelschiffe. Einige Tage später spülten die Fluten der Ebbe die Leiche des alten Ewernführers an den Strand.

## Allerlei.

ca. Die neueste Jesuitenfabel. In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (Nr. 267 vom 10. Juni) lesen wir zum spanischen Attentatsprozess folgendes Telegramm aus Rom: „Messagero“ veröffentlicht einen Brief Ferrers vom 3. Juni an einen hiesigen Freund, worin er versichert, daß er unschuldig sei und daß die spanischen Jesuiten Dokumente fälschten, genau so, wie die französischen im Drehfusprozess; er werde dies beweisen. Die Versicherung Ferrers, daß die spanischen Jesuiten in seiner Angelegenheit Dokumente fälschten, genau so, wie die französischen im Drehfusprozess, ist ganz richtig. Wenn er jedoch beweisen will, daß die Jesuiten in der Tat Dokumente gefälscht haben, werden seine Bemühungen vergeblich sein. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die spanischen Anarchisten gleich nach jenem entsetzlichen Attentat es versuchten, den Jesuiten die Schuld in die Schuhe zu schieben.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf, Buchdruckerei, Düsseldorf.  
Verantwortlicher Redakteur: Fern. Dethl. Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 26.

Düsseldorf, den 30. Juni.

1907.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste der hh. Apostel Petrus und Paulus. — Das Schifflein Petri. — Frieden und Ruhe. — Die liberalen Katholiken. — Konferenztagebuch. — Allerlei — Exerzitien in Wallenburg. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Markus VIII, 1—9.  
„In jener Zeit, da viel Volk bei Jesu war und nichts zu essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wieviel Brote habet ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein; und er segnete auch diese, und ließ sie vorlegen. Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend; und er entließ sie.“

## Zum feste der hh. Apostel Petrus und Paulus.

Apostelfürst! was war's, das dich erkoren,  
Zum Fundament und Haupt der Kirche seht?  
Heißblüt'ger Fischer! warst du nicht verloren  
Durch Troh und Scheu? — und bist der Pirte seht,  
Der sichtbar an des Unsichtbaren Stelle  
Die Herde weidet — und die Bräderschar  
Stärkt an des Glaubens nie versiegter Quelle,  
Die durch die Zeiten frömet rein und klar.

Sein Wille war's! Das Aug' des Herrn erkannte  
Dein feurig' Herz — und als der Heil'ge Geist  
Mit seiner Gut es taufte, da entbrannte  
Zur Lieb' es, die herab die Gnade reichl.  
So mächtig war, Gewaltiger, die Gnade,  
Die ringsum dich mit Gotteskraft umfloß,  
Daß, wo sich Kranke nahen deinem Pfade,  
Dein bloßer Schatten Heilung auf sie goß.

Und du, o Paulus, hoher Glaubensbote,  
Du Völkerlehrer! dein besiegend Wort  
Gewinnt der frohen Botschaft Geistigtote,  
Dem Sklaven und dem Fremdling einen Ort.  
In der Entzückung warst du hingerissen  
Zu Bonnen, die kein sterblich' Aug' gesehn;  
Doch mußt' du in Kreuzes Fiassternissen  
Durch alle Qualen der Versuchung gehn!

So stehn sie da, die beiden Glaubensriesen,  
Der Kirche Pfeiler, Männer von Granit!  
Mit Schwert und Schlüssel sind sie angewiesen,  
Zu gehen durch alle Welt im Siegerschritt.  
Der Schlüssel deutet uns, der Sendung Erben:  
Nur was er löset, das geht himmelwärts!  
Das Schwert sagt: Ohne Liebe bis ins Sterben  
Wär' all' des Glaubens Wert ein tönend Erz!

## Das Schifflein Petri.

III.

Wir stehen in der Oktav des Festtages der hh. Apostel fürsten Petrus und Paulus und greifen darum mit ein paar Worten auf den erhebenden Inhalt des Festtageevangeliums zurück. Da finden wir im Grunde den Inhalt der ganzen Kirchengeschichte abgepiegelt. Wer sich auf Pflanzenkunde versteht, der sieht im kleinsten Moose schon daselbe Geise, daselbe Bild, das in der mächtigen Eder niedergelegt ist, die hoch zum Himmel aufstrebt. Wer sich auf Baukunst versteht, der sieht im kleinsten Türmlein eines Domes, das über der Bildsäule eines Heiligen angebracht ist, den ganzen gewaltigen Dom selbst mit seinen hohen, kühnen Bogen und seinen zum Himmel aufragenden Türmen sögebildet. Und so dürfen wir, lieber Leser, nun auch sagen: wer sich auf das Leben und Wesen der Kirche Jesu versteht, der findet ihre Geschichte, ihre Gründung, ihr Wesen und ihre Lebensentfaltung in den wenigen Worten des gestrigen Festtageevangeliums eingeschlossen. Christus der Herr fragt: „Was sagen die Leute vom Menschensohne, wer Er sei?“ Die Jünger antworteten: „Einige sagen, Er sei Johannes, der Täufer; Andere, Er sei Elias; Andere, Er sei Jeremias oder sonst Einer aus den Propheten.“ — „Ihr aber“, fragt der Herr weiter, für wen haltet ihr mich denn?“ Da antwortete Simon Petrus: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Matth. 16.) Wir wissen, was der Herr darauf geantwortet: Er preist den Petrus selig ob dieses Glaubensbekenntnisses; Er verheißt ihm, daß Er auf ihn, als das unerschütterliche Fundament, Seine Kirche bauen und ihm die Schlüssel des Himmelreichs anvertrauen werde.

Was sagen seit zwei Jahrtausenden denn die Leute von Christus? Wir hören es alle Tage: Alle Sekten, die sich im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche Jesu losgerissen haben, verleugnen, im Verein mit den erklärten Ungläubigen, Christus als den Gottessohn und Menschensohn. Die Einen tun es ganz offen — die Andern in etwas verblümter Form; der Sohn Gottes ist in ihren Augen ein Lehrer ohne Gleichen, ein Muster aller und jeder Tugend „der Weise von Nazareth!“ Wie aber Simon Petrus einst freudig bekannte, so haben es seine Nachfolger durch zwei Jahrtausende getan, und der ganze katholische Erdkreis hat stets freudig und mutig mitgerufen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Mit andern Worten: Die wahre Erkenntnis Christi und daher auch die wahre Erkenntnis Gottes, die einzig wahre Religion ist in der Kirche, die geleitet wird vom Heil. Geiste durch die Nachfolger des hl. Petrus.

Der Herr begann den Bau Seiner Kirche selbstredend mit dem Fundamente: es ist, wie wir schon hervorgeho-

ben, Petrus, der große Papst. Nun aber wählt der Herr die Säulen aus, die auf dem unzerstörbaren Fundament ruhend, den wunderbaren Bau der Kirche Gottes tragen sollen: es sind die Apostel, die ersten Bischöfe, es ist der Episcopat! Auch ihn schuf der Herr, dem „alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben war“, ewig und unzerstörbar, wie das Papsttum, verließ ihm jedoch eine mindere Gewalt. Er wählte selbst die ersten Bischöfe, die Apostel, und bildet sie zugleich mit Petrus aus; und, lieber Leser, wir hören da fast die nämlichen Einsetzungsworte, wie beim ersten Papste, da ja in der Tat die Aufgabe die nämliche ist: „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20, 21.). „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!“ (Matth. 16, 15.) „Wer euch höret, der höret Mich, und wer euch verachtet, der verachtet Mich“ (Luk. 10, 16.). „Empfanget den Heil. Geist! Denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie erlassen, und denen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“ (Joh. 20, 22—23.). Und unmittelbar vor Seiner Himmelfahrt: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden; darum gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heil. Geistes, und lehret sie alles halten, was Ich euch befohlen habe: und siehe! Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28.).

Durch diese feierlichen Worte, lieber Leser, hat der Herr den Episcopat eingesetzt, der mit Petrus — und zwar unter dessen Oberleitung — die Gläubigen weiden und regieren soll bis zum Ende der Tage.

Ja, bis zum Ende der Tage! Der englische Staatsmann und Geschichtsschreiber Macaulay — ein Protestant — hat vor einem halben Jahrhundert Folgendes geschrieben: „Diese Kirche sah den Anfang aller Regierungen und aller Kirchen, die es gegenwärtig in der Welt gibt, und wir möchten nicht verbürgen, daß sie nicht auch das Ende von allem erlebte. Sie war groß und geachtet, ehe die Sachsen in England Fuß setzten, ehe die Franken den Rhein überschritten, als die griechische Beredbarkeit noch in Antiochia blühte. Vielleicht — wir Katholiken sagen: gewiß — besteht sie noch in ungeschwächter Kraft, wenn dereinst ein Reisender aus Neuseeland inmitten einer unermesslichen Wüstenei auf einem zertrümmerten Pfeiler der Londonbrücken seinen Standpunkt nimmt, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen.“

## N Frieden und Ruhe.

Ins Kloster gehen will der greise Fürst Karl zu Löwenstein-Bertheim-Rosenberg, der langjährige Kommissar der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, der als Begründer und Leiter der Antiduell-Liga noch in jüngster Zeit seinem Verdienste und seinem Ruhme noch ein neues Blatt zugefügt hat. Ein Mann, dem die Welt alles geboten hat, was die Weltkinder so heiß ersehnen und erstreben, will die Welt verlassen; von all ihrer Pracht und Herrlichkeit will er nichts behalten, als eine Klosterzelle zur stillen Vorbereitung auf den Tod. Er steht in der Tat auf den Höhen des irdischen Glanzes und Glückes: ein Fürst, ein Standesherr, durch seine Geburt ebenbürtig den regierenden Geschlechtern, durch seine von Rücksichten und Sorgen freie Stellung vor manchen Monarchen bevorzugt, nicht bloß mit den Gaben der Geburt, sondern auch mit dem reichen Lohn treuer erfolgreicher, rühmvoller Arbeit versehen, außer der Verehrung auch die herzlichste Liebe von Millionen von Mitbürgern genießend. Der 73jährige Patriarch kann mit steter Sicherheit erwarten, daß ihn die Mitwelt für den Abend seines Lebens hindurch sozusagen auf Händen tragen würde. Aber er verläßt alles, um als einfacher stiller, weltfremder Mönch den Frieden zu finden. Wer den kindlich-frommen Sinn des greisen Fürsten kennt, der weiß auch, daß er nicht nur äußerlich Klostermann und etwa wie Kaiser Karl V. dort einen ungehörten Ruheplatz mit zeitvertreibenden Liebhabereien sucht, sondern daß er, der schon inmitten des glänzenden Volkslebens seine asketische Natur bekundet, ein wahres Muster der klösterlichen Entsagung und Selbsterleugnung sein wird.

Außer den Höhen der Welt hat er den Frieden nicht gefunden; er hofft ihn in der armen Klosterzelle zu finden. Und

ich glaube, er wird ihn finden. Nur wohl, dann ist der friedenvolle Mönch noch mehr zu beneiden, als wie es der glänzende Fürst Karl war.

Wir sehnen uns alle nach Frieden. Sollten wir allzumal denselben Weg zu diesem Ziele einschlagen und auch ins Kloster gehn? — Bei dem Gedanken wird vielleicht mancher Leser ausrufen: Dann würde ja die Welt veröden und die Klöster nicht austreichen! Nur keine Sorge! Das Beispiel des Fürsten Karl zu Löwenstein wird keine störende Massenachfolge finden. Denn der Beruf zum Klosterleben wird nur verhältnismäßig wenigen zu teil. Wer den Beruf nicht hat, der muß seinen Frieden anderswo suchen.

Manche älteren Leute befinden sich in einer ähnlichen Lage, wie der greise Fürst Karl zu Löwenstein. Die Gattin oder der Gatte sind im Tode vorausgegangen, die Kinder sind erwachsen und fähig, den Vater zu ersetzen. Die Arbeit und die Erfolge des langen Lebens rechtfertigen den Uebergang zum Feierabend; das Verlangen nach Ruhe und Frieden erreicht von rechtswegen das Uebergewicht. Und wo kann ein Mann oder eine Frau, die an die Welt nicht mehr gefesselt ist, einen ruhigeren Feierabend des Lebens sich sichern, als im Schatten des Klosters? — Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet müßte eigentlich das Kloster als Zufluchtsstätte für das Alter eine überwältigende Anziehungskraft ausüben. Tatsächlich ist es nicht so arg. Die Flucht ins Kloster bleibt immer noch die Ausnahme; das Verharren in der Welt bleibt die Regel, auch bei den älteren Jahrgängen.

Ja, wer ohne Beruf ins Kloster ginge, der würde auch dort keine Ruhe finden. Er muß mit der Welt wirklich abgefecht haben, ehe er über die Schwelle geht, die ihn aus der Welt herausführen soll. Nun hört man freilich von den Weißhaarigen oft sagen, sie hätten mit der Welt abgefecht. Man will doch seine gewohnten Bequemlichkeiten haben, seinen Zeitvertreib, sein gemütliches Plaudersündchen am Haustisch oder am Stammtisch sein Spielchen und sein Gläschen, seine Zigarre oder sein Stück Kuchen, und vor allem seine Freiheit, seine vermeintlich so köstliche Freiheit! Demnach ist es mit der sog. Weltentsagung garnicht so ernst gemeint. Den „Frieden“ wollen sie ja gern haben, die lebenslustigen Alten; aber daß nur nicht der Friede in Langeweile ausartet! Der Tag hat ja 24 Stunden; da kann man ja immerhin einige Stunden auf allerhand Genüsse und sonstige angenehme Aufregungen verwenden; der Rest mit Einfluß der Nacht genügt noch für das Ruhebedürfnis. So bleiben denn die meisten im Getriebe der Welt hängen, bis der Tod die gewaltsame Lösung herbeiführt.

Fürst Karl zu Löwenstein hat den besseren Teil erwählt; doch folgen können ihm nur wenige, an die der besondere Ruf ergangen ist. Was machen denn nun wir anderen, die wir auch auf unsere alten Tage in der Welt bleiben müssen? Wie kommen wir zu einem verhältnismäßig friedlichen Lebensabend?

Als ersten Ratsschlag möchte ich hinstellen: Wer nicht zum beschaulichen Leben berufen ist, der soll möglichst lange an der Arbeit bleiben. Das Sprichwort vom Mühsiggang, der aller Laßer Anfang ist, gilt nicht nur für die jungen und kraftvollen Jahre, sondern auch für die höhere Altersstufe. „Sagt, was sollen wir jetzt beginnen, auszufüllen die Leere der Stunden?“ heißt es in einem Drama von Schiller. Leere Stunden, Langeweile — das ist nicht bloß eine Qual, sondern auch eine Gefahr. Man laßt sich nach Zeitvertreib, und dabei kann man auch in älteren Jahren auf Abwege geraten. Zum mindesten wird man verdrossen, launisch, und daraus ergeben sich manchmal schwere Störungen des Friedens und der Gemüthlichkeit. Mit zunehmendem Alter muß man seinen Fleiß einschränken und besonders die aufreibenden Arbeiten, die den morschen Körper überlasten, abzuschließen suchen. Aber nicht vorzeitig ganz aufspannen! Nicht vorzeitig sich „zur Ruhe setzen“, wenn man fühlt, daß man noch keine rechte Ruhe in den Nieren und im Herzen hat! Und will es wirklich mit der alten Verastätigkeit nicht mehr gehen, dann suche man sich eine andere Beschäftigung, um nur ja nicht der Leere der Stunden zu verfallen.

Der zweite Ratsschlag ist der: Wenn Du nicht ganz und mit einem Schlag auf die Genüsse dieser Welt verzichten kannst, so löse Dich wenigstens allmählich und Stück für Stück von den Eitelkeiten und Aufregungen los und lerne um so mehr entsagen, je höher die Zahl Deiner Jahre steigt. Ein zufriedener Greis bietet einen schönen, erbaulichen Anblick, bei dem der jüngere Nachwuchs wünscht: So möchte ich auch im Alter sein! Ein weißhaariger Vergnügungsjäger aber ist eine ekelhafte Erscheinung; man weiß nicht, ob man über den grauen Sünder weinen oder über den alten Gecken lachen soll.

Im Zusammenhang damit steht die Erinnerung an das Sprichwort: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Rubelichen. Die alten Amöden haben ein erhöhtes Bedürfnis nach einer weichen Unterlage; das Alter, das so viele Entsagung und Geduld fordert, bedarf vor allem des Trostes, der in der Gewis-

fenruhe liegt. Frieden wollen wir haben am Abend unseres Lebens, und den inneren Frieden erlangen wir nicht, so lange unsere Rechnung mit dem Himmel nicht in Ordnung ist. Je höher das Alter, desto näher der Tod. Der Todesgedanke hat etwas Bedrückendes, Knechtendes. Er kann nur gemildert werden durch das Bewußtsein: Ich bin leidlich vorbereitet auf den Tod und das Gericht, so weit es die menschliche Schwäche möglich macht.

Endlich gehört zum ruhigen Lebensabend auch der Frieden mit den Angehörigen und Bekannten. Zant und Streit verdrißt die Gemütslichkeit. Das nette, freundliche Verhältnis kann aber nur auf Gegenseitigkeit beruhen. Die jüngeren Leute müssen Rücksicht nehmen auf die älteren Jahrgänge, freilich. Aber die Alten dürfen es ihnen auch nicht zu schwer machen. Im Alter stellen sich oft Launen, Eigenfinn, Verdrossenheit, Argwohn und sonstige störende Eigenheiten ein; die muß man zu überwinden suchen und sich stets sagen: Nun ja, wir pflegebedürftigen Alten sind in mancher Hinsicht der jüngeren Umgebung lästig; darum wollen wir uns bemühen, ihnen wenigstens ein freundliches Gesicht zu zeigen und ein freundliches Wort zu bieten.

Inmitten der Welt einen glücklichen Lebensabend sich zu sichern, ist eine schwerere Kunst als in der stillen Klosterzelle zu finden. Wenn wir nun mal in der Welt bleiben wollen, die wir so oft schelten und doch so sehr lieben, so wollen wir uns auch rechtzeitig rüsten auf eine vernünftige, friedliche, gemütsliche Lebensführung in den Jahren des Alters und des allmählichen Ueberganges zur ewigen Ruhe.

### \* Die liberalen Katholiken.

Von einer hochstehenden Dame gehen dem „Bayr. Cour.“ zu diesem Thema folgende treffliche Ausführungen zu, denen man wohl das Prädikat zugeben darf, daß sie den Nagel auf den Kopf treffen. Die Dame schreibt:

Um Katholiken einzufangen, bedient sich der Liberalismus wieder einmal eines alten Tricks: er weist auf die große Zahl von Katholiken hin, welche sich zu ihm bekennen. 100 000 Katholiken! Da ist es doch offenbar, daß der Liberalismus so schlimm nicht ist, als ihn die bösen Ultramontanen machen. So und ähnlich geht es jetzt durch die liberale Presse. Doch gemacht! Wenn es richtig wäre, zu schließen: da 100 000 Katholiken in den Reihen der liberalen Partei stehen, so kann jeder Katholik ohne Bedenken liberal sein — dann müßte man ebenso gut den Schluß ziehen: da es 100 000 Katholiken unter den Freimaurern, unter den Sozialdemokraten, unter den Anarchisten gibt, so kann jeder Katholik ohne Bedenken Freimaurer, Sozialdemokrat oder Anarchist sein. Katholik ist eben noch lange nicht jeder, der sich so nennt. Es sind gerade nicht die besten Katholiken, welche sich mit Vorliebe „gute Katholiken“ nennen. Gerade aus ihrem Munde kann man so oft hören: „Ich bin ein guter Katholik, aber etc. etc.“ Wenn ich das höre, weiß ich genug, denn einen wirklich guten Katholiken fällt es fürs Erste gar nicht ein, dies erst beteuern zu müssen, und zweitens kennt ein guter Katholik nicht jenes ominöse „aber“, welches genau den Wert hat als das „aber“ des Verleumders, wenn er spricht: „Diese Person hat diese und jenen guten Eigenschaften — aber“ etc. etc.

Wer ist denn ein guter Katholik?

Antwort: Jener, welcher alles glaubt, was und weil es die katholische Kirche lehrt und der sein ganzes inneres und äußeres Leben nach den Vorschriften und Gesetzen der katholischen Kirche einrichtet — der ist ein guter Katholik.

Nehmen wir nun einmal die liberalen Katholiken ein bisschen unter die Sonde. Unter jenen liberalen Katholiken, die mir bekannt sind, befindet sich auch nicht einer, dem ich nach obigem Grundsatz das Zeugnis ausstellen könnte, er sei ein guter Katholik. (Und so geht es wohl fast jedem, der ernstlich Umschau hält in den liberalen Kreisen. D. M.)

Da ist einer, der glaubt nicht an das Dogma der Unfehlbarkeit, ein anderer leugnet das Dogma von der unbefleckten Empfängnis. Da sind einige, die gehen Jahr und Tag in keine Kirche obwohl die Anhörung der hl. Messe am Sonntag ein strenges Gebot der Kirche ist, wie auch das Abstinenzgebot, aber das sich ebendieselben geradezu hingucken. Einer bekennet sich offen als Monist; wieder einer, von seiner rechtmäßigen Frau getrennt, ließ sich ziviliter mit einer anderen Frauen, einige leben in Mischchen mit protestantischer Kindererziehung, wieder mit protestantischer Kindererziehung, wieder andere sind in einem Verein für Feuerbestattung. Einer ist gar Freimaurer. Und wie viele lassen Ostern ganz ruhig vorübergehen, ohne der ihnen von der Kirche auferlegten Pflicht zu genügen.

Und nun kommt das Interessante: alle Katholiken dieser

Art, soweit sie den besseren Ständen angehören und daher in der Regel nicht Sozialdemokraten sind, sind liberal. So sehen die 100 000 liberalen Katholiken aus. Das sind die Katholiken, wie sie der Liberalismus braucht als Kellame einerseits und andererseits als die immer willigen und gehorsamen Trabanten, welche bewußt oder unbewußt unter der Fuchtel der Freimaurerei an den Fundamenten ihrer eigenen Kirche graben helfen.

Nun wird man wahrscheinlich den liberalen Pfarrer entgegenhalten. Der glaubt doch, was die Kirche lehrt und der lebt doch nach den Vorschriften seiner Kirche und findet es doch damit vereinbar, liberal zu sein. Warum,

Ich sage so viel: Wenn ein katholischer Priester sich dem Liberalismus anschließt, so zeigt er damit, daß er mit einem Fuß auf eine abschüssige Stelle geraten ist. Die Zukunft muß darun, ob er diesen Fuß zurückzieht oder auch den zweiten nachzieht. Das eine wie das andere wird den Liberalismus als das kennzeichnen, was er ist.

### = Konferenztagebuch.

Scheveningen, 25. Juni.

Als guter Patriot und begeisterter Steuerzahler bin ich von uneigennützigem Stolz darüber erfüllt, daß von allen Teilnehmern an dem zweiten Weltfriedensfest die deutsche Delegation die schönste Wohnurqu innehat. Unwillkürlich steigen dabei Karastatongemäße Erinnerungsbilder in mir auf. Im Christinenhotel zu Algeras waren die deutschen Diplomaten in einem engen Seitenflügel mehr verstaubt als einquartiert. Das Arbeitszimmer des Botschafters v. Radowich hatte ungefähr die Größe einer Zigarrenkiste, der Salon der Gräfin Tattenbach den einer Puderischachtel und wenn der junge Herr von Radowich sich rasieren wollte, so mußte er, um Platz für die Ellenbogen zu bekommen, Tür und Fenster öffnen. Da kann der Freiherr von Marschall lachen. Seine Zimmer sind die elegantesten und geräumigsten des Palacehotels. Die hohen Fenster des weiß und rot gehaltenen, im Empirestil ausgestatteten Wohnzimmers, das ihm gleichzeitig als Empfangsalon dient, geben aufs Meer hinaus. Ein breiter, festbestreuter Söller davor ermöglicht ungehörte Morgenpromenaden. Herr von Marschall macht sich das gern zu Nutzen. Er ist ein Frühauferstehender. Zu einer Stunde, wo andere erzellente Hotelinsassen ihre Zimmernachbarn noch durch Schnarchen von der bellemmenden Monotonie ihrer diplomatischen Traumgesichte ebenso indistinkt wie unlieblich verständigen, hört man ihn bereits die Klavierfalten meistern. Und wenn er daran einen Erfrischungspaziergang auf sein's Daches Zinnen schließt, so bietet das, wie die ganze Art des Herrn von Marschall, die Gewähr dafür, daß die deutsche Konferenzdiplomatie nie zu spät kommen wird.

Diese Auffassung waltet allgemein vor. Zwar nennen die Franzosen in ihrer rührendsten Unkenntnis der außerfranzösischen Welt unseren Botschafter „le maréchal de Wiberstein“. Sie halten den Freiherrn für einen Hof- oder Feldmarschall, und daß er sich in der Person des Garbedragonerleutnants von Noon, eines Entels des großen Kriegsministers, einen Adjutanten für die Konferenzkompagnie mitgebracht hat, bestärkt sie in dieser Annahme. Aber das schadet nichts. Jedenfalls sehen sie so wenig wie ihre Kollegen von den übrigen Nationen in ihm einen Feld-, Wald- und Wiesendiplomaten. Im Gegenteil. Fragen Sie, wen Sie wollen, nach den beiden markantesten Figuren der Konferenz, und Sie bekommen zur Antwort: „Marschall und Bourgeois“. Auch der französische Bevollmächtigte gilt für einen der feinsten Köpfe des hier versammelten Viertausende von Delegierten. Außerlich sind die beiden Männer grundverschieden. Der Deutsche ist eine hochgewachsene, redenshafte Erscheinung, der Franzose unterseht und vierschrötig, der Typus bürgerlicher Behäbigkeit. Bourgeois verleugnet diesen Charakter auch in seinem Auftreten nicht. Er ist der „Bourgeois“, wie er im Buche steht. Ursprünglich hatten die beiden Delegationen sich im Gedächtnis der beiden Hotels zwei aneinanderstoßende, separate Salons als Speisezimmer reservieren lassen. Aber diese gastronomische Nachbarschaft hat nicht lange gedauert. Jeden Abend ein Diner von acht Gängen ist nicht nach Monsieur Bourgeois bürgerlichem Geschmack. Auf seine Veranlassung speist die ganze französische Delegation anstatt in dem luxuriösen Hotel regelmäßig nebenan in der Kurhauskantine und trinkt dazu Münchener Bier vom Faß, vielleicht mit Rücksicht auf die Weintrübe daheim.

Ganz anders die südamerikanischen Staatsmänner, mit denen die Konferenz so reich gesegnet ist. Allein die Brasilianer nehmen im Palace ebenso viel Platz ein wie die Deutschen und mehr als die Oesterreicher. Außerdem beher-

bergt es noch die Vertreter von Chile, Kuba und Kolumbien. Alle haben ausgesprochenen Sinn für Repräsentation. Das liegt ihnen im Gedendblut und ist ganz in der Ordnung. Hören Sie einige Namen, und Sie geben mir undesehen recht. Der dritte brasilianische Delegierte heißt Roberto Trompovsky Leitao de Almeida. Ueber seinen Kollegen befindet sich ein Lacerdo Bourlamaui de Moura, ein Rodrigo Octavio de Langgard de Renezes. Zu solch stolzen Namen gehören strotzende Weisse kristallene Weinschale und goldene Fruchtschalen. Sie sind für die Träger gewiß mitunter eine schwere Last. Niemand läßt sich gern lumpen, und das führt dann zu manchem Defizit.

Glauben Sie aber ja nicht, daß ich die hohe Konferenz und ihre hohen Ziele freudentlich ironisieren will. Gott behüte! Nur die Nähe der freien Nordsee und der fatale Salzgehalt der Atmosphäre sind schuld daran, wenn mir hier und da ein Scherz mit unterläuft. Sonst dämpft schon die Allgegenwart eines auf Kriegesfüße zebachten Regiments von weiblichen Friedensfestgenossen jegliche Regung von Ausgelassenheit und Uebermut. Den armen Präsidenten Velidow haben diese streitbaren Friedensamazonen schon gehörig in die Enge getrieben. Ihre eigentliche Kommandeuse, die englische Gräfin Aberdeen, ist durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Dafür wirken unser Landsmann Alfred H. Fried und der Britte William T. Stoad als Generale à la suite des Regiments. Geschickt hat die reißige Schar ihre Quartiere über den Haag und Scheveningen verteilt. Ueberall begegnet man ihren Patrouillen, und es empfiehlt sich deshalb, zur Sicherheit immer ein ernstes Gesicht zu machen. Auch ich war bald nahe daran, kam aber mit einem blauen Augenpaar davon. Ich hatte in dem schönen Lese- und Schreibsalon gerade meine Nachmittagsbesuche beendet und mir, nichts Böses ahnend, eine Zigarette angezündet, als eine elegant gekleidete, zwanzig bis fünfzig Jahre alte Dame auf mich zutrat und sich mit der Frage: „Mein Herr, haben Sie auch von den friedlichen Bestrebungen des internationalen Frauenbundes gebührend Notiz genommen?“ als Sekretär dieser Vereinigung vorstellte. Wir waren mütterseelenallein in einer Ecke des Salons. Die nächste Klingel war mindestens zehn Schritte entfernt. „Waffenlos fiel ich in Feindes Hand“ klang es in der Tiefe meiner Wagnerianerseele, und mit erheuchelter Festigkeit fragte ich zurück: „Meine gnädigste Frau, haben Sie unsere gestrige Nummer nicht gelesen?“ Sie ging mir wirklich auf den Verstand. Als ich glücklich draußen war, sagte ich mir: Einmal und nicht wieder. Mit Friedensfrauen soll man sich nicht unterstehen zu scherzen.

### Allerlei.

ca. Eine Friedhofsgeschichte berichtet die „Münchener N. Freie Volkszeitung“ (Nr. 131) in einem Eingekleidet aus Feldkirchen bei München. Der Einsender schreibt: „Am vergangenen Sonntag wurde unser neuer Friedhof endlich einmal eröffnet. Die Gemeindeverwaltung hatte hierzu den höchsten katholischen sowie protestantischen Geistlichen eingeladen, die kirchlichen Einweihungen vorzunehmen. Dieser Einladung folgte der katholische Geistliche Herr Epiphanus Zell zu aller Befremden nicht, mit der Ausrede, er dürfe vom Ordinariat aus nicht. Als seinerzeit in Verlach der Friedhof eröffnet wurde, haben beide, kath. wie prot. Geistliche (erstere Geistlicher Rat) die Friedhofseinweihung vorgenommen. Jedemfalls hat der geistliche Rat von Verlach ein anderes Ordinariat als der junge Epiphanus von Feldkirchen.“ Der Friedhof wurde von der politischen Gemeinde angelegt, diese aber ist konfessionell gemischt, aber derart, daß die katholische Bevölkerung vorwiegend ist. Am Pfingstsonntag wurde der katholische Geistliche ersucht, den neuen Friedhof einzuweihen. Eine genauere Nachfrage aber ergab, daß er am gleichen Tage zur selben Stunde in gemeinsamen Zuge auch vom protestantischen Geistlichen eingeweiht werden sollte. Der Bürgermeister wurde aufmerksam gemacht, daß unter diesen Umständen katholischerseits eine Einweihung nicht statifinden könne. Um eine autoritative Entscheidung in der schwierigen Sache herbeizuführen, unterbreitete der katholische Geistliche einige Tage darauf den genauen Sachverhalt dem Ordinariat München-Freising. Der Herr Generalvikar nahm die Anfrage zu Protokoll und als am folgenden Tage in der Ordinariats-sitzung darüber beraten worden war, schrieb der Herr Generalvikar am 22. Mai l. J. an den Epiphanus in Feldkirchen einen Brief des Inhalts: „Es könne eine Weihe des Gottesackers in Feldkirchen in der geplanten Weise unmöglich statifinden.“ Da der Gottesacker nicht Eigentum der Kirche sei und ohnehin bei jeder Beerdigung das Grab eigens geweiht werde, so sei eine Weihe überhaupt nicht notwendig.“ Nach diesem klaren Entscheid des Ordinariats war es dem katholischen Geistlichen unmöglich, sich bei der Einweihung zu betheiligen. Der eigentliche Grund der Verweigerung ist, daß zwei Einweihungen, eine katholische und eine protestantische zu

gleicher Zeit in Verlach stattfinden sollten nach dem Willen der Gemeinde. Der Artikel weist dann hin auf Verlach, das von Feldkirchen nur zwei Stunden entfernt ist. Dort soll der Friedhof vom katholischen und protestantischen Geistlichen eingeweiht worden sein. Auf eine Anfrage teilt der geistliche Rat Pflanzel von Verlach unter dem 13. Juni l. J. mit, daß er mit der Ordinariatsverabreichung des Friedhofes feierlich eingeweiht habe, aber allein, nicht in Begleitung oder Dabeisein des protestantischen Pfarrvikars. „Der Friedhof wurde eingeweiht, wonach wir,“ schreibt der Herr geistliche Rat wörtlich, „in die Pfarrkirche zurückkehrten; auf dem Wege dahin (d. i. zur Kirche) begegnete uns der Zug der Protestanten mit ihrem Pfarrvikar, die dann in den Gottesacker einzogen, allwo von ihnen ein Lied gesungen wurde und eine Ansprache des Pastors erfolgte.“

— Anerkennung deutscher Geistesarbeit im Ausland. Die neueste (5.) Nummer der Mitteilungen der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg i. B. bietet zu diesem Thema eine interessante Aufstellung. Nach den Materialien des Hausarchivs werden fremdsprachige Uebersetzungen — im ganzen 576 — aufgezählt, die von Werken des Herderschen Verlags erschienen sind oder vorbereitet werden. Daß die englische Sprache mit der höchsten Zahl 97 überwiegt, erklärt sich aus den Bedürfnissen des Herderschen Zwanzigjährigen in St. Louis, Mo. (Nordamerika), dagegen darf die nächstfolgende Zahl von 85 für Französisch überraschen. Weiter folgt Ungarn mit 84 Titeln und übertrifft damit sogar Spanisch mit 67 Werken, die zum größten Teil aus die regen Beziehungen zurückzuführen sind, die das Herdersche Geschäft in neuerer Zeit mit Spanien und noch mehr mit Spanisch-Amerika unterhält. In weiterer Abstufung folgen die Kulturleistungen der übrigen näheren oder entfernteren Nachbarn. Schon um dieser Uebersicht willen ist das neueste Heft der „Mitteilungen“ des Interesses eines jeden Literaturfreundes wert; es bietet des weiteren eine Biographie des verstorbenen Erzabtes Maurus Wolter, dessen fünfjährige, „unter Schmerzen niedergeschriebene“ Palmenerklärung (Psallite sapienter) eben zum drittenmal die Presse verlassen hat. An größeren Neuerscheinungen fallen sodann auf: P. Jos. Brauns „Liturgische Gewandburg“; Frhr. Alex von Helferts „Geschichte der Österreichischen Revolution“, I. Band, und die sehrschön illustrierte neue Abtheilung (IV. Band, 2. Abt.) von L. Pastors „Geschichte der Päpste“, behandelnd die Pontifikate von Adrian VI. und Clemens VII. — Die „Mitteilungen“, deren regelmäßigen Bezug die vielen Freunde des Herderschen Hauses nachtrage nicht mehr wissen möchten, werden kostenlos versandt.

— Lieber nicht! Im Rathaus einer kleinen Stadt befindet sich unter anderem ein Zimmer, das dem Polizeiarzt angewiesen ist, und in dem er die körperliche Untersuchung junger Leute vornimmt, die sich zum Schutzmännendienst melden. Eines Tages betritt ein kräftig gebauter, gesund aussehender junger Mann den Raum. „Ziehen Sie sich aus“, sagt der kurz angebundene Arzt. „Wieso?“ fragt der Jüngling. „Sie sollen sich ausziehen!“ donnert der Doktor. Nun fügt sich der junge Mann und wird gründlich gemessen, berührt, bespitzt und behorcht. „Springen Sie über den Stuhl da!“ befiehlt der Arzt. Der andere tut's und schürt sich dabei die Haut von den Schienbeinen ab. Innerlich wütend befolzt er trotzdem die weiteren Befehle, als Aniebeuge, Kumpfbeuge, Hochsprung und dergleichen mehr. „So, jetzt ein paar mal im Laufschrift um das Zimmer herum, damit ich Herz und Lunge prüfen kann. Vorwärts!“ Nun war es dem Jüngling aber doch zu viel geworden. „Zum Ausdud!“ rief er, was in aller Welt soll ich denn noch tun? Da will ich wahrhaftig lieber nicht heiraten, hier wird einem ja die Lust dazu mit Gewalt ausgezogen.“ Der Unglückliche war in das falsche Zimmer geraten, das Standesamt befand sich auf der anderen Seite des Hausflurs.

### Exerzitionen in Valkenburg.

Im Ignatius-Kolleg finden diesjährigen Exerzitionen für Priester

statt:

1. Vom Montag, den 22. Juli, abends, bis Freitag, den 26. Juli, morgens.
2. Vom Montag, den 5. August, abends, bis Freitag, den 9. August, morgens.

Anmeldungen möge man richten an P. Rektor Josef Schmidt, Ignatius-Kolleg, Valkenburg, Limb. (Holland).

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf. Verantwortlicher Redakteur: Hermann Orth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 27.

Düsseldorf, den 7. Juli.

1907.

Inhalt: Evangelium zum siebenten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste vom kostbaren Blute unseres Herrn. — Das Schifflein Petri. — Kulturkampfserinnerungen aus der Schweiz. — Maximilian von Mezito. — Die Doppelverlobung. — Allerlei — Exergitien in der Benediktiner-Abtei Maria-Laach.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VII, 15—21.  
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Dornen? So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen. Darum solltet ihr sie an ihren Früchten erkennen. Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

## Zum feste vom kostbaren Blute unseres Herrn.

An dem Kreuzesholz, dem harten,  
Mit drei Nägeln, scharf und groß,  
Sieh der Jungfrau Sohn, den zarten,  
Festgenagelt nackt und bloß!

Sieh, wie sich Sein Blut ergießt,  
Wie's aus tausend Brännlein quillt  
Und in tausend Wächlein fließet  
Dell und rot und ungestillt!

Schau', wie Seine heil'gen Wunden  
In des Fiebers Dipe glühn,  
Unbesorgt und unverbunden,  
Nosen gleich im Schmerze blühn!

Herr! wie viele dieser Wunden  
Schlugen meine Sünden Dir,  
Mehr vielleicht als Tag' und Stunden  
Ich verbracht' auf Erden hier.

Auch an meinen Händen klebet,  
Gotteslamm, Dein reines Blut:  
Ach! mein Herz in Schmerz erbebet,  
Dess' gedenkend, höchstes Gut!

## Das Schifflein Petri.

IV.

In unserer letzten Betrachtung gedachten wir der feierlichen Worte, durch die unser göttlicher Erlöser einst den Episcopat eingesetzt hat, der mit Petrus — und zwar unter dessen Oberleitung — die Seelen der Gläubigen weiden und regieren soll, bis zum Ende der Tage. Mag nun zwischen den an Petrus und den an die Apostel gerichteten Worten des Herrn eine nicht zu leugnende Ähnlichkeit bestehen, so ist andererseits der Unterschied nicht weniger unverkennbar.

Aber abgesehen von diesen, ich möchte sagen, formalen Unterschieden, sind hier eine Reihe sachlicher Unterschiede wohl zu beachten.

Zu Petrus hat der Herr gesagt: „Auf dich will Ich Meine Kirche bauen“; zu sämtlichen Aposteln sprach Er: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Zuerst also erbaut Er auf Petrus, als den Grundstein Seine Kirche; hierauf regelt Er ihre Entfaltung nach außen. — Er hat ferner zu Petrus gesprochen: „Alles, was Du auf Erden binden wirst usw.“; das Nämliche sprach Er zu den Aposteln. Da haben wir also die nämlichen Worte zuerst an Petrus allein, hierauf an alle Apostel in Vereinigung mit Petrus gerichtet. — Und als der Herr endlich die Worte sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ wandte Er Sich weder an Petrus ohne die Apostel, noch an die Apostel ohne Petrus. Eine solche Trennung wäre eben unmöglich, undenkbar; Er richtet sie an die Apostel, mit Petrus in jener Weise vereinigt, die Er vom himmlischen Vater erflehte mit den Worten: „Heiliger Vater, erhalte sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, wie Wir es sind!“ (Joh. 17,11.)

Es läßt sich also der Papst ebensowenig von den Bischöfen trennen, als die Bischöfe vom Papste. Beide Teile werden vielmehr kraft des Gebetes, kraft der Anordnung Jesu Christi, stets geeint, die Bischöfe aber dem Papste stets untergeordnet sein. Und diese Einheit — diese Ueber- bzw. Unterordnung — bildet, lieber Leser, jenen „Felsen“, gegen den die ganze Macht der Hölle nichts vermag!

Ist es aber mit dem Papste und den Bischöfen genug? Keineswegs. So zahlreich die Bischöfe auch sein mögen, da der Papst sie ja nach seinem Dafürhalten vielfältigen kann: es würde doch der Schönheit der katholischen Hierarchie etwas abgehen, wenn zwischen Bischof und Volk kein Mittelglied bestände. Auf die Notwendigkeit eines solchen wies der Herr ohne Zweifel hin, als Er ausrief: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige“ (Luk. 10,2). Deshalb wählte er zwei und siebenzig Jünger aus, denen Er den Auftrag erteilte, in den verschiedenen Ortschaften zu lehren und sie auf seine Ankunft vorzubereiten. Hier haben wir das verbindende Mittelglied zwischen Bischof und Volk: das katholische Priestertum!

Man hat nun wiederholt versucht, aus den herrlichen Lehren, die der Herr jenen Jüngern erteilte, den Beweis herzuleiten, daß die einfachen Priester oder Seelsorger mit den Bischöfen auf gleicher Stufe stehen; allein das ist ein Irrtum. Jesus behandelte die Jünger ganz anders als die Apostel: Er legt ihnen nicht die Hände auf, haucht sie nicht an, sondern überläßt den Aposteln, dies selbst zu tun, um den Jüngern ihr Abhängigkeitsverhältnis lebendig vor Augen zu führen.

Indes stammt die priesterliche Gewalt ebensowenig vom Bischof, als die bischöfliche vom Papst; die priesterliche Gewalt stammt unmittelbar von Christus, obwohl sie nur

in Abhängigkeit vom Bischof ausgeübt werden darf. Wie Papsttum und Episkopat, also ist auch das Priestertum vom Sohne Gottes eingeseht, gleich ihnen ewig und unzerstörbar; oder besser gesagt: es giebt nur ein Priestertum, dessen Hülle dem Bischof innewohnt, und das im Papste seine Krönung findet.

Es sind also, lieber Leser, in der katholischen Hierarchie drei Stufen zu unterscheiden: Priestertum, Episkopat und Papsttum; sie bilden gleichsam das Gerippe an dem Leibe der Kirche; durch ihr vollkommenes Zueinandergreifen ist die wunderbare Einheit des mystischen Leibes Jesu Christi bedingt.

S.

### \* Kulturkampfserinnerungen aus der Schweiz.

In den letzten Tagen ging eine Nachricht durch die Zeitungen, nach der die Katholiken in Genf die ihnen im Jahre 1873 entzogene und den Altkatholiken übergebene herrliche Marienkirche zurückerhalten sollen. Vielleicht ist es nicht uninteressant, auf die Genfer Verhältnisse in der Kulturkampfzeit etwas einzugehen. Die Genfer Katholiken besaßen bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur eine Kirche, die Kirche St. Germain. Diese Kirche war zur Zeit der sogenannten Reformation unter Calvin als erste den Katholiken genommen worden; diese wurde bei der Wiener Konferenz dem katholischen Kultus von der Republik Genf zurückgegeben. Da sie für die an Zahl sehr gewachsene katholische Gemeinde nicht mehr genügte, so ließ der damalige Pfarrer vor Genf den Entschluß, eine zweite Pfarrkirche zu bauen. Der damalige Diktator von Genf, James Fazy, schenkte den Katholiken in der Vorstadt Cornavin einen großen schönen Bauplatz für Kirche und Pfarrhaus. Mit jugendlicher Kraft und Begeisterung wurde der für die neue Pfarre bestimmte Priester Nermilod Frankreich, Italien, Oesterreich und Deutschland, und seine glänzende Beredsamkeit wußte überall reiche Gaben von den Gläubigen einzuholen. Papst Pius IX. schenkte ein herrliches Muttergottes-Bildnis in Marmor, und die zu erbauende Kirche wurde eine Marienkirche. Sie wurde im gotischen Stil ganz in Gussstein erbaut, ein Kranz von Kapellen umgibt das Chor, und in einer dieser Kapellen, muß prächtig ausgestattet, wurde die Muttergotteskapelle, das Geschenk des hl. Vaters, aufgestellt und ist seitdem von den Gläubigen sehr verehrt worden.

In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschte wiederum ein Diktator in Genf, der aber ganz im Gegensatz zu dem gerechten James Fazy ein wütender Katholikenfeind war, Präsident Carteret.

Am 17. Oktober 1878 erließ er ein Dekret, welches den Katholiken die Kirche St. Germain absperrte und den Altkatholiken überwies. Nachmittags um 2 Uhr erschien ein Polizeikommissar und nahm die Kirche in Beschlag, nachdem der Pfarrer vorher noch das Allerheiligste vor den Sakrilegien hatte retten können. Der Schmerz der Katholiken über die Entziehung ihrer alten Pfarrkirche war groß, aber sie ließen es nicht bei nutzlosen Klagen bewenden, nein, die katholische Opferwilligkeit zeigte sich in schöner Weise. Von allen Seiten, von arm und reich, wurden dem Pfarrer Gaben für eine Kostkirche übergeben. Am Abend hatte der Pfarrer einen furchtbaren Sturz Sparkassenbücher armer Dienstboten im Hause. Die braven Leute (meist Savoyarden) sagten ihm: „Herr Pfarrer, sorgen Sie nur, daß wir wieder etwas Kirche erhalten, nehmen Sie von den Spargeldern so viel Sie wollen, Gott wird schon weiter helfen!“

Am selben Abend, (es war ein Dienstag) kam ein waderer Katholik namens Mehling, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte, zum Bischof und sagte: „Monseigneur, wir müssen sofort für St. Germain eine Kirche wieder haben!“ „Jawohl, Herr Mehling, aber wie und wo?“ antwortete der Bischof. „Monseigneur, die Kirche steht fertig da, wir dürfen nur eingehen.“ „Ja, wo denn?“ fragte der Bischof, der versucht war, zu glauben; Herr Mehling machte einen unangebrachten Scherz. „Monseigneur,“ entgegnete Mehling, — „die für uns fertigstehende Kirche ist der temple unique.“

Ja, was war der temple unique?

Die Freimaurer hatten in den 50er Jahren der vorigen Jahrhunderts in Genf ein großartiges Gebäude im dorischen Stil aufgeführt. Eine große Freitreppe führte in dasselbe, große Kellerräume liegen unter dem Erdgeschoß. Ein großer Saal mit dem „Himmelsgewölbe“ diente für die Sitzungen der Loge, die Kellerräume sind für die „Proben“ der Adepten der Freimaurerei bestimmt. Das ganze Gebäude sollte ein Tempel für freies Menschengemut und „temple unique“ sollte ein stolzer Name sein. — Doch, woran lag es, ich weiß es nicht, die Sache zog nicht, und die Freimaurer hielten es für besser, in ihre alte Loge zurückzukehren, der „temple unique“

erlebte allerlei Metamorphosen, er wurde in ein Stoffhaus umgewandelt — und schließlich hatte die Loge ihn an einen ihrer Angehörigen verkauft, der dann den Saal für öffentliche Versammlungen vermiethete. Die letzte solcher Versammlungen war von der sogenannten „Internationale“, einer Verläuferin der Sozialdemokratie, veranstaltet und war mit pompösen Plakaten eingeladen zur „Einführung zweier Kinder ins bürgerliche Leben.“ Die „Einführung“ bestand in einer gotteslästerlichen Verhöhnung der Taufe. — Das war der temple unique!

„Ja, mein lieber Herr Mehling,“ rief der Bischof aus, „Ihr Gedanke ist herrlich, aber — wie soll es uns gelingen, den temple zu kaufen und wieviel wird er kosten? Und woher das Geld nehmen?“ — „Monseigneur,“ entgegnete der wadere Mehling, „Geld findet sich, das ist Nebensache, für 250 000 Fres. ist das Gebäude zu haben, da der jetzige Besitzer gern verkaufen will. Ich habe einen guten Freund im benachbarten pays de Gex, der als Vollblut-Liberaler einwandfrei ist, den Genfern aber gern „einen Streich spielt“ und der muß als Käufer auftreten.“

„Wahrlich, das ist Gottes Hand,“ rief der Bischof. — Mehling führte seinen Plan aus, der temple unique wurde gekauft, und am folgenden Sonntag wurde „in den Katakomben,“ in den Kellerräumen der früheren Freimaurer-Loge temple unique die erste heilige Messe gelesen! Zum Feste Allerheiligen war der große Saal hergerichtet und wurde feierlich als Kirche eingeweiht. Der temple unique ist bis auf den heutigen Tag: Herz-Jesu-Kirche.

Nun führen wir zur Genfer Marien-Kirche zurück. Die Kirche St. Germain war vom Staate seinerzeit den Katholiken übergeben, und da glaubte sich der Staat auch berechtigt, ihnen solche zu nehmen. Mit der Marienkirche war's aber anders. Der Staat hatte durchaus keine Rechtsmittel auf dieselbe, und da sollte ein anderes Mittelchen versucht werden. „Das Volk,“ richtiger „der süße Böbel,“ sollte über das Dogma der Infallibilität sich empört erklären, die Kirche Notre-dame bei Nacht stürzen — und dann wollte der Staat morgens „Ordnung schaffen“ und die Kirche den Altkatholiken, als den „wahren Katholiken“ übergeben. Der Plan war aber den Katholiken verraten worden und eine Anzahl waderer junger Leute besetzten unter Führung eines früheren päpstlichen Offiziers abends heimlich die Kirche, um solche gegen den Böbel zu verteidigen. Die Kirche war durch einen Gang mit dem anliegenden Bischofsaufse verbunden. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck, als die Schar der Verteidiger mit ihren mannigfachen Waffen vor dem Altare kniete und dann der Priester in aller Stille das allerheiligste rettete.

Leider hatte der Böbel auch Lunte gerochen, und als er merkte, daß die Kirche besetzt war, wollte er sich doch für das Plätzchen des Herrn Carteret keine blutigen Köpfe holen. Und die hätte es gegeben, denn unter den Verteidigern der Kirche waren Pracht-Burschen! Ein koffstrotzender Savoyarde — um nur ein Beispiel anzuführen — spielte mit einer zwanzig Pfund schweren, meterlangen Stahlstange wie mit einem Rohrstockchen!

Die Wände verlief sich im Stillen und am Morgen konnte der „Kommandant“ die Kirche dem Pfarrer wieder übergeben. Beim Verlassen der Kirche bemerkte derselbe jedoch, daß verdächtige Gestalten sich in der Umgebung der Kirche aufhielten. Er warnte darauf eindringlich, ja keine Gegenstände aus der Kirche zu entfernen, wozu einige „fromme Seelen“ Lust hatten. Nach seinem Worgange wurde die Wohnung nicht beachtet und einige „Klappen“ glaubten sich dadurch verdient zu machen, daß sie ein paar Messingleuchter und Papierblumen-Bouquets aus der Kirche „retteten.“ Dies war das Signal und wie aus einem Boden gewachsen war der Plaz vor der Kirche voll rasender Böbelherden. Es glückte noch, die Kirchthüren und Fensterläden des Pfarrhauses zu schließen, die mit einem Steinbägel bombardiert wurden. Dazu ein wahres Indianergeheul der Kotte!

Die Polizei hörte und sah nichts, und so blieben Kirche und Pfarrhaus den ganzen Tag belagert. Gegen Abend meinte aber der Nob: schließlich sei „im Genfer Geheimratsviertel“ doch wohl eher „etwas zu holen“ als bei den pauvres diables, den calottins und plötzlich wurde ein altes Revolutionsliedchen angestimmt, unter dessen Klängen seinerzeit die Herrschaft des „Aristokraten“ James Fazy gestürzt war: „Aristocrate fais ta priere — aristocrate mets t' a genoux.“ Da auf einmal rüdten Polizei und Feuerwehre an und leitere läßte mit einer kräftigen Douche aus Spritzen und Hydranten die heißen Gefühle der Manifestanten und kauderte den Plaz. —

Am folgenden Tage erschien dann doch ein Abgesandter Carterets und erklärte, der Volkswille verlange Notre-dame für die „wahren Katholiken“ — und beschlagnahmte die Kirche.

Dieselbe wurde dann den Altkatholiken übergeben, und der Apostat P. Spacinte wurde Pfarrer.

## = Maximilian von Mexiko.

Ein Lebensbild zum 6. Juli.

Von Dr. Hermann Ling.

Die Gestalt des unglücklichen Kaisers von Mexiko ist einer der tragischsten, die die Geschichte der Thron- aufzuweisen hat. Etwas unglücklicher Edler, umschwebt das Angebot dieses Mannes, der in einem gewissen Sinne den Martyrertod erleiden mußte. Ein Liebling seinem heimathlichen Volke mußte er ungeliebt, gehaßt und verraten in der fremden Ferne sterben, mußte er sein Reich von den edelsten Mächten geleitetes Leben in kurzen Jahren ausschlagen. Deshalb wird auch der Erinnerungstagen, den wir heute begehen, weit über Oesterreichs Grenzen hinaus, würdig begangen werden.

Ferdinand Maximilian Josef, Erzherzog von Oesterreich und Kaiser von Mexiko, ward am 6. Juli 1832, also heute vor 75 Jahren, als zweiter Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie geboren. Er war also ein Bruder des jetzigen Kaisers Franz Josef. Seine ersten Jugendjahre verlebte, wie sie stets bei Angehörigen von Fürstenthümern zu verlaufen pflegen. Unter Leitung des Grafen Heinrich Bombelles ward dann der junge Erzherzog auf das sorgfältigste erzogen. Der Knabe war gewandt und offenbarte bald einen reichen Verstand und hohe Geistesgaben. Schon früh hatte man ihn für die Marine bestimmt. Er selbst zeigte ausgesprochene Neigungen nach dieser Richtung hin. Kaum 16jährig unternahm der Prinz denn auch bereits größere Reisen, die ihn nach Griechenland, Kleinasien, Spanien, Portugal, Madeira Langer, Algier um. führten. Das war so recht ein schönes und frohes Leben für den Jüngling. Seine marinierten Studien gewannen wesentlich durch diese Reisen. Sein Waconement ließ auch nicht auf sich warten und wir können verzeichnen, daß er bereits 1854 zum Marineoberkommandanten ernannt ward. Auch in diesen Stellungungen besand sich Erzherzog Maximilian fast ständig unterwegs. Bis zum Jahre 1867, wo er sich mit der Prinzessin Charlotte, der Tochter König Leopolds von Belgien, vermählt hatte, ward kein Leben wiederum durch größere Reisen ausgefüllt. Er lernte überall; nicht nur praktisch, sondern auch kulturell im allgemeinen. Alle diese Reisen — auch die ersten Jahre seiner jungen Ehe brachte er zusammen mit seiner jungen Frau auf Reisen zu — mit ihrem Eindringen hat er in einem vier Bände starken, als Manuscript gedruckten Werk „Reisejournale“ niedergelegt.

Dann aber kamen die Tage, da das Reiselieben beschlossen werden mußte. In den Jahren 1857—1859 finden wir den Erzherzog Maximilian als Generalgouverneur des lombardischen Königsreiches. So recht wohl hat sich der Erzherzog kaum auf diesen Posten, den er bald wieder quittierte, gefühlt. Von 1859 ab lebte er dann in stiller Zurückgezogenheit in seinem herrlichen Schlosse Miramare am adriatischen Meere, unweit von Triest. Hier versenkte er sich ganz mit der ihm hierfür eigenen Liebe in die bunten Bilder seiner Vergangenheit.

Inzwischen begannen sich die politischen Verhältnisse wiederum merklich in Europa zu ändern. Es ging wie ein Wanken und Schwanken durch die miteinander konkurrierenden Staatsschiffe. Napoleon III., der auf Frankreichs Kaiserthron sah, fühlte sich nicht mehr recht behaglich. Er glaubte irgend etwas tun zu müssen, was ihm Ruhm und Ehren einbringen könnte. Da unternahm er seine berühmte Expedition nach Mexiko. Was sein großer Vorfall an Lorbeer in Aegypten geholt, das hoffte er aus dem Sonnenlande jenseits des großen Wassers für sich einzubringen. Maximilian ließ sich überreden, die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen. Das Phantastische an der ganzen Sache, ihre abenteuerliche Seite mußte dabei wohl stark auf ihn einzuwirken haben. Jubel aber mußte er durch einen Familienpakt, der am 9. April 1864 einging, allen agnatischen Nachkommen entzogen. Maximilian kam dem, wenn auch nicht gerade gern, nach. Erst als er dieses getan, empfing er aus den Händen der Führer der liberalen Partei in Mexiko die Krone dieses Landes. Mit dieser Krone hatte er das Unglück seines Lebens auf das Haupt gesetzt.

Am 14. April 1864 verließ Maximilian von Triest aus die Heimat, landete Ende Mai in Vera Cruz und zog am 19. Juni feierlich in die Hauptstadt Mexiko ein. Die Tage Glanzes und des Glückes aber währten nicht lange. Rasch begannen sich Unruhen zusammenzuziehen. Und nun begann sich eines der traurigsten Schicksale zu erfüllen, das die Geschichte der Throne jemals gesehen: der Stein war ins Rollen gekommen.

In seinem Gegner, dem Präsidenten Juarez, hatte er einen furchtbaren und stumpfsinnigen Feind. Gegen diesen Feind sah er mit Erfolg zu wahren, war stäblich keine Kleinigkeit. Staatsmännisch nicht sonderlich begabt, merkte auch

Maximilian gar nicht, wie ihn Napoleon III. immer mehr in Stich ließ. Immer mehr schmürten ihn die Fäden der allgemeinen Verwicklung ein. Maximilian sah es nun wohl. Zu einer rechtzeitigen Rückkehr nach Europa konnte er sich aber auch nicht entschließen. Nur noch eine rein äußerliche Macht war in seinen Händen geblieben.

So kam es denn, daß sich die Wirren immer mehr steigerten, und daß er am 16. Mai 1867 durch Verrat zu Cuernavaca in die Hände des republikanischen Generals Escobedo fiel. Viel Federlesens machte man nicht mit ihm. Romantisches Blut pulste in den Adern seiner gehässigen Richter. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Solz und still nahm der Ex-Kaiser den furchterlichen Urteilspruch hin. Zusammen mit den Generälen Miramon und Mejia ward er am 19. Juni 1867 zu Cuernavaca erschossen. Mit ihm ward die Partei, die ihm die Krone geboten, zu Boden geschlagen. Seine Leiche ward durch den österreichischen Admiral Tegetthof feierlich abgeholt, nach Europa geholt und am 18. Januar 1868 in der Kaisergruft der Kapuzinerkirche zu Wien beigelegt. Die Trauer in Oesterreich, in ganz Europa, war tief. Seine Gattin verfiel in unheilbaren Wahnsinn. Dem auf so tragische Weise ums Leben gekommenen wurden in Diering bei Wien, in Triest und in Pola Standbilder errichtet.

## Die Doppelverlobung.

Eine Geschichte aus der Sommerfrische.

Von E. Kaja.

„Und so was nennt sich „Grand Hotel“, rief der kleine Bide Ober während aus und schwebte dem vor ihm stehenden Dachstimmer empörte Bide zu, „nicht einmal eine erbärmliche Dachstimmer mehr frei!“ „Wir sind in der Hochsaison, mein Herr,“ antwortete der Kellerer, gleichmütig die Achseln zuckend, „und da geht es in unseren Kurorten eben sehr lebhaft zu. Ich bedauere unendlich, aber vielleicht finden Sie im Adler.“ . . . Der kleine Bide hörte schon nicht mehr, er ergriff seine umfangreiche Reisetasche, schüttelte seinen Touristenstirn und stampfte hinaus. Als er an der offenen Veranda des Hotels vorüberging, hörte er eine lustige Männerstimme sagen: „Knopp begibt sich weiter fort, bis an einem anderen Ort.“ Baudes Lachen folgte diesem Jital. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, brummte der Bide, aber über sein Gesicht zuckte doch der Schimmer eines Lächelns. „Uebrigens kommt mir die Stimme merkwürdig bekannt vor.“ Er blieb stehen und blickte forschend auf die Gruppe junger Herren, unter denen sich der Dachstimmer befinden mußte. Plötzlich hob er den Schirm, drohte in komischem Jörn hinauf und rief: „Alfred, infamer Bengel, so seinen alten Onkel zu verhöhnen! Gleich kommst Du zu mir und hilfst mir ein Unterkommen suchen!“ Der als Alfred Angeredete, ein großer, blonder, junger Mann, Mitte zwanzig, beugte sich mit allen Zeichen stärkster Ueberrauschung über das Geländer der Veranda. „Onkel Reinhard! Ja, bist Du's denn wirklich oder spukt Dein Geist hier herum?“ „Ja bin's in voller Körperlichkeit,“ sagte der Bide, nahm seine Tasche wieder vom Boden auf und schritt ins Hotel zurück. Alfred Körner war ihm bis an die Tür entgegengeeilt. Sein hübsches Gesicht drückte die aufrichtigste Freude aus, als er den diesen Onkel begrüßte und umarmte. „Nein, aber joldy Zusammenstreffen! Natürlich leitest Du mein Zimmer, Onkel Reinhard, jetzt wollen wir aber erst ein Glas Bier zur Feier unseres unerwarteten Wiedersehens trinken.“ „Habe nichts dagegen,“ meinte Onkel Reinhard, seines Reichthums pensionierter Kanzleirat, „aber wir wollen uns allein setzen, ich habe allerlei auf dem Herzen und bin froh, mich einmal aussprechen zu können. Als sie an einem kleinen Tischchen in einem düstigen Zuge geleert hatte, sagte er: „Nun erkläre mir mal in aller Welt, wie kommst Du hierher nach Niederhausen?“ Alfred erröthete leicht. „Du weißt, lieber Onkel, daß ich im Frühling mein Staatsexamen als Arzt gemacht und mich in Xstadt, wo ich gleichzeitig als Assistent am Krankenhaus ein festes Gehalt beziehe, niedergelassen habe. Ich bin sehr wohl in der Lage, mir ein eigenes Heim zu schaffen und nun, so nun befinde ich mich auf der Brautfahrt.“ Er sah dem Onkel mit einem treuherzigen Lächeln ins Gesicht. „Auf der . . . der . . . Brautfahrt? Du Nielindiewelt? Da hört doch verschiedenes auf! Und ich habe in meinen reifen Jahren noch jezt stark überlegt, ob ich in den heiligen Ehestand treten soll. Ich bin nämlich auch jozufügen auf der Brautfahrt.“ Nun war's heraus und eine intensive Note ob des Geständnisses zog über das feiste Gesicht des Kanzleirates. Die Reihe des Erstausfalls war jezt an Alfred. „Du, der eingefleischte alte Junggeselle, Du willst heiraten?“ „Nein

hard zeigte eine gekränkte Miene. „Al! Erlaube mal, ich bin noch in den besten Jahren und eingefleischter Junggeselle? Nun, man ändert seine Ansichten zuweilen.“ „Nichts für ungut, liebster Onkel, ich wollte Dich nicht kränken. Ich finde es sogar sehr vernünftig, daß Du das Hagestolzenleben aufgeben willst.“ „So, wirklich?“ Der Kanzleirat sah seinen Neffen etwas unsicher an. „Ja, ich habe meine Jugendliebe vor kurzem zufällig wiedergesehen,“ sagte er fast schüchtern. „Sie ist eine sehr stattliche Witwe; auch sie schien sich zu freuen, mich wieder zu begegnen, und verriet mir, daß sie ihre diesjährige Sommerfrische in Niederhausen nehmen würde und so bin ich hierher gekommen. Ob sie schon hier ist, weiß ich nicht. Du kannst Dir nun vorstellen, wie wütend ich war, als ich im ganzen Rest kein Quartier finden konnte und wie dankbar ich bin, daß Du mich auf Dein Zimmer nehmen willst. Doch nun erzähle mir Deine Herzensgeschichte.“ „Die ist sehr einfach,“ sagte Alfred; „ich lernte Marie Kreutzer, die Tochter einer Großkaufmannswitwe im Winter kennen. Wir liebten uns schnell und waren längst verlobt, aber ihre Mutter will höher hinaus, ein junger Arzt ist nicht sehr nach ihrem Geschmack. Ich glaube wir werden noch schwere Kämpfe haben, aber wir halten tren zusammen. Vor einigen Tagen nun wurde Marie hierher zur Kur geschickt, sie ist etwas bleichsüchtig. Natürlich reiste ich sofort nach, in der Hoffnung, hier ungehindert mit ihr verkehren zu können. Zu meinem Entsetzen fand ich sie aber unter der Obhut einer Tante, die ein Nachkomme des seligen Argus sein muß. Sie bewacht ihre Nichte auf Schritt und Tritt, behandelt mich mit niedererschmetternder Kälte und läßt uns keinen Augenblick zu ungestörter Aussprache. Der reiche Drache, sage ich Dir, es ist zum Verzweifeln!“ Der junge Doktor sah so betrübt aus, daß Onkel Reinhard Mitleid bekam und sagte: „Na, na, so schlimm wird's ja nicht sein. Vielleicht kann ich Dir helfen, freilich, viel Zeit werde ich Dir nicht opfern können, da ich mich ja meistens mit meiner Anna beschäftigen muß, aber was ich tun kann, soll geschehen.“ Onkel und Nefse tauschten einen festen Händedruck.

Es war ein herrlicher Abend. Ueber den bläulich schimmernden Bergen verglomm das letzte Abendrot und der Himmel zeigte ein so herrliches Kolorit, wie es der Pinsel des größten Malers niemals zustande bringen würde. In den schattigen alten Bäumen der das Städtchen umgebenden prächtigen Anlagen sang die Amsel ihr melancholisches Abendlied, hier und da ließ sich das Liebestraufene, melodische Schluchzen einer Nachtigall hören, aus dem Sturgarten klangen die Weisen der Kuckucke herüber. Langsam gingen der Kanzleirat und sein Nefse dahin, sich ganz dem Zauber ihrer Umgebung überlassend. Plötzlich sagte Alfred des Onkels Arm. „Da kommt meine Marie,“ flüsterte er aufgeregt. „Leider mit der unermesslichen Tante. Erweise mir den Liebesdienst und halte mir das alte Ekel vom Halse.“ Der etwas kurzfristige Kanzleirat konnte die herankommenden Damen noch nicht recht sehen, als Alfred, die Jüngere der beiden schon mit glühenden Blicken betrachtete. Es waren ein paar hohe, schlank-fräugestaltigen, die sich naheten. Die Auserkorene des Doktors mochte etwa 20 Jahre alt sein. Ein feingeschnittenes, fast madonnenhaftes Gesichtchen war von herrlichstem, goldblondem Haar umrahmt und ein Kleid vom zartesten Hellblau hob die Schönheit seiner Trägerin in distinkter Weise hervor. Ihre Begleiterin, die ganz schwarz gekleidet war, stand vielleicht in der Mitte der Vierziger. Ihr noch Spuren einstiger großer Schönheit aufweisendes Gesicht hatte einen sehr energischen Zug und man konnte dem Doktor wohl glauben, daß er die resolute Dame ein wenig fürchtete. Inzwischen war man einander so nahe gekommen, daß auch der Kanzleirat die Damen erkennen konnte. Er stieß einen halbblauen Ruf freudiger Ueberraschung aus und eilte so schnell auf die Damen zu, daß der Doktor ihm ganz verblüfft folgte. „Anna . . . gnädige Frau . . . welches Glück, Sie schon am ersten Abend meines Hierseins zu treffen!“ Er ergriff ihre rechte Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Die ersten Rüge der Dame wurden jetzt durch ein Lächeln gemildert und eine fast mädchenhafte Röthe ergoß sich über ihre Wangen, sie hatte nun wirklich nichts drachenhaftes an sich. „Auch ich freue mich aufrichtig, lieber Reinhard,“ sagte sie mit klangvoller Altstimme. „Indessen war auch der Doktor herangekommen. Der Onkel drohte ihm lächelnd mit dem Finger, er dachte an den „Drachen“, und sagte dann: „Meinen Schlingel von Neffen kennen Sie wohl schon, ich glaube, er begt stark die frevelhafte Absicht, Ihre schöne Schutzbefohlene zu entführen, gehen Sie nur gut Acht!“ Der Doktor und Marie wurden blutrot. „Aber besser Onkel . . .“ flötete Alfred. „Ach was, Du bist mir der rechte Held, fürchtet sich vor der besten, gütigsten Frau!“ „Haben Sie mich wirklich gefährdet?“ sagte Frau Anna Rubenow neckend. „Gnädige Frau!“ Der Kanzleirat schmiedete das Eisen, die weil

es warm war. „Anna,“ sagte er und sah die schlank-fräugestaltige Frau mit einem Blick innigster Liebe an, „ich will heute nicht wie einst vor langen Jahren mein Glück durch Bögen versuchen, Anna, wollen Sie es mit mir alten Knaben versuchen? Sie wissen ja, daß meine Gefühle für Sie noch die gleichen sind, wie einst in der Jugendzeit.“ Unter Tränen lächelnd reichte ihm Frau Anna schweigend die Hand. „Hurra!“ rief Onkel Reinhard, redete sich auf den Lebensspitzen und gab seiner Braut ohne Rücksicht auf Ort und Zeit einen schallenden Kuß. „Aber, Eduard,“ wehrte sie ihn erdönd ab. Nun sagte dieser den Doktor an der Hand. „Wenn wir glücklich sind, sollen es auch andere sein,“ sagte er, „laß uns heute Doppelverlobung feiern!“ Anna Rubenow leistete nur schwachen Widerstand. Ueberfellig zog der Doktor Marie an sich. „Sie erlauben, gnädige Frau,“ sagte er zu Anna und gab nun auch seiner Braut den Verlobungskuß. Ob's der erste war? Sofort wurde an Marias Mutter telegraphiert, und da die Tante als warme Fürsprecherin eintrat, kam schon nach einer Stunde der erbetene mütterliche Segen per Draht an.

Nun ging's im „Grand Hotel“ hoch her bis zu sehr vorgerückter Stunde. Der Ausgelassenste war Onkel Reinhard. Seine Braut an sich ziehend sagte er auf einmal zu Alfred. „Wenn es jetzt wieder von mir heißt „Knopp begibt sich weiter fort, bis an einen andern Ort,“ so ist es an einen Ort des Glücks ins traute, eigene Heim.“ Hell klangen die Gläser aneinander.

## Allelei.

ca. Das hl. Schwein in San Giovanni Rotondo (Italien): Ein ergötzliches Vorkommnis wurde in der letzten Zeit in vielen österreichischen Blättern und auch in manchen deutschen „Intelligenz“-Blättern, wie die „Berliner Tribüne“, geschildert: Man las da: „In San Giovanni Rotondo (Italien) sah eine Pestschwester in einer Pfütze ein sonderbares Schwein mit einem Herz Jesu auf dem Rücken und brachte mit dieser Meldung die ganze Einwohnerschaft des Städtchens aus Rand und Band. Selbstverständlich wurden dem hl. Tierchen göttliche Ehren zuteil, und dem Besitzer wurde angst und bang, ob seines „geheilten“ Schweinchens, das er lieber hätte zu Geld machen wollen. Allein alles half nichts, wollte er sich nicht die Raube der dortigen Fanatiker aufbürden.“ So lautete die Nachricht dieser Wälder. Und wie verhält es sich mit dieser Angelegenheit! Von ganz zuverlässiger Seite erfahren wir: In San Giovanni Rotondo ist die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu sehr verbreitet. Als Zeichen ihrer besondern Verehrung schenkte nun eine Frau ihrer Pfarrkirche ein Schweinchen mit der Bestimmung, es groß zu ziehen und den Erlös aus dem späteren Verkauf zu frommen Zwecken zu verwenden. Dieses Schweinchen hatte nun auf den sonst ganz weißen Vorsten gerade in der Mitte des Rückens ein dunkles Muttermal, das so geschilderte „Herz Jesu“. Nun zu allem Unglück durfte auch dieses Tierchen nach Orisfitte mit den übrigen Schweinchen frei herumlaufen und so wurde es zum hl. Schwein der „Intelligenz“. Der Besitzer des Schweinchens ist also die Pfarre von San Giovanni Rotondo, die sich gewiß nicht mißgestimmt über das Schicksal des Schweinches hinter den Ohren kratzt, sondern mehr lachen wird über den neuerlichen, köstlichen Vereinsfall der „Deutschen Intelligenz“. Darum hinaus mit dem Pfaffengeist aus der „Schule“, wie die in Berlin erscheinende „Tribüne“ in ihrer Nummer 25 vom 19. Juni schreibt, da es ein neuer Beweis ist für die Forderung unserer Freunde, nämlich die Beseitigung des jetzigen, religiösen Unterrichts und seiner jüngerer Vertreter aus der Schule.

## Exerzitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach.

In diesem Jahre werden hier folgende Exerzitienkurse abgehalten, zu welchen wir hierdurch freundlichst einladen.

- II. Für Abiturienten und Primaner (und Akademiker) 12. bis 16. August, 2. bis 6. Septbr., 9. bis 13. Sept.
- III. Für Volksschullehrer 20. bis 24. August, 30. Septbr. bis 4. Oktober, 7. bis 11. Oktober.

Die Kurse beginnen immer am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten Tages. Anmeldungen nimmt der Caspater der Abtei Maria-Laach entgegen.

Post Maria-Laach (Nhb.), Station Niedermendig, Strecke Andernach-Gerolstein.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 28.

Düsseldorf, den 14. Juli.

1907.

Inhalt: Evangelium zum achten Sonntag nach Pfingsten. — heilige Elisabeth. — Religiöses Leben in Berlin. — Allerlei.

— Machet euch Freunde. — Das Schifflein Petri. — Die Papi und Schah. — Die Flucht P. W. Karpowitschs. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum achten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVI, 1—9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in ähnen Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann nicht und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Del. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichtums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

### „Machtet euch Freunde!“

O Herr! Wir zittern vor der Rechenschaft,  
Da unsere Verwaltung bald sich endet,  
Wo ist das Mittel, das Ersatz uns schafft  
Für all' Dein Gnadengut, das wir verschwendet?

So laß auch uns denn folgen Deinem Rat:  
Daß mit dem Mammon Freunde uns erwerben,  
Damit Du, lobend uns're kluge Tat,  
Begleichen kannst die Rechnung, wenn wir sterben.

Was eines Armen Hand von uns empfah'n,  
Das mehrst Du hundertfach uns zur Belohnung:  
Du siehst es an, als wär' es Dir getan,  
Und nimmst dafür uns einst in Deine Wohnung!

### Das Schifflein Petri.

V.

Die Einrichtung oder, wie wir gewöhnlich sagen, die Verfassung, die der Herr Seiner Kirche gegeben hat, besteht nach dem Gesagten also darin, daß die Gläubigen den Priestern, die Priester den Bischöfen und die Bischöfe dem Papste untergeordnet sind. Auf zweifache Weise beteiligen sich die Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, an der Regierung der Kirche: Zunächst verwalten sie einzeln den ihnen vom Papste angewiesenen Teil der Kirche — ihre Diözese — und dieses Hirtenamt üben sie in den einzelnen Gemeinden durch die von ihnen gesandten Priester oder Seelsorger aus. Sodann versammeln sie sich zuweilen — zu einem

Konzil — um gemeinsam mit dem Papste über das allgemeine Wohl der Kirche zu beraten und mit ihm Entscheidungen und Anordnungen zu treffen, die sich auf die gesamte Kirche beziehen.

So greifen also Priestertum, Episkopat und Papsttum ganz wunderbar ineinander: nur der Herr Selber konnte eine so herrliche Einrichtung treffen zum Heile der von ihm erlösten Seelen. So trägt schon der „Leib“ der Kirche (ihre Verfassung) den Stempel göttlichen Ursprungs an der Stirn. Und doch haben wir das Meisterwerk Jesu Christi noch nicht in seiner ganzen Schönheit ins Auge gefaßt; denn wenn der „Leib“ der Kirche auch noch so herrlich ist, was wäre er, wenn er nicht durch den Geist — durch die „Seele“ — belebt würde?

Denken wir für einen Augenblick an das, was uns die hl. Schrift von der Schöpfung unseres Stammvaters Adam erzählt: Gott der Herr nahm ein wenig Staub, und nachdem Er ihn zu einem menschlichen Leibe gestaltet hatte, hauchte Er ihm eine unsterbliche Seele ein; es war gleichsam ein Hauch der Liebe, den der Herr Seinem göttlichen Herzen entnahm. — Und siehe! da richtet die bis dahin leblose Bildsäule sich auf, ihre Augen öffnen sich, ihr Herz beginnt zu schlagen: die Menschheit hat begonnen!

In der Tat, ein feierlicher Augenblick! Dennoch ist diese ergreifende Szene nur ein unvollkommenes Bild dessen, was bei der Entstehung, bei der Schöpfung der Kirche Gottes geschah. Siehe! Der Bau ist vollendet, sie steht da; wo aber ist der göttliche Hauch, der ihr nun auch Leben und Bewegung einflößen wird? Christus, der Herr, hat ihn lange vorher verheißt: „Ich habe euch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren“ (Joh. 16, 12 und 13). — „Dieses habe Ich zu euch geredet, da Ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der Heil. Geist, den der Vater in Meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was immer Ich euch gesagt habe“ (Joh. 14, 25 und 26). — „Ich will den Vater bitten, und Er wird euch einen andern Tröster geben, der bis in Ewigkeit bei euch bleiben soll, den Geist der Wahrheit“ (Joh. 14, 16 und 17).

Dieses alles ist also vorerst noch „zukünftig“, erst eine Verheißung; wir müssen warten bis zur glorreichen Auferstehung des Herrn; denn erst von da an tritt Er als Haupt der von Ihm wiedergeborenen Menschheit auf; nach der Auferstehung erst erblicken wir Ihn in Seiner vollen Würde und Majestät. — Und nun hören wir Seine Worte: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“... „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch.“ — Und als Er dieses gesagt hatte, hauchte Er sie an und sprach: „Empfanget den hl. Geist!“

Wie der Herr einst im Anfange in das Antlitz unseres

Stammvaters „gehaucht“ und ihm eine belebende Seele gegeben, so haucht derselbe Gott nun in das Antlitz der Kirche — d. i. der Apostel — und macht sie zu einer Körperschaft, deren belebende Seele der Heil. Geist ist! Und dieses göttliche Leben soll die Kirche auch betätigen: „Darum gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie ... und lehrt sie alles halten, was Ich euch befohlen habe, und siehe! Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt!“ (Matth. 28.)

Dieses letzte trostvolle Wort des Herrn erinnert mich an eine Episode aus dem Leben des großen Römers Julius Cäsar. Als dieser einst während eines heftigen Sturmes sich in einem kleinen Kahn auf offener See befand, und der das Ruder führende Schiffer, zitternd und bebend vor Angst, den Kampf gegen die tobenden Elemente aufgeben wollte, rief der auf „sein Glück“ vertrauende Cäsar, indem er sich zugleich zu erkennen gab: „Warum fürchtest Du Dich? Du fährst den Cäsar und sein Glück!“ — Fürwahr ein Wort zur rechten Zeit! Allein ich kenne ein anderes Wort, größer, erhabener noch, weil es Wahrheit ist. Mag der Wellenschlag, der das Schifflein Petri gefährdet, noch so hoch gehen: Fürchte nicht, mein Christ! Siehe, der Herr Selber weilt im Schifflein Petri, — der Herr, der zur rechten Zeit dem Sturme und den Wellen gebieten wird!

## \* Die heilige Elisabeth.

Von Dr. D. Doering, Dachau.

Wie eines Engels Erscheinung in irdischer Gestalt, wie die Verkörperung aller edelsten christlichen Tugenden, die dem Menschen, die dem Weibe und zumal dem deutschen Weibe eigen sind, unbergänglich ob ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Demut und ihrer Barmherzigkeit, und neben dem allen ob ihres Herzeleidens, ob ihrer zarten Jugend, die so früh ins Grab sank — also steht die ruhende Gestalt der heiligen Elisabeth von freundlichem, milden Schimmer umgeben in der Geschichte und Legende da. Viele große Helden und Schlachtengewinner, die da glaubten, daß ihr Ruhm fester denn Stein und Erz für ewige Zeiten gesichert sei, sind längst vergessen, sie aber, die niemals an dergleichen gedacht hat, die nichts sein wollte als eine Dienerin Christi und eine Trösterin der Armen, ihren Namen hat unser Volk tief in sein Herz geschrieben, und was da ausgezeichnet steht, vergeht nicht, so lange es noch gute Menschen gibt.

Sieben Jahrhunderte sind am 7. Juli 1907 verfloßen, seit Elisabeth zu Preßburg in Ungarn geboren wurde. Sie war die Tochter des Königs Andreas und seiner Gemahlin Gertrud. Durch diese Mutter aber war Elisabeth eine Prinzessin deutscher Abkunft, denn jene war die Tochter Bertholds III., Herzogs von Meran und Grafen von Andechs. Schon sehr bald nach ihrer Geburt ward, wahrscheinlich auf Vermittlung des Bischofs Eibert von Bamberg beschlossen, sie mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen zu vermählen und so wurde sie bereits in ihrem vierten Jahre an den Ort ihrer Bestimmung gebracht, auf die Wartburg bei Eisenach, wo sich die Hofhaltung des Landgrafen befand. Dort fand sie recht verschiedenartige Aufnahme. Der Landgraf hatte sie gern und nahm sie in Schutz wo er konnte, seiner weltlich gesonnenen Gemahlin Sophia aber war das Kind wegen seines religiösen Sinnes ein Dorn im Auge. Der Gang zur Frömmigkeit, die Liebe für alles kirchliche Wesen war bei Elisabeth wohl ein Erbeil von ihrer Tante Hedwig her, die wegen derselben Tugenden gleichfalls heilig gesprochen worden ist. Schon sehr früh zeigten sich die charakteristischen Reigungen des Kindes. Beim Spielen entran sie den Genossinnen, um in die Schloßkapelle zu eilen und dort die Wände und Türschwelle zu küssen. Wenn sie Geschenke machte, so tat sie es gegen das Verbot, daß die Beschenkten fleißig beten müßten. Beim Gottesdienste war niemand andächtiger als sie. So unterschied sie sich gar sehr von allen übrigen, die wohl auch zur Kirche gingen, aber doch nur, weil es nun einmal so der Brauch war. Schlimm wurde das Verhältnis aber erst nach des Landgrafen Tode. Jetzt ging man zu offener Feindseligkeit über, erklärte Elisabeth für böseartig und eitel, als ob sie mit ihrer Frömmigkeit nur Aufsehen erregen wollte, oder sah sie als geistesgekört an. Man mäkelte auch daran, daß Elisabeth's Brautausstattung nicht den Erwartungen entsprochen hatte. Jedenfalls war man der Ansicht, daß ein solches Mädchen durchaus nicht zur künftigen Gemahlin des thüringischen Landgrafen passe und suchte die Sache zu hintertreiben. Dabei hatte man aber außer acht

gelassen — die Liebe und Bewunderung, die Ludwig für seine Braut hegte. Seit 1218 war er seines Vaters Nachfolger geworden, und zeigt alsbald, daß er Willenskraft genug besaß, sie, die seine Gemahlin werden sollte, vor Unbill zu schützen. „Man sage, was man wolle,“ entgegnete er denen, die ihn zu beeinflussen suchten, „so spreche ich, daß sie mir lieb ist und auf dieser Erde ich nichts Lieberes habe.“ Als er zwanzig, und sie vierzehn Jahre zählte — 1221 — fand die Vermählung statt, von der Berthold von Reinhardsbrunn voller Rührung ausrief: „Ach, welch ein seliges, heiliges, unschuldiges Paar kam hier zusammen nach Gottes Willen.“ In Wahrheit, sie paßten so gut für einander, wie selten in der Welt vorkommt. Der junge Landgraf war voll tiefen Verständnisses für die Eigenart seiner Gemahlin. Nur erfahrener und praktischer war er als sie, die nur für ihre innere Welt lebte, und so war es auch gut und ersprießlich. Im übrigen leistete er ihren Reigungen Vorbehalt, wo er nur konnte. Er litt die Störung, daß sie sich nichts werden ließ, wenn sie ihrer Andacht obliegen wollte. Als sie zum Entsetzen der Schwiegermutter einem Ausfahigen im Bett ihres Gemahls das Lager bereitet hatte, stimmte er in den Tadel nicht etwa ein — nein, er lobte sie, als habe sie den Heiland beherbergt. Als 1225 auf 26 Hungersnot herrschte, und Elisabeth, während der Gemahl in Italien war, alles Korn fortgab und die Habe verpfändete, sprach er nach seiner Mühseligkeit: „Laß sie armen Leuten nach ihrem Willen gütlich tun, wenn uns nur Wartburg und Neuburg bleiben.“ Daß sie sich auch geisteln ließ, soll er nicht gemerkt haben, obgleich es doch auf die Dauer kaum verheimlicht worden wäre.

So lebte das Paar in Frieden und Glück mit einander. Nur eins blieb Elisabeth unerfüllt, schien nicht erfüllt werden zu können, nämlich daß sie sich ganz und gar dem geistlichen Leben hingab. Hätte man sie nicht im unvründigen Alter bereits verlobt, sie hätte es sicher getan. Aber wenigstens förderte sie die geistlichen Orden, denen sie nicht angehören konnte, schützte die in Eisenach wohnenden Minoriten und lebte für ihre eigene Person, so weit es sich irgend tun ließ, den Klostergebrüden angemessen. Ihr Ratgeber dabei und ihr Seelsorger war der berühmte Konrad von Marburg, über dessen Person und dessen Verhalten gerade gegen Elisabeth so viel geistriten und gescholten worden ist.

Daß sie nicht ins Kloster gehen konnte, blieb ihr Schmerz, den sie auch dem Reichtvater offenbarte, und blieb es trotz aller Liebe, die sie für den Gemahl hegte. Daß sie diese Liebe nicht bloß etwa pflichtgemäß zeigte, sondern daß sie ihr wirklich aus tiefsten Herzen kam, sehen wir recht deutlich daran, wie sie in Ohnmacht sank, als sie 1227 zufällig entdeckte, daß er gelobt hatte, sich Kaiser Friedrich II. beim Kreuzzuge anzuschließen. Und als der Geliebte fortzog — am Johannistag 1227 — ließ sie nicht von ihm, sondern ging mit ihm weit und immer weiter, als wüßte sie es, daß der Einzige, der sie liebte, nie wiedertehren sollte.

Denn er starb schon am 11. September desselben Jahres in Otranto. Wie rührend klagte sie um den Verlorenen! „Tot, tot ist mir nun die Welt mit ihrer Freude und Ehre“, rief sie und als der Sorg gebracht wurde, löste sich ihr Schmerz im Gebet: „Herr, du weißt wohl, daß mir, hätte es nach deinem heiligen Willen sein sollen, sein Leben und sein liebliches fröhliches Angesicht lieber gewesen wäre, als alle Freude, Bönne, Ehre und Lust dieser Welt. Nun aber will ich deinem Willen, mein allerliebster Herr, nicht widerstreben.“

Als bald begann jetzt furchtbare Zeit für sie. Heinrich Raste ließ die Schloßlose von der Wartburg vertreiben. In tiefer Bewegung, aber in festem Gottvertrauen erlitt sie die Bedrängnis, bis Bischof Eibert von Bamberg vermittelte, und die zurückgekehrten Kreuzfahrer der Sache energischen Nachdruck gaben. So kam sie wieder auf die Wartburg, die ihr Wittwenstüb sein sollte. Aber wie hätte sie dort bleiben mögen, wo alles sie an ihren Gemahl erinnerte, und wo außerdem der Saß der bösen Verwandten ihr jede Stunde verbitterte. Wieder erwachte der Gedanke an ein rein geistliches Leben, und am Charfreitag 1229 leistete sie die feierlichen Gelübde fernerer Keuschheit und Willenslosigkeit. Auch auf ihren Besitz hätte sie gern verzichtet, wenn Konrad von Marburg sie nicht gehindert hätte. Angeblich auf sein Verreiben siedete sie dann nach Marburg über, wohnte dort in einer bescheidenen Hütte von Holz und Lehm fleidete sich und ihre Dienerinnen in die Gewänder des christlichen Franziscusordens. Schwer waren die Prüfungen, die Konrad ihr auferlegte, aber sie bestand sie alle freudigen Herzens. Ja, sie arbeitete um elenden Lohn und sparte sich davon noch ab, um armen Leuten Gutes tun zu können. Sie gab und gab, schenken war Lebensbedürfnis für sie. Aber den schweren Entbehrungen war der zarte Körper nicht gewachsen. Erst 24 Jahre alt starb sie am 12. November 1231. Ihre Heiligsprechung erfolgte am 1. Juni 1235. Ueber ihren sterblichen Resten erhebt sich die Eli-

fabelkirche in Marburg, eins der schönsten alten Bauwerke Deutschlands. In Sage und Dichtung, in herrlichen Musikwerken, in zahllosen Bildwerken ist das Andenken der edeln Frau verherrlicht worden.

## X Religiöses Leben in Berlin.

Die „Reformation“ bringt in Nr. 26 eine interessante Statistik über Eheschließungen, Trauungen und Ehescheidungen aus dem Jahre 1905 in Berlin. Bei einer mittleren Bevölkerung von 2 010 826 Personen fand im genannten Jahre zu Berlin 22 276 standesamtliche Eheschließungen statt. Von diesen Ehen waren 17 027 rein evangelisch, aber nur 10 660, d. h. 62,56 Prozent, wurden kirchlich eingeseegnet. Die rein katholischen Eheschließungen betrugen in demselben Zeitraum 1040, d. h. 84,51 Prozent; hier liegt, so bemerkt das als Quelle zitierte orthodoxe Organ, ein Mangel für die evangelische Kirche vor, der einer dringenden Abhilfe bedarf, denn er ist dauernd. Das beweist der Durchschnitt der letzten 25 Jahre, in denen der Anteil der kirchlich eingeseegneten Ehen bei rein evangelischen Paaren nur 62,90 Prozent betrug, während sich der Prozentsatz bei den Katholiken auf 80,39 belief. Am bedenklichsten ist aber, so fährt das Blatt weiter, daß seit 1902 eine Abnahmbewegung der kirchlichen Einsegnung bei den Evangelischen zu verzeichnen ist. Die seelsorgerliche Tätigkeit der protestantischen Geistlichen müsse sich daher vornehmlich auf diese Ehepaare erstrecken; dann das, was bei der katholischen Geistlichkeit unter schwierigen Verhältnissen gelinge (man denke an die Schwierigkeit der Seelsorge an Jugewanderten!), müsse den evangelischen Geistlichen auch gelingen.

Mischehen wurden 3575 geschlossen. Der Gewährsmann der „Reformation“ konnte die genaue Zahl der kirchlich eingeseegneten Ehen nicht ermitteln, er glaubt aber, aus guten Gründen annehmen zu dürfen, daß dies höchstens für 1350 Paare der Fall ist. Auch hier liegt offenbar ein Mangel vor, dem sowohl von evangelischer als katholischer Seite aus entgegengetreten werden muß.

Bezüglich der Ehescheidungen bezeichnet unsere Quelle die Scheidungsziffer bei den katholischen Paaren als auffallend gering. „Man muß aber zusehen, so wird zum Trost für das protestantische Herz hinzugefügt, ob viele dieser unglücklichen Ehen nicht besser geschieden worden wären. Jedenfalls erweist die größere Zahl der Ehescheidungen bei evangelischen Paaren nicht etwa eine Minderwertigkeit des evangelischen Bekenntnisses.“

Soweit der Gewährsmann der „Reformation“. Es ist lobend anzuerkennen, daß man protestantischerseits den Katholiken wenigstens dann gerecht wird, wenn die unerbittlichen Zahlen dazu nötigen.

Die Katholiken haben es in Berlin verstanden, trotz der anerkannt schwierigen Pastoration einen weit höheren Prozentfuß bei den kirchlichen Eheschließungen zu erzielen als die Protestanten, denen doch gerade in Berlin absolut nichts fehlt. Darum mag der „Reichsbote“ entnehmen, mit welchem Recht er kluge führt, wenn die Katholiken in der Diaspora Gotteshäuser bauen. Die „Reformation“ selbst gibt ja zu, daß die Pastoration bei den Katholiken schwierig ist, weil sie eben zu wenig Kirchen und zu wenig Geistliche haben.

Interessant für uns Katholiken sind die Bemerkungen zu den Mischehen. Die katholische Kirche weiß wohl, warum sie die Mischehen verbietet. Sie will nicht haben, daß Katholiken und Protestanten heiraten, weil ihr nur zu gut bekannt ist, daß die religiöse Gesinnung bei den Mischehen auf tiefer Stufe steht. Darum wird die Mischehe auch von den Religionsverächtern und Atheisten so energisch verteidigt. Wenn die Katholiken der Einladung der „Reformation“ Folge leisten wollen, indem sie dem durch die Mischehen hervorgerufenen Mangel entgegenzutreten, werden sie aber gerade von den Protestanten mit Vorwürfen der niedrigsten Art überhäuft. Man muß doch immer und immer wieder hören, daß die katholische Kirche durch ihre Mischehenpraxis lediglich Propaganda treibe, obwohl die Bemerkung der „Reformation“ den klaren Beweis liefert, daß dieser Vorwurf mit den Tatsachen schmerzhaft in Widerspruch steht.

Was die Ehescheidungen anlangt, können wir leicht begreifen, daß die angeführten Ziffern auf protestantische Gemüter einen peinlichen Eindruck machen. Aber hier heißt es, den Tatsachen in die Augen zu schauen. Die Reformatoren haben den Wert der Ehe preisgegeben, den ihr Christus zugesprochen hat, indem sie in der Ehe nur ein „rein weltlich Ding“ erblickten wollten. Nach katholischer Auffassung ist der Ehestand ein religiöser, und dieses religiös-sittliche, von Gott herrührende Band trägt in seinem Wesen die Unauflöslichkeit. Und im Laufe der Zeiten hat die katholische Kirche die schwersten Kämpfe bestehen müssen, um

gerade diese Eigenschaft der Ehe intakt zu bewahren. Selbst traurige Verhältnisse, die sich in der Ehe einstellen können, bilden keinen Grund gegen ihre Unauflöslichkeit. Denn die Ehe hat in erster Linie dem Wohle des gesamten Menschengeschlechtes zu dienen und zu diesem Zwecke erheischt sie eben völlige Unauflöslichkeit. Die Frage, ob die größere Zahl der Ehescheidungen bei evangelischen Paaren auf eine Minderwertigkeit des evangelischen Bekenntnisses schließen lasse, beantwortet sich aus dem Gesagten von selbst!

## † Papst und Schah.

Dem „Westf. Merl.“ wird von seinem römischen Korrespondenten geschrieben: Dieser Tage empfing der heilige Vater im Thronsaal des Vatikan Sr. Erzellenz Mahmud Khan Ala-ol-Molk, außerordentlichen Gesandten des neuen Schahs von Persien, in feierlicher Audienz. Mahmud Khan hatte den Auftrag, die Thronbesteigung des neuen Schahs dem italienischen Könige sowohl als dem Papste mitzuteilen. Dieser Umstand allein verleiht dem Vorgange eine besondere Wichtigkeit: der Kaysandte Mohammed Ali Mirzas tritt mit seinem Gefolge den Vatikan nach seinem Besuche beim Quirinal.

Ein anderer Umstand jedoch hebt die im Namen des persischen Herrschers vollzogene Handlung noch mehr hervor: die heutige Vorstellung geschah kaum 2 Jahre, nachdem der Vater Ali Mirzas bei seinem 2. Aufenthalt in Rom als Gast des Quirinals dem Haupte der Christenheit seinen Besuch nicht abtun zu müssen glaubte: Mozaffared-Din steifte sich damals auf die Etikettenfrage und verließ Rom ohne beim Vatikan vorgesprochen zu haben, was der Antiklerikalismus zu seinen Zwecken als eine dem hl. Stuhl widerfahrene Demütigung ausbeutete. Sollte es sich damals wirklich um eine Demütigung gehandelt haben, so ist sie heute ausreichend gut gemacht; man lese nur die kurze, aber bedeutungsvolle Ansprache des Abgesandten des Königs der Könige an Pius X.:

„Ich beehre mich, Sw. Heiligkeit den Brief Sr. Majestät meines erhabenen Herrschers Mohammed Ali Schah einzuhandigen, der mich als außerordentlichen Gesandten bei Sw. Heiligkeit akkreditiert, um Allerhöchsterseits seine Erhebung auf den Thron seiner Väter anzuzeigen. Sr. Majestät ist sehr erfreut, die althergebrachten guten Beziehungen zwischen der persischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle aufrecht zu erhalten und seinen katholischen Untertanen, die in Persien fortgesetzt in Frieden leben, immerfort wohlwollenden Schutz zuzuwenden. Ich fühle mich glücklich und geehrt, von meinem Herrn zu dieser hohen Aufgabe bei Sw. Heiligkeit auserlesen zu sein.“

Der Papst antwortete, keinen Zweifel zu hegen, daß Sr. Majestät der Kaiser auf dem Thron seiner Väter die immer bestanden guten Beziehungen zwischen dem Perserreich und dem heiligen Stuhl fortsetzen und seinen wohlwollenden Schutz auf alle Katholiken ausdehnen werde, die so auch in Persien ihre Religion frei ausüben und das Leben in Frieden führen werden.“

Tatsächlich sind die Beziehungen zwischen Teheran und Rom sehr gut, besonders seit drei Vierteljahrhunderten, d. h. seit dem Schah Fet Ali 1834 der Religionsfreiheit günstige Bestimmungen erließ, die die Ansiedlung der Lazaristen erlaubten; schon 1827 hatte die Kongregation de propaganda fide viele katholisch-armenische Beisliche dahin gesendet, 1874 jehte dann Pius IX. eine apostolische Delegation in Persien ein mit dem Sitze in Urmiah; der gegenwärtige Delegat ist Mgr. Lesné, Lazarist, der seit 1896 jene Stelle einnimmt. Erster Delegat war Mgr. Cluzel, zweiter Mgr. Monteti, der 1891 im Auftrage des Schahs Leo XIII. dessen Huldigung feierlich überbrachte. 1883 hatte der Papst zwei persisch-kaiserlichen Kreuzen das Großkreuz des Piusordens verliehen.

Persien zählte in den ersten Jahrhunderten der Kirche blühende christliche Gemeinden, die erst König Sapor dann der Nestorianismus vertrieben. Das Zerfallenswert wurde vom Islam vollendet, so daß man von 642 bis 1300 kaum Spuren katholischen Glaubens vorfindet. Im 14. Jahrhundert lebten die unter der Ägide forglimmenden Funken wieder auf, dank den Bemühungen des Dominikaners Franco von Perugia, und 300 Jahre später siedelten sich in Persien barfüßige Karmeliter an; 1730 jedoch brach unter Schah Nadir eine Christenverfolgung aus, die der berüchtigsten des Königs Sapor an Grausamkeit nichts nachgab.

Jetzt leben in Persien ungefähr 10 000 Katholiken, meist armenischen Ritus, alle in der einzigen Diözese Aspa-han (der alten Reichshauptstadt) vereinigt, die für den orientalischen Ritus von Mgr. Lesné, für den armenischen von Mgr. Sabbagian, Patriarch von Cilicien, verwaltet wird.

Die Katholiken werden dort in keiner Weise belästigt und es mag nicht gewagt sein, zu behaupten, daß sie zur öffentlichen Meinung unter den Gebildeten beigetragen haben,

der der neue Schatz Rechnung trug, als er seinem Volke die Verfassung gewährte und im allen Reiche Sapors jene Einrichtungen einführte, die heute das Merkmal der zivilisierten Völker bilden. Die lateinischen Katholiken Persiens zählen kaum 200; dafür nehmen sie bedeutende gesellschaftliche Stellungen ein.

## = Die flucht P. W. Karpowitschs.

Die „Zeff. Btg.“ gibt nach dem „Ruflose Slowo“ eine Schilderung der flucht P. W. Karpowitschs wieder, der nach der Ermordung des Kultusministers Bogolepow in die Schlüsselburger Festung gesperrt und dann nach Sibirien verschickt worden war. Am 9./22. März ist Karpowitsch aus Sibirien entflohen und erst jetzt, drei Monate später, erfährt man in Europa die Einzelheiten dieser flucht.

Nachdem Gerschuni seine Freiheit in einer Tonne mit Sauer Kohl glücklich erlangt hatte, reiste auch in Karpowitsch der Entschluß, sich durch flucht der Katorga (Zwangsarbeitsgefängnis) zu entziehen. Allein der Chef der Katorga hatte gleich nach dem Entweichen Gerschunis den Befehl erteilt, daß jeder wieder eingefangene flüchtige Sträfling „wie ein Hund“ erschossen werden solle, und derer, die bei der flucht behilflich waren, harrete ein kaum weniger unangenehmes Los. Außerdem war die Möglichkeit des Entkommens aus der Katorga durch weitgehende Vorkehrungsmaßnahmen mehr als illusorisch gemacht. Ein, zweimal scheiterte der fluchtplan Karpowitschs an irgend einer unvorhergesehenen Kleinigkeit. Da sollten einige Gefangene, unter ihnen auch Karpowitsch zur Ansiedlung in den Wargujinski-Kreis übergeführt werden. Diesen Umstand benötigte man, um folgenden Plan auszuführen:

Nach genauer Berechnung mußte der Gefangenentransport am 8./21. oder spätestens 9./22. März, abends in Werschneudinsk eintreffen; 15 bis 20 Werst vor der Stadt führte der Weg durch dichten Wald. Hier mußte die flucht vor sich gehen. Ein in den Plan Eingeweihter sollte mit seinem Schlitte an dieser Stelle den Zug erwarten, ein anderer beim letzten Stappelpunkt vor Werschneudinsk mit seinem Gefährt bereit stehen. Karpowitsch mußte die Pferde seines Gefangenengefährtes lahm machen und dann den wartenden Schlitten seines Helfers besteigen. Ein paar Wochen, bevor den Gefangenen eröffnet wurde, daß sie aus dem Gefängnis zur Ansiedlung überführt werden sollten, was sie selbst schon früher erfahren hatten, simuliert Karpowitsch Ermattung und Schmerzen in den Beinen. Als ihm eröffnet wurde, er werde zur Ansiedlung per Säub geschafft werden, bat er im Hinblick auf seinen Gesundheitszustand auf eigene Bedienung Pferde benutzen zu dürfen. Dies Gesuch wurde genehmigt, allein mit der Bedingung, daß er ein von der Verwaltung bestelltes Gefährt und zwar mit mehreren anderen Gefangenen zusammen benutzen müsse. Das zerstörte den ganzen Plan, der die allgemeine Benutzung eines Schlittens zur Bedingung hatte. Man griff zu einem anderen Mandier.

Karpowitsch nahm kurz vor Ausbruch der Etappe ein starkes Brechmittel ein. Nur mit Mühe gelingt es ärztlicher Hilfe, seine Wirkung zu heben. Jetzt erhält Karpowitsch bedingungslos die Erlaubnis, sich ein eigenes Gefährt zu werten. Diese Reise geht ohne Zwischenfall von staten. Unterwegs bemerkt jemand von den Gefangenen wie zufällig, daß das Pferd von Karpowitschs Schlitten seine Hufeisen verliert. Er reinigt den Huf mit einem Messer vom Schnee, bringt dem Tier dabei zwei kaum sichtbare Sennitwunden bei, in die er ein paar Kristalle Kampfer hineinreibt. Wie vorauszusehen, erreicht das so „präparierte“ Pferd nur mit größter Mühe die letzte Steppenstation. Es weiter zu benutzen ist unmöglich. Allein auf der Station harret Karpowitsch eine Ueberraschung: der Schlitten, der ihn nach der Verabredung hier erwarten soll, ist nicht da, ein anderes Gefährt nicht aufzutreiben. Der Offizier des Konvois will ihn unter Bedeckung zurücklassen, um ihn aus der Stadt einen Schlitten zu schicken. Am letzten Augenblick erscheint der Helfer Karpowitsch mit seinem Schlitten. Der Konvoi-Offizier selbst trifft mit ihm die Abmachung, und Karpowitsch schläft die Nacht im Schlitten. Am anderen Morgen geht es weiter der Stadt Werschneudinsk zu. Man fährt in den erwarteten Wald hinein. Da, an einer Biegung des schmalen Weges, verliert das Pferd von Karpowitschs Schlitten das Hufeisen. Der Kutscher macht sich am Huf zu schaffen und läßt alle Gefangenen vorbeigehen: Nachdem der letzte Konvoi-Soldat mit dem Ruf: „Nach schneller! Hol uns ein!“ um die Waldecke verschwunden ist, pfeift der Kutscher; es erscheint eine ebensolche Rowoska (verdeckter niedriger Reifeschlitten) wie der von Karpowitsch benutzte. Dieser steigt schnell ein. Der früher benutzte Schlitten fährt der Etappe nach, Karpo-

witsch aber jagt in anderer Richtung durch den Wald davon. Unterwegs leidet er sich um. An einer bestimmten Stelle erwartet ihn eine Troika mit einem Schlitten, wie ihn reiche Reisende benutzen; er jagt in ihm ohne Aufenthalts weiter der Etappe nach, überholt sie vor der Stadt und kommt eine halbe Stunde vor ihr in Werschneudinsk an.

Der von ihm zuerst benutzte Schlitten hat die Etappe eingeholt, hält sich aber unauffällig in respektvoller Entfernung von ihr. Die Konvoi-Soldaten sehen ihn hinter der Etappe dreinfahren und sind beruhigt. Der Gedanke, den Schlitten zu untersuchen, kommt ihnen garnicht. Erst vor der Stadt wird die flucht Karpowitschs entdeckt. Sein Kutscher weiß natürlich von nichts, hat die flucht Karpowitschs nicht bemerkt. Man macht sich sofort auf die Suche nach Karpowitsch, aber der ganze Wald wird vergeblich abgestreift. Niemand kommt auf dem Gedanken, daß Karpowitsch schon längst bei Freunden in Werschneudinsk sitzt. Acht Tage hält er sich dort auf, dann verläßt er mit Freunden zu Fuß in einer dunklen Nacht die Stadt. Unterwegs erwarten sie Pferde, mit denen sie die Reise fortsetzen. Aber es ist die größte Vorsicht geboten, die Polizei hat Befehl erhalten, Karpowitsch, koste es was es wolle, einzufangen. In der nächsten Stadt finden fast ausnahmslos in allen Wohnungen Hausdurchsuchungen statt. Schließlich gelingt es Karpowitsch, der als Briefkastisch (Kommissar) einen „reisenden Kaufmann“ (natürlich einen seiner Freunde) begleitet, den nächsten Hafen zu erreichen und sich nach Japan einzuschiffen. Zwei Wochen später geht es neuen Bestimmungsorten zu.

## Alterlei.

ca. Rehabilitierte Heilige. Unter diesem Titel schreibt die „Berliner Volkszeitung“: Der Papst habe eine Verfügung erlassen, wonach die Statue der heil. Philomena, die selbst nach dem Urteile des Direktors vom Vatikanmuseum, Professor Maruchi, niemals gelebt habe, wieder in die Kirche aufgenommen sei, und dort verehrt werde. Auch der sagenhafte St. Expeiditus, der nur durch den Irrtum einer des Lateins unkundigen Hebstin entstanden sei, solle wieder zu Ehren kommen. Es handelt sich absolut nicht um eine Verfügung des hl. Vaters, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, und auch Professor Maruchi hat niemals die Existenz der hl. Philomena geleugnet. Seine Behauptung geht dahin: „Es ist nicht sicher, daß das Grab der Heiligen mit den 3 Tafeln verschlossen, wirklich das Grab der hl. Philomena ist. Ferner ist nicht bewiesen, daß die hl. Philomena eine Märtyrin war.“ Das erregt begreiflicherweise Aufsehen und Widerspruch, doch haben die Jesuiten mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Der Korrespondent der „Berliner Volkszeitung“ ist übrigens scheinbar ein sehr guter Lateiner. Unglaublich ist es, daß er „Tribuum“ mit „Sühnesgottesdienst“ und „expedit“ mit „es eilt“ übersetzt. Daß der hl. Expeiditus also durch ein Mißverständnis entstanden sei, ist ein heller Blödsinn. In dem ältesten Märtyrologium (Märtyrerverzeichnis) ist bereits die Rede von 2 Soldaten mit dem Namen Expeiditus. Auf jeden Fall ist der geringe Streit über diese Fälle gegenüber der Liturgie und Andacht des Volkes ohne Belang. Daß nun die Statue des hl. Expeiditus tatsächlich aus den Kirchen Roms entfernt wurde, geschah deshalb, weil die Gläubigen dem Heiligen übertriebene Verehrung erwiesen. Die Kiste mit den Gebeinen des hl. Expeiditus, die eine Hebstin nach Rom gesandt habe mit der Aufschrift „expedit“, woraus dann der Name Expeiditus entstanden sei, ist lediglich ein Roman des scheinbar phantasiereichen Korrespondenten von der „Berliner Volkszeitung“.

ca. Los von Rom-Treiberer. In seiner Nummer 136 vom 14. Juni 1907 brachte das „Berliner Tageblatt“ einen äußerst marktschreierischen Artikel über einen neuen großen „Erfolg“ der „Los von Rom“-Bewegung in Leoben (Steiermark): 30 neue Abfälle berichtet es und schiebt die Schuld der taftlosen Predigt eines jungen Redemptoristenpaters zu. Der ganze Artikel stellt selbstverständlich eine große Uebertreibung dar. Wohl sind ja aus dem Munde dieses jungen Geistlichen bedauerliche Worte gefallen, und der Vorgesetzte des Paters sah sich sogar genötigt, öffentlich sein Bedauern über das Vorkommnis auszudrücken, aber die Meldung, daß sofort 30 Uebertreter bezw. Abfälle von Rom stattgefunden haben, ist zum mindesten sehr übertrieben, nachdem tatsächlich bis heute nur 6 erfolgten.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt, Düsseldorf, Verantwortlicher Redakteur: Hermann Deth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 29.

Düsseldorf, den 12. Juli.

1907.

Inhalt: Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten. — Daß du es erkanntest. — Das Schifflein Petri. — Die Teilnahme der deutschen Frauen an dem Goldenen Priester-Jubiläum unseres hl. Vaters Pius X. — Aus dem Reiche der Frau. — Zur Geschichte des Ginnmachens. — Ferienunterhaltung daheim. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIX, 41—48.  
„In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkanntest und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Hühnerhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.“

### „Daß du es erkanntest!“

Herr! wenn Du weinst beim Anblick Deiner Stadt,  
Wenn ihrer Zukunft Stiden Dich erschüttern,  
Die ihre Blindheit nur verschuldet hat,  
Wie muß ich dann vor Deinem Blick erzittern!

Ich weiß, o Herr, was mir zum Frieden dient,  
Vor meinen Augen ist es nicht verborgen.  
Doch meines Leichtsinns Unkraut üppig grünt  
Und überwuchert des Gewissens Sorgen.

Du aber gleichst der Henne, die nicht ruht,  
Du mahnst mich täglich durch der Kirche Kloden,  
Um unter ihrer Flügel sicher Gut  
Ein töricht Küchlein endlich doch zu locken.

### Das Schifflein Petri.

VI.

Die Aussprüche unseres Herrn über Jerusalem, die das heutige Evangelium bringt, sind, wie die Geschichte es bestätigt, buchstäblich in Erfüllung gegangen im Jahre 70, da der römische Feldherr Titus die für unheimlich gehaltene Stadt belagerte und erstürmte. Nabezu zwei Jahrtausende steht die Kirche Jesu da: ein anderer Ausspruch des Herrn galt ihr; und auch dieses göttliche Wort mußte sich erfüllen und hat sich tatsächlich erfüllt: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!“ (Matth. 16.)

Wie der Herr einst im Anfange — so sagten wir leztlich — in das Antlitz unseres Stammvaters Adam „gehaucht“ und ihm eine lebende Seele gegeben, so haucht derselbe Gott am Abende des Auferstehungstages in das Antlitz der Kirche — d. i. der Apostel — und macht sie zu einer Körperschaft, deren belebende Seele der Heil. Geist ist: „Empfange! (sprach Er) den Heil. Geist!“ (Joh. 20.) Dieses Anhauchen sollte zugleich Wesen und Tätigkeit des Heil. Geistes verfinnbilden.

Allein, so großartig diese Begebenheit auch war, lieber Leser, sie sollte die Vorbereitung auf noch Größeres sein: der göttliche Geist, jene die Kirche belebende Seele, durfte ihr nicht nur im engen Kreise der Apostel, gleichsam im Geheimen mitgeteilt werden, sondern es ziemte sich, daß dieser göttliche Geist der Kirche verliehen wurde öffentlich, vor den Augen der ganzen Welt, die in ihren Mutterstuhle aufgenommen werden sollte.

Es war am zehnten Tage nach der glorreichen Himmelfahrt des Herrn. Die Apostel, Petrus an der Spitze, hatten sich der Weisung des Meisters gemäß in die Einsamkeit zurückgezogen, um durch eifriges Gebet auf das Kommende sich vorzubereiten. Siehe! da entstand plötzlich ein Brausen, gleich dem eines daherschreitenden Sturmwindes, und erfüllte das ganze Haus, wo sie versammelt waren. Zugleich erschienen Zungen wie Feuer, die sich über dem Haupte eines Jeden niederließen. „Und Alle“, fügt der Evangelist Lukas hinzu, „Alle wurden mit dem Heil. Geiste erfüllt und fingen an in verschiedenen Sprachen zu reden, sowie der Heil. Geist es ihnen eingab“ . . . „Und Petrus stand auf samt den Elfen und sprach: Männer von Judäa und ihr, die Bewohner Jerusalems allzumal, dies sei euch kund und nehmet zu Gehör meine Worte“ . . . „Ihr seht hier erfüllt, was vorhergesagt worden ist durch den Propheten Joel: und es wird geschehen in den letzten Tagen (spricht der Herr), und ich werde ausgehen meinen Geist“ . . . „Und die (aus der versammelten Menge das Wort (Petri) annahmen, wurden getauft, und es wurden an diesem Tage (der Kirche) einverleibt gegen dreitausend Seelen“ (Apostelgesch. 5).

Unter dem belebenden Hauche Gottes hatte sich einst unser Stammvater Adam erhoben und er sollte den herrlichen Garten Gottes „bauen und wahren“ (1. Mos. 15); von dem Hauche des herabsteigenden Heil. Geistes belebt, erhebt sich nun die Kirche, um zu handeln nach dem Worte des göttlichen Stifters: um die Welt zu belehren und in einen Garten Gottes zu verwandeln! Fortan wird man in ihren Lehren, in der übernatürlichen Fruchtbarkeit ihres Wirkens, jenen Geist verspüren, der nicht der Erde angehört. Der Leib der Kirche (ihre „Verfassung“) ist gewiß von einer Schönheit, der selbst ihre Feinde, wenn auch mit den Zähnen knirschend, ihre Bewunderung nicht versagen können; wie viel schöner ist indes ihre Seele: der heil. Geist, der ihr das Leben gibt!

Darum haben die Feinde der Kirche Gottes sich stets eigentümlichen Täuschungen hingegeben. Was vermögen sie ihr denn anzuhaben? Freilich sie können den Papst gefangen nehmen, Bischöfe einerkern oder in die Verbannung schicken, wie wir es im sog. Kulturkampf selbst in unserm eigenen Vaterlande leider erlebt haben: aber, lieber Leser, was ist denn damit erreicht? Um der Kirche wirklich etwas anhaben zu können, müßten ihre Feinde imstande sein, sich ihrer „Seele“ zu bemächti-

gen, um diese zu vernichten! Nun ist aber selbst die Seele eines Kindes der menschlichen Gewalt gänzlich entrückt! Um wie viel mehr aber die göttliche Seele der Kirche! Seit fast Zweitausenden bleibt nichts unverfucht; aber die Vergeblichkeit dieser feindlichen Anstrengungen beweist, daß man gegen die Kirche Gottes Alles vermag, nur Eines nicht: sich des Heil. Geistes zu bemächtigen, der sie beseelt! S.

### Die Teilnahme der deutschen Frauen an dem Goldenen Priesterjubiläum unseres Hl. Vaters Pius X.

Ein deutsches Damen-Komitee, welches sich unter dem Protektorate der Frau Prinzessin Ludwig von Bayern und der Frau Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern gebildet hat, erläßt an alle katholischen Frauen und Jungfrauen deutscher Zunge nachstehende Einladung:

Am 16. September 1888 empfing in der Hauptkirche von Capetranco Josef Sarto die heilige Priesterweihe: hätte sein Oberhirt geahnt, daß vor ihm ein künftiger Bischof, ein künftiger Papst kniete! Am 10. November 1884 wurde Sarto zum Bischof von Mantua ernannt; am 4. August 1903 bestieg er als Pius X. den Stuhl Petri. Hat er sich in Mantua und dann in Venedig als Patriarch die Herzen seiner Diözesanen gewonnen, heute ist es die ganze katholische Welt, die in Liebe und Verehrung zu ihm emporschaut; mit seinen Kindern bewundern auch die Andersgläubigen den Glanz seiner Tugenden. Bei den Jubelfesten, die Pius IX., die Leo XIII. gefeiert haben, sind in reichster Fülle und Mannigfaltigkeit Festgebende aus allen Erdteilen dargebracht worden: kann es, — darf es bei dem bevorstehenden goldenen Priester-Jubiläum Pius X., des geliebten Vaters der ganzen Christenheit, anders sein? — Es muß mehr werden; denn die Zahl der Katholiken ist in vielen Ländern gewachsen; für den Hl. Stuhl sind die Leistungen und Bedürfnisse gestiegen; für Frankreich aber müssen jetzt die anderen Nationen ergänzend eintreten. Als nach der schweren Heimjagung in Kalabrien sich auf Anregung unseres Parlamentariervereins in Rom ein Hilfskomitee von Damen für die vom Erdbeben zerstörten Kirchen gebildet hatte, da sind auf dessen Einladung von Instituten, Mönchern und Privatpersonen so reiche Gaben an Messgewändern, Kirchenwäsche und Altargerät eingesandt worden, daß sie in einer prächtigen Ausstellung dem Hl. Vater dargebracht werden konnten. Heute, zum goldenen Priester-Jubiläum Sr. Heiligkeit Pius X., handelt es sich um etwas unvergleichlich höheres und bedeutungsvolleres. Nein, unsere Stimme verhallt nicht in der Wüste, wenn wir abermals hinausrufen: Helfet uns, dem Hl. Vater zu seinem Jubelfeste Paramente und Altargerät darzubringen und ihm eine Freude zu bereiten, die größte, die sein frommes und mildes Herz in der Unterstützung und Ausstattung armer Kirchen findet. In allen Ecken des Vaterlandes werden Tausende und Tausende von Frauenhänden, jung und alt, sich regen, um im Stellvertreter Christi Christum selber zu ehren und zu bekennen. Was so die wahrhaft katholische Liebe seiner Kinder in stillem Schaffen hervorgebracht, das soll im Frühjahr 1908, wenn die Scharen unserer Pilger ihre und der Ihren Glückwünsche dem erlauchten Jubililar zu Füßen legen, in einer abermaligen, aber viel bedeutungsvolleren Ausstellung dem Hl. Vater übergeben werden. Das unterzeichnete Damenkomitee, mit der Zentrale in Rom, erläßt also hiermit an alle, an die Kinder, die Ordensfrauen, an Vereine und Institute, an jede, die den Hl. Vater liebt, die herzlichste Bitte und Einladung, zu dieser Festgabe nach Kräften beizutreten. Unsere Hände sollen dem erlauchten Jubelgrosse künden, wie in unserem Vaterlande Millionen und Millionen Herzen für ihn schlagen und in ihren Gaben ihre ganze Seele ihm zu Füßen legen. O ja, wir freuen uns und sind glücklich, daß der Himmel uns diesen Anlaß bietet, unserem Hl. Vater so feierlich als möglich unsere kindliche Liebe auszusprechen. Wir können uns nicht enthalten der herzlichsten Freude Ausdruck zu geben über das begeisterte Entgegenkommen, das schon unsere einleitenden Anfragen allenthalben gefunden haben. Wenn diesem Anlange der Erfolg entspricht, und das wird er unzweifelhaft, dann wird die deutsche Frauenwelt beim Jubiläum des Hl. Vaters mit ihrer Liebe und ihren Gaben in der ersten Reihe an den Stufen des päpstlichen Thrones stehen.

Rom, am Feste Petri Stuhlfeier 1907.  
Das deutsche Damen-Komitee  
für das goldene Priester-Jubiläum Pius X.  
(Folgen Unterschriften.)

### ( ) Aus dem Reiche der Frau.

„Mit den ersten jungen Schoten gibt's die ersten gebratenen Hähnchen!“ hieß es früher. Jetzt, wo sozusagen alle Jahreszeiten beisammen liegen, durch unsere Konservierungsindustrie, ist es auch nicht mehr recht wahr!

Trotzdem schmeckt jede Speise am besten zur Zeit ihrer natürlichen Reife, oder besser ausgedrückt, zur Zeit, da sie naturgemäß in unserem Klima gereift worden ist. So schmecken unfehlbar die naturgemäß im Frühjahr aus den Eiern geschlüpften jungen Hühner besser wie die künstliche Winterbrut von Hamburg, Posen und Warschau.

Der echte Feinschmecker wird nicht leugnen, daß auch die frische, junge Gans im Juli am besten ist, und daß dazu das junge Hähnchen, ein prächtiger Braten, gehört. Unserem überfeinerten Geschmack ist freilich mit der einfachen, alten Bratart nicht mehr gedient, man sucht nach neuen, den Gaumen reizenden, die Nerven anregenden Rezepten, und so sind wir glücklich, heute in der Lage zu sein, vier ganz neue Bereitungsarten junger Hühner oder Hähnchen bringen zu können, die uns von sachkundiger Seite zur Verfügung gestellt wurden.

#### 1. Junge Gähne auf Bearner Art mit Esdragon.

Zeit gemästete junge Gähne oder Kapanna von weißer Milchzeit füllt man mit einem feinen Gemisch von frischen Esdragonblättern und frischer Butter. In eine Bratpfanne gibt man ebenfalls frische Butter und die kräftige Brühe von einem alten Huhn und einer Maggikapsel, einigen kleinen Karotten und einer weißen, geschälten, kleinen Zwiebel. Unter fleißigem Umrühren brät man die Hähnchen zu schöner Farbe gar, hebt sie aus der Sauce, der man man noch einen Eßlöffel voll feingehackter Esdragonblätter beifügt und aufkochen läßt. Eine helle Malschwihe kann angefügt werden. Durch ein Sieb passiert, in Saucegeschalen zu den gevierteilten Hühnern gereicht und die Bratenschüssel reich mit Esdragon zu garnieren.

#### 2. Junge Gähne mit Schoten und Stachelbeeren.

Die zum Braten vorgeordneten jungen Gähne füllt man mit einem gut durchgeseihten süßen Stachelbeerkompott, kühlt sie in Speckhemden und brätet sie in Butter und Sahne gar. Inzwischen hat man frische, junge Erbsen ausgekühlt und mit frischer Butter in einem Topf mit Salzwasser gar gekocht. Man richtet sie recht trocken um einen Schüsselrand an, garniert mit Petersilienbuletts und frischen Butterkugeln und legt die Hähnchen mitten in die Schüssel, auch im Kranz in Hälften tranziert, das Stachelbeerkompott kommt pyramidenartig in die Mitte der Schüssel, die Sauce nebenher.

#### 3. Kamjattahähnchen.

Junge Hühner werden vorgeordnet, die Lebern, Herz und Magen zu einer mit Trüffeln stark gewürzten Farce verarbeitet und die Hühner eingestrichen, hardiert und gebraten. Inzwischen hat man eine Schüssel voll Mini gebaden und mit Butter und Kaviar bestrichen. Die halbierten Hähnchen legt man in die Schüssel, garniert die Mini rundherum und serviert frische Kresse dazu.

#### 4. Junges Huhn mit Tomaten in Sülze.

Große, schöne Tomaten werden zu Drei zerlegt. Junge, frisch abgebratene Hähnchen werden gut halbiert, mit diesem Drei innen und außen bestrichen, gut gewürzt und alsdann ganz frische, schöne Kopfsalatblätter darum gewickelt, in Ausbadeteig getaucht und zu schöner Farbe gebraten.

### ✕ Zur Geschichte des Einmachens.

Von M. Ferno.

Die Hochsaison des Einmachens rückt immer näher und zahlreiche, fleißige Hände sind beschäftigt, alle jenen guten Dinge, die uns die Jahreszeit darbietet, für den langen Winter zu konservieren. Die Einmachkunst ist keine Kunst der Neuzeit. Im Gegenteil, sie war einer früheren Zeit noch unendlich viel wichtiger als uns, die wir durch die erleichterten, schnellsten Verkehrsverhältnisse und die Kunst der Treibhausgärtner: vielbeschäftigt auch in der kälteren Jahreszeit mit frischem Obst versorgt werden können, das unsere Zone nicht zeitigt.

Im alten Rom und Griechenland huldigte man schon der Kunst des Einmachens. Am Früchste sah zu konservieren, bedient man sich natürlich des einzigen bekannten Süßmittels, des Honigs, man konservierte aber auch in Wein, in Essig und mit Salz. Die eingemachten Früchte wurden in Krügen aufbewahrt und diese mit Schweinsblase zugebunden.

Ebenso alt, wie die Fruchtconserven ist die Frucht-Marmelade, obgleich die Bereitungsart damaliger Zeit von der heutigen abweicht. Die Marmeladen wurden so dick eingekocht, daß sie fast trocken waren, und man formte Rollen und Ku-

geln daraus, die sich jahrelang hielten. Berühmt war eine Olivenkonserve, die von der ersten Gemahlin des Perikles, der Telestippe, erfunden war. Es wurden dazu Nüßkerne in Honig weidgeloht und diese mit gedämpften Oliven vermischt in gereinigte Schläuche oder Därsenbäume gestopft.

Leute, die über seine erlesenen Früchte verfügten, bedienten sich des Kürbissefleisches zur Herstellung ihrer Marmeladen. Eine beliebte, feine Konserve waren ägyptische oder syrische entfernte Datteln, die man mit gestampften Rosenblättern und Feigen in schweren, griechischen Wein krampte und mit aromatischen Essenzen würzte.

In Deutschlands rauheren, unwirtschaftlichen Gauen huldigte man der Einmachkunst erst später. Das Klima des Landes bot doch nicht die Früchte dar, wie sie der Süden und der Orient hatten.

Zweifellos hat, wie ja überhaupt die deutsche Küche mancherlei von der römischen lernte, auch da zunächst römischer Einfluß gewaltet, indem die deutschen Hausfrauen es lernten, Wurzeln, Obst und Kräuter mittels Honig oder Salz nebst dem nötigen Würztraut zu konservieren.

Die ersten sicheren Nachrichten über die Einmachkunst der deutschen Hausfrauen stammen aus dem Mittelalter, als durch die Erfindung der Buchdruckerkunst es möglich geworden war, darüber Normen aufzustellen und zu verbreiten. Gleichzeitig tauchten mit der Belehrung über die Konserve eine Fülle von überseeischen Gewürzen auf, die die heimischen Würzkräuter sehr verdrängten, die sich hin und wieder erst später z. B. bei Senfgurken, ihren alten Platz zurückeroberten. Wenn wir in einem alten Buch von Koch und Kellermeisterei vom Jahre 1567 eine Vorschrift finden wie die folgende: „Fisch behalten, daß sie lang frisch bleiben,“ so wundern wir uns heute über die Zunge und den Magen der Vorfahren. Es heißt wörtlich: „Leg die Fisch in ein väßlein (Wässlein) oder in einen irdnen Hassen — und geuß vielen guten Essig darauß — ley frisch: Peterlein (Petersilie) dazu — vergrabs in ein frisches Erdreich — und wenn du die Fisch und Essig aufnimmst — so geuß auch alleweyle wieder frischen Essig daran — deck Decken drauff — so bleiben die Fischlein und werden gar nicht stinkend.“ — Um frisches Obst zu bewahren, wird der gute Rat erteilt, der heute noch gilt: „Frisch Obs hält sich in ein truden Keller empor auf einer Hurtt — auf Stroch — legs geräum — wirff die Faulen aus!“

Außer dem Honig kam damals schon, wenn auch vereinzelt, der Rohrzucker als Einmachmittel, in Frage. Das Einmachen selbst nannte man „Einbeyhen“ und benutzte dazu Quitten, Pommeranzan, Pfirsiche, Zitronatshosen, Muskatelbirnen, Äpfeln, unzeitige Nüsse (unreife Nüsse), außerdem aber auch Wibernellen, Wurzeln, Kalmus, Ingber, Mustalnüsse, Manistrentwurzel, Anabentkraut, Stendelwurzel, Maniwurzel, Meppeln, Sälchen usw.

Zu allen diesen „Einbeyhungen“ wurde der Jucker „Marisigirt und gereinigt“, wie wir ja auch heute noch den Zucker läutern, mit dem wir unsere Früchte einlösen. Eine Belehrung darüber meint, daß der Jucker etwas „lieblicher und anmutiger“ ist, denn der Honig, wenn er ihm in vielen Stücken auch gleich kommt.

Sehr interessant ist die Vorschrift über das Einmachen der Nüsse, die mit geringen Abweichungen heute noch gilt. Man soll sie, so heißt es, „vor Johanni abnehmen, ehe daß sie einwendig hart werden und Schalen gewinnen.“ Unter dem Wort „Konserve“, damals „Coaquera“, verstand man keine eingemachten Früchte, sondern einzig eingemachte Blumen und Blüten.

Man konservierte damals ebenso viel Blumen als Früchte, vielleicht sogar mehr. Rosen- und Violonkonserven waren an der Tagesordnung, und die Vorschrift damaliger Zeit bildet die Grundlage der heutigen. Außer Rosen und Veilchen, die die gesuchtesten Blüten darstellten, begnügte man sich auch vielfach mit Rosmarin, Latendel, Weichmünze, Sältschblumen, Pfirsichblüten, Erdrauch, Cichorie oder Wegwarte, Päonien und auch Lilien und Scerrosen.

Neberzuckerle Veilchen kennen wir ja jetzt auch noch, wenn auch nur durch Sendungen aus Nizza oder aus England, wo man noch jetzt Blumen in Jucker konserviert. Auch Rosenzucker ist in Deutschland vielfach in Vergessenheit geraten. Ehe man aus Obst Saft bereitete, war der Blumenstrop bekannt. Einzig aus Nüssen und Maulbeeren gewann man zu damaliger Zeit einen Fruchtstrop. Beliebter war Rosenhonig und Syrup aus Veilchen, Rosen oder aus Saucraumpfer und Peterlein (Petersilie).

Gegen 100–150 Jahre später, als dieses Buch, war man schon viel weiter in der Einmachkunst vorgeschritten. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hätte es keine Hausfrau mehr versucht, auf die 1567 angegebene Vorschrift hin „Fisch zu behalten, daß sie lang bleiben.“ „Fische zu konservieren.“ Noch immer aber war die Einmachkunst eine Hauskunst, die sie auch bis zur Mitte und dem Ende des 19. Jahrhunderts blieb und erst da begann, fabrikmäßig betrieben zu werden.

Daß man um die Mitte des 16. Jahrhunderts Fisch und Fleisch in „frisches Erdreich“ begraben habe, war Ende des 17. Jahrhunderts vergessen. Man war für Fleisch zum „Einschmelzen“ in Fett vorgebrungen, eine Art, die heute noch vielfach üblich und sehr praktisch ist. Und Fische konservierte man in Salz und in Essig, der vor dem Einlegen der Fische mit Gewürzen gelocht wurde, ebenfalls eine Art, die mit geringeren Änderungen und im Laufe der Zeit ersehenden Verbesserungen noch heute üblich ist. Was die Fruchtkonserven anbetrifft, so hatte auch da ein Fortschritt stattgefunden, wenn man auch von der heute üblichen Methode noch weit entfernt war.

Es erscheint uns z. B. kaum faszlich, daß sich auf folgende Art eingemachte Kirichen sollen gehalten haben: Man schneidet die Stiele ab, wäscht sie und legt sie trocken in einen Topf oder Glas und gibt Wein darauf, dann deckt man den Topf oder das Glas mit einem dicken Honigluchen zu und bindet eine Blase darüber, daß keine Luft darzu kann; sie sind den Winter sehr gut für Suppen, einige Frauen nehmen statt des Weines weiches Bier oder Essig, man woz sich aber halten, daß man sie nicht zu warm oder bei Brot stelle.“

Auch die damalige Art, Preiselbeeren einzumachen, erludt uns ein Staunen: „Man verließ sie, damit die ungezeitigen davon kommen, wäscht sie und gebet sie in einen Topf und tut dazu feingemahlten Senf, es ist ein gutes Essen bei geräucherem oder gesalzenem Fleisch.“

Notz Nüßen wurden jeha damals fast ebenso mit Essig eingelugt, wie wir es heute noch kennen, man fügte aber anstatt des Meerrettichs Aniskörner dazu.

Man machte ferner ein: Holländer, Artischocken, Nüßen, Weißkraut (letzteres auf dieselbe Art, wie jetzt noch), Sälchen auf seine und „ganz gemeine“ Art, Quitten, Roselböhnen, Birnen, Estragon usw. Eingemachter Gaster bildete damals einen „Ersatz für Rappern.“ Ähnlich wie heute noch machte man Gurken ein, besonders die Salzgurken mit Weinblättern, frischem Dill und einer „starken Salzöhle.“

Dann machte man „keine Gurken, so eines Fingers lang auf Nürnbergsche Art“ ein, d. h. mit Fenchel und „Birnen mit Senf.“ Letztere Konserve, die wir uns wohl kaum als schmackhaft denken können, ist nach dem alten Kochbuch von 1698 gut als „des Kindes Frühstück zu Brot.“

Außerdem konnte man Löffel, z. B. einen „Kirchsaft, der 10 Jahre dauern kann“ und den Saft unreifer Weintrauben (Verjus), der an vielen Orten der Weingegenden heute noch üblich ist und sich in der feinen Küche sehr zum Salatmachen von Sauce oder Fleischspeisen eignet. Das alte Kochbuch sagt von Verjus: „er gibt den Speisen eine angenehme Säure und Lieblichkeit, ist aber bei uns Teufelchen recht unbekannt.“

Damals wurde auf jede Flasche mit Saft oben auf ein Löffel „Baumöl“ gegossen und erinnert „das Del beim Öffnen der Flasche erst mit Baumwolle davon zu tun.“ Johannisbeersaft wurde ohne Jucker gelocht und dabei erwähnt: „er ist nur zu Wildpret an die braune Wäsche, soffen zu speisen ist er zu sauer.“ Merkwürdigerweise wurde auch das Pflaichsen, und Pflaumenmus ohne jede Spur von Jucker eingelocht.

Der Merkwürdigkeit wegen sei noch erwähnt, wie man damals „frische Kirichen bis Weihnachten aufbewahrte“. Man legte die frischen Kirichen einzeln in ausgehöhltes Erlensholz, verschloß dieses an den Seiten mit Pech, „daß weder Luft noch Wasser kann eindringen, und legt es in einen kühlen Brunnen oder sonst ein frisches Wasser, zum wenigsten ein Maßler tief.“ Es ist aber nicht gesagt, wie man dieses kirschegefüllte Erlensholz wieder seinem Wassergrube entziehen soll. Es werden sich auch wohl nicht viele Hausfrauen damaliger Zeit auf dieses Kunststück eingelassen haben.

## \* Ferienunterhaltung daheim.

Von Arnold Reichs.

Nicht allen ist es beschieden, wenn die längst ersehnte Stunde des Ferienbeginns geschlagen hat, das Bündel zu schnüren und am leichten Wanderstab die Welt zu durchmessen, in lustspieligen Sommerfrischen der eintönigen Berufsarbeit ein Schnippchen zu schlagen oder im Gebirge und am Meere den Großstadtstaub von den Lungen zu baden. Aber sind denn die wirklich zu bedauern, die ihre Ferienruhe daheim zu verbringen genötigt sind? Ist die uns allen nach Wochen und Monaten angestrengter Berufsarbeit nötige Erholung einzig und allein in Sommerfrischen, auf Wadereisen und im Gebirge zu ermöglichen? Oder ist es nicht vielmehr richtig, daß viele, die ihre Ferien nicht anders als auf weiten Reisen und durch lustspieligen Wadaufenthalt nutzbringend zu verwenden meinen, das gerade Gegenteil von dem erzielen, was sie bezwecken und aus dem Sommer- und Ferienurlaub abgespannt und nervenüberreizt zurückkehren wie aus einem der aufreibenden Winterwequügen? Dagegen kann der, welcher daheim der

Stufe und Erholung pflegt, oft viel leichter, angenehmer, und was die Hauptsache, ohne größeren Kostenaufwand zu dem ersehnten Ziele gelangen. Hauptsache ist nur, nach einem bestimmten Plane, gleich als handle es sich um eine ärztliche Vorschrift, zu handeln und mit eiserner Energie ihn durchzuführen. Einige Winke mögen solchen heimatischen Ferienurlaubern in Nachstehendem erteilt werden!

Die erste Regel ist: früh möglichst zeitig das Lager verlassen und abends spätestens um 10 Uhr wieder aufzudeckeln! Langschläfer und Nachtschwärmer werden auch von der lustspieligsten Badereise keinen dauernden Nutzen haben, und wer vollends glaubt, nervenzerrüttenden Leidenschaften und gewissen aufregenden Lieblingsgewohnheiten, wie z. B. dem Spiele nun um so angeförter und ausgiebiger huldigen zu können, dem wird der Segen der Ferien sich nur zu bald in einen Fluch wandeln. Badegelegenhait bietet heute wohl jeder Ort. Darum heißt die andere Regel: vergiß nicht, fleißig zu baden, sei es in einem benachbarten Flusse oder Teiche oder, wenn es an solchen fehlt, in einer geeigneten Badesanstalt. Ein Bad unmittelbar nach dem Aufstehen erquickt und stärkt ungemein, denn gleich der Luft beizt auch das Wasser in den Morgenstunden noch seine jungfräuliche Frische und Reinheit, die dem eben erst durch die Nachtruhe neubelebten Körper doppelt zugute kommt. Ebenso möge ein Bad den Tag beschließen, wobei natürlich stets die allgemein hierbei geltenden Verhaltensmaßregeln zu beachten sind. Im Uebrigen weise die Vorlesung: So oft es die Witterung irgendwie gestattet, hinaus ins Freie! Stubenhocken und Wirtshausleben seien für die Ferienzeit soll sie anders der Erholung gewidmet sein, aus dem Tagesprogramm gestrichen und dürfen nur als äußerster Nothbehelf gelten. Diejenigen, die ein Gärtchen oder ein Stück Feld ihr eigen nennen, werden den Vormittag am nächststen hier mit entsprechenden Arbeiten verbringen. Es liegt ein gut Teil sozialer Fürsorge in den Bestrebungen, schon den Kindern Gelegenheit zu geben, Spaten, Hacke, Schaufel und Rechen möglichst auf einem eigenen Stück Land zu führen, und „selbst-erbaute“ Früchte wie Erdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren, ferner Nadieschen, Rettiche, auch Salat u. dgl. sind von unvergleichlichem Wohlgeschmacke. Darum fleißig in den Vormittagsstunden Hand mit angelegt, sei's im Garten, sei's auf dem Felde. Wer die Gelegenheit dazu hat, veräume auch nicht, nach den Haustieren zu sehen und helfend und ordnend mit einzugreifen. Im Pferde- und Kuhstalle, bei den Hühnern und Kaninchen, unter dem Hühner- und Entenvolk gibt's mancherlei zu schaffen und — für unsere Kinder — zu beobachten, und dabei bereichern sich zugleich Geist und Gemüt, Verstand und Herz auf das harmonischste und angenehmste. Dann mundet eine Mahlzeit von frischgelegten Eiern mit einem guten Trunk kuhwarmer Milch unter rauschenden Bäumen ganz vortrefflich, und das Dessert reichen uns die Stachel-, Johannis- und Erdbeersträucher und vor allem die nicht allzu hohen Kirschbäume auf das freigebigste in bewundernswürdiger Fülle. Auch die Heuernte erbeischt nicht selten Hilskräfte, und wenn die Getreideernte naht, dann wird in manchem der Wunsch rege werden, Schillers Worte in die Tat umgekehrt zu sehen:

Schwer herein  
Schwankt der Wagen  
Stornbeladen;  
Bunt von Farben  
Auf den Garben  
Liegt der Kranz, . . . . .

Den Nachmittag widmen heimatlische Ferienurlauber am besten Spaziergängen und Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung. Wohl jeder Ort hat sein Wäldchen, seine Anlagen, seine Fluß- und Wiesenniederung mit anmutig sich dahinschlängelnden Pfaden. Unsere Kinder werden ihre Botanikerbüchsen und Schmetterlingsnetze nicht vergessen, vielleicht auch eine mit Luftlöchern versehene Pappschachtel, oder eine kleine Flasche, etwas Netzer (zum schnellen Töben von Insekten) und ein größeres Glas (für gefangene Fische) mitzunehmen. Dem Angelfischern vermögen wir nicht das Wort zu reden. Es ist undeutsch, wenn es kommt aus England und verleitet zur Trägheit und Langeweile. Bismarck schreibt einmal in einem an seine Schwester gerichteten Briefe aus Frankfurt, 28. Juni 1854: „Ich wollte heute angeln (so tief gesunken!) mit dem Engländer, aber es regnet so sehr, ich bin statt dessen Schlachtopfer von Wesuchen.“ . . . . . Dagegen bietet vielleicht ein Fluß oder Teich Gelegenheit zum Gondeln, ein Vergnügen, das sich leicht erlernt und nur ein wenig Vorfahrt erfordert, um genutzreich wie kaum anderes zu werden. Wer freilich ängstlich ist, der bleibe auf festem Grunde und suche, so oft er kann, die reine, keusche Natur in ihrem stillsten unentwehnten Stillstande auf; im menschenfernen Walde. Ein gutes Buch in der Hand, lang hingestreckt unter lichten Zweigen oder die Klugen geschlossen — o wie träumt sich's da so süß von Glück und Seligkeit! Der Dichter hat recht, wenn er von einem Morgenaufenthalte im Walde meint:

Bist Du im Wald gewandelt  
Wenn's drin so heimlich rauscht?  
Wenn in den dunkeln Wäldchen  
Das Wild aufhorchend lauscht?  
Bist Du im Wald gewandelt,  
Wenn drin das Frühluch geht?  
Und purpurrot die Tanne  
Im Morgenscheine steht?  
O Herz, wenn dir die Erde  
Nicht hielt, was sie versprach,  
Wenn Lieb' und Tren' die Schwärze  
Im arger Falschheit brach,  
Dann komm, ruf's aus dem Walde,  
Komm her in meine Ruh',  
Mein heimlich süßes Rauschen  
Küßt Deine Wunden zu!

Und wenn das Abenddunkel dann leise herab sinkt und es wie Gottes Odem durch die Bäume weht —

Bist Du im Wald gewandelt,  
Wenn's still zum Abend wird,  
Wenn durch die hohen Tannen  
Der letzte Lichtstrahl irt?  
Bist Du im Wald gewandelt,  
Wenn sich das Mondensicht  
Wie eine Silberbinde  
Um jedes Kümmden flücht?  
O Herz, wenn Dich die Menschen  
Bewunden bis zum Tod,  
Dann sage nur dem Walde  
Vertrauend Deine Not!  
Dann wird aus seinem Dunkel,  
Aus seinem Zaubergrün  
Beseligend zum Herzen  
Des Trostes Engel zieh'n.

Vielteich so denen, die daheim bleiben müssen zur Ferienzeit und die vielleicht mit stillem Weid oder unterdrücktem Herzer besser situierte Freunde und Bekannte in die Ferne ziehen sehen, nicht reiche Gelegenheit, Erfah zu finden für das vermeintliche Glück draußen? Möge es jeder nur selbst erdlich versuchen, und er wird finden, daß es ein alles, wahres Wort ist:

Warum in die Ferne schweifen?  
Sieh, daß Gute liegt so nah!

### Allerlei.

Ueber die Entwicklung im Protestantismus läßt sich die wohl'sche Vierteljahrsrundschau der „Kreuzzeitung“ näher in bezeichnender Weise aus: Man liest da: „Die kirchliche Krisis entwickelt sich rasch weiter, die innere Spannung wird größer, die letzten Ursachen des Gegenstandes treten immer deutlicher hervor. Sehr deutlich war jedenfalls die Sprache, die auf dem Protestantentag in Wiesbaden geführt wurde. Wenn dort nach den heftigsten Angriffen auf die „höfe“ Orthodoxy und auf den Bekenntnischarakter der Kirche ausgesprochen wurde: „Wir müssen die Christologie loswerden“, „Befreiung vom christologischen Joch“, so ist das eine Offenheit, für die man eigentlich dankbar sein muß. Die Worte zeigen, wie rücksichtslos man gegen die zentralen Wahrheiten des kirchlichen Bekenntnisses die Lehre von Christi Person und Wort anlämpft, und sie rechtfertigen unsere Behauptung, daß es sich in diesem Kampfe um die Grundlagen der Kirche Christi handelt. Noch ein anderer Ausspruch, der auf dem Protestantentag gefallen ist, verdient niedriger gebäht zu werden: „Der Katholizismus ist die Idee der Verchristlichung der Welt; die Orthodoxy will die Welt verchristlichen und der Liberalismus will das Christentum „verweltlichen“ (nach einem anderen Bericht „verwirklichen“). „Zatwohl, Verchristlichung der Welt, Durchdringung des gesamten irdischen Lebens der Menschheit mit dem Sauerteig des Evangeliums, das ist das mit vollem Bewußtsein und heiligem Ernst erstrebte, wenn auch nie völlig zu erreichende Ziel aller positiven evangelischen Arbeit, wir akzeptieren die aufgestellte Formulierung ohne Bedenken. Wie der Liberalismus das Christentum in andere Weise „verwirklichen“ will, ist nicht erfindbar. Verwirklichung von Kirche und Christentum, ja das mag seine Tendenz sein, und wenn nicht seine Tendenz, so doch im Fall keine Ideen realisiert würden, der schließliche Erfolg. Es ist ja nicht schwer, eine Art von Christentum anzubieten, die aller Welt mündgerecht ist; freilich, mit dem Verpernis des Kreuzes wird auch die Wahrheitskraft des Evangeliums ausgeschaltet. Die Worte über die Verchristlichung der Welt können auch wir Katholiken unterschreiben. Papsi Pius X. hat mit Recht den Satz aufgestellt: „Alles erneuern in Christus.“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchbinderer und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf.  
Verantwortlicher Redakteur: Herm. Orth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 50.

Düsseldorf, den 28. Juli.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zehnten Sonntag nach Pfingsten. — Pharisäer und Zöllner. — Das Schifflein Petri. — Fürst Löwenstein — Ordermann. — In Steiermark. — Allerlei.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVIII, 9—14.  
„In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Mäuler, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“

### Pharisäer und Zöllner.

Dem Pharisäer gleich mein töricht' Herz:  
In eitler Selbstgefälligkeit besangen,  
Seht nur auf Menschenlob als' sein Verlangen,  
Und jeder Tadel macht ihm bitteren Schmerz.

Und dennoch weiß ich, daß vor meinem Gott  
Ich eitler Tor als armer Sünder stehe;  
O, wenn ich mich in diesem Spiegel sehe,  
Wird aller Dünkel bald zum Spott.

Gott kennt die Maske meiner Heuchelei!  
So will ich denn in Demut vor Ihn treten,  
Und reuig mit dem armen Zöllner beten,  
Daß Er mir armen Sünder gnädig sei!

### Das Schifflein Petri.

VII.

Die größte Gefahr, von den menschlichen Einrichtungen bedroht zu werden, ist ihre Unbeständigkeit. Der Mensch kann eben, was er geschaffen, jederzeit wieder zerstören. Hätte also Christus den Aposteln — den Hauptern seiner Kirche — den Auftrag erteilt, die Einrichtung (die „Verfassung“) derselben zu bestimmen und festzusetzen, dann hätte Er ihnen ohne Zweifel auch die Befugnis eingeräumt, Aenderungen an ihr vorzunehmen. Er tat es nicht. Er handelte, lieber Leset, als König und als Gott, ohne Sich der Menschen irgendwie zu bedienen. Jene nämliche Allmacht, welche die Gestirne schuf, hat auch Petrus und die übrigen Apostel berufen; jene nämliche Weisheit, die den Himmelskörpern eine verschiedene Größe und einen verschiedenen Glanz gab, sie am Firmament so harmonisch gruppierte: sie hat dem Papste, den Bischöfen, den Priestern nicht gleiche, sondern verschiedene Vollmachten erteilt — alle jedoch in gleichem Maße übernatürlich, so daß sie (vom Menschen) weder aufgehoben

noch geändert werden können. Papsttum, Episcopat und Priestertum stehen ebenso außerhalb des Menschen, wie das Evangelium und die Sakramente; sie stehen über dem Menschen, denn sie sind das Werk des Gottmenschen, der nicht etwa zu den Aposteln gesprochen hat: Ihr sollt die Kirche erbauen, — sondern zu Einem von ihnen: „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen!“ (Matth. 16.)

Allein die Einrichtung (Verfassung) der Kirche Jesu ist nicht bloß darum unwandelbar, weil sie das persönliche Werk des Gottmenschen ist; es giebt für diese Unwandelbarkeit noch einen anderen, vielleicht noch wunderbarerem Grund: Jene Vollmacht, die der Herr den Priestern und Bischöfen Seiner Kirche verliehen, hat Er in ihre Seelen, ich möchte fast sagen, eingegraben, so daß keine Macht der Welt sie ihnen entreißen kann; denn der Herr hat ein Sakrament eingesetzt, das der Seele Seiner Diener ein unerblichbares, unauslöschliches Merkmal einprägt. Der geringste Priester ist für ewig Priester! Kein Bischof, kein Papst, kein Konzil kann bewirken, daß, wer einmal Priester ist, aufhöre es zu sein. Wohl kann man ihm das Feld seiner Tätigkeit entziehen und dadurch die Ausübung gewisser Vollmachten unmöglich machen — andere Vollmachten aber werden ihm stets verbleiben, und darunter sogar die höchste von allen: Brot und Wein in den Leib und das Blut des Heilandes zu verwandeln. Wohl gemerkt: die Vollmacht verbleibt ihm, wenn ihm auch die Erlaubnis, sie auszuüben, entzogen wird. Im Notfalle kann daher auch ein abgesetzter Priester, der zu einem Sterbenden gerufen wird, die hl. Sterbesakramente spenden; ja, er hat (in diesem Ausnahmefalle) bei der Spendung des hl. Buhsakramentes alle Vollmachten, die für gewöhnlich dem Papste vorbehalten sind. Und was hier vom einfachen Priester gesagt ist, gilt selbstredend auch vom Bischof: Der Papst kann ihn absetzen, aber seines bischöflichen Charakters kann er ihn nicht entkleiden. Er ist Bischof in Ewigkeit!

Die den Dienern der Kirche verliehene Gewalt wird also ihrer Seele als unauslöschliches Merkmal eingepreßt — zugleich aber auch die Grenzen dieser Gewalt. Die verschiedenen Stufen der kirchlichen Hierarchie — Priestertum, Episcopat und Papsttum — sind und bleiben streng geschieden; da giebt es keine Verschiebung der Grenzen. Der Priester empfängt durch die Weihe die Gewalt zu taufen, das hl. Meßopfer darzubringen, die Sünden nachzulassen — nicht aber die Gewalt, das Priestertum fortzupflanzen. Kein Konzilsbeschluß, keine päpstliche Urkunde könnte ihm diese Vollmacht, diese Gewalt erteilen, weil sie eben nicht in der Priesterweihe liegt. Infolgedessen muß er sich vor dem Bischof beugen, der, mit jener höheren Gewalt ausgestattet, nach göttlichem Recht als sein Vorgesetzter dasteht. Das Nämliche gilt vom Bischof. Durch die Weihe erhält er die Gewalt,

das Sakrament der Firmung zu spenden und Priester zu weihen; was ihm jedoch versagt blieb, ist das unfehlbare Lehramt. Infolge dessen müssen die Bischöfe sich vor dem Papste beugen, dessen ausschließliches Vorrecht die oberste Jurisdiktion (Gerichtsbareit) und das unfehlbare Lehramt bilden.

Diese Einrichtung aber hat auf der Welt nicht ihres Gleichen. In der bürgerlichen Gesellschaft sind nämlich die Aemter und Würden rein äußerlich. Von einem der Seele eingepprägten Merkmale kann ja nicht die Rede sein. Was sehen wir aber auch? Der leiseste Hauch der Revolution segt hohe und niedere Beamte, ja selbst Könige und Päpste hinweg und entkleidet sie aller und jeder bis dahin geübten Gewalt und jedes genossenen Vorrechtes. Man denke nur an das, was sich im September 1870 im benachbarten Frankreich abgepielt hat! Aber selbst die heftigsten Stürme der Verfolgung vermögen nichts gegen den der Seele des Priesters und des Bischofs eingepprägten Charakter. Der Priester bleibt, wenn auch verfolgt, eingekerkert oder verbannt, stets Priester; der Bischof bleibt unter denselben Umständen stets Bischof; der Papst stets Papst. Im Kerker und in der Verbannung finden sie den nämlichen Gehorsam, wie auf dem Throne! Die katholische Hierarchie ist und bleibt unerschütterlich, denn sie ist eine göttliche Einrichtung.

### \* Fürst Löwenstein — Ordensmann.

Am 22. Juli trat Fürst Karl zu Löwenstein als Alexiker-Novize in das Dominikanerkloster zu Venlo. Die Einweihung wird am 4. August, am Feste des hl. Dominikus, erfolgen. Die förmliche Verzichtleistung auf das Majorat des fürstlichen Hauses und die damit verbundenen Aemter und Würden ist noch nicht geschehen. Diefelbe wird erst vor der feierlichen Ordensprofess stattfinden.

„Warum geht Fürst Löwenstein ins Kloster?“ Diese Frage konnte man von verschiedenen Seiten hören, als die Kunde in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Für einen unterrichteten Katholiken ist die Antwort leicht: Dieser katholische Edelmann folgt einem Gnadenrufe Gottes. Schon bald nach dem im Jahre 1890 erfolgten Tode seiner Gemahlin, der Fürstin Sophie, kam der Entschluß in ihm zur Reife, den Rest seines Lebens im Ordensstande Gott zu weihen. Bekanntlich hat auch seine ehle Schwester, die vermittelnde Herzogin von Braunschweig, im vorgerückten Alter von 66 Jahren noch das Ordenskleid der Benediktinerinnen von Solesmes angenommen. Sie befindet sich heute mit ihren Ordensschwwestern auf der Insel Wight in England, wo die aus Frankreich vertriebene Kongregation der Benediktinerinnen eine Zuflucht gefunden hat. Fürst Karl konnte sich erst allmählich von seinen weitverzweigten Geschäften zurückziehen. So sind denn noch ungefähr 6 Jahre verfloßen, bis er seinen Entschluß in die Tat umsetzen konnte.

Der Fürst sucht hinter den Klostermauern den Frieden, nicht aber gemächliche Ruhe oder Bequemlichkeit. Wer letzteres annehmen wollte, der kennt das Klosterleben mit seinen Anforderungen nicht, der hat auch keinen Begriff von der rastlosen Tätigkeit des Fürsten Löwenstein, die er trotz seiner 73 Jahre feither noch ausübt. In den frühen Morgenstunden begann er sein Tagewerk und arbeitete nicht selten 12—14 Stunden fast ununterbrochen. Oft gönnte er sich nicht einmal eine halbe Stunde Zeit zu einem Spaziergang. Was der Fürst allein für die Organisation der katholischen Bewegung, für die Katholikentage, für soziale und charitative Werke geleistet hat, das war schon eine Riesearbeit. Wenn er nun von seiner feitherigen Tätigkeit sich zurückzieht, um im Kloster Gott zu dienen, so tut er dies in der Ueberzeugung, daß die Welt nicht nur opferwilliger Arbeiter, sondern auch frommer Beten bedarf. Eine tiefe, starke Frömmigkeit, ein unerwiderliches Gottvertrauen bildet überhaupt den Grundzug seines Charakters. Wie oft haben sich die Scharen katholischer Männer bei großen kirchlichen Veranstaltungen, bei Pilgerzügen u. s. w. an der schlichten Frömmigkeit des Fürsten erbaut! Wenn er so in der Oeffentlichkeit durch sein lebendiges Christentum gleichsam ein Missionär geworden ist, so wollte er auch seinen Hausgenossen ein Priester sein, indem er z. B. allabendlich in der Schlosskapelle den Rosenkranz vorbetete.

Aus seinem reichen religiösen Innenleben, aus seinem starken Glauben, aus seinem lebendigen Christentum schöpft der Fürst die Kraft und den Mut für sein öffentliches Auftreten. Fürwahr, unter unseren Größten und Besten ist er Jahrzehnte lang im Kampfe gestanden als Bannerträger des katholischen

Volkes. Seine ganze Persönlichkeit, sein hohes Ansehen, als Haupt eines berühmten Fürstenhauses, sein Golt und Gut, setzte er unerwidert und opferwillig ein in diesem Kampfe um die Rechte und die Freiheit der Kirche. Er wagte es, auch Regierungen und Souveränen die Wahrheit zu sagen. „Labora sicut bonus miles Christi, ardeat wie ein wahrer Kriegsmann Christi!“ Dieses Wort des hl. Paulus mochte ihm bei seinem öffentlichen Wirken und Auftreten als Ideal voridweben. Von rührender Liebe und Anhänglichkeit war er gegen den hl. Stuhl bejeelt. 16mal ist er, wie das „Frank. Volksbl.“ in Erinnerung ruft, über die Alpen nach Rom gegangen, um dem Statthalter Christi seine Ergebenheit und Ehrfurcht zu bezeugen. So ist er in Wahrheit ein „Ultramontaner“, aber keiner nach der Auffassung der liberalen Presse, kein „Finsterting“, sondern eine offene, freie und freundliche Natur, ein warmer Freund seines Vaterlandes und seines Volkes. Von vornehmer Ritterlichkeit war stets auch sein Verhalten zum Gegner geleitet. Andersdenkende beurteilte er mit Milde, gegen Andersgläubige war er stets vom Geiste wahrhaft christlicher Nächstenliebe erfüllt. Viele unserer Gegner können fürwahr von ihm praktische Toleranz lernen. Besondere Freude bereite es dem Fürsten, daß er als Vorsitzender der Anti-Duell-Liga zusammenwirken konnte zu einem edlen Ziele mit Männern von verschiedener religiöser und politischer Anschauung.

Wer Gelegenheit hatte, mit dem Fürsten Löwenstein zu verkehren, der war hingerissen von seiner Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit. Auch der geringe Mann aus dem Volke konnte leicht Zutritt und Gehör bei ihm finden. Was der Fürst für kirchliche und charitative Zwecke gespendet hat, das weiß Gott allein. Seine Wohlthätigkeit überstieg beinahe seine Leistungsfähigkeit. Er schränkte den Aufwand für die Hofhaltung und für seine persönlichen Bedürfnisse ein, um für wohltätige Zwecke mehr verwenden zu können. In seinem persönlichen Leben war er überhaupt äußerst anspruchslos. Er machte für sich selbst keinen größeren Aufwand, wie ein einfacher Privatmann. Von alkoholischen Getränken enthielt er sich fast gänzlich. Seiner einfachen, streng geregelten Lebensweise hat er wohl auch die ungewöhnliche Mäßigkeit seines Alters zu verdanken.

Auf ein Leben, reich an Arbeit, aber auch reich an Segen und Erfolgen kann Fürst Löwenstein zurückblicken, jetzt, da er im Begriffe ist, sich von der Welt zurückzuziehen. Dieses inhaltreiche Leben kann in der Tat keinen schöneren, keinen idealeren Abschluß finden, als im friedlichen Wirken in der Klosterzelle. Fürst Löwenstein scheidet aus der Welt nicht mit den Gefühlen der Bitterkeit und der Enttäuschung, sondern mit dem Bewußtsein, das Höchste erstrebt und für die unergänzlichen Güter gearbeitet zu haben in heroischer Pflichterfüllung. Auch im Kloster wird er der Welt noch nützlich durch sein Gebet und das Beispiel der Entsigung. Möge er schon hienieden den Lohn finden für seine Taten und Opfer in dem Frieden des Hergens!

### = In Steiermark.

Von R. W. Gawałowski.

Wer zum ersten Male von der stolzen Höhe des die steirischen Lande weithin beherrschenden Schöckels, dieses Lieblingsalpengipfels der Grazer, Umschau hält und sich der herrlichen Aussicht erfreut, dem wird es wohl alsbald auffallen, wie verschieden geartet deren Nord- und Südhälfte ist. Dort ragen aus einsamen, waldunklen Tälern in erhabener Majestät die Berge des Oberlandes empor, die Felsenfirnen vielfach geschnitten mit säneieigem Diadem, hier breitet sich tief unter dem eigenen Standorte in schier unübersehbarer Fülle ein Gewoge niederer Waldberge und lieblicher Hügel aus, die sich von dem mächtigen, von Nord nach Süden streifenden Korallengange im Westen bis zur ungarischen Tiefebene im Osten erstrecken und durch das zu zwei Ebenen — dem Grazer und dem Leibnitzer Felde — sich ausweitende Tal der Mur in eine westliche und eine östliche Hälfte geteilt werden. Gleich bunten Edelsteinen, die über einen grünen Sammelmaniel verstreut sind, schimmern allenthalben blühende Anstedenlungen: Märkte, Dörfer und Einzelhöfe, den Eindruck bezaubernder Annut, der diesem Gebiete eignet, noch erhöhend. Im Herzen der Landschaft aber, „am Silberband der Mur“, liegt ihr kostbarstes Juwel, die Hauptstadt des Landes, Graz, unvergessen wohl jedem, der einmal ihre Reize bewundern durfte. Wie die Stadt der größte Schmutz ihrer Umgebung ist, so verdankt sie andererseits dieser den Hauptteil jener Anziehungskraft, die sie auf ihre tausend und abertausend Verehrer ausübt. Wem, der Graz einmal kennen gelernt hat, ward nicht im Herzen der sehnsüchtige Wunsch regt, hier leben und in frohem Wehagen sich der schönen Natur freuen zu dürfen; wenn dies aber nicht tunlich, so doch wenigstens wie-

Der kommen zu Lössen zu kurzer, traulicher Kost — so oft als möglich! Dieser unwiderstehliche Zauber findet seine Begründung im Charakter der Landschaft; denn mag das mittelsteirische Berg- und Hügelland an Großartigkeit auch weit hinter der oberen Steiermark und den westlichen Alpenländern zurückstehen, an einmütigem Liebreiz sucht es seinesgleichen in deutschen Landen. Und wie leicht, wie mühelos ist dem Wanderer der Genuß all dieser Schönheit gemacht!

Man kann von Graz mit der Eisenbahn nach allen vier Richtungen der Windrose fahren. Während sich der Hauptlinie der Südbahn Wien-Triest, deren Station Graz ist, jene Ausflügler zu bedienen haben, die es entweder in die obersteirischen Berge oder nach dem Süden an die sonnigen, Lorbeergeräumten Gestade der Adria zieht, stehen demjenigen, der in bezuglichem Genuße die Reize der mittelsteirischen Landschaft kennen lernen will, die Graz-Köflacher Bahn für das westliche und die Staatsbahnlinie Graz-Feitring-Gartberg für das östliche Gebiet zur Verfügung.

Wir laden zur fröhlichen Fahrt. Zunächst nach dem Westen.

Vom Grazer Südbahnhofe trägt uns der Bahnzug vorerst in südlicher Richtung durch die wohlbebauten Fluren des fruchtbaren Grazer Feldes, die schon gefurten westlichen Randberge desselben entlang, an dem malerisch gelegenen Straßgang vorüber, wo schon die Römer eine Niederlassung hatten, zur Station Premstätten, von wo durch harzduftende Wälder ein Fußpfad nach dem idyllischen Kurort Teufelsbad führt. Unterhalb Premstätten wendet sich die Bahn in sanftem Bogen gegen Westen und erreicht Lieboch, das Kainachtal. Hier teilt sie sich in zwei Strecken, eine nordwestliche, die nach Köflach, und eine südwestliche, die nach Wies führt. Wir wählen die erstere und dampfen das sich mehr und mehr beengende Kainachtal aufwärts, vorüber an Söding, Krottendorf, der Station für das freundliche, weingefegnete Ligist, Krems mit seiner romantischen Burgruine, dem Städtchen Voigtsberg, das von dem stattlichen Schloß Greifenegg überragt wird, zur Endstation der Bahn Köflach. Voigtsberg und Köflach liegen inmitten eines weiten Beckens, das das mächtigste Braunkohlenlager der Steiermark birgt, und verdanken diesem Umstande ein reiches industrielles Leben. Der Talkessel wird in einem gewaltigen Halbkreise von dem steirisch-kärntnerischen Gebirgszuge umrahmt, dessen Gipfel sich nicht nur durch ihre Naturschönheiten und ihre prachtvolle Rundschau auszeichnen, sondern auch dem „müder geübten“ Bergwanderer durch ihre leichte, bequemliche Zugänglichkeit sich empfehlen. Nicht weniger als drei Straßenzüge führen von Köflach empor in jene Bergwelt: ein nördlicher durch das obere Kainachtal vermittelt den Aufstieg zur Gleitzalpe (1989 Meter), deren Rundblick Karawanken, Hohe Tauern, Dachstein, Hochschwab und Schneeberg umfaßt; ein westlicher führt ins Gebiet der durch ihre schöne Flora ausgezeichneten Stubalpe (Ammeringkogel, 2184 Meter) und jenseits ins obere Murtal nach Judenburg, während endlich ein südwestlicher über die „Wad“, die tiefste Einsattelung zwischen dem Stub- und Koralpenzuge, hinüberzieht ins Lavanttal, das Paradies Kärntens.

Doch so sehr auch die Alpen locken, wir müssen uns mit ihren Ausläufern begnügen, um unserem Vorsatze, das mittelsteirische Gelände zu durchstreifen, treu zu bleiben. Wir wandern daher, nachdem wir der Bahn Lebewohl gesagt, die Radstraße nur ein Stück empor bis zu dem herrlich gelegenen Dorfe Edelsdorf; hier wenden wir uns südöstlich, um in genuehrreicher Tageswanderung über die waldbereiche, einen prächtigen Rundblick gewährende Ligister Alpe nach dem freundlichen Markte Stainz zu gelangen, dem Vororte des Schilcherweingebietes, das sich den östlichen Vorbergen der Koralpe entlang von Ligist bis Deutsch-Landsberg erstreckt. Der Schilcher ist jener köstliche, rötlich schillernde Wein, der, mit Mineralwasser vermischt, das lieblichste Sommergetränk des Steirers bildet, aber auch für fremde Gauen seinen eigenartigen Zauber zu üben versteht. Von Stainz führt eine schmalspurige Landesbahn zur Station Preding-Wiefelsdorf der Strecke Lieboch-Wies, der wir uns nun anbertrauen wollen, um das Lochnitztal aufwärts von Groß-Florian vorüber nach Deutsch-Landsberg zu gelangen. Die außerordentlich liebliche Lage inmitten einer fruchtbaren, von der Natur mit bewundernswürdiger Pracht begabten Landschaft hat dem gewerkschaftlichen Marktleben den Beinamen „die Perle der Steiermark“ eingetragen. Auch hier steht dem Wanderer die Alpenwelt offen. Ueber die hochgelegenen Orte Trabüthen und Glashütten, die sich als Lustorte steigender Beliebtheit erfreuen, führt der Pfad empor auf den Gipfel der Koralpe (2144 Meter), deren mächtiger Gebirgszug den Grenzwall zwischen Steiermark und Kärnten bildet. Dank ihrer freien Lage, ist die Koralpe einer der aussichtsreichsten Berge der Ostalpen, ganz Kärnten und Steiermark liegen zu Füßen des Beschauers und aus der dämmernden Tiefe grüßen die beiden Hauptstädte Klagenfurt und Graz herauf.

Ein wohlbewirtschaftetes Schutzhäuslein sorgt für die leiblichen Bedürfnisse. Der Abstieg kann entweder nach Wolfsberg im Lavantale oder auf der steirischen Seite nach Schwandberg unternommen werden.

Doch auch die nähere Umgebung von Deutsch-Landsberg bietet eine Fülle herrlicher Ausflugsziele. Das Schönste ist unstreitig Schloß Hollenegg, das halbwegs zwischen Deutsch-Landsberg und der nächsten Bahnstation Schwandberg auf einer anmutigen Höhe liegt, die eine entzückende Rundschau über die mittlere Steiermark gewährt. Das Schloß selbst, der Viehlingssitz des Fürsten Alfred von Liechtenstein, bildet ein fast regelmäßiges Viereck und zeigt vorwiegend die Formen der italienischen Renaissance. Vor kurzem hat es durch die kunstverständige Hand Lachers eine durchgreifende Neugestaltung erfahren. Besonders malerisch ist der ortsbegeschmückte Schloßhof. Die Einrichtung der Gemächer ist von fürstlicher Pracht und enthält zahlreiche alte Möbelstücke und Gobelins von großem Kunstwerte.

Von Hollenegg führt die Straße weiter südwärts durch eine überaus fruchtbare, durch die Leppigkeit der Vegetation an den italienischen Süden gemahnende Landschaft nach dem Markte Schwandberg, dessen anmutige Lage mit der Deutsch-Landsbergs um die Palme ringt. Von hier zieht die Bahn in einem nach Westen offenen Bogen an den Stationen St. Martin-Welsberg und Pöfzing ihrem Endpunkte Wies zu, einem inmitten von Koblenbergwäldern gelegenen industriereichen Orte. Wer die Wanderfahrt noch weiter nach Süden fortsetzen will, gelangt auf zuter Straße über Eibiswald und den Rablberg nach Mahrenberg im Drautale, das von der Südbahnlinie Marburg-Franzensfeste durchzogen wird. Weg aber noch ein schönes Städtchen der mittleren Steiermark kennen lernen will, der greife bereits in der Station St. Martin-Welsberg zum Wanderstabe und pilgere über Gleinshätten dem zwischen Lochnitz und Sulm dahinstreichenden Saualpegebirge zu, dessen Hügel nicht minder durch ihren trefflichen Wein, als auch durch die Fülle schöner Aussichtspunkte (Temmerkogel, Stibegg, Kreuzkogel) berühmt sind. Wo das Gebirge im Osten steil zur Mur ebene abfällt, liegt am Zusammenflusse der Lochnitz und Sulm malerisch von dem Schlosse Soggau überragt der aufblühende Markt Leibnitz. Von hier trägt das Dampfrosch den Reisenden in einstündiger Fahrt nordwärts nach dem Ausgangspunkte der Fahrt Graz.

Einen wesentlich anderen Charakter als der eben durchwanderte Westen zeigt die östliche Hälfte der mittleren Steiermark. Während sich dort der Uebergang vom Hochgebirge zum Mittelgebirge vollzieht, finden wir hier ein wahres Meer von tertiären Schotter- und Tonhügeln, die dem Alpenrunde der nordöstlichen Steiermark vorgelagert sind, im Westen und Süden vom Tale der Mur begrenzt werden und im Osten sich allmählich in die pannonische Niederung verlieren. Umrandet die Gänge der westlichen Berge die Neben des Weinstocks in üppiger Fülle, so bilden den schönsten Schmuck der Hügel des Ostens tausend und abertausend herrlicher Obstbäume, die der Landschaft das Aussehen eines einzigen großen Gartens verleihen. Hier gedeihen die steirischen Äpfel, die sich in den letzten Jahrzehnten im Auslande einen noch immer im Wachsen begriffenen Ruf erworben haben. Namentlich der Eisapfel oder Raschanzler ist seiner Haltbarkeit und seines vorzüglichen Wohlgeschmackes halber sehr geschätzt.

Um die eigenartige Schönheit des Hügellandes von allem Anfang an recht zu genießen, verlassen wir auf unserer Reise nach dem Osten die Stadt zu Fuß. Unmittelbar aus dem Grazer Weichbilde ragen die billenbesetzten Höhen des Rainerkogels, des Rosen, und Ruderlberges empor. Der inneren Stadt am nächsten liegt der Rosenberg. Seine schönen, schattigen Garten reichen dem Stadtparke auf dem Geidorfplatze die Hand. Wir wählen ihn zum Ausgangspunkte unserer Wanderung und steigen die wohlgepflegten Villenstraßen empor. Allmählich wird die Gegend ländlicher, doch fast bis an den Fuß der Platte (651 Meter), die eine entzückende Rundschau bietet, führt ein hübscher Waldweg hinauf nach dem Villenorte Maria-Trost im Kroisbachtale, der mit Graz durch eine elektrische Kleinbahn verbunden ist und seinen Namen nach einer großen, weit in die Lande blickenden Wallfahrtskirche trägt. Wir steigen zu dieser empor und gehen nun, immer auf der Kammhöhe bleibend, über die Schafberge zur Wasserscheide zwischen den Flüssen Mur und Raab. Diese in südöstlicher Richtung verfolgend, gelangen wir über den Reindlwitz, die Riesstraße und das freundliche Hönigstal, indem wir uns an der beständig wachsenden, an Liebreiz ihres gleichen suchenden Fernsicht erfreuen, nach dem im raschen Aufblühen befindlichen Luftkurorte Lochnitzhöhe mit der großen Gulanfall gleichen Namens und der Sommerfrische Artmenheim. Den schönsten Rundblick dieser aussichtsreichen Gegend gewährt der nur um wenige Meter über die Kammlinie des Gebirges emporragende Wudelberg 546 (Meter); die Grenzen dieses für die geringe Höhe selten weiten Panoramas sind: die beiden Pflaffen an der niederösterreichischen Grenze im Norden, die Zwanitzka in Kroatien im Süden,

der Geschriebenstein und die ungarische Tiefebene im Osten, die Ursula und die jenseits des kärntnerischen Lavanttales sich aufbauende Saualpe im Westen. Wenige Minuten unterhalb Lahnthöhe liegt die Station Lahnitz der Staatsbahnlinie Graz-Fehring, die von Graz durch das Mutal vorwärts führt und die Wasserscheide zwischen Murr und Raab in dem 530 Meter langen Schenmerltunnel durchbricht. Sie führt uns von Lahnitz in kurzer Fahrt das Lahnthal abwärts nach dem im Raabthale gelegenen freundlichen Markte Gleisdorf, dem Hauptplatz der steirischen Obsthandels.

Von hier zweigt nordwärts eine Flügelbahn ab, die über St. Ruprecht, die Station zur Besteigung des Kulkbenzes (976 Meter), des österrischen Rigi, nach dem alten, industrie-reichen Markte Weiz führt. Weiz ist nicht nur eine vielbesuchte Sommerfrische, sondern auch der wichtigste Ausgangspunkt für Ausflüge in die nordöstliche Steiermark, deren entzückend schöne einsame Waldtäler der Pfiff der Lokomotive noch nicht aus ihrem vielhundertjährigen Dornröschenschlafe geweckt hat. Großartige Flusskammern (Raab, Weiz, und Freudenberger-Kamm), aussichtsreiche Gipfel (Hochantsch, Teupstern, Stuhled, Wehsel, Rabenwald, Feh), weithin gedehnte Alm-wäden (Leich und Sommeralpe), prächtige Hochwälder und eine Reihe stiller zu behaglicher Ruhe ladender Orte (Arz-berg, Gladitz, Passail, Anger, Wirtfeld, Fischbach, Matten, Reitenegg, Vorau mit dem gleichnamigen Chorherrenstift, Strallegg, Pflau) winken hier dem Freunde einer feinen, herben vom großen Strome völlig unberührten Landschaft. Am Fuße des Wehsels erhebt sich auf waldiger Höhe die Festenburg, wo als Pfarr- und Kurherr Oskar Kernstod haust, jener Mönch mit dem warmfühlenden deutschen Herzen, dessen herrliche Dichtungen mit Hermann Vogels Wild-schmud seit Jahren die Hauptzierde der „Münchener Flie-genden Blätter“ bilden.

Von Gleisdorf zieht die Staatsbahn das Raabthal abwärts nach Feldbach, einem freundlichen Städtchen, das sich als Sta-tion für den berühmten Kurort Gleichenberg und für die noch berühmtere Niegersburg eines lebhaften Verkehrs erfreut. Der Weg nach Gleichenberg führt seitwärts durch die roman-tisch Klausen. Der Kurort, ein amütziges Villenstädtchen, verdankt seine großen Heilerfolge bei Erkrankungen der At-mungsorgane ebenso sehr seinen warmen, schon den Römern bekannten Quellen, als seiner überaus geschützten Lage in-mitten eines harzduftenden Waldessels am Fuße der beiden, mächtig aus dem Hügellande aufragenden Trachytegel der Gleichenberge. Auch der Boden, auf dem nördlich von Feld-bach die Niegersburg steht, ist vulkanischen Ursprungs: ein vereinzelter, mächtiger, das umliegende Gelände beherrschender, fast unzulänglicher Basaltblock, so reich geschaffen, die stolze, gewaltigste Burg des schlosserreichen Landes zu tra-gen. Schon im Mittelalter erhob sich hier eine Burg zum Schutze der nahen Landesgrenze. Die Niegersburg in ihrer heutigen Gestalt wurde indessen erst im siebzehnten Jahrhun-dert von der tatkräftigen Katharina Elisabeth Freiin von Galler errichtet in der auszugesprochenen Absicht, „hier eine Burgveste zu bauen, prunkvoll und doch wehrhaft wie kein an-derer Obelisk in Steiermark“. Nicht weniger als sieben stattliche, von weitausläufigen, wohlangelegten Befestigungs-werken umgebene Tore muß man durchschreiten, um zum ein-zigen, tiefen Schlosse, Kronegg genannt, auf der Höhe des Felsens zu gelangen. Es enthält eine Menge prächtiger Säle und Gemächer, die zwar wohl erhalten, aber unbewohnt und nur teilweise eingerichtet sind. Die besten Möbelstücke ließ der Besitz der Fürst Liechtenstein in sein Lieblingschloß Hollenegg, das wir bereits kennen, bringen. Wie man die Niegersburg von fast allen hervorragenden Punkten der mittleren Steir-mark sieht, so hat man auch von ihr eine weithin reichende Fernsicht.

Unterhalb Feldbach wird das Raabthal immer breiter, die es begleitenden Hügelreihen immer niedriger, noch eine kurze Raabfahrt und die Grenzstation Fehring ist erreicht.

Wer ins Land der Magyaren will, der mag es ein größeres oder kleineres Stückchen mit der ungarischen Staatsbahn versuchen, die von Fehring über Steinamanger und Raab nach Ofen-Ust fährt. Das deutsche Sprachgebiet endet übrigens nicht schon an der politischen Grenze, sondern er-streckt sich noch ein Stück jenseits derselben bis zu den äußersten Ausläufern des Syrellandes.

Auf steirischem Boden führt von Fehring eine Seitenbahn nordwärts in Fehringtal nach der Grenzstadt Fürstenfeld, dem Hauptstuhle des steirischen Hopfenbaues, in schöner, die Umge-bung weithin beherrschender Lage und weiter das Safental aufwärts nach Hartberg, dem malerisch gelegenen Vororte der nordöstlichen Steiermark. Die überaus rein gehaltenen schmucke Stadt, die sich als Sommerfrische großer Beliebtheit erfreut, ist zum Teil noch mit alten Befestigungen umgeben und blickt, ebenso wie Fürstenfeld, auf eine ruhmvolle ge-schichtliche Vergangenheit zurück, sie birgt aus alter Zeit noch ein köstliches Kleinod, das das Entzücken aller Altertums-freunde bildet: den sogen. Starnet, eine der schönsten Toden-

kapellen, die sich aus der romanischen Zeit erhalten haben.

Von Hartberg an gewinnt die Bahn auch in technischer Beziehung an Interesse. Durch eine Reihe von schön angelegten Kunstbauten, unter denen insbesondere die schöne Lahnitzbrücke und der 240 Meter lange Burggrabensiadukt hervorstechen, überwindet sie die sich für entgegenstehenden natürlichen Hindernisse und klettert durch eine entzückende, an schönen Ausblicken reiche Hügel- und Berglandschaft empor zu ihrem gegenwärtigen Endpunkte, dem am Südhange des Wehsels, 601 Meter hoch gelegenen Gebirgsstädtchen Fried-berg. Die Anschlußlinie an die niederösterreichische Spang-bahn, die den mächtigen Urgebirgsstock des Wehsels in einem großen Tunnel durchfahren soll, ist bereits im Bau. Noch we-nige Jahre, dann werden mit dem gesteigerten Verkehr Indu-strie und Wohlstand ihren Einzug in die Täler der steirischen Nordostens halten; aber freilich, dann wird auch die Poesie-ferischer Einigkeit, die heute diesen Gegenden einen un-vergleichlichen Reiz verleiht, unwiderrbringlich dahin sein.

## Allerlei.

(.) **Touristen in katholischen Kirchen.** Die Reisezeit ist wie-der da und mit ihr Touristen allerwegen. Auch die Kirchen bekommen von diesem Strom ihr gut Teil — nicht stets zur Erbauung derselben, denn die Kirche ist mehr als ein mehr oder weniger interessantes Bauwerk. Mancher, der im Leben auf gute Umgangsformen hält, läßt jeden Last vermissen, wenn er ein Gotteshaus betritt. Ob dabei verhaltene Abnei-gung gegen alles Kirchliche oder nur zur zweiten Natur ge-wordene schlechte Gewohnheit im Spiele ist, sei nicht näher untersucht, wird auch bei den einzelnen Individuen verschie-den sein. Umhergehen in der Kirche während oder kurz nach einem Gottesdienste sollte jedem fühlenden Menschen unmöglich sein. Auch wird mancher es kaum glaublich fin-den, daß man nicht selten Herren, nota bene nicht Anaben, Jünglinge, Männer, sondern — nach dem Neuhyeren ge-urteilt — „Herren!“ mit bedecktem Haupte Kirchen durch-wandern sieht — laut sprechend, lachend, sogar he und da recht hämische sogenannte „Witze“ von sich gebend. So soll, schreibt die „Mittelb. Volkszeitung“, ein Herr (der zu-fällig als Disident bekannt war) beim Anblick eines Weicht-stuhles den Ausruf „Grahmann“ recht vernehmlich in groß-herer, konfessionell gemischter Gesellschaft haben laut werden lassen. Daß man ein Pärchen aus der besseren Gesellschaft im Chorgestühl einer alten Kirche ein Pfund Kirchen ver-gehend vorfand, ist zwar selten, aber verbürgt. Gänzlich annekdotenhaft aber klingt folgendes: Mehrere „bessere“ Da-men wurden durch eine Kirche geführt und kamen an die ewige Lampe; ehe der Begleiter (Mäxter) es hindern konnte, hatte eine Dame schon die Lampe herabgezogen und ausge-löscht, wobei sie sich weidlich über den „katholischen Aberg-lauben“ von der „Ewigen Lampe“ amüsierte. Dieses Ge-schehnis würde man nicht glauben, wenn es nicht zweifellos frei feststände, ebenso wie der Versuch einer anderen Dame, in den Weichtstuhl einzudringen. Sogar von Regierungsbe-amten, die amtliche Besichtigungen vornahmen, wäre Un-schönes zu berichten! Wenn eben möglich, sollte man stets versuchen, in solchen Fällen die Personalien festzustellen; jedenfalls ist es ganz in der Ordnung, wenn dann solche Taktlosigkeiten sofortige Ausweisung aus dem Gotteshause nach sich ziehen. Im übrigen ist auch diese Erscheinung ein Zeichen der Zeit und des Zeitgeistes!

— **Der Apfelstecher.** Es sind zwei kleine Käseflügel, die sich im Frühling und Sommer auf unseren Obstbäumen schädlich zeigen, der eine ist purpurrot, der andere gelbgrün, jeder 5,5 Millimeter lang. Von Anfang Juni an legen die Weibchen mehrere Eier hinter die Apfelschale, auch bei Bir-nen und Aprikosen, derart, daß sie erst ein Weibchen boh-ren, die Eier hineinlegen und wieder zulleben, so daß von außen nichts zu bemerken ist. Nach einigen Tagen schlüpfen aus den Eiern Larven, die sich bis zum Kernhaus und von diesem wieder nach außen fressen. Die Larve ist fuklos, ge-runzelt, gelblich-weiß mit gelblichem Kopf. Im Gegensatz zu dem rötlichen, mit Fäden versehenen Käupchen des Apfel-widlers, welche die jungen Kerne beim Kernobst fressen. Von Ende Juni an fallen dann die angestochenen, noch mit den jungen Larven versehenen jungen Früchte ab, die Larven schlüpfen aus und verpuppen sich in der Erde, um im näch-sten Frühjahr als Käfer zu erscheinen. Das beste Vertilgungs-mittel ist Auffammeln aller abgefallenen Früchte und Ver-nichten derselben, eventuell bei stärkerem Auftreten der Käfer Abklopfen derselben auf untergelegte Tücher.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 31.

Düsseldorf, den 4. August.

1907.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten. — Epheta. — Das Schifflein Petri. — Erinnerungen an Uffst. — Karthause Gaim bei Unterrath. — Blumeapflege. — Exerziten in Valkenburg. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus VII, 31—37.  
„In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten in's Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm, und baten ihn, daß er ihm die Hand auflege möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephetha, das ist: Tue dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

### „Epheta!“

Herr! lege Deinen Finger in mein Ohr,  
Daß auf sich tut der Seele inn're Pforte;  
Daß sie, was sie im Lärm der Welt verlor,  
Kann wieder lauschen Deinem stillen Worte.  
O löß auch meiner falschen Zunge Band,  
Daß recht sie rede, nie den Frieden störend!  
Denn alles wohl macht Deine heil'ge Hand:  
Die Stummen redend und die Tauben hörend.

## Das Schifflein Petri.

VIII.

Die Hhl. Väter und Lehrer der Kirche erblicken in dem Taubstummen des heutigen Evangeliums die ganze Menschheit vorgestellt, die von sich aus taub ist gegen die Lehren des Heils und stumm, ihr Glend zu bekennen; erst die allbelebende Kraft des Heilandes — die namentlich in den Sakramenten Seiner Kirche sich wirksam erweist — öffnet der Menschheit das Gehör und löst ihr die Zunge. Darum sehen wir auch, daß bei der Spendung des hl. Taufsakramentes dieselben äußeren Zeichen (Beremonien) angewandt werden, die der Herr einst selber bei der Heilung des Taubstummen angewandt hat.

Dieselbe göttliche Allmacht also, die das Leibliche Gehör des Taubstummen herstellte, hat uns in der hl. Taufe das innere, geistige Gehör wiedergegeben: das Organ zum fruchtbaren Vernehmen der himmlischen Wahrheit, die uns durch die vom Heil. Geiste geleitete Kirche Jesu verkündet wird. Vom Himmel ist diese Wahrheit; denn wir brauchen nur das Sendschreiben des hl. Apostels Paulus an die Hebräer aufzuschlagen, so fällt unser Auge gleich anfangs auf das hochbedeutende Wort: „Vielmals und auf vielerlei Weise hat einst Gott geredet zu den Vätern durch die Propheten; zuletzt aber hat Er in

diesen Tagen zu uns geredet durch Seinen Sohn“ (Hebr. 1.).

Hierbei aber, was Gott während vier Jahrtausende der Menschheit zu ihrem Heile geoffenbart hat, darf Nichts verloren gehen. Das liegt klar auf der Hand; denn Gott hat nichts Ueberflüssiges geoffenbart, sondern alles, was Er durch die Patriarchen, Propheten und zuletzt durch Seinen eingeborenen Sohn gelehrt hat, ist zum Heile der Menschen notwendig. Die Lehren der Offenbarung aber müssen uns in einer Weise geboten werden, daß an ihrer Wahrheit ein vernünftiger Zweifel nicht aufkommen kann; denn wir sollen die Lehren glauben, d. h. fest und unerschütterlich für wahr halten und nach denselben unser Leben einrichten.

Die hl. Schrift aber bietet uns diese hochwichtigen Heilslehren weder vollständig noch in unzweifelhafter Klarheit. Darum soll das kirchliche Lehramt, d. i. der lebendige Lehrkörper, der vom Papste in Vereinigung mit den Bischöfen gebildet wird, nach der Anordnung des Herrn hier ergänzend eingreifen. Das ist nur möglich, wenn dieses Lehramt von den Heilslehren niemals etwas vergessen oder unrichtig auslegen kann, d. h. wenn es in der Bewahrung und Verkündigung der göttlichen Lehren unfehlbar ist. Nun sind aber die Träger des kirchlichen Lehramtes, Papst und Bischöfe, Menschen, wie Du und ich, lieber Leser; sie sind als solche auch dem Irrtum unterworfen. Sollen sie also in der Verkündigung der göttlichen Heilslehren unfehlbar sein, so können sie das nur durch einen besonderen göttlichen Beistand. Einen solchen aber hat ihnen der Heiland, wie wir am vorletzten Sonntag sahen, in den Aposteln mitgeteilt: Er verhieß und sandte ihnen den Heil. Geist zur unfehlbaren Verkündigung Seiner Lehren.

Und wenn wir nun die „Apostelgeschichte“ aufschlagen, so können wir uns leicht überzeugen, wie die Apostel ganz davon durchdrungen waren, daß, wenn sie lehrten, der Heil. Geist aus ihnen rede. Gleich Anfangs war in der Kirche zu Antiochien ein Streit darüber ausgebrochen, ob das jüdische Gesetz der Beschneidung auch im Neuen Bunde noch Geltung habe, so daß die Heiden, wenn sie Christen werden wollten, zuvor sich beschneiden lassen mußten — oder ob dieses Gesetz mit der Einführung des Neuen Bundes erloschen sei. Was taten nun die Christen von Antiochien, um Gewißheit hierüber zu erlangen? Hätten sie „protestantisch“ gedacht, so hätte ein Jeder sich hinsetzen müssen, um auf eigene Hand das Alte Testament zu studieren; denn vom Neuen Testamente gab es damals wohl noch nichts. Durch ein solches Studium hätte also jeder — nach protestantischer Anschauung — sich Antwort geben müssen auf die Frage, ob die Beschneidung auch nach den Zeiten Christi noch fortauern solle, ähnlich wie die zehn Gebote; oder ob sie ebenso abgeschafft sei, wie das jüdische Zeremonial-

gelehrt, das den Gottesdienst im Alten Bunde geregelt hatte. Allein die Christen von Antiochien gingen echt katholisch zu Werke; denn sie beschloßen, daß Paulus und Barnabas (und einige von den Segnern) hinaufzogen zu den Aposteln in Jerusalem, um diesen die wichtige Frage zur Entscheidung vorzulegen.

Im Apostelkollegium wurde denn auch die Streitfrage eingehend beraten — unter dem Vorsitze des H. Petrus — und der Christengemeinde von Antiochien folgender Beschluß durch Paulus, Barnabas und andere hochangesehene Männer übermittelt:

„Die Apostel und Ältesten, die Brüder, entbieten denen, die zu Antiochia und in Syrien und Cilicien sind, den Brüdern aus den Heiden ihren Gruß! Da wir gehört haben, daß Einige aus unserer Mitte ausgegangen sind, euch durch Reden beunruhigt und eure Gemüter verwirrt haben, denen wir keinen Auftrag erteilt: so hat uns, die wir beisammen versammelt gewesen, gefallen, Männer zu erwählen und zu euch zu senden mit unsern vielgeliebten Barnabas und Paulus, mit Männern, die ihr Leben hingegeben haben für den Namen unseres Herrn Jesu Christi. Wir haben also Judas und Silas gesandt, die euch daselbe auch mündlich melden werden. Denn es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen, auch weiter keine Last aufzulegen, als diese notwendigen Stücke: daß ihr euch enthaltet von den Gözenopfern, vom Blute und dem Erstickten und von der Unzucht. Wenn ihr euch davor bewahret, werdet ihr wohlthun. Lebet wohl!“ (Apostelgesch. 15.)

Als die Boten zurückgekehrt waren, versammelten sich die Mitglieder der Christengemeinde, und (sagt die Hl. Schrift), „als sie den Brief gelesen hatten, freuten sie sich des Trostes“.

Wie majestätisch klingen die Worte dieser armen Galiläischen Fischer: „Es hat dem Heil. Geiste und uns gefallen!“ Sie sind überzeugt, daß der Geist der Wahrheit aus ihnen rede — und die Christen in Antiochia unterwerfen sich der apostolischen Entscheidung mit derselben Glaubensfreudigkeit, mit der wir, lieber Leser, vor einigen Jahrzehnten den Entscheidungen der Nachfolger der Apostel, die in Rom versammelt waren, uns unterwarfen. Es gab also bei den ersten Christen und zur Zeit der Apostel, wie noch jetzt bei uns, eine lehnende Kirche, die Entscheidungen trifft, und eine hörende Kirche, die diese Entscheidungen gläubig annimmt.

„Geht hin und lehret alle Völker!“ — das „Lehramt“, das der Herr mit diesen Worten einsetzte, bildeten zunächst die Apostel; aber es lebt sich fort bis auf unsere Tage in der Gesamtheit der katholischen Bischöfe, in Vereinigung mit dem Fundamente der Kirche, dem Papste. Diesem Lehramt gilt auch das weitere Wort des Herrn: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt!“ (Matth. 28, 20.)

S.

### ○ Erinnerungen an Assisi.

(Nach dem Tagebuche eines Rompilgers.)

Außer den heiligen Stätten des gelobten Landes und der ewigen Stadt Rom sowie dem in den Pyrenäen gelegenen Wallfahrtsort Lourdes, gibt es wohl kaum noch ein Fleckchen Erde mehr, das dem christlichen Volke so ehrwürdig erschien, wie die italienische Stadt Assisi, die durch ihren Sohn Sankt Franziskus im dreizehnten Jahrhundert ein charakteristisches Gepräge erhalten, das ihr bis heute noch eigen ist. Der Besuch dieser, in Umbrien auf einem Berge gelegenen, 3000 Einwohner zählenden Stadt mit ihren 18 Klöstern ist ein Glanzpunkt der Pilgerfahrt gewesen, die im letzten Frühjahr von Köln nach Rom stattgefunden.

Es war am 15. April beim ersten Morgengrauen, als der Extrazug von Florenz kommend in Assisi anlangte, und bis mittags ein Uhr war den Pilgern Gelegenheit geboten, die Heiligthümer dieser Franziskusstadt zu besuchen und zu verehren. Einen gewaltigen Eindruck machte die Kirche San Francesco mit ihrer Oberkirche und ihrer Krypta, wo sich in einem Felsengrab der zum Teil sichtbare Sarg mit den Gebeinen des seraphischen Patriarchen befindet. Ehrwürdig ist auch die Kirche Santa Chiara mit dem unverwesenen Leichnam der heiligen Ordensfrau Klara. Aber noch ehrwürdiger

mögen dem Besucher von Assisi zwei andere Heiligthümer erschmeimen: Portiunkula und St. Damian. Dorthin geht in diesen Tagen des 2. und des kommenden 12. August die Erinnerung dorthin sollen die folgenden Zeilen der frommen Leser führen: heute nach Portiunkula und über acht Tage nach Damian. —

Am Fuße des Berges, von welchem die Stadt Assisi getragen wird, liegt etwa fünf Minuten vom Bahnhof entfernt eine große, einfache und doch erhabene Basilika. Ihr Bau, der über 100 Jahre in Anspruch genommen, wurde 1569 auf Geheiß des Papstes Pius V. begonnen und nach dem Plan der römischen St. Peterskirche ausgeführt. Die Länge der Basilika mißt 127, ihre Breite 64 und die Höhe bis zur Spitze der Kuppel 87 Meter. An beiden Seiten ziehen sich dem Längsschiff zwanzig Kapellen entlang. Wenn man in die große Kirche eintritt, wird das Auge unwillkürlich gefesselt, von einem kleinen, etwa sechs Meter langen und fünf Meter breiten Bau, der im Mittelschiff unter der Kuppel als kostbares Heiligthum erhalten, die „wahrhaftige Wiege der Minderbrüder“ ist, die Haupt- und Mutterkirche des hl. Franziskus von Assisi. — Das ist Portiunkula, d. h. Teilschen, wie der Heilige das Kirchlein nannte.

Der Guardian des neben der Basilika stehenden Franziskanerklosters, Herr Peter Bernardin, gebürtig aus Gahenport bei Koblenz, übernahm die Führung der Pilger. Zunächst erläuterte er die Geschichte des Portiunkula-Kirchleins.

Die Kirche stammt aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, und ward von Jerusalem-pilgern zu Ehren der Mutter Gottes vom Tole Josaphat errichtet; weil hier in Portiunkula, wie die Legende berichtet, Engelserscheinungen stattgefunden haben, wurde es genannt „Heiligthum unserer lieben Frau von den Engeln“ — Santa Maria degli Angeli.

Im 8. Jahrhundert kam es in den Besitz des H. Benediktus. Dieser ließ den zerfallenen Bau wieder herstellen und zwei größere zu den sonstigen kleinen Dimensionen in keinem Verhältnis stehende Türen anbringen, als wenn er geahnt hätte, welche Bedeutung das Heiligthum einst erlangen sollte. Von Benedikt ging es über auf seine Ordensnächte. Diese behielten das Eigentumsrecht bis zum 13. Jahrhundert, wo der Abt des auf dem Berge Subasio bei Assisi gelegenen Benediktinerklosters Don Pietro das Kirchlein Maria degli Angeli dem hl. Franziskus gegen eine jährliche Abgabe von Fischen überließ. Das kam also.

Als der hl. Franziskus geboren ward — es war in der Nacht des 26. September 1182 — da haben nach der Legende Engel in jenem Heiligthum Zübelgefänge angestimmt zum Zeichen, daß für dasselbe jetzt eine neue Ära anbrechen würde. Franziskus wuchs heran und in seinem Herzen empfand er eine mächtige Liebe zu der Kapelle Maria von den Engeln. Mit großem Opfermut machte er sich dran, sie wieder in Glanz zu setzen. Am 24. Februar 1209 nahm er hier die ersten Anzeichen seines Ordensberufes wahr, und er erbaute sich in unmittelbarer Nähe seine Wohnung. Hier begründete er den Orden der Minderbrüder und seine ersten Gefährten legten hier ihre Gelübde ab, wie es in einem Kuppel-fresko als Ausspruch des hl. Bonaventura geschildert steht. Diese ersten Brüder St. Franzisci schlugen auch wie er an diesem Orte ihre Zellen auf, und so hatte das Kirchlein einen ganz neuen Charakter angenommen, was eben dem genannten Benediktinerabte die Veranlassung gab, dasselbe dem Ordensstifter zu schenken; es war nun wirklich dessen „Anteil, sein „Portiunkula“.

Eine weitere Bedeutung dieses Hauses besteht darin, daß die reiche Jungfrau Klara dem Beispiele des begüterten Kaufmannssohnes Franziskus folgend, hier aus des Lehrlern Hand den Schleier und das Ordenskleid empfing. So entstand der zweite Orden des hl. Franziskus, gewöhnlich Orden der Klarissen genannt. — Hier in Portiunkula entschloß sich auch der seraphische Heilige zur Bildung des dritten Ordens. — Hier empfing er von Christus auf die Fürbitte Mariens den berühmten Portiunkula-Ablass, über den der bekannte Kanzelredner Bourdaloue († 1704) einmal eine Predigt hielt mit dem Vorpruch „Jener Arme (d. i. der „Arme von Assisi“) hat zum Herrn gerufen und der Herr hat ihn erhört“, Psalm 33. — Hier im Schatten seines Lieblingskirchleins wollte Franziskus auch sterben; drum ließ er sich, als er den Tod nahen fühlte, und nachdem er vom Berge Subasio aus die Stadt gesegnet hatte, hinabtragen nach Portiunkula, um, wie der hl. Bonaventura erzählt, dort sein natürliches Leben zu beschließen, wo er das übernatürliche Leben empfangen hatte (quomodo ubi accipiat spiritum gratiae, ibi redderet spiritum vitae).

Vor dem Hinscheiden empfahl er noch einmal seinen Bräu-

dem, wie er es früher öfter getan, stets große Liebe und Verehrung gegen Portiunkula zu haben. „Dies ist wahrhaft ein heiliger Ort“, so pflegte er zu sagen, „wer hier mit Zuversicht betet, wird erhört werden; verlassen diesen Ort niemals; treibt man euch zu einer Tür hinaus, so kehrt durch die andere zurück.“

Ein diese Worte des Seraphs von Assisi erinnerte uns auch der Herr Vater Bernardin, der nach dem Besuch dieses Hauptheiligtums der Basilika uns auch zu den übrigen heiligen Stätten hinführte, so zu dem Rosenarten mit den dornenlosen Franzisci-Rosen und zu der Rosenkapelle mit ihren drei Theilen, der Hütte, in welcher Franziskus vielfach gewohnt und dem darüber gebauten Oratorium, sowie dem Orte, wo das berühmte, 5000 Minderbrüder zählende Muttenskapitel abgehalten worden.

Untergerichtet sind all die Eindrücke, welche der Besuch dieser Orte auf uns gemacht hat. Aber besonders lebt in der Erinnerung fort jene Zelle neben dem Portiunkulakapellchen, wo Franziskus gestorben ist. Alljährlich wird hier am 4. Oktober um Mitternacht ein Hochamt zu Ehren des Heiligen gefeiert und abends der sogenannte Transitus gesungen und darin der 141. Psalm, dessen Schlusssprüche Franziskus mit sterbenden Lippen betete. In dieser Zelle ist auch sein naturgetreues Bildnis zu sehen und ein Wandschränkchen mit dem dreiknotigen Strid, den er zuletzt getragen und der deutliche Spuren des Blutes zeigt, das aus der Herzenswunde des stigmatisierten Seraphs geflossen.

Wir treten aus der Zelle heraus und befinden uns wieder neben dem Bäcklein „von den Engeln“. Prächtige Fresken umhüllen es wie ein Gewand, und im Innern ist das rohe Gestein zu sehen, welches durch die Andachtsbezeugungen so vieler, vieler Väter ganz abgeglättet ist. Jahrhunderte sind über diesen Ort dahingezogen, wie die Wolken am Himmel, aber die heilige Atmosphäre ist geblieben, die auch damals dort wehte, als Franziskus mit seinen Gefährten noch lebte — es ist hier ein wärmeres Gebets- und Gnadenklima, wer fühlt es nicht? Noch einmal knien wir nieder, durchdrungen von der Gegenwart Gottes und seiner Engel, lebhaft empfindend, wie die heilige Mutter Maria und der seraphische Vater Franziskus huldreich herniederschauen auf die Pilger; mit herzlichem Gebeten empfehlen wir nochmals dem lieben Gott all unsere Anliegen, auf die unserer Verwandten und Freunde jenseits der Alpen in der deutschen Heimat.

Langsamem Schrittes verlassen wir wieder die Basilika, bald in diese, bald in jene Seitentreppe schauend; — eine kurze Anbetung vor dem Allerheiligsten — und wir befinden uns am Ausgang. Hier laufen wir einige Andenken, und dann fällt der letzte Blick auf die Portiunkulakapelle — dort liegt sie in der Umhüllung des großen Gotteshauses wie ein wertvoller, von Gold umfaßter Edelstein. O Dio — a rivederci!

Wenn diese Reiseerinnerungen erzählt werden, dann geschieht es nicht ohne das Andenken an einen bedeutenden Gelehrten, der jüngst aus dem Leben geschieden ist. Er war ein würdiger Träger des Namens „Franziskus“, der mit seinem enormen Wissen auch wahre Tugend und kindliche Frömmigkeit verband. Mit Rücksicht auf ihn kann man folgende Worte Friedrichs von Schlegel zitieren:

„Wissen ist des Glaubens Stern,  
Andacht alles Wissens Kern;  
Schön' res doch wird nicht gesehen,  
Als wenn die zusammengesehen,  
Hoher Weisheit Sonnenlicht  
Und der Kirche stille Pflicht.“

Von diesem Gelehrten, dessen hier gedacht wird, besitzen wir unter vielen andern auch ein Büchlein, welches wie ein Schatzkästchen den Geist aufbewahrt, der zu Franziskus Zeiten in Assisi, besonders in Portiunkula, wehte. Das Büchlein ist erschienen bei Kirchheim in Mainz und trägt den Titel „Sankt Franzisci Blütengärtlein“. Der Name des Verfassers ist Dr. Franz Kaulen. Z. Sch.

## □ Karthause Hain bei Unterrath

(Reg.-Bez. Düsseldorf).

Um das Jahr 1030 wurde aus einer vornehmen Familie Kölns, vermutlich Hardefust, jedoch ist Sitz und Name nicht geschichtlich verbürgt, der hl. Bruno geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er an der Stiftsschule von St. Hubert zu Köln. Von seiner Vaterstadt ging er nach Rheims und studierte auf der dort in hoher Höhe stehenden Schule hauptsächlich Theologie und Philosophie. Nach Vollendung seiner Studien ging er zu seinen Eltern nach Köln zurück. Dort sah zur Zeit Hermann II. auf dem erzbischöflichen Stuhle. Von ihm wurde der hl. Bruno, als er diesem seinen Wunsch, Priester zu werden, offenbart hatte, ins Priesterseminar auf-

genommen. Als er nach glänzender Absolvierung seiner Studien zum Priester geweiht war, erhielt er ein Kanonikat an der Stiftskirche von St. Hubert. Von dort berief ihn Erzbischof Gervasius von Rheims zum Scholastiker an die Domschule dortselbst. An dieser Schule, an der er auch seine ersten Studien genossen hatte, wirkte er längere Zeit sehr segensreich. Als Manasses I. den erzbischöflichen Stuhl bestieg, verließ der hl. Bruno Rheims, da er sich mit den Bestimmungen dieses Mannes nicht einverstanden erklären konnte. Er schloß nunmehr den Entschluß, mit mehreren gleichgesinnten Genossen als Einsiedler zu leben. Noch verschiedenen vergeblichen Versuchen, eine passende Einsiedelei zu finden, wies ihn sein früherer Schüler Bischof Hugo von Grenoble einen in seiner Diözese gelegenen unultivierten Talgrund, Chartraine (Cartusia, Karthause) genannt, an. Hier gründete der hl. Bruno am 24. Juni 1084 mit Landuin von Lozana, Stephan aus Bourges, Stephan aus Dié (die beiden letzteren waren Chorherren von St. Rufus bei Avignon) einem Kaplan und zwei Laienbrüdern den nach der Gegend der ersten Niederlassung benannten Karthäuserorden.

In früheren Zeiten befanden sich in den deutschen Gauen verstreute blühende Karthausen, welche aber durch die Säkularisation zu Beginn der verflochtenen Jahrhunderte aufgehoben wurden. Zu einer besonderen Blüte gelangte die Kölner Karthause, aus der hervorragende Gelehrten der Kunst und Wissenschaft hervorgingen. Lange Zeit war dann Deutschland ohne Karthause, bis im Jahre 1869 das Rittergut „Haus Hain“ in der Nähe von Düsseldorf durch die große Karthause angekauft wurde. Der Haupttrieb für die Mönche zur Gründung des neuen Klosters mag wohl der gewesen sein, in der Nähe der Geburtsstätte ihres großen Gründers eine Karthause zu besitzen. Jedoch schon im Jahre 1875, zur Zeit des Kulturkampfes, mußten die Mönche ihr neues Heim verlassen. Im August des Jahres 1890 konnten die Söhne des hl. Bruno ihr Kloster aber wieder beziehen und nahmen in der zwischenzeitlich weiter ausgebauten Karthause ihr wohlthätiges Leben wieder auf.

Es möge nun ein kurzer Rundgang durch Karthause Hain folgen. Nach Ankunft mit der Staatsbahn in Unterrath hat man die Wahl rechts ab die Fahrstraße oder links an der Pfarrkirche vorbei den gesegneten Kirchweg zu benutzen. Wenn man den Kirchweg, so geht man nach Durchschreiten der Hauptallee links an der Klosterheide vorbei zum Hauptportale des Klosters. Der sogenannte Kirchweg ist abgesehen von der Bahnschranke kürzer als der Fahrweg. Nachdem man auf dem einen oder anderen Wege von der Klosterpforte, die durch die in Stein gehauene Statue des hl. Bruno geschmückt wird, angelangt und durch den Bruder Pförtner eingelassen worden ist, befindet sich zur Rechten das ärmlich aber sauber eingerichtete Stübchen des Pförtners, wohingegen zur Linken das Empfangszimmer für Herren und das nur von außen zugängliche Empfangszimmer für Damen liegt. Den Frauen ist der Zutritt zum eigentlichen Kloster nicht gestattet. Aber um so lieber öffnet sich die Klosterpforte den Armen. Nach Durchschreiten der Vorhalle, zu deren beiden Seiten Biergärten sich befinden liegen an einem rechts und links abgehenden Seitengang die Werkstätten der Brüder, (wie Schmiede, Schlosserei, Schreinerei, Buchbinderei usw.) und die Wohnungen der im Kloster beschäftigten Knechte nebst Stallung und Remise. Davon schließt sich zur Linken der Gemüsegarten und zur Rechten ein Park mit dahinter liegendem Obstgarten an. Nach Durchschreiten eines kleinen Biergartens gelangt man vor das Hauptgebäude des Klosters. In demselben befindet sich die Zelle des Vaters Prior, des Vaters Procurator sowie die Zellen der Brüder. In das Hauptgebäude schließt sich das herrliche, gotische Kirchlein des Klosters an. Die Kirche unterscheidet sich von anderen Gotteshäusern, daß sie in zwei Abteilungen getrennt ist. Die erste, welche man betritt, ist für die Brüder bestimmt, diese ist durch eine Gittertür von der größeren für die Patres bestimmten größeren Abteilung verbunden. In der Abteilung für die Brüder befinden sich zwei kleinere Seitenaltäre, welche durch zwei Marmurbilder den hl. Bruno und den hl. Johannes den Täufer darstellend geschmückt sind. In der Abteilung für die Patres befindet sich dem Eingang gegenüber ein in weißem Marmor einfach aber majestätischer Hauptaltar. Die Seitenwände nehmen etwa 50 Chorstühle, deren Hinterwand sich bis hinter den Altar erstreckt und dort auch den Thronstuhl für den das Opfer zelebrierenden Vater wirkungsvoll ziert, ein. Die einzelnen Chorstühle sind vollständig von einander getrennt, jedoch haben sie eine gemeinsame Bank, an welcher aufklappbare Pulte angebracht sind, die beim Singen die Antiphonarien in Großlettern zu tragen haben. Mitten in der Kirche befindet sich das Bild für den Vater, Vater. Vor den Stufen des Altars befinden sich rechts und links je eine Tür, von denen die linke zur Sakristei führt, wohingegen die rechte von den Patres zum Betreten und Verlassen der Kirche benutzt wird. Indem man sich rückwärts

wendet, bemerkt man über der Abtheilung für die Brüder eine Empore. Diese ist für den Besuch der jeweils anwesenden Laien bestimmt, besitzt aber nicht, wie man dies in den anderen Kirchen sieht, eine Orgel oder sonstiges Instrument, da jede Musik durch die Ordensregel verboten ist. Hat man die Kirche verlassen so gelangt man an der Küche an, die nebenbei bemerkt außer dem Koch niemand betreten darf, vorbei in den sogenannten kleinen Kreuzgang. An diesem liegt zunächst die Bräuderkapelle, in welcher die Brüder zu den gemeinsamen täglichen Gebeten zusammenkommen. Etwas weiter liegt das Refectorium (Speiseaal) der Brüder, worin diese an Sonn- und Festtagen ihre gemeinsamen Mahlzeiten einnehmen. Alsdann gelangt man an das Refectorium der Patres. Es ist dies ein ziemlich geräumiger mit einer etwa 1½ Meter hohen Holzbekleidung. Zwei Tischreihen stehen mit den nötigen Stühlen in Kufenform aufgestellt. Am Kopfende ist ein Tisch für den Vater Prior reserviert, wohingegen die übrigen Patres dem Alter nach an den Tischen Platz nehmen. Der Marthäuser braucht noch die allen Essgeräte, wie hölzerne Teller, Gabel, Teller und Glasbecher sowie zwei irdene Krügelchen für Wasser und Wein und einen mit zwei Henkeln versehenen Napf zum Trinken. An der Wand befindet sich eine Art Bank für den Arbeiter. Der Marthäuser spricht nämlich nicht bei Tisch, sondern er erhebt sich während der Pausen an einer Vorlesung, die unbedrückt an eine in der Kirche gehaltene anschließt. Der Marthäuser nimmt nur an Sonn- und Festtagen die Mahlzeit gemeinsam ein, in den anderen Zeiten erhält er dieselbe in seiner Zelle. Ueber eine Treppe gelangt man alsdann in die Bibliothek. Hier findet man die grundlegenden Werke der theologischen Wissenschaft und viele Werke von Schriftstellern des Ordens. Auch besitzt die Bibliothek wertvolle Handschriften und alte Drucke. Am Ende des Kreuzganges befindet sich der große Kapitelsaal des Klosters. Auch dieser Saal hat eine Holzbekleidung aus Holz. Den Wänden entlang befinden sich Stühle, während die hintere Wand fast ganz von einer prächtigen Holz-Jesu-Gruppe eingenommen wird. In diesem Saale finden die Aufnahmen, Wahlen und öffentlichen Ermahnungen von Seiten des Vaters Prior statt.

Was wir bis jetzt an unserem geistigen Auge haben vorüberzichen sehen, war erst der kleinere Teil des Klosters; denn wir gelangen jetzt zu dem großen Kreuzgang, um den sich das eigentliche Kloster, die einzelnen Zellen nämlich gruppiert. Es ist dies ein etwa 10 Morgen großer, vierseitiger Platz, der durch ein mit vielen Fenstern versehenes Gitter umzogen wird, auf den die einzelnen Zellen münden. Diese Zellen, welche schon als Einfamilienhäuschen für eine kleine Familie genügen würden, sind folgendermaßen eingerichtet: Nachdem man durch die Tür eingetreten ist, befindet man sich in einem geräumigen Flur. Direkt neben der Tür ist ein Schalter, durch welches den Patres die Nahrung und alles sonstige, dessen sie bedürfen, herbeigeführt wird. Am Ende des Flures befindet sich ein Treppenhaus, an welchem man geradeaus in die Werkstatt, welche eine Säge und Drehbank birgt, und den dahinter liegenden Vorratsraum für Holz und Kohlen gelangt. Hier beschäftigen sich die Mönche, wenn ihre Zeit nicht durch Beten und Studiren ausgefüllt ist. Durch eine Tür im Treppenhaus gelangt man in das zu jeder einzelnen Zelle gehörige Gärtchen. Hier befindet sich auch ein kleiner Brunnen, so daß sich die Mönche jederzeit frisches Wasser nehmen können, ohne die Zelle zu verlassen. Ueber die Treppe gelangt man in die erste Etage, wo sich die Hauptwohnung des Mönches befindet. Das erste Zimmer ist ein sogenanntes Empfangszimmer, in welchem sich ein kleiner Säulenofen, ein Tisch und ein Stuhl befindet. In früheren Zeiten, als sich die Mönche die Mahlzeiten noch selbst bereiteten, diente dieses Zimmer als Küche. Der zweite Raum ist das Schlaf-, Bet- und Studiengzimmer des Marthäusers. Darin befindet sich an der Rückwand das schrankartige Bett, in welchem sich ein Strohsack, von einer Decke aus grobem Leinen bedeckt, eine Leherbede, zwei Leintüchern, wozu im Winter noch einige wolkene Decken hinzukommen, befindet. Neben dem Bett befindet sich das Wetzpult, an welchem der Marthäuser seine üblichen Gebete verrichtet. Daneben an der Fensterbank steht der Arbeitstisch und in der Nähe das Bücherregal und ein kleines Stuhlchen. In der dem Fenster gegenüberliegenden Wand befindet sich in einem Wand-schrankchen das Waschgeschirr des Mönches. Auf diese Art sind alle Zellen im Marthause mit einigen durch die gereinigte Verlässlichkeit der Zelle kaum bemerkbaren Unterschied eingerichtet. Indem wir die Zelle verlassen, bemerken wir in dem durch den Kreuzgang eingeschlossenen Raume einen durch eine niedrige Mauer umgebenen Platz. Es ist dies der Kirchhof des Klosters, derselbe liegt mit Rücksicht in der Mitte des eigentlichen Klosters, damit der Ordensmann tagtäglich, so oft er den Kreuzgang entlang schreitet, gleichsam als Ermahnung an den Tod erinnert wird. Die Lobensfeier und Ver-

erdigung des Marthäusers ist ergreifend. Sobald er sein Leben ausgehaucht hat, wird er auf gesegnete Asche gelegt und gewaschen. Alsdann bekleidet man ihn mit seinem Ordensgewande und bringt ihn, nachdem man ihm ein einfaches Holzkreuz in die gefalteten und mit dem Rosenkranz umschlungenen Hände gegeben hat, auf einem einfachen Holzbrette in die Kirche. Nach Abhaltung des Todtenoffiziums zieht jeder Ordensbruder gleichsam Abschied nehmend noch einmal an der Leiche vorüber. Darauf trägt man ihn zum Kirchhof und senkt ihn mit über das Gesicht gezogener Kapuze in die Gruft und bezeichnet seine Grabstätte mit einem einfachen Holzkreuz ohne jede Aufschrift.

Dies ist in kurzen Zügen eine Beschreibung der Marthause. Möge dieselbe noch recht lange zu Gottes Ehre und Preis die frommen und müßigen Mönche beherbergen zum Wohle der umliegenden Orte. Das walte Gott!

## Blumenpflege.

= Imprägniertes Holz für gärtnerische Zwecke (z. B. für Frühbeeten und Gemächshausbauten) zu verwenden, empfiehlt sich ebensowenig wie die Imprägnierung der betreffenden Gegenstände selbst. Erstens werden die Hölzer durch ein solches Verfahren kurzfasrig, spröde und lassen sich mit Schneidwerkzeugen nur sehr schwer bearbeiten. Nimmt man die Imprägnierung jedoch nach geschehener Bearbeitung vor, etwa, indem die Durchdringung in Wasser stattfindet, so verzieht sich das Holz. Außerdem zieht der Fensterstift die Substanz sehr schnell wieder aus. Für Fensterstößen sollte man darum immer Pech-pine-Holz verwenden, welches sogar billiger kommt und alle guten Eigenschaften besitzt. Zur Imprägnierung von Hölzern sollte man nur greifen, wenn diese in die Erde gesenkt werden sollen, wie z. B. Baumstämme und Pfosten; für diese hat das Verfahren allerdings unläugbare Vorteile.

= Zur Kultur des Kopfsalates. Selbst die widerstandsfähigsten Salatarten schießen bei großer Dürre im Sommer auf und machen Blütenstängel, bevor die Kopfbildung eintritt. Diesem Uebelstande muß durch eine entsprechende Kultur entgegengehandelt werden. Schon durch das Verpflanzen in der heißen Jahreszeit werden die Salatpflanzen so oft gestört und geschwächt, daß sie nicht mehr die Kraft haben, Köpfe zu bilden. Um daher ein Versagen zu vermeiden, säe man den Kopfsalat in Reihen von 20—25 Zentimeter Abstand ganz dünn aus und verziehe dann die aufgewachsenen Pflänzchen, so daß ein Beet ganz gleich aussieht wie ein angepflanztes. Solcher Salat gibt weit bessere Resultate wie verpflanzter und erfordert nicht mehr Mühe als solcher. Weiter ist zur Erzielung fester geschlossener Köpfe erforderlich, daß der Salat bei der größten Dürre ein oder mehrere Male des Tages mit möglichst kaltem Wasser überspritzt werde. Die dadurch hervorgebrachte schnelle Abkühlung bewirkt eine Saftstockung, welche die Entwicklung des Blütenstängels zu Gunsten der Kopfbildung zurückhält.

= Die Blüten des Fieders verbrauchen, wenn sie verblühen und Samen ansetzen, sehr viel Kräfte des Baumes. Sobald sie ihre Schönheit verlieren, sollten sie weggeschnitten werden. Das wird der Blüte des nächsten Jahres sehr zugute kommen.

= Um Blattläuse zu vertreiben giebt es eine Reihe von Mitteln. Es schlagen aber keineswegs immer alle an. Die Pflanzen mit Wasser bespritzt oder in dieses eingetaucht und nachher mit Holzasche bestreut, soll die Blattläuse vertilgen. Ferner wird folgendes Verfahren sehr empfohlen: Man hole sich einen Aufguss von einem Teile Aloe und zwei Teilen Insektenpulver mit 30 Teilen kaltem Wasser und bespritzt mit demselben die von verderbnisreichen Tieren befallenen Pflanzenteile. Uebrigens ist eine mit Seifenwasser vermischte Quassia-Abkochung ebenfalls zu empfehlen, wie denn auch das Besprengen mit einer Jodlösung fast stets von gutem Erfolg begleitet gewesen ist.

## Exerzitien in Valkenburg.

Im Ignatius-Kolleg finden diesjährigen Exerzitien für Priester

statt:

Vom Montag, den 5. August, abends, bis Freitag, den 9. August, morgens.

Anmeldungen möge man richten an P. Rektor Josef Schmidl, Ignatius-Kolleg, Valkenburg, Limb. (Holland).

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 52.

Düsseldorf, den 11. August.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zwölften Sonntag nach Pfingsten. — Der göttliche „Samaritan“ — Das Schifflein Petri. — Alter und neuer Syllabus und die Stellung der Kirche zur modernen Kultur. — Zur Inbeg-Adresse. — Erinnerungen an die Stadt des heil. Dominikus. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas X. 23—37.

„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzeslehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liestest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund, und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog: und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn, und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darin; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte, und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber auswendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und tue desgleichen!“

### Der göttliche „Samaritan.“

O Herr! Du hast am Wege uns gefunden  
Halbtot vom Weh, das uns die Sünde schlug;  
Du gossst Öl und Wein in uns're Wunden,  
Zur Herbergsruh' uns Deine Liebe trug.

Laß diese Liebe unser Herz entzünden,  
Vom Himmel hergekommen'er Samaritan!  
Daß, wenn den Nächsten wir im Stund finden,  
Wir tun an ihm, wie Du an uns getan.

### Das Schifflein Petri.

IX.

Züngst las ich in einem vor kurzen erschienenen religiösen Werke folgende interessante Ausführung: Es war einmal ein Mann, der bewohnte ein sehr schönes Haus. Das Haus hatte zwei Stockwerke. Da fiel dem Manne eines Tages ein, das untere Stockwerk sei morsch und taugte nichts. Deshalb wollte er für die Folge nur mehr den oberen Stock bewohnen. Damit aber auch die Nach-

barleute sähen, daß er recht habe, ließ er nicht ab, in dem untern Stock zu bohren und zu wühlen, bis — nun, bis ihm eines Tages das ganze Haus über dem Kopfe zusammenstürzte. Der Leser wird denken, das ganze sei ein Scherz; denn so töricht werde doch niemand sein. Und doch ist's kein Scherz! Einen solchen Mann hat es wirklich gegeben, und jeder aus uns kennt ihn auch: es ist der Protestantismus. Das Haus, das er mit allen Christen gemeinsam bewohnte, war von Christus Selbst eingerichtet worden. Es hatte zwei Stockwerke: die hl. Schrift und die mündliche Ueberlieferung. Die hl. Schrift mag vielleicht das vornehmere Stockwerk sein; aber das frühere und notwendigere ist die mündliche Ueberlieferung; denn sie war schon, ehe es eine hl. Schrift gab; und ohne sie gibt es überhaupt keine hl. Schrift und kein Christentum! Der Protestantismus aber wollte von dem unteren Stockwerke nichts mehr wissen und ließ nur mehr das obere Stockwerk — die hl. Schrift — gelten. Was geschah? Es kam so, wie es nicht anders kommen konnte: die Ueberlieferung hat der Protestantismus verworfen, und Bibel und Christentum sind ihm über dem Kopfe zusammengestürzt! Wir katholische Christen nehmen und benutzen das Haus, wie Christus es uns gegeben: wir halten fest an der hl. Schrift; aber neben der hl. Schrift nehmen wir auch jene heiligen Ueberlieferungen gläubig an, die Christus und der hl. Geist den Aposteln übergeben, und die dann von Geschlecht zu Geschlecht, von Mund zu Mund, unter dem von Christus verheißenen Beistande des heil. Geistes bis auf uns gekommen sind. Das ist unser Glaube!

„Ich glaube, Gott, mit Zuversicht,  
Was Deine Kirche lehret:  
Es sei geschrieben oder nicht,  
Denn Du hast ihr's erklärt.“

Nun steht es aber nicht dem Einzelnen zu, aus diesen zwei Glaubensquellen selbst zu schöpfen nach seinem Gutdünken. Nein, — wie wir schon aus dem Beispiel der Christengemeinde von Antiochien ersehen haben — soll unsere heilige Mutter, die Kirche, das „Wasser“ des Glaubens und des Lebens für uns schöpfen aus jenen Glaubensquellen. Mit anderen Worten: Nicht jeder einzelne Christ kann frei forschen in Schrift und Ueberlieferung und sich da aussuchen, was ihm passend scheint: Nein, es ist ein lebendiges Lehramt in der Kirche Jesu, welches Schrift und Tradition (Ueberlieferung) zugleich zu hüten und zu erklären hat, und dessen Entscheidungen, wenn wir „Christen“ sein wollen, wir alle in kindlicher Unterwerfung annehmen müssen.

Die Kirche wird also eingeteilt in die „lebende“ und in die „hörende“ Kirche; zur Lebenden gehören Papst und Bischöfe, die die volle apostolische Gewalt haben. Dieses lebendige Lehramt aber nimmt Unfehlbarkeit für sich in Anspruch, und es muß so sein: denn

wenn ich seine Lehre, seine Entscheidung als endgültig annehmen soll, und wenn von der Beobachtung dieser Lehre sogar meine Seligkeit abhängig ist, dann muß ich und überhaupt jeder Katholik auch die sichere Garantie haben, daß ein Irrtum ganz ausgeschlossen sei, so oft das kirchliche Lehramt eine Entscheidung trifft.

Die Kirche hat daher die Gabe der Unfehlbarkeit (des Nichtirrenkönnens) stets für sich in Anspruch genommen. Den alten Heiden war selbst das Wort unbekannt; wir finden es weder bei dem berühmten Athener Plato, noch in den uns erhaltenen Schriften des Römers Cicero. Auffallender aber ist, daß nachdem Christus der Herr diese großartige und notwendige Wahrheit geoffenbart hat, jede Irrlehre, die sich von der Kirche Gottes trennt, auf die Unfehlbarkeit verzichtet. Weder Luther, noch Calvin, noch der englische König Heinrich VII., ja, nicht einmal der russische Kaiser wagen sie für sich in Anspruch zu nehmen. Sie würden sich nur lächerlich machen. Die katholische Kirche allein darf es wagen; ein großartiger Beweis für ihre Göttlichkeit!

Wenn wir nun mit Recht darüber staunen, daß unsere Kirche den Mut besaß und nach beinahe zweitausend Jahren noch besitzt, zu erklären, sie sei unfehlbar, — so bin ich geneigt, über etwas Anderes noch weit mehr zu staunen: darüber, daß es außer ihr Religionsgesellschaften („Kirchen“) gibt, die sich zwar „göttlich“, aber nicht unfehlbar zu nennen wagen — denn „eine göttliche Religion sein“, was heißt das andere, als gleich Moses, das Haupt von göttlichem Licht umstrahlt, die Gesetze in der Hand, vom Sinai herabsteigen und zur Menschheit sprechen: „Du bedarfst der Wahrheit, hier ist sie! Du fühlst Dich zu Deinem Schöpfer mächtig hingezogen; wohlan, reiche mir die Hand, ich führe Dich zu Ihm hin!“ — Ist aber, frage ich, hierzu nicht Unfehlbarkeit notwendig? Wenn Du, „Kirche“, mich täuschen, mir statt der Wahrheit Irrtum bieten kannst, wenn Du den Weg nicht genau kennst, wenn es möglich bleibt, daß Du mich in die Irre führst: dann danke ich für Deine Führung; ich werde mich schon selber zurechtzufinden suchen!

Schauen wir nun aber auf die Kirche Gottes! Was sehen, was hören wir? — Die ersten Bischöfe, die Apostel, sind mit dem ersten Papste Petrus in Jerusalem versammelt, um den Streit in Antiochia beizulegen, um eine wichtige Lehrentscheidung zu treffen: Die lehrende Kirche, das Lehramt ist versammelt, die hochwichtige Angelegenheit wird zunächst reiflich erwogen; dann heißt es: „Es hat uns und dem Heiligen Geiste gefallen, zu entscheiden usw.“ Und so oft in der Folgezeit das kirchliche Lehramt versammelt ist, heißt es mit denselben, oder doch dem Sinne nach gleichen Worten durch alle Jahrhunderte bis zum Vatikanischen Concil von 1869: „Es hat uns und dem Heiligen Geiste gefallen.“ So kann in der Tat nur die katholische Kirche zu reden wagen, weil sie allein göttlichen Ursprungs ist, weil sie die wahre Kirche Christi ist, der „bei ihr bleibt alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Matth. 28.) 8.

### (.) Alter und neuer Syllabus und die Stellung der Kirche zur modernen Kultur.

Es ist anlässlich der neu aufgerollten Index-Frage und der Veröffentlichung des neuen Syllabus in der nichtkatholischen Presse mächtig viel dummes Zeug geschrieben worden. Ein Punkt sei herausgenommen, weil er so sicher wie in der Predigt das Amen allüberall zu finden ist. Wir meinen jene atavistische Behauptung, im alten Syllabus habe Pius IX. namens der katholischen Kirche der ganzen Kultur den Krieg erklärt.

Wer wissen will, wie festgefressen diese Legende in der Darstellungswelt der Gegenwart sich hat, nehme einmal das große im Erscheinen begriffene Werk „Kultur der Gegenwart“, als dessen Herausgeber Paul Hinneberg zeichnet. Dort kann er gleichfalls die seltsame Mär lesen. Wenn das in den heiligen Hallen der Wissenschaft gesagt wird, was wunder, wenn das ganze Heer der Treiber auf der Jagd nach den bösen „Mira-

montanen“ einen höllischen Lärm erhebt über die Kirche als die geschworene Feindin der modernen Kultur.

So sei denn noch einmal diese Syllabus-Legende in ihrer ganzen Legendenhaftigkeit vorgeführt.

Als Beweis, daß der alte Syllabus von 1864 eine Absage der katholischen Kirche an die moderne Kultur sei, wird der Satz Nr. 80 angeführt: „Der römische Papst kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation aussöhnen und verständigen.“

Dieser Satz wird als falsch verurteilt; also folgert man kurzerhand, der Papst will von der modernen Zivilisation nichts wissen! Der Beweis für die Kulturfeindschaft der Kirche ist fertig! Einer schwägt es dem andern nach. Keiner jedoch hat so viel kritischen Sinn, um sich zu sagen: Die Behauptung, daß die katholische Kirche der modernen Kultur den Krieg erklärt, ist innerlich schon so horrend und unglauwürdig, daß man sich doch durch Zurückgehen auf die eigentliche Quelle, d. h. den Syllabus selbst, davon überzeugen müßte.

Würden die Herren dann eine offizielle Ausgabe jenes Allenfüdes zur Hand nehmen, so würden sie sofort etwas wahrnehmen, was ihnen auf den richtigen Weg eines richtigen Verständnisses verhelfen könnte. Sie würden nämlich dort die verschiedenen päpstlichen Rundschreiben, Allokutionen usw. angeführt finden, in denen Pius IX. jeweils den betreffenden Syllabusabsatz gebraucht hat. Kurz sie würden finden, daß zum richtigen Verständnis jener Sätze es gar nicht genügt, sie in ihrem direkten Wortlaut für sich allein zu nehmen, sondern in dem Zusammenhang, in dem sie nach dem Beweise des Syllabus selbst genommen sein wollen und sollen.

Wenn es gilt, irgend ein anderes geschichtliches Altentstück richtig aufzufassen, ist man sich dieser selbstverständlichen Pflicht des gewissenhaften Historikers voll bewußt. Worum hält man sich diesem kirchlichen Altentstück gegenüber von diesen sonst anerkannten Gesetzen der Wahrheit entbunden? Vielleicht weil man dann nicht mehr so bequem lästern kann über die Absage des Katholizismus an die moderne Kultur? Damit ist es allerdings vorbei. Denn jene Theses 80 nimmt die Worte „Fortschritt“ und „moderne Zivilisation“ in einem ganz besondern Sinne.

Der Sinn, der mit diesen Worten verbunden ist, erhellt aus der Allokution Pius IX. vom 18. März 1861. Damals bekämpften die Piemontesen die Kirche. Das Schlagwort jener Zeit war „Zivilisation“ und unter diesem Schlagwort verbarg sich eine robierte und radikale Kulturkämpferei.

Gegen diese „moderne Zivilisation“ wandte sich Pius IX. in jener Ansprache (Allokution) an die Kardineale. Man braucht nur die Worte des Papstes sich vor Augen zu halten und man sieht sofort, welcher Art die „moderne Zivilisation“ ist, gegen die er protestiert:

„Während die Zivilisation nichtkatholischen Instituten und Personen Unterstützung gewährt, beraubt sie die katholische Kirche ihrer rechtmäßigen Besitztümer und ist auf jede Weise bedacht, die heilsame Wirksamkeit der Kirche zu verringern... Könnte je der römische Papst solcher Zivilisation die Freundschaft reichen?... Man muß den Dingen ihren wahren Namen zurückgeben und der hl. Stuhl wird sich immer gleich bleiben. Denn er war beständig der Beschützer und Förderer wahrer Zivilisation... Da man aber unter dem Namen der Zivilisation ein eigenes, zur Schwächung, vielleicht sogar zur Vernichtung der Kirche Christi gebildetes System verstehen will, können dieser hl. Stuhl und der römische Papst gewiß nie mit solcher Zivilisation übereinkommen.“

Angeichts dieser klaren Papstworte — auch dafür gilt der Satz: An einem Kaiserworte soll man nicht deuteln — brandmarken wir die Behauptung, im alten Syllabus habe das Papsttum der modernen Kultur den Krieg erklärt oder eine Absage an dieselbe, weil unannehmbar für den Katholizismus, gerichtet, als eine Verdrehung und Verleumdung, für die es uns schwer wird, mildernde Umstände anzunehmen, bei denen, die sie in Umlauf bringen.

Werden diese Leute sich jetzt belehren lassen durch den neuen Syllabus vom 3. Juli 1907? Behandelt ja auch dieser die Frage der Stellung zur modernen Kultur, und zwar zu jenem Teil, auf den man sich am meisten zugute tut: nämlich den Wissenschaften und ihren Fortschritt.

Die Theses Nr. 57 in diesem Altentstück lautet: „Die Kirche stellt sich feindselig zu den Fortschritten der natürlichen und theologischen Wissenschaften.“

Dieser Satz ist als falsch verurteilt, d. h. der Papst verwirft jene Alltagsredensart antikatholischer Presse, daß die Kirche eine Feindin des Fortschritts der Wissenschaften, der natürlichen wie der theologischen Wissenschaften sei. Für wahr, es ist sehr zu begrüßen, daß von höchster Stelle aus dies

fer heute alltäglichen Verleumdung der Kirche entgegen getreten wird.

Rein, die katholische Kirche ist keine Feindin des Fortschritts der Wissenschaft jeglicher Art. Wie sollte sie auch? Weiß sie sich doch im Besitz der Wahrheit, die durch alle Fortschritte der Wissenschaft nicht erschüttert, sondern bestätigt und ins hellste Licht gestellt wird.

Wer also wieder mit dem alten Syllabus in der Hand das Märlein von der Kulturfeindschaft der katholischen Kirche erzählen will, dem geben wir den neuen Syllabus in die andere Hand, auf daß er sich etwas besser unterrichte, ehe er in den Tag hinein schwätzt.

### § Zur Index-Adresse,

über die wir unsere Leser im „Düsseldorfer Tageblatt“ auf dem Tausenden gehalten haben, bringt die „Apologetische Rundschau“, das Organ der „Zentral-Auskunftsstelle der katholischen Presse“ (Steklenz) in ihrer neuesten (August-) Nummer einen sehr interessanten Artikel, dem wir folgendes entnehmen: Wenn man der Adresse noch so sympathisch gegenüberstehe, müßte man es demnach zugeben, daß die Verfasser derselben keine guten Berater gehabt haben. Es läßt sich immer noch auf den Hauptinhalt der Adresse, auf die Motivierung der vorzulegenden Bitte zurückkommen, das aber darf heute schon gesagt sein, daß jemand, der einerseits die besonderen Gefahren unserer Zeit, und andererseits Wesen, Zweck und Geschichte des Index kennt, unendlich den Wortlaut der Adresse gutheißen kann. Diese Unkenntnis des Index und des kirchlichen Bücherverbotes geht aber auch klar aus den einzelnen Bitten und Wünschen am Schluß der Adresse hervor.

Die erste Bitte verlangt neben „weiserzögiger Revision der bisherigen Entscheidungen“ (weiserzögiger als Leo XIII. im Jahre 1901) die dauernde Gewähr für die Zukunft, daß die namentlichen Index-Verurteilungen auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben und möglichst ganz außer Brauch kommen. Die Kehlerzer Adresse 1869 bat kürzer und klarer um die „Aufhebung des Index“, hier wird gebeten um außer Kurssetzung des ganzen Index und der Indexkongregation. Also die Kirche, der Papst, soll prinzipiell davon Abstand nehmen, in Zukunft durch den Index ein Buch namentlich zu verbieten! Man möchte da an „die Besten aus Mexiko und Lateinamerika“, diese „Männer von unantastbarer lauterer Gesinnung und Liebe zur Kirche“, welche die Verfasser der Adresse „in allem Berater“ haben, eine Frage richten. Geht, in den nächsten Jahren (nach voller Bewilligung der ersten Bitte) erscheint das Werk eines bedeutenden katholischen Gelehrten. Der Verfasser hat großen Anhang, das Buch einen sehr großen Verkauf. Leider enthält es aber nicht geringfügige Irrtümer philosophisch-theologischer Art. (Man kann beispielsweise an Hermann Gunkler denken, wenn man Namen aus der neueren Zeit nicht gerne hört). Soll nun da die Kirche mit beschränkter Armen dasiehen? Soll sie sich berufen etwa auf die Bewilligung der Laienadresse von 1907 und sagen: ich kann das Buch nicht verurteilen? Klarer gesprochen: Die Kirche hat das göttliche Recht und die heiligste Pflicht, gegebenenfalls die Gläubigen, alle Gläubigen vor einem Glauben oder Sitten gefährdenden Werke zu schützen. Die beste und einfachste, sehr oft die einzig mögliche Not und Weise ist das namentliche Verbot, die namentliche Verurteilung des Buches. Mehr als ein Jahrzehnt vor Gründung der Indexkongregation verbot das erste Konzil von Nicäa das Buch des Arius mit seinem Namen Valia. Und sollte der Papst heute die Kongregation aufheben, schon morgen müßte er in seiner Eigenschaft als von Gott selber gesegnete Indexkongregation, in einem neuen Falle Hermes, Günther, Schell genau wiederum so handeln, wie früher das Konzil, später die Kongregation mit dem Papste voranging, wenn anders der Stellvertreter Christi seines obersten Lehr- und Hirtenamtes pflichtmäßig waltete so. Die Indexentscheidungen vollständig „außer Gebrauch kommen zu lassen“, und gar grundsätzlich, hieße also in der Tat nicht mehr und nicht weniger, als die heiligste Pflicht des Lehr- und Hirtenamtes im Einzelfalle vernachlässigen. Doch unsere Adresse will sich schließlich bescheiden mit einer Verurteilung auf ein „Mindestmaß der namentlichen Index-Entscheidungen.“ Was ist „Mindestmaß?“ Wenn es die Pflicht der Kirche und des Papstes ist, Bücher, welche Glauben oder Sitten in besondere Gefahr bringen, vornehmlich weil die Gläubigen die Verderblichkeit des Werkes nicht kennen, zu verurteilen und zu verbieten, so hängt das „Maß“ wohl ab von den erschienenen derzeitigen Büchern selbst. Es braucht also eine Latente in Deutschland nur mit apostolischen Eifer dafür zu sorgen, daß zumal in deutschen Ländern keine gefährlichen Bücher kommen — und die Bitte der Adresse ist erfüllt. „Min-

destmaß!“ Wieviele namentliche Indexverbote sind denn erlassen beispielsweise im letzten Jahrzehnt? Ich zähle alles in allem von 1897 bis 1907 57 Bücherverbote, von denen 28 auf Pius X. kommen. Unter den Verfassern der 57 Bücher sind 4 Deutsche (Nobing, Müller, Schell, Bozince), die mit 7 Schriften auf dem Index stehen. Pius X. kam bis heute im ganzen ein einziges Mal in die Liste, ein deutsches Buch namentlich verboten zu müssen. Die Bitte um ein „Mindestmaß“ ist wohl gegenstandslos.

Die zweite Bitte hebt an wie folgt: „Sodann wollest Du, Heiligster Vater, falls die völlige Beseitigung der namhaften Index-Verurteilungen nicht anzänglich sein sollte, grundsätzlich alles das aus den Indexbüchern für immer beseitigen, was zumal dem germanischen Volkswissen aufs aller tiefste widerspricht und das ist vor allem die Verurteilung ohne Anhörung des Angeklagten, die Geheimhaltung der Indizierungsgründe möglichst selbst vor dem Verurteilten und endlich die Verpflichtung des Verurteilten zum Schweigen ohne die gleichzeitige Anordnung der Schweigepflicht für sämtliche kirchliche Gegner der Verurteilten.“ Auch diese zweite Bitte ward, insofern sie überhaupt gewährt werden kann, den Bittstellern im voraus bereits von Papst Benedikt XVI. im Jahre 1763 erfüllt in der Bulle „Sollicita ac provida“, welche von Leo XIII. im Jahre 1897 und 1900 neu sanktioniert worden ist. (Vergl. Hilgers, der Index, S. 50 ff.) Es kann nur befremden, daß die Verfasser der Adresse die Adresse auch dieses wichtige Aktenstück nicht gekannt haben, das auch heute noch vollständig zu Recht besteht und in der gewissenhaftesten Weise praktisch beobachtet wird! Wenn man nun noch bedenkt, daß „der Angeklagte“ beim Indexprozeß durchaus nicht der Verfasser des Buches ist, sondern das Buch selbst, und daß es durchaus nicht darauf ankommt, was der Verfasser sich etwa bei den einzelnen Sätzen seines Werkes gedacht hat, sondern allein darauf, was objektiv im Buch selbst vorliegt, so ist es unerfindlich, daß in den angeführten Bestimmungen etwas sein soll, was „zumal dem germanischen Volkswissen aufs aller tiefste widerspricht.“ Ganz besonders ist das Schweigegebot einzig und allein zu Gunsten des Verfassers des verurteilten Buches gegeben. Sollte der Verfasser selber zur Klärung der Gläubigen es wünschen, daß die Gründe der Indizierung allgemein bekannt gegeben werden, oder sollte aus der Verheimlichung dieser Gründe bei den Gläubigen Verwirrung und Gefahr entstehen, so wird die Kongregation bereitwillig dieselben veröffentlichen. So geschah es z. B. im Falle Günther durch zwei päpstliche Breven.

Unsere Adresse hat noch eine letzte dritte Bitte, die eben, falls nur gestellt werden konnte in Folge der Unkenntnis der allgemeinen Indexregeln. „Endlich, so heißt es hier, bitten wir Dich, Heiligster Vater, ehrfürchtig und vertrauensvoll, Du wollest die besondere Indexstrafe der Exkommunikation dauernd beseitigen und die Befolgung der revidierten und gemilderten Indexdekrete zur tatsächlichen Gewissenspflicht machen mit der Maßgabe, daß an Stelle der persönlich fremden bischöflichen Behörde der mit dem Verurteilten persönlich vertraute Weihbischöf, wie beim Fallengebois, Träger aller Dispensvollmachten für jeden einzelnen Dispensjudex wird.“ Und nun nimmt sich die Laienadresse der deutschen Bischöfe an und erbittet für den ganzen „Episkopat der Welt für germanischer Herkunft und Sprache ausnahmslos die gleichen amplissimas facultates wie Englands hochwürdigste Bischöfe sie bereits erhielten.“ Die große Sorge, welche die Adresse hier für den Episkopat zeigt, wäre ja sofort überflüssig, wenn die katholischen Gelehrten, die es notwendig haben, bei Ihren Bischöfen, so wie das Gesetz es vorschreibt, um die gewünschte Dispens einkommen. Sollten ihnen diese ihre von Gott gesegneten Hirten „persönlich fremd“ sein, so dürfen sich dieselben ohne jegliches Bedenken der Vermittlung des mit ihnen „persönlich vertrauten Weihbischöfers“ bedienen. Aber lehren wir zum Wortlaut der dritten Bitte selbst zurück. Es ist in den letzten Wochen bekannt geworden, daß die deutschen Bischöfe bereits seit einigen Monaten jene Vollmachten der englischen Bischöfe vom Heiligen Vater erbaten und erhielten. Daraus ergibt sich von selbst, daß, wenn die Förderer der Adresse anstatt ihrer Sorge um den Episkopat Deutschlands, selbst ein wenig mehr Vertrauen zu ihren Bischöfen gehabt hätten, sie sich die ganze Adresse schließlich gespart hätten. Allein man kann davon vollständig absehen. Auch ohne diese besonderen neuen größeren Vollmachten und abgesehen davon ist die obige dritte Bitte gegenstandslos, wie die andern. Und dies folgt wiederum aus dem kirchlichen Büchergebot selbst. Was zunächst „die besondere Indexstrafe der Exkommunikation“ betrifft, so muß man nach dem Wortlaut der Bitte zu der Meinung kommen, als stehe die Lösung eines auf dem Index stehenden Buches erst dann diese Kirchenstrafe nach sich. Daß dem nicht so ist, geht aus den drei Strafparagrafen der Konstitution „Officiorum ac munerum“ klar genug hervor. Also wenn

jemand — ohne die Erlaubnis, verbotene Bücher lesen zu dürfen — z. B. Schells verbotene Schriften läse, verfiere er nicht der Exkommunikation. Dies würde nur dann der Fall sein, wenn Schelle ein notorischer Häretiker oder Apostat wäre, der in den verbotenen Büchern ausdrücklich die Häresie verteidigte, oder aber, wenn Schells Werke namentlich durch ein eigenes päpstliches Schreiben unter jener Kirchenstrafe unterjagt wären. Was dann die Dispens verbotene Bücher zu lesen angeht, so wird dieselbe jedem, der sie notwendig hat, von der kirchlichen Behörde gerne gewährt; zunächst vom Papste selbst und zwar auf Lebenszeit, dann von der Kongregation und auch auf Lebenszeit, wenn der Bischof diese dieselbe auf Lebenszeit bedarf. Auch die Bischöfe können die gleiche Vollmacht geben. Aber nach der Adresse hat es fast den Anschein, als ob es eine unerträgliche, eines Germanen unwürdige Last sei, bei seinem Bischofe diese Erlaubnis nachzusuchen für einzelne Fälle, in denen man die Lesung eines verbotenen Buches benötigte, kann der Bischof nicht bloß selbst die erforderliche Dispens erteilen, sondern kann auch jeden Priester dazu bevollmächtigen. Und dies ausdrücklich in Kraft eines Paragraphen des neuen Kirchenrechtes vom Jahre 1897. Ja noch mehr; seit der kirchenrechtlichen Verfügung vom 14. Dezember 1898 sind auch die allgemeinen Vollmachten, welche die Bischöfe vom Apostolischen Stuhle erhalten, delegabiles, d. h. die Bischöfe können dieselben ändern übertragen. Und so steht schon seit 1898 nichts im Wege, daß ein Vorkater von seinem Bischofe die Vollmacht erhält, würdigen Reichthümern die Erlaubnis zum Lesen verbotener Bücher zu geben.

Nicht von Seiten des Jndeg und nicht von Seiten der Kirche droht der „Kultur“ und „Freiheit der Forschung“ Gefahr, sondern von Seiten des modernen Unglaubens in Wort und Schrift. Die Augsburger Postzeitung (Nr. 145 S. 9, 20. Juni 1907) schreibt: „Aus einem neuen Lehrbuch der Kirchengeschichte für Mittelschulen, das dem Kultusministerium zur Einführung vorgelegt worden war, wurden nachstehende Stellen im Kultusministerium geschickt: 1. Bei der Säkularisation wurde oft mit Gewalt vorgegangen. 2. Die Jesuiten haben Bayern vielfach geplagt.“ Das wäre ein frisches Beispiel eines staalichen Jnderverbotes mit donec corrigatur“ bis zur Verbesserung. Und daß solche und noch viel merkwürdigere staaliche Jnderverbote und Bücherzensuren mit und ohne donec corrigatur auch heute noch in deutschen Reich und überall bei den Völkern germanischer Sprache und Herkunft nicht auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben, während ein Staat und Kirche untergrabender Atheismus und Nihilismus allzu frei und ungehindert auf dem Lehrstuhl und in der Presse vorgebracht werden darf, ist eine bekannte Tatsache. (Vergl. Hilders a. a. O. 206 ff namentlich 348 ff.) Es wäre also ein Feld auf dem die Väterwelt mit bestem Gewissen zum Segen des deutschen Vaterlandes für die höchsten und wackersten Kulturwerte sich betätigen könnte und auch dies zur Instauration in Christo.

## + Erinnerungen an die Stadt des heil. Dominikus.

(Nach dem Tagebuche eines Rompilgers.)

Die zweite „venetianische Nacht“ ist vorüber; leider war sie zu kurz. Schon um 5 Uhr steht der Dampfer fertig zur Abfahrt vom Lido. Draußen, gerade über dem Campo santo rötet sich der Himmel: im Vordergrund die Gräber mit ihren Cypressen und Monumenten, im Hintergrund Aurora. Dabei fällt mir ein, was ich einmal zu Genf im Stadtwappen gesehen und womit die Reformatoren die katholische Kirche schmähcn wollten: post tenebras lux, nach der Finsternis das Licht — hinter dem Dunkel des Grabes die Sonne der Auferstehung.

Gegen 47 Uhr ist der Canale grande passiert, und der Eisenbahnzug fährt aus der Lagunenstadt vorsichtig über die 3/4 Kilometer lange auf 80000 Lärchenholzstämmen ruhende Brücke. Bald kommt Padua, wo wir vor wenigen Tagen am Grabe des großen Wunderjäters aus dem 13. Jahrhundert geknielt, wieder in Sicht. Dann noch eine etwa vierstündige Fahrt, und wir gewahren die beiden schiefen Türme von Vologna, von denen der eine, 83 Meter hoch, über 1 Meter, und der andere, 42 Meter hoch, sogar 2/3 Meter überhängt. Ursprünglich gehörten diese Türme zu mittelalterlichen Burgen und wurden im Anfang des zwölften Jahrhunderts errichtet, in einer Zeit, von der Göthe schreibt: „Jeder wollte auch mit einem Turme prangen, und als zuletzt die graden Türme gar zu alltäglich wurden, so baute man einen schiefen.“

Gleich nach der Ankunft in der alten Stadt bringt uns die moderne Elektrische durch die sauberen Straßen mit den eigenartigen Hallen zur Kirche der hl. Katharina von Vo-

logna. Um 112 Uhr ist die Pilgermesse. Dann ziehen alle nach einander in die Zelle, wo die 1463 gestorbene heilige Dominikanerin unverwes erhalten, mit Brokatstoffen bekleidet, auf einem Sessel sitzt. Ich bin ein wenig enttäuscht. Gesicht und Hände der Ordensfrau sind tief schwarz, die Augen und Mundzüge ganz verschrunpft. Nichtsdestoweniger erscheint mir der Leichnam wie eine seltene Reliquie, und erweise ihr wie die übrigen meine Verehrung.

Der zweite Besuch gilt der Hauptkirche der Stadt San Petronio. Sie ist nicht ganz ausgebaut, aber dennoch sind ihre Dimensionen gewaltig, nach dem ursprünglichen Plan sollte sie noch größer werden, als die St. Peterskirche zu Rom. Ein Meridian zieht sich durch das nördliche Seitenschiff, wie ein langer Metallstreifen anzeigt. — Der an sich imposante Sockelaltar verdient auch noch in soweit Interesse, als hier Karl V. aus der Hand Clemens VII. die kaiserlichen Abzeichen empfing, nämlich Szepter, Sermelin und Krone; es war die letzte Krönung eines deutschen Kaisers seitens des Papstes — am 24. Februar 1530. — Die Kanzel der Kirche ist eigenartig, wie ich noch keine gesehen; sie besteht aus einem einfachen Bretterkasten, der sich auf vier Holzfüßen etwa 2 Meter über den Boden erhebt. Ein Aufstiegs ist nicht zu bemerken, scheint also von Fall zu Fall immer angebracht zu werden. Auf die Frage eines Pilgers, wie der Prediger hin- aufkomme, wurde die etwas schelmische Antwort gegeben: „Auf den Flügeln der Beredsamkeit.“ Unter der Brüstung steht im Umkreis geschrieben: *Hi non vagari, sed m n i n s t r u i ad vitam peruenire eora.* d. h. hier sollst du nicht umhergaffen, sondern dich unterweisen lassen, für's ewige Leben. — Beim Verlassen der Kirche bemerkte ich über dem Weihwasserbecken, ausgehauen in Marmorstein, ein Sägchen, das man wohl beachten darf, da sein Inhalt sich auf das ganze sittliche Leben des Christen erstreckt: *virtus, quod facit, non timet — die Tugend tritt für das ein, was sie löst; sie scheut sich dessen nicht.*

In der Nähe von San Petronio ruft der Anblick eines Marmordenkmals Mißschnell Erinnerungen wach ans Gymnasium, an die Stunden der Physik: Professor Galvani, eine Leuchte der Bolognaer Universität, steht vor uns auf einem Postament und ist vertieft in die bekannten Froschbein-Experimente.

Wir befinden uns auf dem Wege zu der Kirche, welche den fastbarsten Schatz der Stadt birgt, nach San Domenico. Der Name deutet hin auf den berühmten Ordensstifter, der als solcher und nicht weniger wegen seiner persönlichen Tugend zu den gefeiertsten Heiligen der Kirche gehört. Hier in Bologna hat er sein Leben geendet. Er war zu Fuß von Mailand gekommen, um das von ihm gegründete Kloster zu besuchen. Gleich nach der Ankunft begab er sich zur Kirche, verbrachte die Nacht im Gebete und war den folgenden Morgen fieberkrank. Nach kurzem Leiden verstarb er am 6. August 1221, in den Jahren des besten Mannesalters, er hatte kaum die fünfzig überschritten. Sein Leih wurde in der Klosterkirche beigesetzt. Dort ruht er jetzt noch; jedoch nicht in der Erde, sondern in einer Seitenkapelle hoch über dem Altar in einer aus weißem Marmor gearbeiteten, mit Reliefs reich verzierten „Arca“, die was Schönheit angeht, nirgendwo auf der Welt ihres Gleichen findet. Die Grabkapelle mit der hohen Kuppel macht einen ungemein anständigen und stimmungsvollen Eindruck; nichts düsteres und trauriges, was an Tod und Bestrafung mahnte, ist da zu sehen. So paßt es zu dem, der darin seine Ruhestätte gefunden, von dem die Lebensbeschreibung erzählt, daß er stets fröhlich und heiter gewesen. Gerade diese Eigenschaft war ein hervorragender Zug im Charakter des hl. Dominikus. Darauf weist auch der Stern hin, den man auf seinen Abbildungen vielfach über der Stirn findet. — Ein Bruder des nebenstehenden Dominikanerklosters öffnet uns das Eisengitter vor der „arca di san Domenico“ und ermöglicht es uns, um dieselbe herum zu gehen und sie von allen Seiten zu betrachten. An der Rückseite des Altars ist eine Vertiefung mit einer Kniebank. Dort befindet man sich grade unter den heiligen Gebeinen; ein „Vater unser“, und es wird Zeit, zum Bahnhof zu gehen, denn kurz nach drei soll der Zug abdampfen nach Florenz.

Wie an den Festtagen des hl. Apostelfürsten Petrus stets auch der hl. Paulus commemoriert wird und umgekehrt, so ist mit dem Andenken an Dominikus auch die Erinnerung an einen andern Heiligen verbunden, zu dem Dominikus selbst einmal gesagt hat: „Du bist mein Gefährte; wir wollen zusammen für Gottes Sache kämpfen.“ Dieser Heilige ist Franziskus von Assisi.

J. Sch.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 55.

Düsseldorf, den 18. August.

1907.

Inhalt: Evangelium zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste der Himmelfahrt Mariä. — Das Schifflein Petri. — Erinnerungen an Alfist. — Aus Sammelwut — Verbrecher. — Für die Frauen. — Exerzitiu 1907. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVII, 11—19.  
„In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussächtige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesu, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeigt euch den Priestern! Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückläme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! dein Glaube hat dir geholfen!“

## Zum feste der Himmelfahrt Mariä.

O Sonntag der ganzen Erde,  
Voll heil'gem Fleh'n und Jubelschall,  
O Freudentag der Himmelsherde,  
O Gnadentag den Sündern all!  
Maria schwebt zum Gottesthron  
Von Engelhand getragen hin,  
Empfängt vom Sohn die ew'ge Krone.  
Maria ist nun Königin!

O Menschenkind, sieh deines Gleichen  
Auf ew'gem Thron im Königskleid!  
O sieh der Engel Glanz erblicken  
Vor ihrer Wunderherrlichkeit,  
O, sieh, ein Weib aus Staub geboren,  
Beherrschend nun den Cherubin!  
Durchs Weib ging einst die Welt verloren —  
Ein Weib jetzt Himmelskönigin!

## Das Schifflein Petri.

X.

Man wird hier vielleicht die Frage aufwerfen: Wenn also ein unfehlbares Lehramt sein muß, warum ist denn die Kirche nicht stehen geblieben bei dem von altersher anerkannten Lehramte, — nämlich der in einem Konzil mit dem Papste versammelten Bischöfe? Warum ist im Jahre 1870 auf dem Vatikanischen Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhoben? Ist das nicht etwas Neues? — Ich antworte: Wie die Apostel mit dem ersten Papste Petrus auf dem Konzil von Jerusalem die in Antiochien aufgeworfene Streitfrage durch eine endgültige Entscheidung beendigten, ebenso haben die auf dem Vatikanischen Konzil versammelten Nachfolger der Apostel die Streitfrage bezüglich der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes endgültig entschieden, indem sie erklärten: „Der vom

Anfange des christlichen Glaubens an erhaltenen Ueberlieferung uns getreulich anschließend zur Ehre Gottes, unseres Heilandes, zur Erhöhung der kath. Religion und zum Heile der Völker, Lehren wir unter Zustimmung des hl. Konzils und erklären endgültig, daß es ein von Gott geoffenbarter Glaubenssatz sei: daß der römische Papst wenn er vom Lehrstuhle aus (ex cathedra) spricht, d. i., wenn er seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen waldet und kraft seiner höchsten Apostolischen Amtsgewalt endgültig entscheidet, eine Lehre über Glauben oder Sitten sei von der ganzen Kirche festzuhalten — er auf Grund göttlichen Beistandes, der ihm im hl. Petrus verheißen ist, sich jener Unfehlbarkeit erfreue, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei endgültiger Entscheidung über eine Lehre in Betreff des Glaubens oder der Sitten ausgerüstet haben wollte; und daß deshalb solche endgültige Entscheidungen des römischen Papstes durch sich selber, nicht aber durch die Zustimmung der Kirche unabänderlich sind.“

So hat das allgemeine Konzil entschieden! Es hat also entweder geirrt, oder der Papst ist unfehlbar; ein drittes giebt es hier nicht.

Der Papst ist also unfehlbar; was bedeutet das? Soll es etwa heißen, er könne nicht sündigen? Nein, denn bei der hl. Messe betet der Heilige Vater ebenso das Confiteor (Sündenbekenntnis) und schlägt dabei reumütig an seine Brust, wie ich und jeder andere Priester und Laie.

Wer ist, möchte ich fragen, im Papste unfehlbar? Ist es der Mensch, ist es die Privatperson? Keineswegs! Denn z. B. Gregor XI. († 1378) hat in seinem Testamente ausdrücklich erklärt, er mißbillige und verurteile Alles, was er als Privatmann vielleicht im Widerspruche mit der katholischen Glaubenslehre geäußert habe.

Der Mensch ist also im Papste nicht unfehlbar. Ist er es etwa als Prediger? Auch nicht! Der Papst redet zu den Pilgern, die nach Rom alljährlich kommen; er belehrt und ermahnt sie, bespricht die Lage der Kirche in den einzelnen Ländern, gibt seinen geistlichen Kindern Weisungen für ihr Verhalten. Was der Heilige Vater bei derartigen Gelegenheiten sagt, ist ohne Zweifel von großem Gewichte und mit Ehrfurcht aufzunehmen — aber in keiner dieser Reden ist sein Wort unfehlbar!

Ist der Papst unfehlbar als Gesetzgeber? Auch nicht! Als Oberhaupt der Kirche hat er das Recht, Gesetze zum Heile der Gläubigen zu erlassen. Jeder Katholik ist verpflichtet zum Gehorsam gegen seine Gesetze, seine Gebote. Allein es wird von uns keineswegs der Glaube gefordert, daß die gedachten Gesetze die besten, die weisesten, die zweckmäßigsten seien. — Freilich wäre es eine kuriose Annahme, wenn ein Katholik oder Priester ein vom Papste erlassenes Gesetz befrüchteln wollte; es wäre ebenso töricht, wie wenn ein einfacher

Soldat oder auch ein Kompagnieführer, der mit seinen Leuten in irgend einer Thalmulde aufgestellt ist, die Anordnungen des kommandierenden Feldmarschalls tadeln wollte, der das Ganze über sieht, und dementsprechend die Lage zu beurteilen vermag. — Ich wollte auch nur sagen, lieber Leser, daß ein Glaubensakt von uns nicht gefordert wird in Bezug auf das, was der Papst als Gesetzgeber anordnet.

Wer ist im Papste also unfehlbar? Der Lehrer der Kirche! Und zwar muß er zur Gesamtkirche reden, indem er irgend einen Gegenstand aus der Glaubens- oder Sittenlehre definiert. Angenommen, er richtete einen Erlaß (ein „Breve“) an einen Privatmann; er dankte einem Schriftsteller, lobte sein Talent, ja selbst seine Lehre usw., — so wäre dieses Alles offenbar von hohem Wert, verdiente volle Beherzigung, aber auf Unfehlbarkeit könnte es keinen Anspruch machen, weil ja der Papst hier nicht als oberster Lehrer der Gesamtkirche aufträte.

Und damit man sieht, daß ich in den obigen Ausführungen nicht etwa zu weit gegangen bin, will ich zum Schlusse eine Stelle aus der Pastoralinstruktion der Schweizer Bischöfe vom Jahre 1871 her setzen, die die volle Billigung Papst Pius IX. fand. Es heißt dort: „Der Papst ist weder als Mensch, noch als Gelehrter, noch als Priester, noch als Bischof, noch als Richter, noch als Gesetzgeber unfehlbar. Ebenjowenig ist er in seinem Privatleben in seinen politischen Bestrebungen in seinem Verkehr mit den Fürsten, ja, nicht einmal in der Regierung der Kirche unfehlbar und unfähig zu irren. Es ist es einzig und ausschließlich nur dann, wenn er in seiner Eigenschaft als oberster Lehrer der Kirche eine Entscheidung in Sachen des Glaubens oder der Sitten trifft, die für alle Gläubigen Richtschnur sein soll.“ S.

### \* Erinnerungen an Assisi.

(Nach dem Tagebuch eines Rompilgers).

„Draußen steht die Kapelle,  
Schauet still ins Tal hinab.“

So dachte ich, als der Eisenbahzug Assisi verließ; Abschiedsblicke streiften den Ort und hefteten sich zuletzt auf St. Damian.

Dieses Kirchlein, der Obhut von Franziskanern anvertraut, liegt außerhalb der Stadtmauern, etwa 10 Minuten tiefer am Bergesabhänge. Portiunkula ist im Laufe der Jahrhunderte durch die Andacht des christlichen Volkes und der Fertigkeit frommer Künstler ausgeschmückt worden, — eine prächtige Basilika umhüllt es wie ein königliches Gewand. Ganz anders St. Damian; es schaut noch gerade so „arm“ vom Berge hernieder wie vor 700 Jahren. Damals war es wie „Maria degli Angeli“ Eigentum der Benediktiner und wurde wie dieses dem neuen Ordensstifter von Assisi geschenkt. Portiunkula diente als Wohnsitz dem ersten Orden, der Gefährten des hl. Franziskus, und Damian wurde die Niederlassung des zweiten sogenannten Klarissen-Ordens.

Dieser Name rührt von derjenigen her, welche als die erste ihres Geschlechts sich der geistlichen Leitung des jeraphischen Heiligen anvertraut hatte; Clara degli Stiffi, so hieß diese Jungfrau. Am 19. März 1212 war sie in Portiunkula Christi Braut geworden und gehörte dem Orden nahezu 42 Jahre an, die sie als Äbtissin in St. Damian zugebracht; hier ist sie am 12. August 1253 gestorben. Weil wir in ihrer Zeitstube stehen, erneuere ich geistigerweise den Besuch, den ich vor einigen Monaten in ihrem Kloster gemacht, und erzähle, was ich damals (15. April) dort gesehen.

Wir waren nur zu fünf Pilgern, die den Abstecker nach Damian unternahmen. Hier trafen wir mit einer fremden, noch kleineren Gesellschaft zusammen, es waren Tiroler. Ein junger Franziskaner mit recht italienischem Typus bot sich an, unser Cicero zu sein. Er führte uns zunächst hinter den Altar des Kirchleins an einen Ort, wo Clara mit ihren Schwestern das Psalmengesbet zu verrichten pflegte. Dieses Chor hat die Form einer Apsis. Ueber den Chorstühlen zieht sich rund herum eine Inschrift, die für das Offiziumgesbet folgende Norm gibt; es kommt bei demselben nicht an auf Neuherlichkeiten, wie z. B. auf eine Klangvolle, laute Stimme und auf den Ordenshabit, sondern auf ein Gott liebendes und ihm geweihtes Herz. — Lateinkundigen

Lesern dürfte diese Inschrift noch insofern interessant sein, als sie ein schönes Wortspiel enthält: Non Vox sed votum, non clamor sed amor, non Cordula sed cor psallit in auro Dei.

Ueber einem Choristh öffnete der Vater eine Klappe. Der Reihe nach setzten wir unseren Kopf hindurch und schauten ins Refektorium der hl. Clara. Dort stehen noch die Tische und Bänke aus jener Zeit und erinnern an das, was in Saulens „St. Franzisci Blüthenbüchlein“ (33. Hauptstück) zu lesen ist:

„Sancta Clara, die allerandächtigste Schülerin des Kreuzes Christi und edle Pflanze unseres lieben Herrn St. Franziskus, war voll solcher Heiligkeit, daß nicht allein die Bischöfe und Kardinal, sondern sogar der Papst mit großer Zubrust sie zu sehen und zu hören verlangte, und sie öfter selbigen heim suchte. Unter den anderen Maken ging der hl. Vater einmal zu ihr nach dem Kloster, um sie von den himmlischen und göttlichen Dingen reden zu hören. Und demweil sie also selbender in unterschiedlichen Gesprächen waren, kniete Sancta Clara mit großer Ehrfurcht darnieder und bat ihn, es möge ihm gefallen, das Brod, so auf dem Tische lag, zu segnen. Antwortete der hl. Vater: „Allertrüesteste Schwester Clara, ich will, daß Du selbst dieses Brod segnest und machest darob das Zeichen des allerheiligsten Kreuzes Christi; dem Du Dich ganz ergeben hast.“ Spricht Sancta Clara: „Allerheiligster Vater, verzeiht mir, inmaßen ich würde über großen Tadel wert sein, so ich vor dem Sachhalter Christi, ich, die ich nur ein geringes Menschenkind bin, mich vermäge, sothane Segnung vorzunehmen.“ Und der Papst sagt herwieder: „Auf daß solches nicht zur Vermessung angerechnet werde, vielmehr zum Verdienst des Gehorsams, befehle ich Dir durch den heiligen Gehorsam, daß Du ob diesem Brod das Zeichen des allerheiligsten Kreuzes machest und es segnest im Namen Gottes.“ Da segnete Sancta Clara, als eine wahre Tochter des Gehorsams, jene Brode andächtiglich mit dem Zeichen des allerheiligsten Kreuzes. Wundersam Ding! Uepplich erschien auf allen jenen Broden das Zeichen des Kreuzes viel schön eingeschnitten. Da wurde von selbigen Broden ein Teil gegessen und ein Teil von wegen des Wunders aufgehoben. Und nachdem, daß der heilige Vater das Wunder gesehen, nahm er von besagtem Brod und Gott dankend schied er von dannen, indem er Sancta Claren seinen Segen ließ.“ —

Aus dem Chor des Kirchleins Damian schreitet man durch eine niedrige Tür in das Oratorium, wo die ersten Gefährtinnen Claras ihre Grabstätte gefunden; von hier geht's die Treppe hinauf zu seiner Stelle, von wo aus die Heilige einmal zur nächtliden Zeit feindliche Angriffe vom Kloster abwandte. Sarazenen waren es, die bei der Belagerung Assisi's es auch auf St. Damian abgesehen hatten, die aber schmachtmäßig zurückwichen, als die Äbtissin ihnen das hl. Sakrament entgegenhielt mit den Worten: „Ueberlaß nicht Herr, den Bestien die Seelen, die sich Dir geweiht, und beschütze Deine Dienerinnen, die Du mit Deinem kostbaren Blute erlöset hast.“

Die Alabaster-Monstranz, welche damals Sancta Clara in ihren Händen trug, wird zum Andenken an jenen himmlischen Schutz noch aufbewahrt, und ward uns mit anderen heiligen Gegenständen aus alter Zeit gezeigt. Von denselben ist besonders ein aus Holz geschnitztes Krucifix hervorzuheben. Wenn man es von einer Seite betrachtet, sieht man den Heiland, wie er nach der Kreuzanlegung mit furchtbaren Schmerzen ringt — auf der anderen Seite erscheint er im Todeskampfe — und schaut man gerade zum Kreuze hinauf, so blüht man ins Anlich des toten Erlösers. Das Krucifix stammt aus dem Jahre 1686 und ist geschnitten von Fr. Innocenzo da Palermo. —

Der Rundgang durch's Klosterlein St. Damian war nicht von langer Dauer. Die Tiroler verabschiedeten sich von uns mit einer Empfehlung an die hl. Dreikönige zu Köln, und wie fünf suchten den nächsten Weg nach Portiunkula. Aber o weh! Während der remonagenen Nacht war viel Regen gefallen und hatte die Bergstraße aufgeweicht; so mußten wir mit vielen Hindernissen kämpfen und kamen schließlich fast eine Stunde später, als wir ausgerechnet, in Portiunkula an, fanden uns hier aber für alle Strapazen der Extratour entschädigt, indem der Herr Vater Guardian Bernardin uns fünf Pilger allein die Heiligthümer von „Maria Degli Angeli“ einzeln zeigte und erklärte. —

Noch einmal kehren wir zurück nach Damian, und im Geiste schauen wir einem Leidenzuge zu, der sich vor 654 Jahren von dort den Berg hinauf bewegt hat. Was sind das für Leidtragende? Wir gewahren Kinderbrüder und Schwestern, Priester und Bischöfe, vier Kardinal und den heiligen Vater, Papst Innocenz IV.; außerdem gehen viele Gläubigen, groß und klein, und bewaffnete Mannschaften mit, welche die Wahre beschützen; auf dieser selbst liegt die hl. Äbtissin Clara. Man bringt sie hinauf nach St. Org., von wo aus sie nach längerer Zeit übertragen werden

folll zu der zu weihenden Kirche Santa Chiara. Hier ist sie noch unverweht, mit köstlichem Gewände bekleidet, zu sehen; quod vidimus, testamur — was wir gesehen, bezeugen wir.

Wie viele Tausende sind im Zeitalter dort an ihrem Grabe hingefallen und haben sich ihrer Fürbitte empfohlen und sich erbaut an ihren Tugenden, die man zusammenfassen kann in ein Sätzchen, das dem römischen Dixer entnommen ist und also lautet: „Ihr Leben war eine stete Predigt und für andere ein glänzender Spiegel zur Nachahmung.“ J. Sch.

## = Aus Sammelwut — Verbrecher.

Kriminalgeschichte von E. Rasch.

### I.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten in einer norddeutschen Mittelstadt zwei Brüder, die Söhne eines Fabrikbesizers. Nach dem Tode des Vaters hatten sie, da beide keine Lust zu Geschäften besaßen, die Fabrik verkauft und lebten nun in dem großartig eingerichteten Vaterhause. Abgesehen von ihrer gemeinsamen Abneigung gegen das Geschäftsleben, konnte man sich nichts ungleicherer denken als Wilhelm und Franz Moefer. Wilhelm machte ein großes Haus und war ein gutmütiger sorgloser Mann, der für seine Freunde und jeden Bedrängten, der sich an ihn wandte, eine offene Hand hatte. Zu wirtschaften verstand er nicht und man munkelte bereits, daß er in kurzer Zeit mit seinem großen Vermögen zu Ende sein und dem Nichts gegenüber stehen werde. Das jocht ihn jedoch wenig an, noch hielt er sich für reich und die Gesellschaften und Gastereien bei ihm nahmen kein Ende. Franz, der jüngere, war ganz anders geartet. Von Geburt an verwachsen und schwächlich, mied er die Menschen und zog sich mit den Jahren fast von jedem Verkehr zurück. Er hatte Philosophie studiert und war ein leidenschaftlicher Bücherfreund. Für eine seltene Handschrift, oder einen alten Druck, gab er mit Freuden tausende hin und so stand es um seine Finanzen womöglich noch schlechter, als um die seines Bruders, nur vermutete es bei ihm niemand; jeder hielt ihn für einen Geizhals, der Zinsen auf Zinsen häuften. Nur ein Einziger kannte die Verhältnisse der Brüder genau, das war der im selben Orte wohnende Bruder ihres Vaters, Anton Moefer. Dieser, ein früherer Kaufmann, hatte sich von den Geschäften zurückgezogen und lebte von seinem großen Vermögen. Auch er war Junggeselle, und teilte mit seinem älteren Neffen die Vorliebe für gutes Leben, mit dem jüngeren die Bücherliebhaberei, aber er wußte in beiden Maß zu halten und vergeudete sein Geld weder in großen Gesellschaften, noch warf er Ansammlungen für seine Bibliothek hinaus.

Die Brüder kamen mit dem Onkel selten zusammen, nur an einem Sonntag im Monat pflegten sie ihn zum Mittagessen zu besuchen. So waren die drei auch an einem stürmischen Aprilsonntag in dem behaglichen Wohnzimmer Anton Moefers versammelt. Trotz der angenehmen Temperatur des Zimmers war die Unterhaltung frostig und wenig erfreulicher Natur. Wilhelm, dem das Wasser bis an die Kehle ging und der seinen anderen Ausweg mehr wußte, hatte dem Onkel seine Lage klar und offen geschildert und ihn dringend um Hilfe gebeten. „Ich weiß,“ hatte er geschlossen, „wie leidenschaftlich und unrecht ich behandelt. Aber noch ist es Zeit, mich einem anderen Leben zuzuwenden. Durch Verkauf meines ganzen Eigentums kann ich alle meine Gläubiger befriedigen. Wenn Du, lieber Onkel, mir dann 5000 Taler leihen willst, bin ich imstande, meine Verbindlichkeiten in der Landwirtschaft so weit zu vollkommen, daß ich mich als Verwalter ernähren und wieder ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden kann. Nicht wahr, Du läßt mich nicht im Stich?“ Da hatte der Onkel hart und schneidend aufgelacht: „Ich werfe mein Geld keinem Verschwender in den Schoß, wie Du Dich gebest, so wirst Du liegen!“ Dann war ein peinliches Schweigen eingetreten, das Wilhelm endlich unterbrach. Seine Stimme zitterte vor Erregung: „Onkel, das kann nicht Dein letztes Wort gewesen sein, willst Du den Sohn Deines Bruders in Elend und Schande sinken lassen?“ Er trat auf Anton Moefer zu und faßte nach dessen Hand. Rönig entzog sie ihm dieser, ein häßlicher Strahl zuckte in seinen Augen auf. „Ich bin nicht stolz auf die Verwandtschaft, melnetwegen nannst Du betteln gehen!“ „So mag Gott Dir Deine Hartberzigkeit verzeihen,“ sagte Wilhelm auf und stürzte aus dem Zimmer. Der Onkel trat ans Fenster und sah dem auf der Straße Davoneilenden nach. Er machte eine Bewegung, als wolle er das Fenster öffnen und ihn zurückzurufen, er tat es aber nicht.

Franz Moefer hatte sich während der Auseinandersetzung zwischen Bruder und Onkel am Schreibtisch zu schaffen ge-

macht. Mit einem schenen Blick auf Anton wollte er eben ein altes Pergament in seiner Tasche verschwinden lassen, als der Onkel sich umdrehte. „Ei, ei,“ sagte er höherrisch, „der eine Bruder ein verkommenes Pampgenie, der andere gar ein Dieb! Ja, ja, meine alte Tacitus-Handschrift von 1107 gefällt Dir wohl, he? Beg' sie sofort hin und rad' Dich aus meinem Hause, wenn ich Dich nicht der Polizei übergeben soll!“ Schen drückte sich Franz hinaus, aber von der Tür aus warf er noch einen langen, begehlichen Blick auf das kostbare Pergament.

Anton Moefer schritt indessen erregt im Zimmer auf und ab. Franz, der Dudmäuser hatte die schroffe Zurechtweisung verdient, aber war er nicht zu hart gegen Wilhelm, der eigentlich doch ein guter Mensch gewesen? Der Junge hatte so ganz die Augen seiner schönen, lustigen Mutter, die er einst von ganzem Herzen geliebt und die ihn seines Bruders wegen vermahnt. Der alte Goh wurde lebendig, die weiche Regung schwand, machte der Sohn seines glücklichen Nebenbuhlers zu Grunde gehen, was kümmerte es ihn! ...

### II.

Am anderen Morgen durchstreifte eine graufige Nachricht das Städtchen; der alte Anton Moefer war in seinem Bette, mit einem Messerstück im Herzen, tot aufgefunden. Gleichzeitig war sein Neffe Wilhelm unter Hinterlassung einer beträchtlichen Schuldenmasse flüchtig geworden. Natürlich richtete sich der Verdacht der Täterschaft sofort auf diesen, denn, wenn auch kein Raubmord vorlag, so hatte der Flüchtige am Tage vorher doch einen heftigen Wortwechsel mit dem Ermordeten gehabt und konnte sehr wohl aus Mache gehandelt haben. Dies alles hatte man dem ganz fassungslosen Franz Moefer bei einem Verhöre heraufgeprecht. Der arme Wudlige befand sich in einem bedauernswerten Zustande. Weich und zitternd, wie geistesabwesend; ging er umher; er wußte Bruder und Onkel doch wohl sehr gern gehabt haben, denn an der Leiche des Ermordeten brach er beinahe zusammen und die Unschuld des flüchtigen Bruders suchte er zu verteidigen, wenn er den erdrückenden Verdachtsgründen gegenüber auch schweigen mußte. So wenig beliebt er sonst gewesen, jetzt brachte man ihm allgemeine Teilnahme entgegen, und Leute, die ihn sonst gar nicht beachtet, grüßten ihn ehrerbietig, als er sich vom Untersuchungsrichter in seine Wohnung zurückbegab.

Für den Flüchtling fühlte niemand Erbarmen, jeder war von seiner Schuld überzeugt und diejenigen die einst an seinem Tische geschwelgt oder Darlehen von ihm empfangen, an deren Rückzahlung sie nie gedacht hatten, schimpften jetzt am lautesten auf ihn und behaupteten, schon längst gewußt zu haben, daß er ein schlechter, jeder Schandtat fähiger Mensch sei. Sein Hausgerät und seine Sachen wurden versteigert und es ergab sich, daß alle Schulden gedeckt wurden, ja, noch ein Ueberschuß verblieb. Wegen Schulden wäre seine Flucht deshalb überflüssig gewesen, ein Grund mehr, ihn als Mörder seines Onkels zu betrachten.

Allmählich wurde die Mordgeschichte etwas anders, man ging darüber zur Tagesordnung über. Franz hielt sich seit jenem verhängnisvollen Tage nur noch bei seinen Büchern auf, das Haus verließ er gar nicht mehr, sondern ließ sich die notwendigsten Lebensbedürfnisse durch eine alte Frau besorgen, die aber nur das Vorzimmer betreten durfte. „Der gute Mensch,“ sagten die Leute, „wie nimmt er sich das Verbrechen seines Bruders zu Herzen!“

Etwa drei Monate waren seit der Mordthat vergangen, als sie plötzlich wieder in den Vordergrund gerückt wurde, man hatte Wilhelm Moefer in einer Hafenstadt verhaftet, als er sich gerade nach Amerika einschiffen wollte. Er wurde zurückgebracht und nur mit Mühe konnte er vor der Volkswut geschützt werden, als er in das Gefängnis seiner Vaterstadt eingeliefert wurde.

Am Tage der Verhandlung war der Gerichtssaal bis zum letzten Platz gefüllt. Das ohrenverletzte Publikum entrüstete sich nicht wenig über das standhafte Dugnen des bleichen Angeklagten, der immer wieder behauptete, von der Ermordung seines Onkels erst bei seiner Verhaftung gehört zu haben. Der Staatsanwalt erhob sich zu einem vernichtenden Plaidoyer, in welchem er den Angeklagten als einen moralisch gänzlich verkommenen Menschen schilderte, und die Geschworenen bat, auf die härteste Strafe, den Tod durch das Beil zu erkennen. Eben wollten sich die Geschworenen zur Beratung zurückziehen, als sich plötzlich eine ungewöhnliche Gestalt durch den Saal zum Richtertisch drängte. Es war Franz Moefer. Sein erregtes, von Fieberrotte bedecktes Gesicht hatte kaum noch etwas menschliches, seine kleine haklige Gestalt war wie von einer schweren Last vornübergebeugt. „Laßt ihn frei,“ rief er mit pfeifendem Atem, „er ist unschuldig, ich bin der Mörder!“ Dann brach er betäubt zusammen. Als er wieder zu sich gekommen, legte er unter lauter Stille der Zuhörer ein umfassendes Geständnis ab. Er

sei vor Gier nach dem alten Manuskript fast wahnwitzig geworden. Als ihm der erste Versuch, es zu stehlen, mißlungen, habe er sofort einen zweiten geplant. Heimlich habe er einen auf dem Korridor hängenden Hausschlüssel an sich genommen und sei dann nachts heimlich in die Wohnung seines Onkels eingedrungen. Gerade als er das Manuskript an sich genommen, habe ihn der Onkel, durch das Geräusch geweckt, überrascht. Ein Kampf habe sich entsponnen und als der Bestohlene Lärm schlagen wollte, habe er ihn aufs Weite geworfen und ihm das Messer in das Herz gestochen. Schon als der Verdacht am nächsten Tage auf seinen Bruder fiel, hätte er gern alles gestanden, aber der Selbstbehauptungsinstinct sei noch zu stark gewesen. Heute aber hätte er sein Herz erleichtern den Bruder reiten müssen. Nach dem Geständnis atmete er wie erlöst auf, still verließen sich die Jünger.

Franz Moser wurde zum Tode verurteilt, starb aber schon vor der Urteilsvollstreckung an der Schwindsucht, in den Armen seines Bruders, der ihm gern alles verzieh. Wilhelm wurde der einzige Erbe seines Onkels; diesmal hielt er aber sein Gut zusammen, wies alle Annäherungsversuche der einflussreichen falschen Freunde zurück und starb hochbetagt als angesehenen Mann.

## Für die Frauen.

— **Moderne Damenschuhe.** Der „Bohemia“ entnimmt die *Frst. Hg.* folgende Ausführungen über die Art, wie man sich modern und elegant „ausstiert“: England gilt als das Land, das die besten und, was Herrenstiefel anbelangt, auch die elegantesten Stiefel liefert. Nicht so, was den Damenstiefel anbelangt. Auch in diesem Artikel liefert Paris das Schönste. Die wahrhaft elegante Pariserin läßt natürlich auch den Stiefel nach Maß anfertigen, ebenso wie das Kleid, ungeachtet der „Schuhpaläste“, die hauptsächlich in der Avenue de l'Opera und der nächsten Umgebung durch ihre verlockenden Auslageläden auf ihre Waren aufmerksam machen. Den besonderen Liebhabereien der Kundin, der „Individualität des Fußes“ kann sich aber nur der von einem geschickten Schuster auf Bestellung angefertigte Stiefel anpassen. Die spitze Schuhform ist von den tonangebenden Pariser Meistern längst in Acht und Bann getan, und heute zeigt auch die fertig käufliche Ware eine vernünftige abgerundete Form. Das Bestreben, den Fuß zu verlängern und schmal zu gestalten, macht sich sehr bemerkbar, man trägt das Schuhwerk überflüssig lang. Der ganz flache, sogenannte englische Absatz wird nur in ganz vereinzelt Fällen getragen, meist der halbhohle, amerikanische. Elegantes Schuhwerk ist von dem Louis XV.-Absatz unzertrennlich, wir sehen an Zimmerschuhen einzelne Exemplare von bedenklicher Höhe und Spitzheit, ganz wie Anno dazumal. Ebenso bringen die Schuster auch wieder ganz entzückende, solette „Mules“ aus allerhand bunten Seidenstoffen, mit zierlichen Ranken oder Streublümchen gestickt. Farbige Schuhwerk wirkt nur dann elegant, wenn es in der Farbe harmonisch mit der Toilette verschmilzt, gleichviel ob es sich um Zimmer- oder Straßentoilette handelt. Mit der Vorliebe für weiße Kleider hat sich der weiße Schuh stark in den Vordergrund gedrängt, wird sogar in der Stadt getragen, von Damen, die sich einen derartigen Luxus gestatten können, sogar zum dunklen Trottoirkostüm, selbstverständlich unter Berücksichtigung gewisser Toilettedetails. Außerst selten sieht man weiße Stiefel. Der schlichte, geschürzte Halbschuh genießt für die Tages-toilette den Vorzug; alle Phantasieformen, mit großer Sättelfengarnitur, Ribbelienchnalle, Spangenbergierung, sind ausschließlich zur Kompletierung der Wagen- oder Zimmertoilette gedacht, gehören aber nicht auf die Straße. Die verschiedenen Nuancen von grauen und champagnerfarbenem Schuhwerk passen sich ganz vorzüglich den beliebten Modetönen der Kleiderstoffe an, sollten aber nicht planlos ohne jedwede Uebereinstimmung mit der Toilette getragen werden. Sehr elegant und zierlich sind Goldschuhe, zu einer braunen Toilette getragen oder zu einer ganz hellfarbigen, in Uebereinstimmung mit Hut und Särm. Die Industrie bringt auch blaue, rote, rosa usw. Lederschuhe. Sie figurieren in Paris nur in Schuhbojaren und ersetzen für den „Taschi-Schuh“ den schmiegsamen, luxuriösen, zum Kleide passenden Ledersschuh. Der zur Toilette passende Schuh ist und bleibt ein großer Luxus, und das beste Auskunftsmitel ist immer noch der schwarze Laç, oder Chevreau Schuh. Hübsch und ungemein angenehm zu tragen sind schwarze Atlaschuh; ausschließlich zu Trauerzwecken berechnet sind Schuhe aus schwarzem Rehlleder. Für kühles Wetter taucht nach Jahren wieder die Gamasche auf, aus weissem, hellgrauem oder beigefarbenen Pique oder englisch Leder. Die Gamasche kann ebenso chic und elegant wie plump und gewöhnlich wirken. Grundbedingung sind feste Knöchel. Die sommerliche Fußbekleidung der Kinder betätigt sich auf

ganz neuen Wegen. Wenn auch jene in Paris bekannte Marquise, die ihr elegant gekleidetes kleines Mädchen bloßfüßig durch die, weiß Gott, nicht immer blühblanten, Straßen von Paris promenieren ließ, nicht viele Nachahmer fand, so hat sie vielleicht doch für ein gewisses Skotettieren mit „Natürlichkeit“, „Hygiene“ und „Mhärtung“ Schule gemacht und wir sehen zahlreiche in kostbaren Spitzenmitteln stekende „fillettes“, deren bloße Füße in gelben Leder-Jandalen stecken. Man verspricht sich davon eine große gesundheitsliche Wirkung.

— **Der Damenkragen.** Er ist nur ein kleines, unscheinbares Ding. Aber er hat, wie die Wiener „Zeit“ schreibt, seine Geschichte. Noch dazu eine Geschichte, die mit der Entwicklung einer der wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit parallel läuft, mit der der Frauenbewegung. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, als die Frauenemanzipation aktuell wurde, ist bei uns auch der steife Damenkragen aufkommen. Zugleich mit den ersten „aufgellärten“ Frauen und der „Hemdbluse“, die damals straßenfähig zu werden begann, war der nach Herrenart geschnittene, steife Halskragen der Damen „Fin de siècle“. Man sah viele Damen, die über einer, nach dem Muster des Herrenhemdes geschnittenen und gestärkten Bluse ein Herrenjackett trugen, dazu steifen weichen Kragen, ebensolche Manschetten, Strawatte und einen Giarthut mit glattem Band, dem vielleicht der Gatte oder der Bruder der „Emanzipierten“ nachtrauerte. Das ganze sah dann aus wie die weibliche Karikatur eines Mannes oder die männliche einer Frau — jedenfalls wie eine Karikatur. Glücklicherweise herrschte das Mammeiß — wenigstens in der Mode — gar nicht lange. Wer der Kragen blieb, gedieh — und wuchs. In die Höhe nämlich. Der Damenkragen nahm bald ganz abenteuerliche Höhendimensionen an und lehrte manche junge Dame, schon im zarten Backfischalter — buchstäblich — die Nase hochzutragen. Und geradeso wie seine eigentliche Urheberin, die moderne Frauenbewegung, drang auch er in immer weitere Kreise. Die Emanzipationsbewegung hatte sich indessen von ihren ersten Ueberhebungen ihrer vielfach auf Außerlichkeiten gerichteten Sucht nach „Gleichberechtigung mit dem Manne“ befreit. In gleichem Maße entfernerte sich der Damenkragen von seiner ursprünglichen, der Herrenmode, slavisch nachgeahmten Form. Oben ganz geschlossen, lief er unten in eine kapriziöse Spitze aus, bedeckte sich mit Säunchen und Klüppeln; er war koketter, weiblicher geworden. Die Umformung des Kragens hatte übrigens auch ihre ökonomische Seite; er war ein Luxusgegenstand geworden. Früher im Preise dem Herrenkragen gleich, kostete er nun schon das Doppelte. Von der eleganten Toilette, modte sie nun Straßen-, Besuchs- oder Empfangs-Kleid sein, blieb indessen der steife Kragen immer verbannt. Alle Versuche, ihn zu nobilitieren, indem man den steifen Untergrund mit feinem Watist, selbst mit Spitzen überzog, blieben vergeblich. Es gibt nun schon Kragen zu einigen Kronen das Stück, aber der höhere Preis hat nicht zugleich ihren Rang erhöht. Ja, es scheint fast, als ob der Damenkragen am Ende seiner Herrlichkeit angelangt wäre. Man beginnt mehr und mehr, den Hals wieder frei zu tragen, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da die „Krinoline des Halses“ ebenso wie die wirkliche Krinoline endgültig der Geschichte angehört wird.

## Exerzitien 1907,

I. In Walbeel bei Valkenburg — Station auf der Strecke Nachen-Maastricht:

1. Für obere Klassen der Gymnasien und ähnlicher Anstalten vom 29. August (Donnerstag) abends bis 2. Sept. (Montag) morgens.

2. Für Akademiker vom 26. September (Donnerstag) abends bis 30. September (Montag) morgens.

Anmeldungen wolle man frühzeitig richten an P. Rektor Schmidt, Ignatiuskolleg, Valkenburg L. (Holland).

II. In Exaten (25 Minuten von Baerem — Station auf der Strecke N. Gladbach-Roermond<sup>1/2</sup> Stunde)-Antwerpen:

1. Für Akademiker vom 8. Oktober abends bis 12. Oktober morgens.

2. Für Gymnasialisten und Schüler der Oberklassen ähnlicher Anstalten:

a. vom 16. August abends bis 20. August morgens.

b. vom 10. September abends bis 14. September morgens.

Anmeldungen wolle man (mit Angabe des gewünschten Kurses) zeitig richten an Hochw. P. Rektor J. B. Müller in Exaten bei Baerem (Holland. L.)

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf.  
Verantwortlicher Redakteur: Herm. Orth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 34.

Düsseldorf, den 25. August.

1907.

Inhalt: Evangelium zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Suchet zuerst das Reich Gottes. — Das Schifflein Petri. — Die Missionsvereinigung kathol. Frauen und Jungfrauen. — Schellenmännchen. — Doppelsterne. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24—33.

„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet, Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie? Wer unter euch, kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusehen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.“

## „Suchet zuerst das Reich Gottes!“

Ach, hätten wir mit kindlichem Vertrauen  
Den Herrn beim Wort zu nehmen lähn gewagt;  
Wir könnten fest auf Seine Güsse bauen:  
Er ist ja treu und hält, was Er gesagt!

Ja, wer stets selbstlos auf des Lebens Wegen  
Zuerst an Gott und Seine Ehre denkt,  
Der kann getrost vertrau'n, daß Gottes Segen  
Ihn lieblich durch des Lebens Stürme lenkt.

## Das Schifflein Petri.

XI.

Gemäß der Lehr-Entscheidung des Vatikanischen Konzils vom Jahre 1870 ist also die Ausübung der päpstlichen Unfehlbarkeit an folgende zwei Hauptbedingungen geknüpft:

1. Gegenstand der päpstlichen Entscheidung muß eine auf den Glauben oder die Sitten bezügliche Lehre sein;

2. der Papst muß in seiner Eigenschaft als oberster Lehrer der Kirche Gottes (ex cathedra) erklären, daß die betreffende Lehre einen wesentlichen Teil der von Gott geoffenbarten Wahrheit bildet und daß alle Katholiken bei Strafe der Exkommunikation (Ausschließung) verpflichtet sind, diese Lehre gläubig anzunehmen.

Diese zwei Bedingungen müssen vereinigt sein; fehlt

eine von ihnen, dann haben wir keine lehramtliche Entscheidung, — sind aber beide vorhanden, so haben wir eine unabänderliche, d. h. unfehlbare Entscheidung. Unter dem Beistande des Heil. Geistes, der, wie wir früher einmal ausführten, als die „Seele“ der Kirche Gottes anzusehen ist, hat dann der Nachfolger Petri ein Urteil gefällt, das nach einem Jahrtausend ebenso richtig sein wird, wie an dem Tage, an dem es ergangen ist; ein Urteil, das weder durch politische oder soziale Umwälzungen, noch durch wissenschaftliche Entdeckungen angetastet werden kann; ein Urteil, das dem Lichte gewisser Sterne ähnlich ist, das erst nach mehreren tausend Jahren auf die Erde gelangt, deren Glanz indeß weder Zeit noch Raum irgendwie zu trüben vermocht haben.

Nun hat man gesagt und sagt es (außerhalb unserer Kirche) auch heute noch: „Der Papst ist ein Mensch; er ist also ein Sünder, wie jeder andere Mensch. Er könnte ein Alexander IV. sein! Wie könnte aber von den Lippen eines solchen Mannes die Wahrheit strömen?“

Freilich ist der Papst ein Mensch, folglich ein Sünder; daselbe gilt indes sowohl vom Bischof als vom Priester, ohne daß die Giltigkeit ihrer erhabenen Amtshandlungen irgendwie beeinträchtigt würde!

Schon vor vierzehnhundert Jahren wurde dieser Einwand erhoben. Da hieß es nämlich: Zur Giltigkeit der Taufe, der Konsekration in der hl. Messe, der Lossprüfung im Bußsakramente sei vonseiten des Priesters der Stand der Gnade erforderlich; denn unmöglich könne er sonst den Kanal der göttlichen Heiligkeit bilden. Die Kirche verdammt indes diese Lehre, und mit ihr der gesunde Sinn; denn in derselben läge der Ruin des Priestertums und damit der Umsturz unserer heiligen Religion. Denn angenommen, diese Lehre beruhte auf Wahrheit, wo gäbe es da noch eine Sicherheit, eine Ruhe des Gewissens? Wie kann der Christ wissen, ob der Priester, der ihn getauft hat, sich im Stande der Gnade befand? Er kennt ihn vielleicht nicht einmal. Ja, selbst hinsichtlich des Priesters, der mich lospricht, dessen hl. Messe ich beizuhne, kann ich diese Gewißheit unmöglich erlangen. Es hat nun einmal Gott dem Herrn gefallen, armseligen Menschen die Spendung seiner Gnadenmittel anzuvertrauen; Er hat alles aufgebieten, um diese Werkzeuge seiner Liebe ihres erhabenen Amtes möglichst würdig zu haben, allein ihre Freiheit hat Er trotzdem in keiner Weise geschmälert. Seine göttliche Einwirkung ist von ihrer Heiligkeit oder Unwürdigkeit durchaus unabhängig. Seine unendliche Wahrheit und Heiligkeit dringt durch die reinen sowohl als durch die lasterhaften Herzen hindurch, gleichwie der Sonnenstrahl durch das reine Kristall nicht minder, als durch das staubige Glas: die Unwürdigkeit der Diener vermag sie nicht zu hemmen; der angeführte Einwand hat darum gar keine Bedeutung.

Da hat man weiter gesagt: „Wenn nun aber eines Tages der Papst auf der einen Seite stünde, die Kirche aber auf der anderen entgegengesetzten Seite, was

dann?" — Das ist ebenso klug, als wenn ich fragte: „Wie, wenn bei einem Menschen der Kopf hierhin, der Rumpf aber dorthin gehen wollte?" Unmöglich; da ja beiden nur eine Seele innewohnt! So ist auch ein Zwiespalt zwischen dem Haupte und der Kirche ein Ding der Unmöglichkeit, weil beide von demselben Heil. Geiste geleitet werden.

Treffend schreibt hierzu Kardinal Manning: „Es ist Glaubenssatz, daß das Kirchenoberhaupt weder von der „lehrenden“ noch auch von der „hörenden“ Kirche getrennt werden kann, d. h. weder vom Episkopat noch von den Gläubigen. Dies für möglich halten, hieße das Amt des Heil. Geistes in der Kirche leugnen, vermöge dessen sämtliche Teile des mystischen Leibes Jesu im innigsten Zusammenhange stehen, das Haupt mit den Gliedern, die Glieder mit dem Haupte und unter einander; es hieße den Leib Christi zersplittern, jenes vollkommene Ebenmaß, jenen Organismus zerstören, den der Apostel als den Leib Christi bezeichnet, und von dem der hl. Augustinus sagt, daß gleichwie Haupt und Körper einen einzigen, also Christus und die Kirche einen vollkommenen Menschen bilden. Aus dieser Vereinigung ergeben sich die Vorzüge und Gaben der Kirche: Einheit, Unfehlbarkeit. Die Kirche ist von ihrem sichtbaren Oberhaupt ebenso untrennbar, als von ihrem unsichtbaren Oberhaupt.“

Wenn daher Jemand den göttlichen Charakter der Kirche leugnet, wenn er sie als ein menschliches Institut ansieht, ja, lieber Leser, dann mag er wohl annehmen, der Papst könne wohl einmal auf der einen, die Kirche aber auf der andern Seite stehen! Als katholischer Christ aber glaubst Du, daß der Heil. Geist die Kirche belebt und in Allem leitet, und Du hast Dich also zu hüten vor Annahmen, die der göttlichen Weisheit und Allmacht geradezu Hohn sprechen. S.

## Die Missionsvereinigung kathol. Frauen und Jungfrauen.

Liebeswerk zur Unterstützung der Missionen.

In unseren Tagen hallt die Welt wieder von dem begeisterten Aufrufe für die Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Frau, für ihre Stellung und ihr Wirken in der Öffentlichkeit auf charitativem, sozialem und wissenschaftlichem Gebiete. Da muß auch jenes eine Recht, das ihr als unbestrittenes Erbe all die Jahrhunderte durch verblieb, mehr in den Vordergrund treten und den katholischen Frauen mehr zum Bewußtsein gelangen. Dieses Recht, dieses unbestrittene Erbe — es ist ihre Stellung und ihr Recht, mitzuwirken im Apostolat.

Es gibt kaum einen anderen Beruf, der diesen an Erhabenheit und Verdienst übertrifft; hier ist die höchste Caritas die größte Betätigung sozialen Wirkens — die erhabenste Stufe der Wissenschaft. „Herrlich und verdienstvoll ist es durch das Almosen Eurer Hand die Hungerigen zu speisen . . . die Durstenden zu tränken; doch weit herrlicher und verdienstvoller ist es, durch Euer Almosen mit dem leiblichen Brote den im Elend und Wahn des Götzendienstes schmachtenden Völkern auch zu dem ewigen Lebensbrote zu verhelfen, sie zur Wasserquelle zu geleiten, die zum ewigen Leben führt!“ Wie wehr und wie schön sind diese Worte aus dem Munde des bekannten Dominikaner Paters Bonaventura!

Das geistige Apostolat ist das Erbe der christlichen Frau. Als solches wurde es von den Apostelzeiten an bis auf den heutigen Tag betrachtet, in den Tagen der Verfolgung, wie in den Tagen der Ruhe. Vor 85 Jahren schuf eine Jungfrau, Pauline Jaricot im Lyon, das große Werk der Glaubensverbreitung, das, einer stets sprudelnden Quelle gleich, sich jemand über das ganze Erdenrund ergießt und überall die tatsächlichen Missionen speist und erquickt. In unseren Tagen sind es katholische deutsche Frauen und Jungfrauen, die sich zu einem Liebeswerke zur Unterstützung aller unserer Missionen vereinten, zu einem großen apostolischen Frauenvereine, die „Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen“.

So weit das Kreuz auf dem Erdenrund vordringt, so weit erstreckt sich die Tätigkeit des Frauen-Missionsvereins. Wenn-gleich er auch an erster Stelle seine Hilfe unseren deutschen Missionaren, unseren Söhnen, Brüdern, Verwandten, reicht, wo immer sie als Boten des Evangeliums leben, ringen, leiden, so fehlt doch keine Nation kein Land, kein Erdteil diesem wahrhaft katholischen, weltumspannenden Werke eine

Grenze. Sein Aktionsfeld dehnt sich aus von den Eisfeldern des Nordens bis zu den Südspitzen Amerikas und Afrikas; es umschließt die Inselreiche der Südsee ebenso wie Asien und verbindet sich mit Europa, wohin immer in diesen Gebieten der Apostel unserer heiligen Kirche den Fuß setzt. So sendet denn auch der Frauen-Missionsverein alljährlich seine Gaben nach Sankt-Petersburg und Canada, nach den Missionen von Nord- und Südamerika, nach Norwegen, Schweden und Dänemark, nach unserer heimlichen Diaspora, nach Bosnien und Bulgarien, nach allen Missionen des heißen Afrikas, nach Syrien und Palästina, nach Indien, China, Japan und nach den Inseln der Südsee.

Der letzte Akt des großen Papstes, des dreizehnten Leo, der die entstehende Vereinigung wiederholt ermutigt und gesegnet hatte, war deren Bestätigung und Privilegierung. Nachdem er durch Breve vom 1. Juli 1903 das jung. Missionsbäumchen, dem er schon in seinen ersten Trieben ein väterliches Interesse bezeugt, in den Boden der hl. Kirche fest eingepflanzt, es — sozusagen — als Vermächtnis der katholischen Frauenwelt zur weiteren Pflege anheimgab, legte der ehrwürdige Papstgreis nach einem tatenerreichen Leben sein Haupt nieder, um seine Seele in die Hände seines Herrn zurückzugeben. Sein Nachfolger, unser glorreich regierender Papst Pius X., beauftragt dem Frauen-Missionsverein eine väterliche Fürsorge. Wiederholt sandte er ihm seinen Segen, ermutigte die Mitglieder, durch ehrenständiges Schreiben vom 12. Dezember 1904 zu rohem Eifer. Als Beweis höchster Anerkennung verlich er dann der Vereinigung den kirchlichen Protektor in der Person des Kardinals Andreas Steinhilber, der sich ihrer schon seit ihrem Beginne — gleich Kardinal Ropp — mit warmem Herzen angenommen, sie mit Vaterhand geleitet und beschützt hatte. Ein besonderes Interesse bekundete auch die hochwürdigsten deutschen Bischöfe der Missionsvereinigung, deren Arbeiten und Bestrebungen sie durch wiederholte Empfehlungen unterstützten.

Im Jahre 1906 — nach erbetener Zustimmung des hochwürdigsten Episkopates — wurde der Vereinigung nach St. Klara verlegt, und so das Werk mit seinen 81 074 Mitgliedern, die aus allen Ständen und Kreisen bis hinauf zu den höchsten Stufen der weltlichen Größe sich zusammenschließen, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Trier als Ordinarius unterstellt. Die weltliche Protektorin ist Ihre königliche Hoheit Frau Fürstin Leopold von Hohenzollern, Infantin von Portugal.

Schon ist der Verein in allen größeren Städten Deutschlands verbreitet. Aber immer weiterhin muß er im Interesse der Missionen, für welche er sorgen will, seine Wirksamkeit ausdehnen, neue Mitglieder sammeln, Interesse für die Missionen und die Missionäre wecken. Den bittenden Ruf richtet er darum an alle Frauen und Jungfrauen weit, weit in allen deutschen Landen: „Ihr alle, die Ihr Interesse für die Sache unserer hl. Kirche habet und Euch Liebesvoll der Missionare annehmen wolle, schließt Euch uns an! Ihr, die Ihr die Mühen der Sammlung nicht scheuet, meldet Euch als Förderinnen des Werkes!“

Die Missionsvereinigung erstrebt die Unterstützung vorzüglich der deutschen Missionen in den Heidenländern, die Förderung des Apostolates unter der heidnischen Frauenwelt, Loskauf von Sklavinnen, Gründung und Unterstützung von Wohltätigkeitsanstalten für Frauen und Mädchen, die sich vom Heidentum dem Christentum zuwenden wollen, endlich die Beschaffung von Paramenten, Altargegenständen usw. für die armen Missionsstationen. Eine herrliche Aufgabe!

Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles dient neben dem Gebet der kleine Jahresbeitrag von 25 Pf., den die Mitglieder zahlen. Mädchen doch recht viele Frauen und Jungfrauen sind finden, welche als Förderinnen im Dienste der armen Missionare und jener, die noch in den Finsternissen des Heidentumes sitzen, das Liebeswerk dieser Sammlung der kleinen Beiträge übernehmen! Welch' schöne Teilnahme an dem Werke der Apostel ist dies, wenn man so in der katholischen Heimat und von ihr aus mitwirkt an der Missionierung, an der Befreiung der Heidenländer!

Geschart um ihr Zentrum, das Herz des Gottmenschen im Tabernakel, dessen Reich die ganze Welt ist, bekundet die Missionsvereinigung der privaten und partikularistischen Weltanschauung auf dem Missionsgebiete gegenüber volle Liebe, indem sie eingedenk ist der Mahnung des Weltapostels, ihres Patrons: „Und Verteilung von Diensten gibt es, jedoch ist es derselbe Gott, welcher wirkt alles in allem“ (1 Cor. 12,6), und indem sie vertraut auf die Verheißung der Beapostelung: „Mit demselben Maße, mit welchem Ihr messet, wird Euch entgegen gemessen werden.“ (Luk. VI, 38).

Weitritterklärungen und Annahmen als Förderin nehmen u. a. gern entgegen: Frau Fürstin Sophie Waldburg-Wolfegg zu Wolfegg (Württemberg), Ehrenpräsidentin; Frau Landeshauptmann a. D. Dr. Klein z. B. Gianden (Luxemburg), Vorsitzende; Frau Gräfin E.

**Praja** m o, geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg, Falkenberg, Oberschlesien, hiesigerzeitende Vorsitzende; Fel. V. G u n n, Koblenz, Clemensstraße 6, Verbandsleiterin; Frau Oberpräsidentin W a l t r a f, Koblenz; Fel. G. L a u f f s, Tachen, Ludwigsallee, Verbandsleiterin für die Bezirke Tachen und Köln.

## ♂ Schellenmännchen.

Skizze aus dem Kinderleben.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

In meiner Straße wohnt ein niedliches, kleines Schellenmännchen.

Niemand, außer dem Wind, hat so flinke Füße, und die schelmischen, runden Augen, das flatternde, blonde Haar, die Händchen mit den zierlichsten Fingern von der Welt finden ganz gewiß ihresgleichen. Diese Fingerringe kennen jeden Schellenknopf in der langen Häuserreihe.

Das Schellenmännchen ein Mädchen ist, und Grete heißt, soll nur nebenbei gesagt sein.

Ach, die Ferien, die schönen, lustigen Ferien, — das ist die rechte Zeit für den kleinen Ländchling! Da gibt's viel lose Spiellameraden, die sich genau so wenig um die Ermahnungen ängstlicher Mütter kümmern, wie die Kleine, böse und bei alledem so herzige Grete. Morgens früh fängt's an.

Versammlungsort ist das Trottoir. Um Grete herum stehen eine Anzahl Krüge und Morike, noch fein gestriegelt, mit blühblauen Schalen und weiner Trägerdärze über dem hellen Wackanzug. Die Tageswaffen sind in Bereitschaft. Hier ein Stod, dort eine dünne Eisenstange, die irgendwo einmal als Gardinenhalter gedient haben mag, dann, in einer anderen kleinen Faust, ein Päckchen dünner Holzlaten: das zukünftige Gerippe für einen Drachen, dem aber leider solange jede Existenzberechtigung fehlen wird, als die Mutter sich hartnäckig weigert, das nötige Geld für die „Flugleine“ herzugeben, ohne die ein Drache nun einmal über die alltäglichen Erdenverhältnisse nicht hinauskommt.

„Was sollen wir spielen?“

Grete läßt ihre lustigen Augen über die Schar ihrer Untertanen schweifen.

„Zum Schellenmännchen machen ist's noch zu früh, das wollen wir heute Mittag tun, wenn die Leute schlafen, jetzt sind die Frauen ja auch alle auf dem Markt und wenn sie wiederkommen, können sie uns sehen.“

Die Kriegsknechte sind einverstanden. Der Marktzug auf die Schellen und damit auf die Herden schlafender Leute wird auf die günstigere Zeit verschoben.

Das Trottoir ist von einer Mauer abgeschlossen, die auf niedrigem Sockel ein eisernes Gitter trägt. Dahinter liegt ein schöner, wohlgepflegter Garten. Der schlanke Stamm einer Linde ist kaum fünf Schritt nach innen vom Gitter entfernt. Dichtbelaubte Zweige breiten sich wie schützende Hände über der Kindergruppe aus, sie sind die einzigen, die in dem sonnigen Trottoir für ein schattiges Plätzchen zum Spielen sorgen.

Und unter diesem weitausladenden, freundlichen Dach der guten Linde erhebt sich ein Getuschel und Gelächter.

Denn Grete hat einen Plan, und der muß doch gleich ausgeführt werden, — er ist zu schön.

Auf dem Hofe ist eine Kellertüre, die offen steht; denn die Mutter und das Mädchen haben einen Stock Flaschen gepült. Heute will der Vater Wein abzapfen. Nächste Woche kommt nämlich Besuch.

Leise schleicht die Schellenmännchen-Kompagnie in den Hof durch die kleine Gasse an der Seite des Hauses. Leise huschen sie wieder auf die Straße. Jeder trägt 2 leere Weinflaschen. Die Methode beginnt.

Mit einem aus tiefstem Herzen kommenden, freudigen „Matsch! Da biste kaput!“ schießen Gretes Flaschen, die eine nach der anderen, fliegend an den Lindenstamm.

Und so geht's weiter, bis die letzte ihre Scherben in den schönen Garten streut und die arme Linde eine klaffende Wunde trägt.

Wieder tiefes Nachdenken, dann ein plötzlicher Einfall und große Freude.

Drüben vor dem Hause steht ein Bierwagen.

Das Pferd sieht viel weniger wohlgenährt aus, als der Bierkutscher mit dem roten Gesicht und der dicken Geldtasche.

Bierkutscher bleiben immer sehr lange in den Häusern, viel, viel länger als der Wägenmann.

Grete nimmt die Beifläche vom Bod und umstellt mit ihren Genossen die arme Rosinante. Mit dem dünnen, beweglichen Ende der Beifläche pikt Grete das Pferd. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn findet sie dabei die Stellen heraus, an denen das Nabeln dem Tier am empfindlichsten ist.

Nach und nach treten auch Stod, Eisenstange und die Drachenlatte in Aktion.

Das Pferd wehrt sich nicht, es ist rührend geduldig. In Gretes größtem Leid hat es absolut nicht soviel Temperament, um mit dem schweren Wagen samt Inhalt durchzubrennen.

So ein umgestürzter Wagen, — ein lottes Pferd, — ach, das müßte etwas Schönes sein!

Im selben Augenblicke stößt die Drachenlatte das Tier ins Auge, und im nächsten Moment hat Grete, von dem Hintertfuß des gequälten Pferdes getroffen, auf der jungen, schneeweißen Stirn einen tiefen, blutenden Riß.

Das Kind schreit entsetzt. Ein Straßenauflauf entsteht, die zu Tode erschrockene Mutter trägt ihren Liebling mit dem tothlassenden Gesichtchen ins Haus.

Der Arzt stellt eine heftige Gehirnerschütterung fest. Ruhe, äußerste Ruhe ist die nächste Vorschrift.

Mittags zwischen zwei und drei schlägt Grete die Augen auf.

„Jetzt haben wir das Pferd genug getigelt, wir wollen es nun mal mit Steinen schmeißen.“

„Pitsch! — pitsch!“

Sieh 'mal, wie es sich schüttelt!

„Ja, da hab' ich ihm einen ins Ohr geworfen!“

Die Mutter weiß erst nicht, wie sie sich die wirren Phantasien ihres kleinen Mädchens erklären soll.

Eine schreckliche Ahnung dämmert in ihr auf.

Gegen den Kutscher soll Strafantrag gestellt werden, — aber ob der Mann nicht doch recht hat, wenn er behauptet, sein Pferd sei in der häßlichsten Weise von den Kindern getigelt worden, speziell von Grete?

Grete wäre überhaupt in der ganzen Straße als tauglichste Schellenmännchen bekannt? —

Da, — die Schelle ruft mit schriller Stimme in die Gedanken der Mutter hinein.

Es ist gewiß der Arzt, der noch einmal wiederkehren wollte.

Die Frau steigt an die Türe. Niemand zu sehen. Nach zehn Minuten dasselbe Spiel.

O dies schrille, fortgesetzte Schellen und ihr armes, krankes Kind!

Es ist zum Verzweifeln, — da, — wieder der gellende Ton.

Im Ru ist die Mutter draußen und saßt die kleinen Qualgeister, Gretes Spielgenossen, auf frischer Tat ab. „Ihr bösen Kinder, wollt ihr wohl das Schellen lassen! Grete stirbt, wenn ihr nicht ruhig seid!“

Ein Schatten tiefster Enttäuschung fliegt über die ledigen Augenlider. Und der eine mit der grausamen Drachenlatte sagt:

„Liebe Tante, laß uns bitte nur noch ein ganz klein bisschen Schellenmännchen hier spielen, Grete hat es doch so gern!“

## = Doppelsterne.

Von Doppelsternen hat wohl ein jeder schon gehört oder gelesen, aus eigener Anschauung kennt sie aber fast nur der Jachastronom. Rander, der im Besitze eines Fernrohres ist, wird nun gewiß den lebhaften Wunsch hegen, ein solches Gestrirn einmal beobachten zu können, die vielfach verbreitete Meinung, kleinere Instrumente seien hierzu nicht ausreichend, trifft nicht ganz zu, sollte wenigstens nicht von einem Verjude abhalten. In der Tat gibt es unter den bis jetzt bekannten mehr als 10 000 Doppelsternen eine gewisse Anzahl, die schon in kleineren Fernrohren auflösbar ist. Aus diesem Grunde dürfte nachstehende Anleitung zum Auffuchen und Beobachten einiger leicht sichtbarer Doppelsterne gewiß vielen willkommen sein. Bevor wir uns jedoch der Betrachtung der einzelnen Objekte widmen, seien einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt. — Bei weitem nicht alle sehr nahe nebeneinanderstehenden Fixsterne gehören zu einem System, ungefähr neun Zehntel sind optische Doppelsterne, das heißt, siehen nur scheinbar eng beisammen, in Wahrheit jedoch Millionen von Meilen hintereinander. Der kleinere Rest, heute schon mehr als tausend, bildet die physikalischen (wirklichen) Doppelsterne, also gesonderte Weltsysteme, deren Körper sich gleich denen unseres Sonnensystems umeinander bewegen. In der Mehrzahl haben sich zwei Sonnen, die eigentlichen Doppelsterne, vielfach drei, zuweilen sogar vier und mehr Sonnen zu einem System verbunden; ihre Bewegungen sind aber, sobald drei und mehr Körper in Frage kommen, außerordentlich komplizierter Natur.

Der auffälligste aller Doppelsterne, Alpha im „Centaur“ ist leider für unsere Breiten unsichtbar, da er dem südlichen Himmel angehört; wir erwähnen seiner auch nur deshalb, weil er der uns bekannte nächste Fixstern ist. Er besteht aus einem Stern erster und einem Stern zweiter Größe, die in 81,2 Jahren einen Umlauf um das gemeinschaftliche Gravitationszentrum ausführen. Am bequemsten zu finden und am leichtesten aufzulösen ist der Stern Beta des „Or. B.“,

ren", der den Namen Mizar tragende mittelste Schweiffstern von zweiter Größe. Wer ihn mit unbedecktem Auge betrachtet und sehr scharf sieht, gewahrt dicht über ihm, in 11,5 Bogenminuten Abstand, ein Sternchen fünfter Größe, das aber nicht etwa der vermeintliche Begleiter des Mizar ist, sondern ihm nur zufällig so nahe steht und deshalb von den Arabern Mizar, das „Reiterlein“ oder el Suhā, „der Vergessene“ genannt worden ist. Erst das Fernrohr zeigt Mizar selbst doppelt, und zwar einen Stern zweiter und einen Stern vierter Größe in 14 Bogensekunden Abstand. Genauere Untersuchungen mit dem Spektroskop führten zu der interessanten Entdeckung, daß der Hauptstern des Paares selbst wieder einen sehr engen, im Teleskop nicht trennbaren Doppelstern darstellt, dessen gleich große Sonnen in 104 Tagen einen Umlauf um den gemeinsamen Schwerpunkt vollenden. Wenn man eine Gerade vom letzten Schweiffstern des Gr. Vären zum Polarstern um das Doppelte verlängert, dann trifft man auf einen nicht minder bemerkenswerten wunderbaren Doppelstern, auf den Stern zweiter Größe Gamma der Andromeda, der jetzt abends hoch im Osten. Er besteht aus einer gelben Hauptsonne dritter Größe und einer blauen Begleitsonne fünfter Größe, die 10 Sekunden von jener absteht, ebenfalls wieder ein enger Doppelstern ist und mit der großen Sonne in 54 Jahren einen Umlauf beschreibt.

Konstruiert man mit dem Polarstern und dem westlichsten Sterne, Beta, der einem lateinischen W ähnlichen Hauptkonstellation der Cassiopeja als Spitze nach Westen zu ein rechtwinkliges Dreieck, so kommt man auf den Stern dritter Größe Delta im Cepheus, der wieder mit Beta und Epsilon ein kleines Dreieck darstellt. Delta setzt sich zusammen aus einer gelben Hauptsonne dritter Größe und einer blauen Begleitsonne sechster Größe, die 41 Sekunden von einander entfernt sind. Gleich den beiden vorangehenden ist auch dieser im Fernrohr doppelt erscheinende Stern vom Spektroskop als dreifach festgestellt worden; durch Linienerschärfung der übereinanderliegenden beiden Spektren des einen Sternes fand man, daß die beiden ihn bildenden sehr nahe Sonnen in 5,33 Tagen einen Umlauf um ihr gemeinsames Zentrum ausführen. Uebrigens ist auch der nördlich von Delta etwa auf halbem Wege bis zum Polarstern stehende Stern dritter Größe Beta des Cepheus doppelt, sein System setzt sich aus einem grünlichen Sterne dritter Größe und einem blauen Sterne achter Größe in 13,4 Sekunden Abstand zusammen. Eine Gerade vom Polarstern durch Gamma der Andromeda gezogen, führt auf das Tierkreissternbild des Widder (spät abends im Osten) mit den beiden hellsten Sternen Alpha und Beta. Nahe südöstlich von Beta erblickt man den Stern dritter Größe Gamma schon durch ein kleineres Fernrohr doppelt; seine beiden Sonnen 4 und 4,5 Größe, haben 8,5 Sekunden Distanz. Doch gehen wir im Tierkreis weiter östlich bis zu dem im Herbst schon abends im Nordosten aufgehenden Sternbilde der Zwillinge, dessen sehr helle Sterne Castor, 2. Größe und Pollux, 1. Größe, sofort auffallen. Castor, der nördlichere, ist ein teleskopischer Doppelstern von 2,5 und 3,5 Größe in 6 Sekunden Distanz, aber ein spektroskopischer dreifacher Stern, dessen engstes Paar schon in 2,91 Tagen umeinander kreift. Weitläufig bemerkt gibt es erpse, nur durch das Spektroskop nachweisbare Doppelsterne, die schon in einigen Stunden einen Umlauf um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt vollenden.

Ganz den Wintermonaten gehört das den Zwillingen und dem Krebs folgende Sternbild des Löwen an, das man antrifft, wenn man vom Polarstern über die vorderen Sterne des Vierecks im Gr. Vären südwärts herabgeht. Der nördlich vom Regulus (1. Größe) im Löwen sichtbare zweite Stern 2. Größe Gamma besteht aus einem Stern 2. und einem 3,5 Größe, doch nur in 4 Sekunden Distanz, ist also schon schwieriger zu trennen. Kehren wir jetzt noch einmal zur Cassiopeja zurück und nehmen das zwischen Gamma (in der Mitte) und Alpha (rechts unten) funkelnde Sternchen 4. Größe Eta ins Gesichtsfeld des Fernrohres, so werden wir, falls das Instrument nicht zu schwach ist, wieder überrascht von einem farbigen Schauspiel: eine gelbe Sonne 4. Größe umkreist in 5 Sekunden Abstand eine rote Sonne 7. Größe. Im September abends nahe dem Zenit befindet sich inmitten der Milchstraße der Stern Deneb (Alpha) im Schwan, er bildet mit dem ziemlich weit südwestlich in der Milchstraße stehenden Sterne Gamma des Schwan als Spitze und der westlich (rechts) von diesem strahlenden Vega (1. Größe), in der Leier ungefähr ein rechtwinkliges Dreieck. Beta Schwan läßt sich außerordentlich leicht trennen und leuchtet in schönsten Farben, nämlich der Hauptstern 3. Größe gelb und der Begleiter 5,6 Größe blau; ihr Abstand beträgt 34,5 Sekunden.

Reiche Ausbeute an Doppelsternen gewährt die nahe Leier. Zwar ist Vega selbst doppelt, aber wegen der Lichtschwäche des Begleiters (9. Gr.) sehr schwierig aufzulösen, dagegen gelingt dies bei dem südlicheren Stern 3. Größe

Beta Leier, denn der den selben Hauptkörper 3. Größe umkreisende weiße Satellit 6,7 Größe ist 46 Sekunden von ihm entfernt. Das nahe nordöstlich von Vega sichtbare Sternchen 3. Größe entpuppt sich im Instrument als ein Doppelsternpaar, das man mit Epsilon 1 und Epsilon 2 oder mit 4 und 5 bezeichnet hat und das das interessanteste seiner Art am ganzen Himmel darstellt. Die beiden Sternpaare sind 207 Sekunden von einander entfernt, ihre Trennung gelingt aber erst in guten Instrumenten, da Nr. 4 nur 3,1 und Nr. 5 nur 2,5 Sekunden Distanz aufweisen. Das ebenso nahe südöstlich von Vega sichtbare Sternchen 4. Größe Zeta der Leier zeigt sich dagegen sogleich doppelt, da die Körper 4. und 5,6 Größe 44 Sekunden von einander absteht. Eine von Deneb über Vega hinaus verlängerte Gerade bringt uns zum Doppelstern Alpha des Herkules, der westlich (rechts) neben Alpha des Ophiuchus steht. Er setzt sich zusammen aus zweien Sternen 4. und 6. Größe in 5 Sekunden Distanz und gehört außerdem zu den veränderlichen Sternen. Westlich vom Herkules hebt sich die Krone durch ihren schön gezeichneten Sternentanz hervor; nördlich von ihrem hellsten Sterne Gamma finden wir den Doppelstern Zeta von 4. und 5. Größe in 6 Sekunden Abstand. Gegenüber der Leier, an der Ostseite der Milchstraße, sieht man die gehäufteten kleinen Sterne des Delphin, von denen Gamma ein leicht trennbares, durch besonders lebhaft Farben ausgezeichnetes Paar bildet. Der Hauptstern 4. Größe ist orange, der 11,3 Sekunden entfernte Begleiter 5. Größe grün. Schließlich sei noch auf das vom großen Nebel im Orion umschlossene Jagen „Trapez“, das ein sechsfaches, und auf den unter dem östlichen Gürtelsterne des Orion schimmernden Stern Sigma, der ein sechsfaches Sonnensystem bildet, hingewiesen.

In Größe stehen die doppelten und mehrfachen Sterne unserer Sonne durchaus nicht nach, übertreffen sie auch häufig, und der Gedanke, daß solche Zwillingsonnen von bewohnten Planeten umkreist werden, führt zu den merkwürdigsten Vorstellungen. Der Phantasie bleibt hier überhaupt ein weites Spielraum, denn nicht allein der Umstand, daß sich in einer Reihe von Systemen um einen sehr engen Doppelstern noch ein entfernterer dritter bewegt, oder umgekehrt, sondern auch die Eigentümlichkeit, daß ein Teil jener Sonnen verschiedenartiges Licht besitzt, so daß dort dunkle Planeten bald mit gelbem, bald mit blauem oder bald mit rotem, bald mit grünem Ganze übergossen werden, erhebt die doppelten und mehrfachen Sterne zu den wunderbarsten Welten des Kosmos. Armseelig an Licht und Farbe erscheint uns Menschen dagegen unser eigenes Dasein.

## Allerlei.

— Leo XIII. und die Geschichtswissenschaft. Ueber die weiterhin sich geltend machende Wirkung der Öffnung des vatikanischen Archivs durch Leo XIII. schreibt der Geh. Regierungsrat Professor Dr. P. Rehr, Direktor des Preussischen historischen Instituts in Rom, in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ (Nr. 14 vom 6. Juli 1907): „Schon seine (des vatikanischen Archivs) Öffnung durch Papst Leo XIII. bedeutet eine Epoche in der Geschichte der archivalischen Forschungen und damit in der Geschichtswissenschaft überhaupt. Wer will und kann seitdem sich diesem Beispiel widersetzen? Als die römische Kirche ihre seit Jahrzehnten eifersüchtig und geheimnisvoll behüteten Dokumente der öffentlichen Forschung preisgab, konnten auch die anderen zahlreichen geistlichen Archive ihre Schätze nicht mehr verschlossen halten. Vor zwanzig Jahren noch waren die Archive aller römischen Kirchen so gut wie unzugänglich und in die Archive der Bistümer, Kapitel und Korporationen Italiens einzubringen war nicht leicht; heute sind sie nach dem Vorgang des Vatikan fast alle zugänglich. Das Beispiel Roms wirkt auf alle anderen Länder; selbst die Archive Spaniens sind nicht mehr verschlossen. Ein neuer Begriff ist unwiderstehlich in das öffentliche Leben eingedrungen, das Recht der Wissenschaft auf die Benutzung der Archive. Jedes Jahr räumt weitere Hemmnisse aus dem Wege... und für rückständig gilt das Land und die Behörde, deren Archivverwaltungen der Benutzung ihrer Archivalien bürokratische Schwierigkeiten in den Weg legen.“ Das ist ein schönes Zeugnis. Mögen aus dem Vorgehen des Papstes die vielen, welche meinen, als Hyänen auf dem Felde der Kirchengeschichte nach „Beichen“ wühlen zu sollen, um dann, wenn sie irgendwo einen Schmutzwinkel aufgestöbert haben, donnernde Brandreden wider das Papsttum zu halten, entnehmen, daß die Kirche und das Papsttum das Zeugnis der Geschichte und die kritische Durchmusterung ihres Vergangenen nicht fürchten.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 55.

Düsseldorf, den 1. September.

1907.

Inhalt: Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Schutzengel-feste. — Das Schifflein Petri. — Der Unglaube im Ehestande. — Der falsche Prinz von Modena. — Das Stippigwerden der Kessel. — All rlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VII, 11–16.  
„In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Nain hieß: und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Wittwe war: und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, und er rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

### Zum Schutzengel-feste.

Sende Deine Engelshaaren,  
Herr! zu Trost der Christenheit,  
In die Feinde heh' sie fahren,  
Hül' uns tun im ird'schen Streit!

Michael, du starker Streiter,  
Der den Satan überwand,  
Sei du unsers Heerbanns Leiter,  
Nimm das Banner in die Hand!

Gabriel, aus dessen Munde  
Uns die beste Zeitung klang,  
Bring' uns nochmals gute Kunde,  
Daß dem Feind sein Spiel mißlang!

Und was liegt mit großen Wunden  
Auf der Wahlstatt d'irrem Land',  
Lag erstarren und gesunden,  
Raphael, an deiner Hand!

### Das Schifflein Petri.

XII.

Aus unserer Ausführung vom letzten Samstag wird der aufmerksame Leser bereits den Charakter aller Einwürfe erkannt haben die gegen die lehramtliche Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri gerichtet sind: Sie wurzeln alle miteinander in einer total irrigen Anschauung, nämlich in einer widersinnigen Gleichstellung der Kirche Jesu mit den (parlamentarischen) Monarchien unsere Tage. Was letztere regiert, ist der menschliche Geist; da muß selbstredend die „Weisheit“ Aller zu Rate gezogen werden, da sind die eingehendsten Erörterungen und Beratungen durchaus am Platze. Die Kirche Gottes aber regiert der Heil. Geist. Da ist es offenbar einerlei, ob wir einen Menschen oder ihrer fünfshundert haben. Wer aber letzteres für besser hält, der beweist damit, daß er die Tatsache der Unfehlbarkeit der Kirche Gottes selbst in Zweifel zieht.

Nun habe ich des öfteren von sonst gutgemeinten Leuten folgenden Einwand gehört: „Zugegeben, daß die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit sich nicht bestreiten läßt, — aber wozu die Definition? War es denn wirklich nötig, daß das Konzil die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes ausdrücklich zum Glaubenssatz erhob? Ist nicht die Kirche mehr denn achtzehnhundert Jahre ohne sie zurecht gekommen? Und muß die Definition nicht für die von der Kirche getrennten Griechen, für die Protestanten und Ungläubigen aller Länder ein neuer gefährlicher Stein des Anstoßes sein? Worin ist denn der Nutzen jener Maßregel zu suchen?“

Zunächst ist festzuhalten, daß die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes nur aus dem Grunde ausdrücklich zum Glaubenssatz erhoben (definiert) wurde, weil sie im Laufe der letzten Jahrhunderte mannigfache Anfechtungen zu erleiden hatte. Die Päpsten des 17. und 18. Jahrhunderts genossen nicht mehr jene Freiheit des Handelns, deren sich der heil. Leo I. und der heil. Gregorius der Große einst erfreut hatten. Eine falsche Wissenschaft hatte alles aufgebieten, um die Gläubigen in dieser Hinsicht irre zu machen. Da mußte ein neues Licht aufgehen, welches das vom Sohne Gottes gestiftete Papsttum in der Fülle himmlischen Glanzes von neuem erstrahlen ließ: so war die Definition mehr als zeitgemäß, sie war notwendig!

Werden aber nicht die Protestanten und die andern, außerhalb der Kirche Stehenden von der Rückkehr abgeschreckt? Ich antworte: Je mehr der Protestantismus die biternen Früchte der „freien Forschung“, (wovon jeder glauben kann, was ihm beliebt), zu kosten bekommt, je mehr deshalb in den Seelen Zweifel und Trostlosigkeit überhand nehmen, desto unwiderstehlicher werden sich alle wahrhaft gläubigen Protestanten zur Kirche, als „der Säule und Grundfeste der Wahrheit“, hingezogen fühlen, und gerade die Unfehlbarkeit wird den Magnet bilden. Denn in unserer katholischen Kirche herrscht wenigstens Klarheit; wer zu ihr gehört, findet inmitten der Prüfungen und Sorgen des Erdenlebens den Frieden des Herzens; in ihr findet die von Zweifeln gefolterten Seele einen festen Anhaltspunkt. Den Beweis für das Gesagte liefern die zahlreichen Konvertiten in England und Amerika. Freudig begrüßen sie das unfehlbare Lehramt des Papstes, ähnlich den Schiffbrüchigen, die einen rettenden Leuchtturm erblicken.

Wenn aber das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes den grimmigen Feinden der Kirche einen neuen Vorwand zur Lästerung bietet: was liegt denn schließlich daran, da wir uns ja sagen müssen, daß die Definition für die Kirche zeitgemäß, ja notwendig war? Das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes ist ein Stern, der für die Zukunft zu leuchten bestimmt ist. Wer aber kennt die Zukunft? Wer weiß, welche Ereignisse bevorstehen und in der Kirche eine un-

oedingte, über jeden Zweifel erhabene Herrschaft notwendig machen? Wer vermag zu sagen, welche Irrtümer die glaubensfeindliche Presse verbreiten wird, die eine sofortige, entscheidende Erwiderung notwendig machen? Und wer vermöchte zu sagen, in welchem Maße der Verlust der sogenannten weltlichen Herrschaft des Papstes (wenn ich so sagen darf) eine Verstärkung der geistlichen Macht des Nachfolgers Petri notwendig macht? Ich denke da an ein Wort des Königs Friedrich II. „Nimm nur die weltliche Macht des Papstes hinweg, da wird jeder Bischof Patriarch (d. i. „Papst“) sein wollen, und die Einheit der katholischen Kirche wird zu Staub zerfallen!“ — Friedrich war ohne Zweifel ein genialer Mann; allen der Papst entbehrt schon seit dem 20. September 1870 der weltlichen Herrschaft, und siehe! die Kirche steht da herrlicher, imposanter denn je zuvor! Und seit Petri Tagen hat das Oberhaupt der Kirche einen so bereitwilligen Gehorsam, eine so hingebende Liebe und Verehrung nicht gefunden, als in unseren Tagen, da der Papst wieder arm ist und von den Almosen seiner Kinder lebt. Des Herrn Gedanken sind nicht der Menschen Gedanken: Der Heil. Geist ist es, der die Kirche belebt und leitet! Er hat den rechten Zeitpunkt wahrgenommen, da der Glaubenssatz von der lehrantlichen Unfehlbarkeit des Papstes zu definieren war, denn Er allein weiß, welche Stürme die Zukunft in ihrem Schooße trägt.

Wir aber, liebe Leser, haben das Wort unseres Herrn: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen!“ (Matth. 16.)

### „Der Unglaube im Lehrerstande.“

Unter dieser Ueberschrift brachte das „Korrespondenzblatt für die Ev. Konferenz“ in Baden und die kirchlich-positiv Vereinigung im Großherzogtum Hessen vor einigen Monaten aus der Feder des Hauptlehrers R. Engler in Talsingen bei Lörrach (Baden) einen Artikel, der zur Charakteristik Zustände im protestantischen Lehrstande Süddeutschlands, speziell Badens, sehr bemerkenswert ist. Es heißt da:

„Fast man den biblischen Christenglauben ins Auge und vergegenwärtigt sich den in unserer Lehrerschaft herrschenden Geist, so muß man der Wahrheit gemäß leider sagen: die weitaus große Mehrheit der Lehrer ist ungläubig. Man wird vielleicht fragen: Wie kannst du das wissen? Dem antworte ich: Aus Konferenzen und Lehrerversammlungen. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß in Lehrerversammlungen immer derjenige den größten Beifall hat, der am „freisinnigsten“ redet. . . . Die größte Jugkraft in Lehrerversammlungen haben immer solche Reden, die tüchtig gegen Pfarrer und Kirche und im tiefsten Grunde gegen das biblische Christentum loschlagen. Diese Tatsache kann ehrlicher Weise niemand leugnen, der solche Versammlungen angezogen hat. Und diese Tatsache beweist ganz un widersprechlich den Unglauben in der Lehrerschaft. Woher kommt der Unglaube in der Lehrerschaft? So fragen wir nun weiter? Im Schooße des Lehrervereins ist er nicht geboren worden. Er wurde von außen hineingetragen. Von welchen Seiten das geschieht ist und noch geschieht, kann ich nur für den evangelischen Teil der Lehrer beantworten. Da muß ich in erster Linie die Religionslehre an Mittelschulen und Seminare anklagen. Es sind gewiß nicht alle anzuklagen; aber was für Unterricht in den wenigen Religionsstunden der Mittelschulen meistens erteilt wird, das ist nur zu bekannt. Es besteht in der Hauptsache darin, daß man den Schülern sagt: das ist nicht so zu verstehen; das ist nicht wörtlich zu nehmen; das ist nicht echt; das kann man nach dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht mehr glauben usw. — Und wie sieht es in den Seminaren? Auch dort wird der Religionsunterricht mit wenigen Ausnahmen von Männern erteilt, die nach Jesu Urteil selber ungläubig sind. Erst neulich klagte mir ein junger Lehrer über den Religionsunterricht, den er im Seminar bildam. Gibt da ein Seminarist eine Antwort, die auf biblischem Glauben schließen läßt, dann höhnt der Religionslehrer: „Wie alt sind Sie? Sind Sie noch ein Kind? Können Sie denken?“ Man stelle sich einen Lehrer vor, der drei Jahre einen solchen Religionsunterricht gehabt hat und vorher auf einer Mittelschule gewesen ist. Nun wird er vor seine Kinder gestellt und soll ihnen, amtlich dazu verpflichtet, die biblischen Geschichten erzählen, die ihm als unwahr, als Märchen dargestellt wurden. Will man es dann noch wundern, wenn viele Lehrer den

Religionsunterricht überdrüssig sind? Man sie doch nicht, was man nicht ernten will! Man lehre doch nicht niederreißen, was gebaut werden soll! Ich zweifle nicht, daß ich einen großen Teil der Pfarrer an. Neben ihnen arbeiten die Lehrer; auf sie wird geschaut. Was soll nun der Lehrer denken, wenn er als Organist hören muß, wie der Prediger auf der Kanzel an Weihnachten, am Karfreitag, an Ostern oder am Himmelfahrtsfest mit mehr oder weniger Geschick um den Kern des Festes herumzukommen sucht oder die biblische Wahrheit offen leugnet? Was soll der Lehrer denken, wenn er aus den Konfirmandenbüchern seiner Schüler oder eigenen Kinder liest, wie die biblische Lehre ungedeutet und den Kindern Straß statt Brot gegeben wird? Es ist leider Tatsache, daß sehr viele Pfarrer den Lehrern den Unglauben vorprechtigen oder vorleben. Daß dann viele Lehrer meist noch einen Schritt weitergehen, als solche Pfarrer selber wünschen, und mit dem „orthodoxen“ Glauben an den „aufgeklärten“ wegzufahren, ist nicht sehr zu verwundern. . . . Weiter muß ich die Professoren unserer Universitäten anklagen. Es ist ihnen nicht genug, daß sie den angehenden Theologen das Wort der Bibel mit frecher Kritik zerstückeln und zertröten, sie machen sich nun auch direkt und mit Vorliebe an die Lehrer heran, um durch Schriften und Vorträge sie absichtlich auf den Boden der negativen Theologie hinüberzuführen. Die Herren wissen besser als Jesus und die Apostel, was Christentum ist! Sie erfinden jetzt erst das „eigentliche Christentum Christi!“ Wenn ein Professor der Mathematik die grundlegenden, unbeweisbaren mathematischen Sätze leugnen und ein neues mathematisches System erfinden wollte, so würde man ihn gewiß beiseitigen. Wenn aber ein Professor der christlichen Theologie die einzigen Urkunden seiner Wissenschaft, die Evangelien, in ihrem Hauptinhalt angezweifelt und negiert, sich ein eigenes religiöses System baut und dies den künftigen Pfarrern, gelegentlich auch den Lehrern, vorbietet, so läßt man ihn ruhig gewähren. Und damit komme ich zur Anklage gegen die Kirchenbehörde. Sie wäre berufen, dem Unglauben einen Damm zu setzen; aber sie tut es nicht. Jeder Vereinsvorstand hat die Pflicht, darüber zu wachen, daß die Statuten des Vereins eingehalten werden. Das geschieht auch in jedem weltlichen Verein. Aber in der christlichen Kirche dürfen heute die apostolischen Grundsätze ungerügt übertreten werden. Man läßt es geschehen, daß den angehenden Pfarrern und Lehrern systematisch das genommen wird, was sie nachher ihre Gemeindelehrer und Schullehrer lehren sollen. Das ist schon menschlich unvernünftig, vom göttlichen Maßstabe gar nicht zu reden. Man läßt es geschehen, daß in Kirche und Schule der weltliche christliche Glaube als rickständig, als wissenschaftlich unmöglich dargestellt wird. Ist es dann ein Wunder, wenn er immer mehr das Land überflutet und sich in den Lehrerstand ergießt? Ja, die weite Verbreitung des Unglaubens unter den Lehrern ist leider eine Tatsache. Aber es läßt sich nichts, darüber zu schelten und zu Gericht zu sitzen. Viel besser ist es, den Quellen nachzuspüren und ihrem unheilvollen Lauf Einhalt zu tun. Mögen auch diese Ausführungen etwas dazu beitragen!“

Die „Positiv-Union“, die diese Ausführungen ausführlich wiedergibt, bemerkt im Anschlusse daran:

„Wir Norddeutschen können aus dem scharfen, aber treffenden Urteil dieses süddeutschen Lehrers für die Ausführung unserer kirchlich-positiven Aufgabe auf dem hier besprochenen Gebiete viel lernen.“

### Der falsche Prinz von Modena.

Nach einer wahren Begebenheit mitgeteilt

Von Eugen Isolani.

Neue Abenteuerer und Abenteuerinnen, die in den letzten Jahren unter erborgten hoch klingenden Namen von Prinzen und Prinzessinnen, Erzherzogen und Erzherzoginnen ihr Glück zu machen suchten, — man erinnert sich der Erzherzogin von Este, die im Jahre 1803 in Berlin als Schwindlerin entlarvt wurde, und des falschen Erzherzogs, der im Jahre 1808 in Essen sein Unwesen trieb, — sind keineswegs erst eine Erfindung unserer Tage. Es ist eben schon alles dagewesen, und beinahe der eigenartigste Betrugsfall dieser Art spielte sich vor etwa hundert Jahren ab, ein Fall, der auch schon deshalb sehr merkwürdig ist, weil er niemals völlig aufgeklärt wurde.

Im Anfange des Jahres 1708, als sich Frankreich noch im Kriege mit England befand, wurde ein kleines Handelsfahrzeug, welches von La Rochelle kam und in der Bucht Martin, dem Hafen von La Martinique zu landen versuchte, dengefallt von den englischen Kreuzern, welche diese Insel blockierten, gedrängt, daß der Kapitän, die Unmöglichkeit einsehend

das Schiff und die Ladung zu retten, wenigstens versuchen wollte, der Gefangenschaft dadurch zu entgehen, daß er sich nebst seiner ganzen Mannschaft in die Schaluppe warf, vermittlest deren er auch wirklich die Küste erreichte, nachdem er jedoch, wie seine Leute, alle Habseligkeiten verloren hatte. Früher seiner Mannschaft, die nicht eben zahlreich war, hatte der Kapitän einen jungen Mann an Bord vor ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahren, von mehr angenehmer, als schöner und regelmäßiger Körperbildung, edler Haltung, zwar nur mittelgroßer Figur, jedoch ausgezeichnet durch die Weiße und ausnehmende Feinheit seiner Haut, welche auf einen hohen Stand des Jünglings wohl schließen lassen mochte.

Der junge Mann gab sich für einen Grafen von Tarnaud, den Sohn eines Feinmarjaks aus, und das achtungsvolle Benehmen der Schiffsmannschaft schien einen noch erhaberen Rang anzudeuten. Indessen hatte der seltsame Passagier kein Gesagte bei sich gehabt, und die einzige Person, die ihm ganz besonders ergeben zu sein schien, war ein gewisser Rhodes, ein junger Seemann von ungefähr vierundzwanzig Jahren, der einige außer dem Kapitän, mit welchem er während der Seereise Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser junge Mann schien sein volles Vertrauen zu besitzen, allein von Rhodes Seite ging dieser innige Verkehr niemals bis zur Vertraulichkeit, und die unmerklichsten Zeichen der Achtung enthüllten deutlich seine Ansicht von der hohen Würde des Fremden. Als dieser aus Land gestiegen war, hatte er gebeten, man möche ihm irgend einem rechtschaffenen Mann vorzuschlagen, in dessen Hause er einen Zufluchtsort und Unterstützung finden konnte. Man bezeichne ihn darauf die Wohnung eines Beamten, namens Dubal Ferral, unweit der Stelle, wo er gelandet war. Er begab sich zu demselben ohne irgendwelche andere Empfehlung, als das Unglück, das ihn betroffen hatte. Nach damaliger gastfreundlicher Sitte Amerikas nahm man ihn ohne weiteres mit Rhodes auf und er wurde auf das Beste versorgt. Doch sahen er sich dies mehr gewöhnlich zu lassen, als durch besonders dankbare Anerkennung herauszufordern. Man suchte ihn durch Fragen auszufragen. Allein er wich stets durch geheimnisvolles Betragen, unterließ und vermehrte die Neugier, welche dadurch noch höher gespannt wurde, je weniger der Kapitän des gelandeten Schiffes auf das lebhafteste Fragen nach dem jungen Fremdling eine befriedigende Antwort geben wollte. Er äußerte bloß im Vertrauen gegen den Kommandanten von der Stadt Martin, daß ihm der junge Mann durch einen Kaufmann zugeführt worden sei, der ihn, ohne weitere Auskunft, bloß empfohlen habe, denselben mit großer Achtung zu behandeln, weil er eine bedeutende Person sei.

Wie man später erfuhr, hatte man den geheimnisvollen jungen Mann zu La Rochelle einige Zeit vor seiner Einschiffung ankommen sehen. Er war von einem alten Manne, der sein Mentor zu sein schien, begleitet worden. Man wußte nicht, mit welchem Wagen sie gekommen waren. Beide waren äußerst einfach gekleidet. Bei ihrer Ankunft in La Rochelle hatten sie, statt im Gasthof abzuweichen, ein kleines Zimmer in einem Privatbause gemietet, und es sogleich auf eigene Kosten, ohne Pacht, aber anständig möbliren lassen. Während ihres Aufenthaltes in diesem Orte hatte der junge Mann sehr eingezogen gelebt, war garnicht ausgegangen, hatte niemanden gesehen, doch kostbare Delikatessen gegessen, insbesondere Krebse, welche zu Rochelle sehr selten und teuer sind. Der alte dagegen war viel ausgegangen. Sein Hauptgeschäft schien gewesen zu sein, eine Gelegenheit zur Einschiffung für seinen Pflegebefohlenen zu suchen. Als der junge Mensch sich an Bord begab, hatte ihn die Frau, bei der er wohnte, gefragt, was sie denn mit seinen Möbeln machen solle. „Behalten Sie dieselben,“ hatte er geantwortet. „zu meinem Andenken!“ Sein Führer, der Zeuge dieser Freigebigkeit gewesen war, hatte sie scheinbar kaum bemerkt. Das Geschenk machte ungefähr auf fünfshundert Livres geschätzt werden können. Allein das Sonderbarste dabei war, daß der Geber nicht viel mehr, als diese Summe, teils an barem Gelde, teils an Gerätschaften mit sich nahm. Und auch nach der Art seines ersten, durchaus bescheidenen Auftretens in der Kolonie konnte man nicht voraussehen, daß er sich größere Hülfquellen ausgespart habe. Auf dem Schiffe selbst war er freigebig, ohne verschwenderisch zu sein. Als die Schiffsmannschaft den schrecklichen Hunger litt, da sie, um den Engländern zu entgehen, sich genötigt sah, in der Schaluppe längs der Küste hinzusteuern und man nicht Zeit genug gehabt hatte, um Mundvorrat mitzunehmen, hatte er von einem Einkäufer, der in seiner Pirogue vorüberfuhr, den Mundvorrat gekauft, den dieser in seine Wohnung führen sollte, und sodann unter die Matrosen verteilt, eine Handlung, welche, wie man leicht denken kann, diese mit Achtung und Anhänglichkeit an den jungen Reisenden erfüllte, dessen Bedeutung

und Wichtigkeit ihnen schon durch die geheimnisvollen Empfehlungen des Kapitäns bekannt geworden war.

Alle diese Vorkommnisse waren bald auf der Insel verbreitet. Natürlich fügten die Matrosen noch mancherlei hinzu. So hieß es, der junge Fremdling sei auf dem Schiffe krank gewesen, man habe ihm alle mögliche Pflege angedeihen lassen, und er habe sie mit viel Milde und Güte, doch aber auch mit ein wenig Stolz angenommen. Während dieser Krankheit nun hat Rhodes auf Veranlassung des Kapitäns den Kranken nicht verlassen, und bei dieser Gelegenheit hat sich das Verhältnis von Vertrauen auf der einen und Gesgebenheit auf der anderen Seite zwischen ihnen beiden begründet. Mehr als dieser Tatsache bedurfte es natürlich nicht, um die Aufmerksamkeit und Neugier zu erregen, welche immer da am lebhaftesten ist, wo sie schwer befriedigt werden kann. Schon wußte man in der ganzen Kolonie, daß ein Mann von hohem Range zu Martinique angekommen und bei Dubal Ferral abgestiegen sei, und der junge Mensch war kaum vier Tage auf der Insel, so war er bereits der Gegenstand einer Menge seltsamer Vermutungen und romanhafter Erzählungen. Nach einigen Tagen ließ der Kommandant zu Cul de Jar Marin, dem Dubal Ferral seine Ankunft gemeldet hatte, den jungen Fremden zu sich kommen. Derselbe stellte sich ihm unter dem Namen eines Grafen von Tarnaud vor; er wurde gut aufgenommen, und der Kommandant, bekannt mit den Gerüchten, die sich wegen des Fremden verbreiteten, und entschlossen, den Schleier des Geheimnisses, in den er sich zu hüllen schien, zu heben, bot ihm sein Haus und seinen Tisch an. Tarnaud nahm beides an und wohnte nun bei Rabau. So hieß der Kommandant. Auch Rhodes wohnte daselbst, um zu seiner Bedienung bei ihm zu bleiben.

Zwei Tage befand sich der junge Tarnaud in des Kommandanten Wohnung, da hatte dieser zum Diner Gäste. Im Augenblick, als man sich zu Tische setzen wollte, vernahmte der junge Fremde sein Schnupstuch. Rhodes sprang sogleich auf, um es zu holen. Alle Gäste haben sich erstaunt an: ein Weiber bediente einen Weihen! Dies war damals auf den Inselkolonien eine unerhörte, entehrende Sache, es müßte denn ein Prinz oder mindestens der Gouverneur der Insel sein. Der ärmste Kolonist würde sich nicht dazu hergeben, und Rhodes, ein Mensch von gutem Herkommen und guter Erziehung, würde sich gewiß um eines bloßen Edelmannes Willen nicht in solche Verlegenheit setzen. Man setzte sich zu Tische; während des Essens erhielt Rabau einen Brief; er ist von Dubal Ferral. „Sie haben mich,“ so schreibt er, „um Auskunft über den fremden Franzosen gebeten, welcher einige Tage bei mir gewohnt hat; seine Schriftzüge werden Ihnen mehr darüber sagen, als ich vermag; ich sende Ihnen einen Brief, den ich von ihm erhalten habe.“ Rabau wirft einen Blick auf den eingeschlossenen Brief; er enthält nichts als Dankspargungen in einem schlichten Stile. Allein die Unterschrift lautet: D'Est und nicht Tarnaud. Sogleich nach dem Essen zieht der Kommandant einen der Gäste bei Seite und teilt ihm den Inhalt des Pakets mit, welches er erhalten hat. Dieser begibt sich auf der Stelle zum Marquis d'Esparquay, dessen Wohnung nicht weit davon liegt. Der Marquis sah noch bei Tische mit verschiedenen Personen, welche bei ihm gespeist hatten. Man sprach von dem Fremden; der Reuherzogen erzählte, was sich zugetragen hatte. Der Name D'Est steht natürlich alle in Erstaunen. Man forscht nach und bringt endlich mit Hilfe von Kalendern heraus, daß der junge Fremde niemand anders sein kann, als Hercules-Raimond von Este, Erbprinz von Modena und Bruder der Herzogin von Penthièvre. Man glaubte, diese Vermutung leicht auf ihre Bestätigung prüfen zu können, da einer der Anwesenden, Bois-Jermé, der Schwager des Kommandanten, versicherte, ihn mehrmals das Jahr zuvor in Venedig gesehen zu haben. Man wollte die Sache genauer untersuchen, indessen mußte erst ausgelesen werden. Gegen Abend setzte sich die ganze Gesellschaft zu Pferde und langte an der Wohnung des Kommandanten an, als dieser sich eben zum Abendessen setzen wollte. Man sieht den Fremden an, und Bois-Jermé ruft aus: „Das ist er gewiß!“ Freilich war nun Bois-Jermé eben nicht der zuverlässigste Mensch und nach dem ausgedehnten Diner und Trinkelage beiläufig auch nicht mehr vollständig seiner Sinne mächtig, allein der andere Offizier behauptete das nämliche. Man sagte daher zum Kommandanten: „Sie haben den Erbprinzen von Modena bei sich!“ Kaum aber sieht man bei Tische, so vernimmt man draußen den Klang von Instrumenten, es sind Jagdhörner, welche Bois-Jermé sofort besorgt hat, und beim Schalle dieser Musik trinkt man auf das Wohl des Erbprinzen von Modena, Hercules-Raimond von Este!

Der aber, dem diese ganze Veranstaltung galt, schien erst darüber erstaunt und verlegen und bezeugt dann seine Unzufriedenheit über eine solche Diskretion. „Monseigneur,“ sagte

man zu ihm. „Sie können sich hier nicht verbergen, man erkennt Sie!“ Er verließ hierauf die Tafel, nahm den Stommandanten mit und sagte zu ihm: „Ich glaubte, in einem so fernen Lande nicht gleich erkannt zu werden; bitte, erklären Sie den anwesenden Herren, daß ich durchaus inkognito bleiben und für jedermann bloß Graf von Tarnaud sein will!“ Und Nadou machte sogleich allen, welche zugegen waren, den Willen des Prinzen bekannt, und alle entfernten sich mit dem Versprechen, zu schweigen.

(Schluß folgt.)

## = Das Stippigwerden der Äpfel.

Von Max Schlidum, Gartentechniker.

Diese Krankheit ist äußerlich daran erkennbar, daß auf der Oberfläche der Äpfel helle oder dunkle braune Flecken entstehen. Unter diesen Flecken leidet aber nicht nur das Aussehen, sondern auch der Geschmack der Frucht. Die Stippen, welche bittere Stoffe enthalten, treten nie an der Frucht auf, so lange sie am Baume hängt, sondern bei oder nach der Lagerung. Manche Sorten, z. B. Goldparmäne, Harberts Renette leiden sehr stark unter dieser Krankheit, kleinere Sorten weniger.

Die Stippigkeit besteht aus den abgestorbenen Zellen des Fruchtfleisches. Das Protoplasma hat sich zusammengeballt und braun gefärbt: es ist trocken. Früher nahm man an, daß die Ursache ein Pilz sei; dem ist aber nicht so, denn erstens sieht man kein Mycel (Pilzfäden), und zweitens nehmen die stippigen Stellen immer im Innern der Frucht ihren Anfang. Der ganze Vorgang geht folgendermaßen vor sich: So lange die Früchte am Baume hängen, verdunsten sie wohl viel Wasser, welches aber von dem Baume her wieder ersetzt wird, so daß erstere keine Wassernot leiden. Mit dem Pflanzen hört nun aber die Zufuhr von Ersatz für das verdunstete Wasser auf. Die äußeren Zellen der Frucht verdunsten am meisten, sie werden aber durch nachfolgende ersetzt. Die letzte Zelle entzieht nun das Wasser den dort endigenden Gefäßen (Gefäßbündel-Wasserleitung). Nach einiger Zeit werden aber auch die Gefäße wasserleer sein und sobald diese eingetrodnet sind, sind die Bedingungen zum Stippigwerden da. Der in den Zellen enthaltene Zellsaft verdickt sich, er enthält Säure und saure Salze, welche nun konzentriert werden. Sie wirken — und das bei Zutritt von Sauerstoff noch mehr — schädlich auf das Protoplasma ein, zugleich erzeugen sie den bitteren Geschmack.

Bei der Entstehung der Krankheit spricht besonders die Dicke der Epidermis (Oberhaut der Frucht) mit. Große Früchte, deren Epidermis zerrißen sind, leiden mehr als kleine Früchte mit allseitig geschlossener Epidermis. Die Vorbeugungsmregeln sind folgende: Wir müssen Früchte ziehen mit dicker und fester Epidermis (dadurch wenig Verdunstung). Durch richtigen Schnitt usw. suchen wir die Früchte an den Bäumen möglichst frei zu stellen; dadurch findet eine größere Verdunstung statt, wodurch die Epidermis sich sehr verdickt. Durch niedrige Temperatur im Lagerhaus oder sonstigen Aufbewahrungstraum wird die Verdunstung sehr vermindert. Sehr vorteilhaft gegen starke Verdunstung ist auch das Einwickeln in Papier oder Einsüttern in Holzwohle, Cellulose zc.

## Allerlei.

= Mulay Hafid, der marokkanische Gegenkultan. Ueber Begegnungen im Gespräche mit Mulay Hafid, der jetzt in Marrakesch zum Gegenkultan ausgerufen worden ist, erzählt ein Hamburger Kaufmann dem „Lamb. Fremdenbl.“: „Während meines mehrjährigen Aufenthalts als Kaufmann in Marrakesch hatte ich häufig Gelegenheit, mit dem Bruder des Sultans von Marokko, dem jetzt als Gegenkultan ausgerufenen Mulay Hafid in persönlichen Verkehr zu treten. — Vor Jahren, bevor der Sultan Mulay Abd-el-Aziz seine Reise nach Fez antret, setzte er seinen Bruder als Statthalter über den westlichen Teil seines Reiches ein, es war wohl das Müßige, was er tun konnte, denn die ganzen Jahre hindurch hatte Mulay Hafid es verstanden, die Stämme des Westens, ohne jede Unterstützung von Seiten des Sultans, durch Energie und Klugheit niederzubalten; auch hat er bis zuletzt treu zum Sultan gehalten, und erst jetzt, wo alles in Marokko zusammenbricht, fällt er ab. Anhänglichkeit in den hohen Kreisen Marokkos findet man nicht häufig, besonders, wenn eine Sultan so schwach ist wie Mulay Hafid, dem häufig genug Gelegenheit geboten wurde, sich von seinem Herrn mit der Hälfte des Reiches loszureißen. — Voraus, schiden will ich, daß Mulay Hafid durchaus kein Christenfeind ist, obgleich er jetzt jedenfalls, gezwungen durch die Verhältnisse, den heiligen Krieg auf seine Fahne schreiben wird. B. W. äußerte er einmal u. a.: „Mir ist jeder euro-

päische Kaufmann willkommen, einerlei ob Deutscher, Engländer, Franzose oder Italiener; er kann stets auf meine Unterstützung rechnen, wenn ihm Unrecht zugefügt wird, nur muß er die Sitten und Gebräuche meines Volkes achten, und sich so benehmen, wie es Caïda (ungefähr so viel wie anständig) ist. Aber in letzter Zeit kommen aus Frankreich und dem Osten (Agypt) Europäer mit ihren Freunden, die kein Geschäft haben, sondern bald hier, bald dort erscheinen, allerwärts Unfrieden stiften und sich so benehmen, wie sie es in ihrem eigenen Lande gewiß nicht dürfen. Oder ist dieses und jenes bei Euch im Lande der Christen erlaubt?“ Dabei zählte er dann einige Vorfälle auf, die ich nicht wiedergeben möchte. — Die deutschen Kaufleute in Marrakesch dankten dem Mulay Hafid sehr viel. So manches Mal hat er ihnen zu ihrem Rechte verholfen, wenn ihnen ein Kaïd (Marokkaner Gouverneur) draußen auf dem Lande einen Eintauscher ins Gefängnis geworfen oder ausgeplündert hatte. Ich erinnere mich noch recht deutlich meines ersten Besuches beim Mulay Hafid. Der Anlaß war natürlich wieder ein Uebergriff irgend eines räuberischen Kaïds, der für mich in pekuniärer Hinsicht aber sehr fatal war. Auf meine Beschwerde bei Mulay Hafid ließ dieser mir sagen, daß ich ihm willkommen sei, und er die Sache mit mir besprechen wolle. Zur festgesetzten Stunde traf ich denn auch in der Kasbah (Residenzstadtteil) vor dem Sultanspalast ein, die Soldaten hatten wohl schon Order, denn ich wurde sofort zu ihm hineingeführt. Ich erlitt in diesem Augenblick eine Ueberwältigung und eine Enttäuschung zugleich. Ueberwältigt war ich durch die wahrhaft königliche Gestalt, die mir so freundlich zum Willkommen die Hand bot und mich zum Niedersehen einlud. Ich war einfach geblendet von der Schönheit dieses Mannes. Eine große, kräftige Figur, in der Kleidung des vornehmen Mauren, einen Kopf, wie man ihn nicht wieder vergißt, Nase und Kinn äußerste Energie verrärend, während um den Mund ein wohlwollendes Lächeln spielt. Die Augen groß und dunkel, ein Gemisch von Güte und Klugheit, kurz, eine Erscheinung, wie sie mir nie wieder begegnet ist. Stark enttäuscht war ich jedoch nur durch die Kahlheit und Nüchternheit des Zimmers, da ich wohl wußte, daß der Palast viele Prunkgemächer enthält; ein kahles Zimmer mit einem einzigen, allerdings sehr schönen Kavat-Teppich war alles. Wie ich später von seiner Ueberzeugung erfuhr, hält er sich mit Vorliebe in den schmucklosen Männlichleiten auf. Nachdem mir ein Sklave noch einen Mohrfessel zugezogen hatte, war ich auf einen Wink des Mulay Hafid hin mit ihm allein und konnte meine Angelegenheit mit aller Ruhe und arabischer Umständlichkeit besprechen; daß der Fall nun schnellstens erledigt wurde und zwar zu meiner vollsten Zufriedenheit, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. Nun war das Gespräch, die er nur mal ausnahmsweise in einer guten Laune erwidert, sondern es wurde bei uns Deutschen bald zur Gewohnheit, mit solchen Anliegen einfach zum Mulay Hafid zu gehen, und wir waren seiner Unterstützung stets sicher. Auch während der im Frühjahr durch Unvorsichtigkeiten der Franzosen hervorgerufenen Unruhen in Marrakesch, denen der französische Arzt Dr. Marchand zum Opfer fiel, war sein erstes die Beschützung der übrigen Europäer vor dem fanatischen Wöbel. Als nun später die Lage in Marrakesch immer bedrohlicher wurde, gingen wir wieder zum Mulay Hafid. Dieser beruhigte uns aber damit, daß er für unser Leben innerhalb der Stadtmauer bürgen wollte. Auf unsere Frage, was uns aber bedorste, wenn die Franzosen außer Abdjaha weitere marokkanische Städte besetzen wollten, antwortete er: „Wenn das geschieht, schicke ich Euch sofort durch meine zuverlässigsten Leute, die durch heilige Eide gebunden werden und mit ihren Köpfen für Eure Sicherheit einstehen müssen, nach der Küste, und dann wird der Sultan, Allah schübe und erleuchte ihn, wohl schon den Franzosen den Krieg erklärt haben, aber aber (und sein Gesicht verfinsterte sich) ich kenne keinen Sultan mehr und rufe alles, was an Allah und den Propheten glaubt, zum Krieg.“ Beruhigt verließen wir ihn.

## Exerzitien 1907,

in den Klöstern der PP. Redemptoristen finden statt:  
Für Priester: 1. im Kloster zu Mägen (Lothringerstr. 69) vom 2. Sept. abends bis 6. Sept.,  
2. im Kloster zu Trier (Feldstr. 34) vom 23. Sept. abends bis 27. Sept.,  
3. im Kloster zu Bochum i. W. (Klosterstr.), I. Kursus: 9. Sept. abends bis 13. Sept., II. Kursus: 23. Sept. abends bis 27. Sept.  
Anmeldungen möge man frühzeitig an den P. Rektor des betreffenden Hauses richten.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf. Wolff, Düsseldorf.  
Verantwortlicher Redakteur: Fern. Orth, Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 50.

Düsseldorf, den 8. September.

1907.

Inhalt: Evangelium zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Mariä Geburt. — Das Schifflein Petri. — Die deutsche Erwerbung in Palästina. — Der falsche Prinz von Modena. — Wiedergefunden. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1—11.  
„In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging, um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Gesetzslehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da sah er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er rebete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochse in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichniß, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Bornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesen Platz! und du alsdann mit Schande unten sitzen müßest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinaus! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

## Mariä Geburt.

Heute gibt's im Himmelsaal  
Sinen Festtag zu begehen,  
Weil im dunkeln Erdentale,  
Kind! Du heut' das Licht geseh'n.  
Nicht Geschöpfe, sel'ge Geister,  
Freun'n allein sich Deiner heut:  
Auch der Schöpfer, Herr und Meister,  
Sins in der Dreifaltigkeit.

Erw'ger Vater! Diesen Schimmer,  
Diesen Abglanz Deiner Pracht,  
Trug in Deiner Schöpfung nimmer,  
Was da schuf je Deine Macht!  
Sie, die unbesleht empfangen,  
Sündenlos Dir lebt und rein —  
O wie muß Dein Auge hangen  
An der liebsten Tochter Dein!

Milder Sohn! Der Du die Seelen  
Nur nach ihrer Demut wägst,  
Deute kannst Du sie erwählen,  
Der Du Dich ins Herz legst.  
Heute hast Du sie gefunden:  
Mutter sie nach Deinem Sinn,  
Daß Dein Herz ihr schon verbunden,  
Un'rer Mitleidserin.

Heil'ger Geist, der Liebe Quelle,  
Dein Verlangen wird erfüllt!  
Siehe, wie der Liebe Welle  
In dem Rinde überquillt!

Jungfräulich wird sie umfassen  
Gottes Sohn, ihr anvertraut;  
Wird vor seinem Opfer hangen:  
Deine jungfräuliche Braut.

Sel'ges Kind! Die Himmelskrone  
Flechten schon die Engel Dir,  
Deinem reichen Gnadenthron  
Nah'n als arme Bettler wir:  
Gnaden kannst Du zahllos streuen,  
Gottes Schätze sind ja Dein!  
Wenn sich heut' die Engel freuen:  
Gnaden froh laß uns auch sein!

## Das Schifflein Petri.

XIII.

Unter den Einwänden, die gegen das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes einst erhoben wurden, war auch dieser: durch dieses Dogma würden die allgemeinen Konzilien ganz überflüssig gemacht, — so oft aber Papst und Bischöfe auf einem Konzil versammelt sein würden, stände den Bischöfen nicht mehr eine entscheidende, sondern höchstens eine beratende Stimme zu.

Dieser Einwand hat zurzeit viel Staub aufgewirbelt, und doch! Wer so denkt bezw. spricht, lieber Leser, vertritt sofort, daß er von der Kirche Gottes eine absolute unrichtige Idee hat. Er ist eben von der seltsamen Ansicht beherrscht, als ob durch jenes Dogma das Urteil des Papstes einen „Zuwachs“ an Kraft erhalte, der andererseits dem Urteil der versammelten Bischöfe „genommen“ werde, — er denkt sich also den Lehrkörper der Kirche wie eine Maschine, bei der insoweit mehrere Kräfte in Bewegung gesetzt werden, als eine einzelne zum Betriebe des Ganzen nicht ausreicht. Der Heil. Geist aber, lieber Leser, der den kirchlichen Lehrkörper (Papst und Bischöfe) als Sein Organ gebraucht und durch dasselbe spricht, hat ihn nicht zu einer mechanisch arbeitenden Maschine, sondern zu einem organischen Körper gemacht, in dem jedes Glied unmittelbar mit Seiner Kraft und Autorität belebt und ausgerüstet ist. — in dem aber auch das Haupt für sich allein die volle Kraft und Autorität hat, um den ganzen Körper in Bewegung zu setzen und also im Namen des, den ganzen Körper belebenden Heil. Geistes entscheidend zu reden. Dadurch, daß das Haupt in Gemeinschaft mit den übrigen Gliedern des Lehrkörpers spricht und entscheidet, wird der Spruch des durch dasselbe redenden Heil. Geistes in sich selbst nicht zuverlässiger und wahrer. Oder wird denn das Wort eines Redners, der (wenn ich so sagen soll) mit allen Gliedern und Gliedern spricht, in sich selbst zuverlässiger und wahrer, als wenn er mit „philosophischer“ Ruhe redete, ohne eine Miene zu verziehen? Wie aber im letzteren Falle der Redner dadurch, daß er alle seine Glieder mitsprechen läßt, die ganze Kraft der ihn durchdringenden Ueberzeugung offenbart und so auf den Zuhörer auch

mit seinen Gründen einen stärkeren Eindruck hervorruft; so wirkt auch die vom Heil. Geiste dem kirchlichen Lehrkörper verliehene Autorität ungleich mächtiger und mit verdoppelter Kraft da, wo sie aus dem ganzen Körper spricht, als wo sie bloß aus dem Haupte redet.

Es ist schnell und leicht gesagt: Wenn das Urteil des Papstes allein schon unfehlbar ist, was braucht es dann (in den Konzilien) noch weiterer Autoritäten?! Aber, lieber Leser, warum hat denn der wahrhaftige Gott Selber, der doch ohne einen Eidswur ebensovienig lügen kann, als mit einem solchen, — warum hat Er gleichwohl Seine Worte so oft durch Eidswur bekräftigt? (Wir singen ja z. B. so oft in der Vesper: „Juravit dominus usw.“ „Der Herr hat geschworen! und es wird Ihn nicht gereuen usw.“) Warum das? Doch offenbar, um uns Seiner vollkommenen Wahrhaftigkeit und Treue noch mehr zu versichern. — Und warum haben die Apostel, die doch alle einzeln unfehlbar waren, sich zu dem Konzil in Jerusalem versammelt, um gemeinschaftlich ihr Urteil abzugeben? Oder haben sie sich durch diese Gemeinamkeit etwa erniedrigt, ist der eine dadurch zum bloßen „Ratgeber“ des anderen herabgesunken? Ist nicht vielmehr durch die gemeinsame Entscheidung ein unfehlbares Zeugnis durch das andere (in den Augen der Gläubigen) bekräftigt worden? — Und warum ruft der hl. Johannes alle drei göttlichen Personen als Zeugen für die Gottheit Christi auf, da doch Eine ausreichte, und, wie er selbst sagt, alle drei Eins sind, und jedes ihrer Zeugnisse, das des Vaters bei der Taufe im Jordan, das des Sohnes bei der Vergießung Seines Blutes und des Heiligen Geistes bei der Ausgießung seiner Gaben genügt? — Nun, in ähnlicher Weise hat auch Gott gewollt, daß das Zeugnis, welches der Eine Heilige Geist durch die lehrende Kirche gibt, zwar im Haupte allein schon vollkräftig sei, aber zugleich durch das Zeugnis der übrigen Glieder des Lehrkörpers eine Bekräftigung finde, der auch die hartnäckigsten Geister weichen müssen.

Aber empfinden wir Katholiken die Autorität des kirchlichen Lehramtes nun etwa als „eine drückende Knechtung des Geistes“? — Der hochsel. Weihbischof Schmitz hat vor etwa einem Jahrzehnt hierzu ein herrliches Wort gesprochen: „Ist die Schranke (rief er aus), die den Wanderer am schwindelnden Abarund vorbei vor einem Absturz bewahrt, ist sie eine Fessel für ihn?!“ S.

### ‡ Die deutsche Erwerbung in Palästina

Ist trotz mancher Schwierigkeiten und Verzögerungen, die nun einmal in der Türkei unausbleiblich sind, soweit vorbereitet und aufgeteilt, daß sich Kolonisten jederzeit niederlassen können. Die Pflanzung, früher Eigentum eines türkischen Bey, liegt am Ufer des Sees von Genesaret nahe bei der Stadt Tiberias, nach welcher der See auch See Tiberias genannt wird. Diese Stadt, eine Gründung des Königs Herodes, der den Täufer enthaupten ließ, wurde ehemals von ihrem Gründer mit heidnischer Pracht geschmückt. Aber um so mehr mieden die guten Israeliten die junge Stadt und auch der Heiland, der ihre Gründung sah, scheint den Platz gemieden zu haben. Nach der Zerstörung Jerusalems wurde sie jedoch Hauptsitz des Judentums mit einer rabbinischen Hochschule und angesehenen Gelehrten und heute werden noch in der Umgebung viele Gräber jüdischer Gelehrter gezeigt. Wenn auch der alte Glanz erloschen ist, Tiberias ist doch noch der Hauptplatz am See geblieben und zählt etwa 8000 Einwohner der verschiedensten Bekenntnisse und Nationalitäten. Aus dem Gewirr der Häuser und Hütten ragen Synagogen, Moscheen und christliche Kirchen empor. Hart am Ufer liegt das stattliche Kloster der Franziskaner. Im deutschen Hotel (Großmann) findet der Wanderer gute Unterkunft und Verpflegung. Die nahe bei der Stadt gelegenen Schwefelquellen, deren Wasser eine Temperatur bis zu 63 Grad Celsius hat, waren schon in alter Zeit berühmt.

Während nördlich von Tiberias die hart an den See herantretenden Berge kaum Raum für einen schmalen Pfad übrig lassen, weichen die Felswände etwa 4 Kilometer weiter nördlich auf einmal zurück, um einer großen fruchtbaren Ebene am See Platz zu schaffen. Es ist dies die Ebene „Genesar“. Begeistert preist ein alter Schriftsteller (Flavius Josephus: Jüd. Krieg 3. 10, 8) die Herrlichkeit dieser Landschaft. „Den See Genesar entlang erstreckt sich die gleichnamige Landschaft

von wunderbarer Natur und Schönheit. Wegen der Fettigkeit des Bodens versagt sie keinerlei Gewächs. Ruhbäume, welche am meisten Kühle bedürfen, gedeihen in Menge neben den Palmen, die nur in der Dize vorkommen. Nahe bei ihnen wachsen wiederum Feigen- und Delbäume, denen eine gemäßigtere Temperatur zusagt. Es ist hier wie ein Wettstreit der Natur, welche das Widerstreitende auf einen Punkt zu vereinigen strebt, und ein schöner Kampf der Jahreszeiten, deren jede diese Landschaft in Besitz zu nehmen sucht. Denn der Boden bringt nicht nur die verschiedensten, scheinbar unvereinbaren Früchte einmal, sondern lange Zeit während des Jahres fortwährend hervor. Die königlichen Früchte Trauben und Feigen liefert er zehn Monate hindurch ununterbrochen, während die übrigen Früchte das ganze Jahr hindurch reifen.“

Gerade ein Teil dieser gerühmten Ebene, ca. 2400 Morgen, ist nun deutsches Besitztum. Dasselbe beginnt beim Dorfe Reischel, dem alten Magdala (Heimat von Maria Magdalena), und schwingt sich dem Ufer des Sees entlang in weitem Bogen auf einige Kilometer in die Nähe der dem dem deutschen Palästinaverein gehörigen Niederlassung Zabiga hin, auf welcher letzterer zwei deutsche Weisliche wirken. Nordwestlich von Magdala öffnet sich zwischen den schroff abfallenden Felswänden ein enges Tal, Chamam, welches mit dem Berge Mattin, worauf das Heer der Kreuzfahrer 1187 durch Saladin den Todesstoß erhielt, seinen Abhang findet. In den Felswänden zu beiden Seiten befinden sich viele Höhlen und Grotten, die Arbelagrotten, welche schon in alter Zeit und in den Kreuzzügen als natürliche Feiung dienten, um das Tal abzusperrten. Auch die Gegner des Herodes hatten sich einstens in dieser uneinnehmbaren Felsenfeste verschanzt, bis von oben herab an Ketten mutige Soldaten niedergelassen wurden, welche in Höhlen eindrangen und die Juden niedermetzten. Nur selten werden von Pflanzern diese Grotten bestiegen und doch bieten sie soviel Interessantes, daß sie das Opjr einiger Stunden wohl wert sind.

Unten am Fuße der Berge hört man unter dem Geräusch ein lautes Gurgeln und Tosen. Ein mächtiger Strahl erfrischenden Wassers bricht sich Bahn durch das Gestein und windet sich in einem freundlichen Bach durch die Ebene, überall Fruchtbarkeit erzeugend, um sich dann in den See zu ergießen. Noch verschiedene Quellen und Bächlein bewässern diese Gefilde, so daß mit Leichtigkeit der größere Teil des Gebietes mit Wasser besetzt werden kann, was für die Kultivierung des Bodens von höchster Wichtigkeit ist.

Wenn auch die obige begeisterte Schilderung der Landschaft Genesar heute nicht mehr in allen Stücken der Wirklichkeit entspricht, so kann doch gesagt werden, daß sie zu den gelegentlich Landwirten gehört. Der Wasserreichtum, die geschützte Lage, das warme Klima ermöglicht auch heute noch eine zweimalige und dreimalige Ernte. Es bedarf nur fleißiger, ausdauernder, geschickter Hände, welche zugleich von Freude und Begeisterung fürs hl. Land gerührt werden — so wird in die Landschaft Genesar die alte Fruchtbarkeit einkehren. (Vergleiche die großartige Schilderung von Land und See Genesar in dem herrlichen Werk des Bischofs Dr. v. Keppler: „Wandersfahrten und Wallfahrten im Orient“.)

Das deutsche Gebiet ist inzwischen in Parzellen von je 100 Morgen aufgeteilt worden. Aber auch halbe und Viertelparzellen können erworben werden. Landwirte, welche dabeisich sich ansiedeln und Grund und Boden erwerben wollten, werden für die Erwerbung und Abzahlung günstige Bedingungen erhalten. Während nämlich sonst die dort landläufigen Preise für einen Morgen (ca. 1/2 Pektar) 100 bis 140 M. betragen, würde auf dem Gebiet von Magdala der Morgen nur auf etwa 70 M. zu stehen kommen. Auch für Gärtner und Müller wäre günstige Gelegenheit zur Niederlassung vorhanden. Aber nicht minder würden Handwerker, welche nebenher ihr Handwerk treiben wollten, ihr Auskommen finden. Zu jeder weiteren Auskunft ist Kaplan Vogt, Chefredakteur in Tiberias a. d. Riß, oder P. Vaidiskaus Schneider auf St. Annaberg (Reschitz) gerne bereit.

Es wäre zu wünschen, daß vor allem jüngere Leute sich zu einer Niederlassung erklärten. Für etliche 10—12 Personen ist bereits eine Barade erstellt. Mindestens sollte auch ein Trupp von 8—10 Kolonisten zu gleicher Zeit den Anfang machen. In der Nähe ist das deutsche Postspiz Zabiga und in Magdala selbst wird wohl von den Franziskanern das alte Heiligthum wieder hergestellt werden, und dann ein deutscher Missionar dahin entsandt werden, so daß sich die Kolonisten nicht fremd fühlen werden. Das Klima ist, wenn auch bei der tiefen Lage des Sees Genesaret (191 Meter unter dem Meere) sehr heiß, aber nach Aussage des Arztes von Daisa, der das Land und Wasser und die Eingeborenen von Magdala untersuchte, ganz gesund; für Lungenleidende wäre es der beste Luftort. Bei der Nähe der Städte Tiberias, Nazaret und Safed, ferner bei der Nähe der Bahn,

die unmittelbar am Südbende des Sees (Station Samach) von Haifa nach Damaskus führt, ferner bei dem billigen Preis von Grund und Boden und bei der frühen Ernte von Gartengewächsen und Früchten ist kein Zweifel, daß die Kolonisten ein gesichertes Auskommen finden werden, wenn auch der Anfang der Kolonisation manche Mühen und Opfer fordern wird.

Es sei hier noch angefügt, was über die Missionierung des heil. Landes der Missionspriester Gatt in Gaza in Nr. 9 der Missionen 1906/07 sagt, worin er die eigentliche Aufgabe der dortigen Mission hervorhebt und offenberzig den Katholiken gemachte Fehler vorhält. „Diese dürfen sich nicht“, schreibt er, „damit begnügen, die hl. Stätten zu besetzen und in Palästina eine Anzahl Missionsanstalten zu errichten; sie müssen auch danach trachten, so viel als möglich Grund und Boden zu erwerben. Nur so können sie sich wirklich einen Anteil am heiligen Lande sichern. Das türkische Gesetz stellt dem Erwerb von liegenden Gütern durch Ausländer nicht entgegen, wenn es denselben auch nicht ohne gewisse Beschränkungen zugibt. „Ihre Katholiken“, so sagte Dr. Kersten einmal, „baut Kirchen, Klöster, Spitäler, Waisenhäuser und dergleichen. Das trägt Euch nichts ein, dabei bleibt Ihr immer arm. Ihr müßt Grund und Boden erwerben und industrielle Unternehmungen wagen.“ — Aber, sagt man, Grund und Boden kosten auch Geld. Allerdings, aber ein Spottgeld im Vergleich zu dem, was er einträgt, wenn man am rechten Platz kauft. . . . Eines der kostbarsten und sichersten Mittel, um im heiligen Lande wirklich Bleibendes zu schaffen, wäre die Gründung von Kolonien.“

Wägen diese Worte eines mit der Autorität langjähriger Erfahrung ausgerüsteten Missionärs Beachtung finden.

## Der falsche Prinz von Modena.

(Schluß.)

Die französischen Kolonien, und insbesondere Martinique, befanden sich damals in einer sehr bedenklichen Lage. Der von den Engländern blockierten Insel fehlte es an Lebensmitteln. Man konnte diese nur aus den neutralen Inseln, Curacao und St. Eustachy ziehen. Diese an sich schon sehr beschwerliche Hilfsquelle wurde es noch mehr durch die fast tägliche einiger Exzesse, welche in dem öffentlichen Elende nach Mittel suchten, ihr Vermögen zu vergrößern. An ihrer Spitze stand der Marquis von Caylus, der Generalgouverneur der Inseln, welcher auf Martinique residierte; ein Mann von gerüttelten Vermögensumständen, der einer Menge von Intriganten in die Hände geraten war, die ihn zu Spekulationen verleiteten, deren Resultat für sie zwar sehr vorteilhaft, für ihn aber sehr nachteilig war. Er war es, den die meisten Beschuldigungen trafen; auf seine Subalternen fiel gleichfalls ein Teil des allgemeinen Hasses, der noch durch den Mangel geschärft wurde, welcher auf beunruhigende Weise sich zu zeigen begann. Die Unzufriedenheit war auf's äußerste gestiegen, und man erwartete immerfort den Augenblick des öffentlichen Ausbruchs. Man kann sich nun vorstellen, welche Wirkung auf die so gesinnnten Gemüter die Nachricht von der Ankunft des vermeintlichen Prinzen machen mußte. Jedermann überschlug die Vorteile, welche daraus für die Kolonie entstehen mußten. Man fragte gar nicht, warum eigentlich ein Prinz von Modena nach Martinique komme und was er dort wolle. Ueberdies behaupteten vier bis fünf Personen, ihn zu Paris gesehen zu haben, und ehrlich oder nicht versichern sie, ihn wieder zu erkennen. Endlich bedurfte man auch der Hoffnung, und man wünschte zuviel, um dem Zweifel Raum zu geben.

Nadau, der sein Glück blühen sah, bemühte sich, seinem Gaste die Klagen der ganzen Kolonie zu hinterbringen, ihm die Kunstgriffe der Intriganten, um die Lebensmittel in die Höhe zu treiben, zu enthüllen, ihn von dem Monopol zu benachrichtigen, welches sie mit diesem notwendigen Handelszweige trieben, und ihm das Elend zu schildern, welches die Folge davon sei. Der Prinz ward warm, geriet in Leidenschaft, Idiot, daß er solche Abscheulichkeit nicht länger dulden wolle, daß er diejenigen zur Strafe ziehen werde, welche so das Vertrauen des Königs mißbrauchten. Sollten sich indessen die Engländer nähern, so würde er, sagte er weiter, sich an die Spitze der Einwohner stellen, um sie zurückzutreiben. Sogleich nach dieser Unterredung verfehlte Nadau nicht, die Einzelheiten derselben zu verbreiten. Die Begeisterung und das Vertrauen für den Prinzen vermehrte sich. Die Gährung in der Bevölkerung verbreitete sich bis ins Fort Saint-Pierre, wo sich damals der Marquis von Caylus befand, der zuerst diese Skabale verachtete. Er ließ dem Kommandanten von Cul de Jar Marin sagen, er solle ihm den Grafen Tarnaud schicken. Nadau läßt ihm darauf melden, die Person, welche er bei sich habe, sei ohne allen Zweifel der Erbprinz von Modena, allein er sei nicht wohl und könne

nicht kommen. Der Gouverneur, dem man diese Antwort überbringt, sendet auf der Stelle seinen Gardehauptmann nebst einem anderen Offizier ab und übergibt ihnen einen Brief an den Grafen von Tarnaud, worin er diesen auffordert, sich in das Fort Saint-Pierre zu begeben. Der Graf oder Prinz antwortet den Abgesandten: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich für jedermann der Graf von Tarnaud, für ihn aber Hercules Rainald von Este sei. Wenn er den Wunsch hat, mich zu sehen, so mag er die Hälfte des Weges machen und sich in vier bis fünf Tagen nach Fort Royal begeben; ich werde auch dort sein!“ Die Abgesandten kamen mit der vollen Ueberzeugung zum Gouverneur zurück, daß der Fremdling der Erbprinz von Modena sei. „Es ist ganz unzweifelhaft der Prinz“, sagte sein Gardehauptmann, „er ist erkannt über seine Ähnlichkeit und Madame l'Amirale, der Herzogin von Penthièvre, und vorzüglich mit der Herzogin, seiner Mutter. Ueberdies meint Nadau seiner Sache so gewiß, daß er durchaus Beweise haben muß. Verhehlt er Ihnen diese, so will er Ihnen gewiß eine Schlinge legen. Nehmen Sie sich also in Acht!“

Nun war auch der Gouverneur überzeugt. Der angebliche Erbprinz von Modena verbergte sich nun sehr bald nicht mehr, sondern spielte seine Rolle bald sehr offenkundig. Er umgab sich mit einem ordentlichen Hofstaat. Er gab regelmäßige Audienzen, bei denen sich einerseits alle diejenigen einfanden, welche Petitionen an die Regierung einzureichen hatten, andererseits die ersten Personen des Gouvernements erschienen, um dem Prinzen ihre Aufmerksamkeit zu machen. Mittel wurden ihm von allen Seiten zur Verfügung gestellt. Der Herzog von Penthièvre, der Großadmiral von Frankreich, besah zu Martinique ansehnliche Kapitalien, die er einem Geschäftsträger in der Absicht vertraut hatte, damit zu spekulieren. Dieser nun war nicht der letzte, welcher sich dem Schwager seines Auftraggebers vorstellen ließ. Der Prinz hatte ihn sehr gnädig aufgenommen, hatte sich eine halbe Stunde mit ihm unterhalten, und das Resultat dieser Unterredung war, daß die Kasse des Herzogs von Penthièvre und ihr Verwalter zur Verfügung Seiner Hoheit des Erbprinzen standen. Liwain aber — so hieß der Geschäftsträger, galt als viel zu klug und vorsichtiger Mann, als daß man hätte glauben können, er ließe sich von einem achtzehnjährigen jungen Manne in so gründlicher Weise betrügen. Ueberdies kannte er die Verhältnisse und Geschäfte des Hauses Penthièvre von Grund aus. Der Prinz mußte also, um diesen Mann zu überzeugen, so nahm man an, sich genügend legitimiert haben. Und die Reise eines Prinzen von Modena nach Martinique, die man sich anfangs nur als einen unbesonnenen Streich eines jungen Menschen erklären konnte, erhielt nun in den Augen aller denkenden Menschen den Anschein eines politischen Geheimnisses. Inzwischen lebte der Prinz herrlich und in Freuden; er veranstaltete große Feste, lud täglich die vornehmsten Leute der Insel zur Tafel und gab sich allen Belustigungen der vornehmen Welt hin, wobei er sich durchaus stets in den Formen guter Erziehung zu halten wußte.

Indessen hatte man Schiffe nach Frankreich gesandt. Der Prinz hatte ihnen Briefe an seine Familie mitgegeben. Es kam jedoch keine Antwort und der Prinz schon darüber sehr unruhig zu werden. Auch der Gouverneur hatte seinerseits einen Boten, den Ingenieur des Rivieres, an den Minister abgesandt, um ihm von allen, was vorgefallen war, Nachricht zu geben und bei ihm anzufragen, was hierbei zu tun sei. Aber des Rivieres war bereits sechs Monate abwesend und kam immer noch nicht zurück. Da nahte die Regenzeit heran, und der Prinz fing an für seine Gesundheit zu fürchten. Ueberdies fand man auch allmählich, daß der hohe Herr ein recht kostbarer Gast sei, und da er nun selbst fort wollte, hielt man es für ratsam, seinen Entschluß zu unterstützen. Nach einem Aufenthalt von sieben Monaten zu Martinique, schiffte er sich auf einem Kaufmann von Bordeaux ein. Als er sein Schiff bestieg, zog er die Admiralsflagge auf, die Kanonen saluтиerten, und dahin flog er. Vierzehn Tage später langte des Rivieres wieder in Martinique an; man hatte in Paris über ihn und seinen Prinzen von Modena gespottet. Die duvierten Einwohner von Martinique aber wollten natürlich nicht zugeben, daß sie sich von einem kaum den Kinderstufen entwachsenen Putsch hatten dupieren lassen. Und so entstand das Gerücht, der Betrüger sei doch der Erbprinz von Modena gewesen und man habe des Rivieres in Paris, der in Paris sechs Monate habe warten müssen, um den Verhaftbefehl für den Prinzen von Modena zu erhalten, absichtlich so lange warten lassen, um dem Prinzen Zeit zur Abreise zu lassen und nicht seine Reise, die wohl nur ein unbesonnener Jugendstreich gewesen, öffentlich mißbilligen zu müssen.

Der angebliche Prinz von Modena kam dann auf dem Schiffe, das ihn von Martinique fortgeführt hatte, nach Spanien. Hier ging es ihm eine zeitlang recht schlecht; man

machte ihm den Prozeß, er ward verhaftet, doch konnte man ihm nichts anhaben, da er sich gegen Spanien nicht vergangen hatte, auch fand er dort ebenfalls Dumme, die an seine vornehme Abkunft glaubten, und da Spanien kein direktes Interesse an der Feststellung seiner Personlichkeiten hatte, so ließ man ihn wieder los. Dann kam er auf einem Schiffe nach Marokko, wo man ihn indessen, um Weiterungen zu vermeiden, garnicht an's Land ließ; und damit schien seine Herrlichkeit zu Ende zu sein, denn man hörte nichts mehr von ihm, und er blieb dauernd verschollen.

Woher er gekommen, hat man niemals erfahren, nicht wer er gewesen und was ihn veranlaßte, die Rolle, die er eine zeitlang gespielt, zu übernehmen. Denn aus nur materiellen Gründen allein konnte er sie wohl nicht gespielt haben, weil er die Position, die er in Martinique einnahm, denn doch noch besser hätte ausbauen können. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß der Zufall ihn in seine Situationen brachte. Man wollte einen hohen Herrn aus ihm machen, da ließ er sich denn gefallen und spielte die Rolle, die man ihm ja beinahe aufgedrängt hatte.

## 2. Wiedergefunden.

Novellette von E. L. Süder.

Auf der schön am Meer gelegenen Terrasse des Kurhotels in Waldhof, einem erst vor wenigen Jahren neu „entdeckten“ Ostseebad, das einen wahrhaft amerikanischen schnellen Aufschwung genommen hatte, ging es sehr lebhaft zu. Geschäftig eilten die Kellner zwischen den Tischen hin und her, um die Wünsche der Gäste, die zum Teil vom Morgenbade zurückgekehrt waren, und einen prächtigen Appetit mitbrachten, möglichst schnell zu befriedigen. Britische Gespräche wurden geführt, und der Abglanz des prächtigen Junimorgens, der sonnenhell über der spiegelglatten Meeresfläche lag, zeigte sich in allen Gesichtern.

Um so mehr mußte es daher auffallen, daß ein Mann in mittleren Jahren, der einsam an einem kleinen Tische im Hintergrund der Terrasse saß, keinen Blick für die Naturschönheit und das muntere Treiben um ihn her hatte. Still und in sich gekehrt saß er da, und führte nur von Zeit zu Zeit mechanisch das vor ihm stehende Glas Bier an die Lippen. In sein volles, schwarzes Haar mischten sich bereits recht viele Silberfäden und sein geistreiches, feingeschnittenes Gesicht legte Zeugnis davon ab, daß ihm das Leid vertrauter sei als die Freude. Und Leopold Gärtner hatte gelitten, gelitten wie es ein feinfühlerndes, empfängliches Menschenherz nur immer kann. Er war Jurist gewesen, doch bald hatte er sich von der trockenen Wissenschaft abgestoßen gefühlt, und sich seiner innersten Meinung folgend, der Dichtung zugewendet. Ein Band Iyrischer Gedichte, den er herausgab, war von der Kritik auf's günstigste besprochen, desgleichen ein historischer Roman, und als er sich dann daran wagte, ein Drama zu schreiben, wurde es von einer der ersten Bühnen der Residenz angenommen. Aber zugleich mit diesem großen Erfolg war auch das Unglück gekommen. Zwar zuerst schien es ein großes voraussehendes Glück zu sein. Hedwig Grabauer, die gefeierte Tragödin, die in Gärtners Drama die Rolle der ersten Heldin spielte, hatte dem jungen Dichter, der in ihr das Ideal stolzer, hehrer Weiblichkeit sah, ihr Herz geschenkt. Gärtner schwamm in Seligkeit. Es war sein höchster Stolz, sich mit seiner schönen Braut öffentlich zu zeigen und die bewundernden Blicke aller Begegnenden auf sich zu ziehen. Seine Familie freilich, und die meisten seiner näheren Freunde waren von Leopolds Wahl nicht begeistert. Die Grabauer galt als Kokett und recht wankelmütig in ihren Neigungen, aber was kümmerte das den verliebten Poeten! Bei seiner Familie hielt er den Widerstand für ipsebürgerliche Pedanterie und seine Freunde, nun, die mißbilligten ihm einfach die schöne Braut. Nach kurzer Verlobung wurde die Hochzeit gefeiert und ein Jahr hindurch hielt sich Leopold Gärtner für den Glücklichen der Sterblichen. Aber noch und noch verblähte das Glück. Hedwig gebrauchte viel, sehr viel, mehr als die reichlichen Einnahmen Gärtners und ihre eigene Gage — sie war Mitglied der Bühne geblieben — bestreiten konnte. Er mahnte zur Sparsamkeit, seine Frau, die nicht gewohnt war, sich einen Wunsch zu versagen, antwortet heftig, häusliche Szenen gehörten bald zu den Alltäglichkeiten. Dazu kam noch, daß Hedwig den freien Verkehr mit der Herrensellschaft, der ihr als ganz selbstverständlich erschien, nach ihrer Verheiratung beibehielt, was Gärtner, der stark zur Eifersucht neigte, oft unerträgliche Qualen bereitete. Dann konnte es wohl vorkommen, daß Hedwig ihrem Mann plötzlich um den Hals fiel und weinend versicherte, daß sie ihn über alles lieb habe, er müsse nur Geduld mit ihr haben. Nach solchen Versöhnungsszenen kamen gewöhnlich einige Tage des alten sonnigen Glücks, aber leider eben nur einige Tage, dann war alles wieder beim alten. Daß Gärtner einen großen Teil der Schuld trug, sah er wohl ein. Es war Hed-

wig ganz unerträglich, einen stets finsternen, mit sich und der Welt unzufriedenen Mann neben sich zu haben, der den kleinsten ihrer Schritte eifersüchtig überwachte. Sie sagte ihm das auch frei heraus, und oft gelobte er, sich zu ändern, aber er konnte ebenso wenig über seinen Charakter hinaus wie seine Frau über den ihrigen. Gleichgültig nebeneinander herzugehen, war beiden nicht gegeben, und so war denn ihre Ehe ein beständiges Wechseln von stürmischen Auftritten und leidenschaftlichen Versöhnungen geworden, nur daß die ersteren immer häufiger, die letzteren immer seltener wurden. Da kam denn eines Tages nach einem heftigen Wortwechsel die Katastrophe. Als Gärtner von seinem allabendlichen Spaziergang zurückkehrte, war Hedwig mit all ihren Habseligkeiten verschwunden. Ein zurückgelassener kurzer Brief teilte ihm in dürren Worten mit, daß sie länger ein Zusammenleben mit ihm nicht ertragen könne; er solle nicht nach ihr forschen, da es doch vergeblich sein würde.

Der Schlag war für den seit langem nervös überreizten Mann zu hart gewesen. Er verfiel in ein hitziges Nervenfieber, und als er sich nach Monatsfrist von seinem Krankenlager erhob, war er körperlich und geistig gebrochen, ein menschenfeindlicher Sonderling. Aus dritter Hand erfuhr er, daß Hedwig sich auf längerer Zeit einer amerikanischen Bühne verpflichtet habe. Nachforschungen stellte er nicht an, aber enthielt sich wie er das Drängen seiner Verwandten und Freunde, die Scheidungsfrage wegen böswilligen Verlassens anzustrengen, zurück. Im innersten Winkel seines Herzens lebte noch immer die geheime Hoffnung, daß seine Gattin, die er noch immer mit der ganzen Glut seiner Brautjungamzeit liebte, eines Tags zu ihm zurückkehren werde.

Aber die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Drei lange Jahre waren schon ins Land gegangen, ohne daß er die geringste Nachricht von Hedwig empfangen. Mit Gewalt hatte ihr in diesem Sommer sein alter Hausarzt ins Bad geschickt. „Wenn Sie hier in der dumpfigen Stadt bleiben, garantiere ich für nichts,“ hatte der Doktor in sehr erstem Tone gesagt. Da war Leopold gereist, denn, obwohl er an nichts mehr Freude hatte, sterben, nein, das wollte er nicht, Hedwig konnte ja doch noch wiederkommen.

Drei Wochen weile er nun in Waldhof. Er fühlte, daß ihm die herrliche Seeluft gut tat, aber das war ja nur körperlich, seine nagende Seelenpein verminderte auch sie nicht zu lindern. Er hielt sich ganz abgefordert von den anderen Junggästen, die ihm schon den Beinamen „Einsiedler“ gegeben hatten.

Auch jetzt, als er sich erhob, um noch eine Promenade am Strand zu machen, folgten ihm von allen Seiten teils spöttisch, teils mitleidige Blicke. Was kümmerte das ihn! Die Menschen waren ihm ja so unsäglich gleichgültig bis auf die eine, die ihm das herrliche Leid seines Lebens anjetan und die er trotzdem noch mit jeder Faser seines Seins liebte. Er kürzte seine Wanderung ab und kehrte ins Hotel zurück.

Doch was war das? Kurz vor ihm betrat eine hohe, reizvolle Frauengestalt das Hotel und verschwand im Inneren des Hauses. Ein roter Schatten legte sich über seine Augen, ein Chaos von Gedanken wirbelte ihm durch's Hirn. Hedwig?!? Er lädelte schmerzlich über seine lebhafteste Phantasie, die ihn in einer ganz Fremden die geliebte Frau hätte sehen lassen. Er schritt langsam über den einsamen Korridor und wollte eben die Treppe hinaufgehen, um sein Zimmer aufzusuchen. Wählich blieb er wie gebannt stehen. Aus dem Musikzimmer drangen die Töne des meisterlich gespielten Klaviers und eine herrliche Altstimme zu ihm herüber: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich!“ Das Lied, das ihm Hedwig in den Tagen ihres, ach so kurzen Glücks so oft gesungen. Nein, hier war keine Täuschung möglich, sie mußte es sein! Er stürzte auf das Musikzimmer zu, riß die Tür auf und gleich darauf lag sein Weib an seiner Brust. Lange, lange hielten sie sich schweigend umschlungen. Endlich hob sie ihr tränenüberströmendes Gesicht zu ihm empor. „Kannst Du mir verzeihen? Wirft Du die Landstreichlerin wieder bei Dir aufnehmen?“

Nachdem sie beide ruhiger geworden, beichtete ihm Hedwig, im Jörn hatte sie ihn damals verlassen und war über den Ocean gegangen. Aber nur zu bald hatte sie bemerkt, wie sehr sie an ihm hing. Oft hatte sie zu ihm eilen wollen, aber sich selbst zur Strafe war sie fern geblieben. Nicht eher wollte ich zu Dir zurückkehren, mein Leopold, bis ich gewiß war, daß ich Dir eine Gefährtin sein konnte, die ihre eigenen törichtesten Wünsche nicht immer an die erste Stelle setzt. Und sieh' mir in die Augen, Deiner würdig bin ich geblieben.“ Er drückte innig ihre beiden Hände. „Ich glaube Dir,“ sagte er einfach. „Auch ich bin ein anderer geworden, wir werden Rücksicht mit einander haben und uns unser Glück nie, nie mehr trüben.“ Wieder fanden sich die Gatten in herzlichster Umarmung.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 37.

Düsseldorf, den 15. September.

1907.

Inhalt: Evangelium zum siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Namensfeste Mariä. — Das Schifflein Petri. — Gelübde in Ostafrika. — Die Amerikanerin im Erwerbsleben. — Vergessen.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 34—46.

„Zu jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennet ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und Niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

## Zum Namensfeste Mariä.

Wie schön ob allen Mähen  
Ziel lichter Morgenstern!  
Ich fahr' des Glends Straßen  
Und grüße Dich von fern.

Wohl manche Wolke dun'elt  
Mir Herz und Himmel zu,  
Doch durch die Wolken sunfelt  
Dein Licht wie Himmelsruh'.

Dorthin, mein Herz, dich richte,  
Dorthin nimm deinen Lauf!  
Seh, Stern, mit Deinem Lichte  
Mir recht im Herzen auf!

## Das Schifflein Petri.

XIV.

„Es hat dem hl. Geiste und uns gefallen“, so erscholl es einst auf dem Konzil der Apostel in Jerusalem, und so schallt es durch alle Jahrhunderte: wir hören diesen majestätischen Ruf wieder in Nicäa, ein Jahrtausend später in Trient und wieder drei Jahrhunderte später in Rom auf dem Vatikanischen Konzil (1870). Es war die lehrende Kirche, die so sprach, und die Gläubigen hörten und glaubten. Die aber nicht glaubten, hörten eben dadurch auf, katholische Christen zu sein; sie gehörten fortan nicht mehr zur Kirche Jesu. Alle diese Irrlehrer nahmen wohl die hl. Schrift an; ja, die meisten suchten gerade aus der hl. Schrift ihre Irrtümer zu beweisen. Allein schon der alte Tertullian (2. Jahrh.) ruft ihnen das bezeichnende Wort zu: „Was wollt ihr denn? Wem gehört denn die hl. Schrift? Nicht euch gehört sie, sondern der Kirche! Sache

der Kirche ist es daher, sie zu erklären; eure Sache ist es, auf sie zu hören!“ — Und dann gibt Tertullian denen, die versuchen möchten, die Irrlehrer zu widerlegen, folgende treffliche Mahnung: „Du bist vielleicht in der hl. Schrift sehr bewandert; hüte dich trotzdem, aber die Schrift und aus der Schrift mit ihnen (den Irrlehrern) zu disputieren! Du magst beweisen, was du willst, sie leugnen es; du magst erklären, so viel du willst, sie verdrehen es. Und nichts richtest du aus, du verlierst nur Zeit und Mühe und wirst dich nur ärgern. Nur eines kannst und sollst du tun: ihnen beweisen, daß nur bei Christus und dem von Ihm eingesetzten Lehramte die wahre Lehre zu finden sein kann; hier ist deshalb auch allem das rechte Verständnis der Schrift und aller Uebersetzungen.“

Genau im Sinne dieses alten kirchlichen Schriftstellers sind wir in unseren bisherigen Ausführungen zu Werke gegangen. Es wird aber von Nutzen sein, nun auch die von Irrlehrern nicht gegründeten „Kirchen“ etwas ins Auge zu fassen: es sind die von dem gränenden, lebendigen Stamme der Kirche Jesu abgefallenen Nester. Wer aber wird sich wundern, daß innerhalb neunzehn, teilweise sehr stürmischen Jahrhunderten eine Anzahl Nester vom Sturmwind hinweggefegt wurden? Die meisten derselben sind allerdings so vollkommen zu Staub zerfallen, daß die Mähe sich nicht lohnt, sie hier auch nur zu erwähnen. Nur zwei sind noch vorhanden, die einer kurzen Betrachtung wert sind, die griechisch-russische „Kirche“ und der Protestantismus: der nach Osten und der nach Westen vom Baume der Kirche abgerissene Ast. Der erstere trachte schon bedenklich im 9. Jahrhundert, bis er nach fruchtlosen Versuchen, ihn zu halten, im 11. Jahrhundert endgiltig vom Stamme abbrach und dabei einen erheblichen Teil des Morgenlandes in die Spaltung („Schisma“) mit hineinriß; — der andere wurde durch den Sturm des 16. Jahrhunderts abgerissen, und in seinem Sturze riß er einen großen Teil von Deutschland, ferner England, die Schweiz und einen Teil von Frankreich mit fort. Beide Nester stürzten mit einem großen Getöse, bedecken mit ihren Trümmern noch heute noch eine ausgedehnte Strecke Landes und sind noch nicht gänzlich verdorrt; sie gleichen eben jenen abgewehten Baumästen in unsern Gärten, die an ihren Enden noch einige Zeit lang Spuren des Lebens und ehemaliger Fruchtbarkeit aufweisen.

Ueber den ersteren dieser losgerissenen Nester können wir uns sehr kurz fassen. Die ehemaligen griechischen Kaiser zu Konstantinopel wollten auch in der Kirche herrschen und derselben ihre Meinungen mit Glaubenslehren mit Gewalt aufdrängen. Das griechische Volk war leichtsinnig, die Geistlichkeit vergaß leider häufig ihre Pflicht, Stolz und Zwietracht taten das Uebrige, um zuletzt jene bedauerliche Kirchenspaltung („Schisma“) herbeizuführen, wodurch die griechische und morgenländische Kirche sich größtenteils vom allgemeinen Oberhaupte, vom Papste, losriß. Diese „Kirche“ bietet wenig Anziehendes, da ihre

eine Hälfte unter der Russischen Krone, die andere unter dem Türkischen Krummsäbel den Nacken beugt. Sie ist für unsere Gläubigen ebenso uninteressant als ungefährlich; denn wo wäre es hier zu Lande Jemanden eingefallen, zu dieser „Kirche“ überzutreten?

Anderes aber verhält es sich mit dem Protestantismus; nicht als ob er auf den Katholiken irgendwelche Anziehungskraft auszuüben imstande wäre: man bleibt katholisch oder wird, wie die Erfahrung genugsam lehrt, ungläubig, nicht aber protestantisch. Indes wir haben hier zu Lande den Protestantismus beständig vor Augen, kommen täglich mit ihm in Berührung; er birgt ferner in seinem Schoße eine große Zahl edler Seelen, die unbewußt „katholisch leben“, so sehr sie sich äußerlich gegen die Kirche Gottes und ihre (verkannten) Lehren sträuben; kurz, es ist oft, sehr oft weniger das „Glaubensbewußtsein“, als vielmehr die siebenfache Mauer von Borurteilen, die das protestantische Volk von der Kirche trennt.

Bei Beurteilung des Protestantismus halten die katholischen Blätter und Bücher sich nun fast ausschließlich an das, was in den Kreisen der gelehrten Professoren und der Prediger vorgeht. Bei ihnen, wie überhaupt in den gebildeten Kreisen der Protestanten, herrschen heillose Zerfahrenheit und Widersprüche in der Lehre. Einer der bedeutendsten protestantischen Theologen der Gegenwart, der Professor Pfleiderer zu Berlin, trägt z. B. gar kein Bedenken, die Worte Christi im Evangelium des hl. Matthäus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will Ich meine Kirche bauen etc.“ — geradezu als katholisch zu bezeichnen; ja, (sagt er) „das ganze Matthäus-Evangelium ist katholisch“; freilich zieht der Herr Professor daraus nicht den allgemein richtigen Schluß; also muß ich katholisch werden, — sondern er folgt vielmehr dem Beispiele Luthers, der den Brief des hl. Jakobus als eine „stroherne Epistel“ verwarf, weil ihm die darin enthaltene Lehre von der Notwendigkeit der guten Werke nicht paßte.

Ja, wenn es darauf ankäme, was auf den meisten Lehrstühlen der protestantischen „Theologie“ vorgetragen und was auf vielen Kanzeln gepredigt wird, dann wäre es längst auch um den Glauben im protestantischen Volke geschehen. Tatsächlich ist drüben das eigentliche Volk in seinem Denken und Fühlen und Glauben „katholischer“ geblieben, als es selbst ahnt.

## = Gelübde in Ostafrika.

Von Kurt Zoepfen.

In schweren Nöten ruft auch der Mohammedaner bisweilen einen Heiligen um seine Hülfsprache an. Das ist zwar dem Wesen seiner Religion nach sündhaft; denn es gibt nach der Lehre des Islam keine Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen, und in der sechsten Sure des Korans steht deutlich: „Nicht wird eine beladene Seele die Last einer anderen tragen“, das heißt, daß am jüngsten Tage jeder für seine eigenen Taten aufzulommen haben wird. Trotzdem sind Gelübde unter Mohammedanern durchaus nichts seltenes. Besonders fromme Leute erfreuen sich bereits bei Lebzeiten eines Grades der Heiligkeit, und häufig ist es diese Eigenschaft allein, der sie ihren Lebensunterhalt verdanken. Mir persönlich sind mehrere solcher Leute bekannt, und namentlich erinnere ich mich gern eines frommen Mannes in Lamu. Munji Seyd Ali mit Namen, dessen Lebensstandel fleckenlos und rein wie ein neugeschliffener Spiegel daliegt. Während meiner 3-jährigen Anwesenheit in Lamu sah ich diesen Mann täglich im Fenster einer halbverfallenen Moschee sitzen, seinen Koran in den Händen oder auf dem Schoß; ehrfurchtsvoll grüßten ihn die Vorbeiziehenden, wenn er gerade mal von dem heiligen Buch aufsaß, und unwillkürlich dämpften sich die Stimmen der Passanten, sobald sie in seine Nähe kamen. Noch heute schickt mir Munji Seyd Ali hier und da einen Gruß durch Bekannte von Lamu, und ich muß gestehen, daß ich mich jedesmal sehr herzlich darüber freue. Schon seit langer Zeit — nicht über 80 Jahre — lebt dieser Mann von milden Gaben, die ihm freiwillig geboten werden, in den häufigsten Fällen als das Ergebnis eines zu erfüllenden Gelübdes. Solche Gaben dürfen nur ausgeschlagen werden, wenn es sich um unredlich verdientes Geld handelt; so wies auch Munji Seyd Ali einmal eine größere Summe zu-

rück, die ihm der Wali von Lamu durchaus aufdrängen wollte, da letzterer sich durch Bestechungen und andere Scherereien bereicherte.

Der beliebteste Heilige in ganz Ostafrika ist unstrittig Scherif Msa (Scherife sind Nachkommen des Propheten). Dieser muß ein sehr frommer Mann gewesen sein; er soll bei einem Schiffbruch ums Leben gekommen sein. Ein Arm wurde etwa 6 Kilometer nördlich Sansibar ans Land gespült und dort begraben; über dem Grabmal baute man ein bescheidenes Lehmhäuschen mit einem Palmendach. Als ich zum erstenmal vor etwa 15 oder 16 Jahren das bescheidene Heiligtum betrat, fand ich innen ein einfach gemauertes Grabmal, mit seidenen und baumwollenen Tüchern bedeckt und behangen, Gaben von Gläubigen, deren Gelübde in Erfüllung gegangen waren. Vor einer kleinen gemauerten Höhlung im Grabmal stand ein kleines, tönernes Räuchergefäß. Auf einer sauberen Matte saß ein frommer Schriftgelehrter vom Stamme der Somali und betete seinen Rosenkranz von über Meterlänge. Da trat eine Negerin mit dem Ruffeher des Grabes herein, tat glühende Kohlen in das Räuchergefäß, streute etwas mitgebrachten Weihrauch darauf, und als der wohlriechende Rauch aufwachte, rief sie mit aller Inbrunst einer gläubigen Seele in die Höhlung des Grabes hinein: „O Scherif, bitte den lieben Gott, daß er mein Kind gesund macht, so gelte ich dir einen Real.“

Lange Jahre sah ich das bescheidene Häuschen am Strand inmitten dichten Busches und beschattet von wenigen hochstämmigen Kokospalmen. Als ich im Jahre 1897 nach längerer Abwesenheit wieder mal nach Sansibar kam, hatte sich das Bild verändert, das dicke Gebüsch war gelichtet, das kleine Lehmhäuschen verschwunden; an seiner Stelle stand ein kostbares Gebäude mit freundlich schimmerndem grünem Dach. Viele Fenster erzeugten im Innern ein fast grelles Licht, der Fußboden war mit Marmor belegt, nur das Grabmal war unverändert mit seinen Tüchern und dem Räuchergefäß.

Die Veränderung war Seyd Hamuds Werk. Er hatte dem Scherif die neue Wohnung gelobt, wenn er auf den Thron käme. Sein Wunsch wurde erfüllt, er war sechs Jahre Sultan von Sansibar. Ob er dem frommen Diener Gottes mit der prächtigen Wohnung einen Gefallen getan hat? Ich bezweifle es, jedenfalls war die kleine Hütte stimmungsgewöhnlicher als der stolze Marmor und die hellen Fenster.

Häufiger als Gelübde sind beim Scherif Msa Gelübde von Gastmählern. Man gelobt eine Ziege, ein Schaf, einen Ochsen. Soll das Gelübde erfüllt werden, so benachrichtigt man einige Tage vorher seine Freunde: Donnerstag oder Freitag — dies sind die bevorzugten Tage — schlachte ich bei Scherif Msa eine Ziege, nach dem Mittaggebete wird gegessen. Schon früh am Morgen bricht der Gastgeber in seinem Haushalt auf und begibt sich im Boot, zu Wagen oder zu Fuß zum Scherif Msa. Die Ziege wird geschlachtet und zerlegt, große Kessel mit Reis werden auf Feuer gestellt, die Geschirre gewaschen und alles vorbereitet. Nach und nach sammeln sich die Geladenen, auch Ungeladenen, die gerade vorbeigehen und noch nicht gespeist haben. Nach dem Mittaggebete werden die Speisen aufgetragen, die Frauen essen in der steinernen Halle, die ihnen als Küche diente, die Männer im Haus des Grabmals. Auf dem Marmorboden werden Matten zum Sitzen gebreitet, darauf stellt man je nach Anzahl der Gäste ein, zwei oder mehrere Sjinia, große, kupferne, runde Teller, in der Mitte des Sjinia befindet sich die mächtige Schüssel mit schneeweißem Reis, wie man ihn in Europa gar nicht zu sehen versteht, und herum stehen kleinere Schüsseln und Teller mit Lente, Fleisch, Gemüse, sauren Eingemachten usw. Mit einem Bismillah (im Gottes Namen) ladet der Gastgeber zum Essen ein. Die Zutaten werden auf den Reis geschüttet und mit der (vorher sauber gewaschenen) rechten Hand langt jeder zu. Die Kunst, mit der Hand anständig und manierlich zu essen, ist ebenso schwer, ja schwerer zu erlernen, als das Essen mit Messer und Gabel in guter Gesellschaft. Nachdem jeder seinen Appetit befriedigt und sich wieder die Hände gewaschen hat, wird Zuderkaffee oder Scherbert herumgereicht, und das Gastmahl hat ein Ende; die Gäste bekommen Sklaven, Diener und herumlungernde Arme, deren es stets genug in der Umgebung von Scherif Msa gibt. Der echte, unverfälschte Araber deutet durch mehrmaliges, hörbares Aufstoßen, das er stets mit einem Al hamdu lillah — Gott sei Dank — begleitet, gern an, daß es ihm gut geschmeckt und daß er genug bekommen hat. Diese Mode ist bei den zivilisierteren Leuten, d. h. solchen, die viel mit Europäern in Berührung gekommen sind, bereits etwas in Verfall geraten. Doch sind solche, die über die alten Sitten und Gebräuche spotten und sehr europäisch tun, meist schlechte Mohammedaner und häufig heimliche Säufer.

Wenn Scherif Msa oder irgend ein anderer Heiliger nicht hilft, wendet sich der Ojofritaner gern seinen alten heidnischen Gebräuchen zu und macht Dawa (Medizin) oder bringt dem Mimu (Geist) ein Gelübde. Dawa macht man auf die verschiedenste Art, man könnte darüber allein ein ganzes Buch schreiben. Eine ganze Anzahl schlauer Kunden, Männer und Weiber, leben vom Dawa machen, und genießen je nach ihren Erfolgen größeren oder kleineren Zuspruch. Sie brauen Liebestränke, sagen die Zukunft voraus, sie säen Zwist auf Wunsch oder schaffen Eintracht, sie rufen die Tnni (Teufel, Wespenster) herbei, oder bannen sie, sie machen Diebe ausfindig, aber man scheint ihnen nicht immer zu trauen, denn es gibt ein Suaheli-Sprüchewort: Was der Dieb übriggelassen hat, nimmt der Mnganga (Medizinmann).

Ueber die Entstehung des Mimu konnte ich ganz Genaues nicht erfahren, man nennt auch den Ort, wo der Geist sich aufhält, einfach Mimu; es ist meist ein alter Baum, ein Felsblock oder eine Höhle an irgend einem düsteren, unheimlichen Orte. Schen schleicht der Wanderer dahin und dampft seine Stimme zum Geslüster, wenn er an einem Mimu vorbeikommt. Kleiderfetzen, Tücher und Scherben bezeichnen die Stelle, denn der Mimu ist anspruchslos und begnügt sich mit kleinen Gaben der armen Leute. Während man aber die Hilfe von Heiligen nur in Sachen erbittet, die das Licht der Sonne nicht zu scheuen brauchen, nimmt man den Mimu mehr für dunkle Geschichten, namentlich für Machezwecke in Anspruch. Man sah jähwellerer Schaur wird dort geschworen und manches furchtbare Gelübde dargebracht gegen irgend einen argloien Feind.

Manchmal entweicht das Entsehen eines Mimu nicht eines komischen Weigeschmacks. So stahl vor kürzerer Zeit ein Meger an Bord eines Dampfers eine große Blechdose, worin er Öl verpackt hatte; beim Öffnen fand er ein ihm unbekanntes Chemikal vor. Er vergrub den Raub hinter seinem Hause am Strand; als das Meerwasser mit der Flut aufstieg und die Stelle bedeckte, entwickelte das Chemikal-Dämpfe, die mit leisem Puffen über dem Wasserspiegel aufstiegen. Staun hatten es einige Leute gesehen, so hieß es: Hier ist ein Mimu! Mäucheropfer wurden dargebracht und Gelübde getan, noch lange nachdem das Chemikal verbraucht war und keine Dämpfe mehr aufstiegen.

### \* Die Amerikanerin im Erwerbsleben.

Unter den dreihundertundsechs Berufsarten, die nach den Ergebnissen der letzten Berufszählung in den Vereinigten Staaten von Männern ausgeübt werden, gibt es nur drei, in denen sich nicht auch Frauen betätigen: das Meer, die Kriegsmarine und die Feuerwehr. Seit der letzten Zählung sind allerdings sind allerdings sieben Jahre verfloßen, doch sind die Verhältnisse nahezu dieselben geblieben, nur daß die Zahl der beruflich tätigen Frauen enorm gestiegen ist und einige neue, moderne Erwerbszweige dazugekommen sind. Der Spezialbericht über die Tätigkeit der Frauen, den das Censusamt vor kurzem veröffentlicht hat, stellt fest, daß jede fünfte Frau in Amerika gewerblich tätig ist. Für eine Nation, die förmlich mit ihrem Frauenkultus prahlt und empfindlich betont, daß ihre Frauen überall und zu allen Zeiten auf Händen getragen wurden, auf daß ihr Fuß nicht an einen Stein stoße, ist dieses Ergebnis ein wenig überraschend, wenn auch die Tatsache bekannt ist, daß die Unabhängigkeit der Amerikanerin und ihre eigenartige Erziehung sie von vornherein zum Geldwerb befähigen; sie greift energisch zu, wenn die Not an sie herantritt. Für die Frauen der besseren Stände ist der Broterwerb in den Vereinigten Staaten insofern angenehmer und leichter, als man dort im allgemeinen weniger von Vorurteilen befangen ist, als in europäischen Ländern. Die soziale Stellung der Frau erfährt keine Änderung, weil sie gezwungen oder freiwillig Geld verdient. Im Gegenteil, solange ihr moralisches Verhalten einwandfrei bleibt, genießt sie um so mehr Achtung, da sie arbeitet und erwirbt.

Der größte Prozentsatz der erwerbenden Frauen, und zwar rund eine Million, ist dienenden Standes. Dieses Hauspersonal rekrutiert sich fast nur aus der Zahl der Einwanderer und Neger. Die freigelebene Amerikanerin lehnt es ab, sich in eine derart abhängige Stellung zu begeben, in der sie nicht Herr ihrer selbst ist. Sie hat Unternehmungsgeist genug, um die mannigfaltigen, ihr wichtiger erscheinenden Berufszweige ins Auge zu fassen und sich zuzunutzen zu machen.

Der Censusbericht verzeichnet weiter eine halbe Million Landarbeiterinnen, eine erstaunliche Zahl, wenn man erwägt, daß man, selbst bei Fahrten kreuz und quer durch die Staaten so gut wie nichts von ihnen gewahrt. Der Amerikaner ist als Gast fremder Länder erstaunt, oft entrückt, wenn er Frauen bei harter Feldarbeit antrifft, und es ist durchaus nicht ge-

helei, wenn er behauptet, daß „bräun“ die Frau zu solchen Ellabendiensten schlechterdings für zu gut gehalten würde. Aufmerksamem Lesen des Censusberichtes wird ihn in Zukunft vorsichtiger sein lassen.

Auch die Zahl der Schneiderinnen, beinahe 400 000, erscheint im ersten Augenblick hoch, namentlich deshalb, als man, just wie in anderen Ländern, nie eine Kleiderkünstlerin findet, wenn man sie braucht. Schon deshalb erscheint die Ziffer außergewöhnlich, weil sich in Amerika der Mann mit Erfolg auf diese früher weichenste Domäne der Frau begeben hat und eine scharfe und gefährliche Konkurrenz für sie bedeutet.

Lehrerinnen und Bäckerinnen sind in gleicher Zahl vorhanden. Es ist viel geredet und gewarnt worden, daß im Lehrerstande die Frau den Mann immer mehr verdrängt. Man fürchtet den feministischen Einfluß in der Erziehung der Knaben, doch sind bis jetzt die Resultate noch nicht besorgniserregend gewesen. Im Gegenteil war die Haltung der Lehrerinnen bei einer vor kurzem stattgehabten Bewegung, bei der sie die Forderung stellten, ihr Gehalt bei gleicher Arbeitsleistung auf gleiche Stufe mit dem ihrer männlichen Kollegen zu bringen, so erfrischend energisch, daß jene Befürchtungen zunächst noch keine Berechtigung haben.

In der Gruppe der Textilarbeiter sind beide Geschlechter ungefähr zu gleichen Teilen vertreten, und in 125 verschiedenen Berufsarten waren je 1000 Frauen und in weiteren 33 je 5000 beschäftigt. 2 Frauen sind Pferdebahnführer, 5 Lokisten, 10 Eisenbahngewächler, 31 Schaffner und Bremser, 7 Zugführer, 45 Lokomotivführer und Heizer, 26 Weidenflecker und Rangierer, 43 Fuhrleute und Kutscher, 6 Schiffszimmerleute, 2 Dachdecker, 8 Kesselschmiede, 31 Kohlen- und Kalkbrenner, 11 Brunnenmacher, 185 Hufschmiede und 508 Maschinisten. Diese Liste führt sicher den Beweis, daß es auch der Amerikanerin der unteren Stände nicht an Unternehmungsgestirnt mangelt.

Die Frau mit Hochschulbildung entdeckt fast täglich neue Gebiete, auf denen sie beruflich tätig sein kann. Durch sie sind geradezu neue Arten von Berufszweigen geschaffen worden, die sich meist gut bezahlen, wenn nicht in Geld, so in wachsender sozialpolitischer Bedeutung, vergrößertem Einfluß in Municipalangelegenheiten und philanthropischen Bestrebungen. Groß ist die Zahl derjenigen Frauen, die nach Verlassen der Hochschule wissenschaftliche und technische Akademien absolvieren. Diese Institute waren ursprünglich nur für die männliche Jugend gedacht, und man muß zugeben, daß man der Frau den Zutritt nicht allzusehr erschwert hat. Amerika hat weibliche Zivil-, Bergwerks- und Elektrizitäts-Ingenieure.

Es ist charakteristisch, daß von 97 500 verheirateten Frauen Rechtsanwälte, Advokaten, Ärzte, Zahnärzte, Geologen, Biologen, Geometer usw. usw. nach dem Bericht in bemerkenswerter Zahl.

Zwischen der letzten Zählung und der vor zwanzig Jahren hat sich die Zahl der erwerbenden Frauen verdoppelt. Namentlich ist eine außergewöhnliche Zunahme bei der verheirateten Frau (in erster Linie die verlassene oder geschiedene) festzustellen. Die Hälfte der tatsächlich als geschiedene bezeichneten Frauen war gezwungen, sich selbst ihr Brot zu verdienen. Der Censusbericht spricht die Vermutung aus, daß die Zunahme der Ehescheidungen ihren Grund in der wachsenden sozialen Selbstständigkeit der Frauen hat. Da sie gelernt haben, auf eigenen Füßen zu stehen, ist für sie die Notwendigkeit nicht mehr vorhanden, unwürdige Befehle zu tragen, selbst wenn Kinder vorhanden sind. Sie haben einen Grad der Unabhängigkeit erlangt, der es ihnen ermöglicht, für diese und sich selbst zu sorgen, ein Erfolg, der zur Achtung zwingt. beinahe ein Sechstel als Familienoberhaupt bezeichnet war. Es handelt sich hier natürlich um Witwen, Geschiedene und Verlassene, da die strengen Vorschriften des Census nicht gestatten, daß eine Frau, und sei sie in der Tat der Kommandeur des Hauses, sich als Oberhaupt bezeichnet, solange ein Ehemann vorhanden ist. Anders ist es, wo die Tochter die Ernährerin der Eltern ist.

Es darf indessen nicht unerwähnt bleiben, daß nicht immer die Notwendigkeit die Amerikanerin zum Geldwerb zwingt. Viele Frauen und Töchter, die sorgenfrei bei Eltern und Gatten leben könnten, ziehen es vor, einen Nebenverdienst zu suchen, da ihre Angehörigen ihnen den Luxus nicht bieten können, nach dem sie Verlangen tragen und der der Amerikanerin immer weniger entbehlich scheint. Auch ist eine wachsende Abneigung vorhanden, in der Erfüllung der häuslichen Pflichten Befriedigung zu finden. Unwiderstehliches Verlangen und starker Ehrgeiz treibt sie aus der Enge des Haushalts in das aufregende Getriebe der Welt. Leider steht es außer Frage, daß der von Jahr zu Jahr zunehmende Andrang der Frau im Erwerbsleben, ebenso wie in Europa, einen Druck auf die Löhne ausübt. Die Amerikanerin ist von Haus aus tätig und energisch, sie arbeitet lieber in einer ihr

zufolgenden Späße für nichts, als daß sie das müßige Leben der wohlverordneten Frau führt. Doch bemerken zahlreiche Fälle, daß sie wohl im Stande ist, sich ein gutes, oft sogar glänzendes Einkommen zu schaffen.

### \* Vergessen.

Sitzge von M. Malten.

„Prächtiger Sonnenschein heute, liebes Thildchen — wollen wir nach Büdingen eine kleine Ausfahrt per Auto machen?“  
Keine Antwort.

„Aber Kind, warum denn der vernichtende Blick? Verschäume doch nichts — die Straßammerübung dauert nicht lange — 1 Uhr höchstens. Daß ich den Schwindler rausplaudere, glaub ich doch selber nicht — kann im besten Falle milde Umstände durchdrücken!“  
Keine Antwort.

„Kind, ich bitte Dich, verdirb mir den Staffee doch nicht mit Deiner Miene einer beleidigten Königin. Ich kann doch wahrhaftig nicht dafür, daß meine Praxis noch keine große ist! Da heißt es eben: warten! Und — du lieber Gott — so nötig haben wir's doch auch noch nicht — haben doch auch ja zu leben! Na — und sich mal — Sprechstunden von 3—5 Uhr ist doch lange genug! Was nach 5 Uhr kommt, kann doch der Mohlmann erledigen — wozu ist er denn da? Wo für kriegt er denn seine 80 Mark monatlich?“  
Wieder keine Antwort. Die kleine Frau spielt nervös mit ihrem Kaffeelöffel, in ihren Augen blitzt es unheilverkündend, und ihre Nasenflügel vibrieren in mühsam verhaltener Erregung.

„Herr Gott im Himmel, Thildchen,“ bricht da der junge Rechtsanwalt heilig los, „Du hast eine wahre Fozze darin, einem schon am frühen Morgen die Laune für den ganzen Tag auf's gründlichste zu verderben! Was hast Du denn wieder?“  
„Ich wünschte, daß Du mir gegenüber nicht immer wieder in Deine schlechten Junggesellenmanieren zurückfällst. Denn wenn wir auch — leider! — bereits seit Monaten verheiratet sind, so kann ich doch verlangen, von Dir auch ferner als Dame behandelt zu werden! Hast Du mich verstanden?“  
„Nein, mein Kind, ich habe Dich nicht verstanden,“ erwiderte der Gatte jetzt nicht minder scharf, „und bitte mir aus, daß der zurechtweisende Ton Deinerseits fürder unterbleibt! Erst quälst und peinigst Du mich bis aufs Blut, und wenn ich dann, wie natürlich, darüber in Harnisch gerate, so willst Du mir den Text lesen? O nein, Thildchen, das wollen wir lieber lassen. Und kann ich im Guten keine Besserung erreichen, so werde ich auch vor energischen Mitteln nicht zurückbleiben.“

„Nicht so!“ ruft sie lächelnd aus, „erst bringst Du mich in die peinlichste Verlegenheit und dann wirfst Du noch gar grob.“  
„Ich — Dich in Verlegenheit?“  
„Ja — durch Deine Vergeßlichkeiten! Nicht die kleinste Gefälligkeit kann man von Dir erlangen, weil Du einfach alles vergißt! Weißt Du's etwa nicht mehr, — vor vier Wochen? Du mußt am Hause meiner Schneiderin vorüber, täglich, wenn Du zum Gerichtsgebäude gehst. Ich bitte Dich, sie für einen der nächsten Tage zu bestellen, damit sie mir ein neues Kleid für den Ball bei der Landgerichtspräsidentin mache. Natürlich, als ich Dich mittags frage, warum sie nun kommt — hast Du's vergessen!“

„Ja, ja — ich weiß ja.“  
„Man kann es Dir aber nicht oft genug wiederholen! — Ich laufe noch am Abend hin — und was sagte sie? „Ja, gnädige Frau, das tut mir aber furchtbar leid, für die ganze Woche bin ich Tag für Tag bestellt! Hätten Sie doch nur heute früh geschickt! Und so mußte ich geschwind einen verhandten Fuß fingieren, damit wir den Ball nicht mitzumachen brauchten — ich hatte ja kein Kleid.“  
„Na ja — Gott, ich hatte an jenem Morgen so viele andere Dinge im Kopf — man hat doch nebenbei auch noch ein Geschäft — eine Praxis!“  
„Ja,“ höhnt Thildchen, „die schon recht weit her ist, wie Du eben in einem bei Dir seltenen Anfall von Ehrlichkeit selbst zugestanden hast!“

„Gaal,“ erwidert er geärgert, „aber man denkt doch an das Wenige, was man zu tun hat, wenn man's erst nimmt. Nebstzweigs hätten wir ruhig hinzugehen können — Du hättest ja noch Dein Mauferdenes.“  
Da aber richtet sich Thildchen kampfbereit in ihrem Sessel auf.

„Sababa!“ lacht sie, „mein Mauferdenes — natürlich! Dreimal hatte ich's angehabt, zweimal neu aufspülen lassen

— und dann noch ein viertes Mal? Was Ihr Männer schon davon versteht! Man soll wohl sagen, ich hätte nichts anzuziehen — das wäre ja geradezu unser gesellschaftlicher Nihil! Und ich bemühe mich doch so sehr, uns eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen — lade Dir durch die Verbindungen meiner Eltern zu nützen — Dich zu fördern — Du aber

„Bist Du nun bald fertig? Ich muß auf's Gericht.“  
„O bitte! Du aber laß alles, uns unendlich zu machen! Weißt Du's etwa nicht mehr? Die Forsträtin neulich! Sie trifft Dich auf der Promenade, bittet Dich, mich einzuladen, sie einmal zu einer Tasse Tee zu besuchen — ganz zwanglos. Sie wolle ein Kostümfest geben und mit mir einiges darüber besprechen. Welche Ehre! Und Du — Unmenschen — Du verweigert mir das zu bestellen! Sagst mir's am Morgen nach dem Abend, zu dem ich eingeladen war! Natürlich habe ich eine Einladung zu dem Feste auch nicht erhalten! Und ich habe mich sogar hingeseht und geschrieben — und mich entschuldigt, so gut ich konnte! Sie aufzusuchen war mir leider nicht möglich, weil ich damals tagelang meine Migräne hatte! Keine Antwort — keine nachträgliche Einladung.“

„Na — Gott im Himmel — davon hängt doch nicht des Lebens Seligkeit ab!“  
„Wenn auch das nicht, so doch furchtbar viel. Was werden die Leute gesagt haben, als ich nicht da war! Wie werden sie sich gefreut haben, die Justizrätin Ritter, die Paurätin Krull und alle die anderen guten Freundinnen! Und ich schrieb noch einmal an die Forsträtin — ich bat nochmals um Verzeihung, aber dann wurde ich energisch und ersuchte um freundliche Auskunft, ob der bedauerliche Zwischenfall an unseren gesellschaftlichen Beziehungen etwas ändern sollte oder nicht. Nachher machte ich mir Vorwürfe über den entschidenden Ton, den ich angeschlagen — und sehr nun seit acht Tagen mit Bittern und Jagen einer Mißdeutung der Dame entgegen — allein ich bleibe ohne jede Nachricht.“

„Na ja!“ — sagt er da ein wenig verlegen, „gebehene Dinge sind nicht zu ändern — und ich muß auf's Gericht! Hast Du Martha gesagt, daß sie den Rod zurechtlegt, den ich anziehen soll?“  
„Ich, mein lieber, vergesse nichts!“ erwiderte die kleine Frau scharf.

Nach ein paar Augenblicke kommt er wieder, etwas zaghaft, einen Brief in der Hand.

„Du“, sagte er fast schüchtern, „vor etlichen Wochen — als ich aus der Kanzlei kam, — da — da fand ich diesen Brief in unserem Briefkasten — er ist an Dich — aber Du warst Besuche machen — ich steckte ihn in die Tasche — abends gingen wir ins Theater — da zog ich einen anderen Rod an —“

„Und hast den Brief in dem ausgezogenen Rod stecken lassen! Gib her!“

Nach einem Blick auf die Adresse schreit sie fast auf: „Von der Forsträtin!“ und mit fliegenden Fingern reißt sie den Umschlag ab, liest und lacht laut auf.

„Nun, — was ist?“ fragte er neugierig.  
„Er ist von dem Tage, für den ich zum Tee gebeten war. Sie entschuldigte sich darin tausendmal, weil sie mich bitten müsse, meinen Besuch zu unterlassen; sie habe ein Telegramm erhalten, da ihre Schwester auf den Tod krank sei, sie müsse sofort dahin abreisen, habe zu ihrem großen Leidwesen nicht einmal mehr Zeit, persönlich bei mir vorzusprechen! Das Kostümfest finde nun natürlich auch nicht statt! — Siehst Du — da läßtst Du mich nun wochenlang in Angst und Schrecken schweden. — Du bist ein Prachtker!“

„Na — also,“ sagte er gemächlich, dann ist es ja gut. Aber das kommt davon, daß ich fast jeden Tag auf Dein Geheiß einen anderen Rod anziehen muß.“

„Ach so — und aus diesem plausiblen Grunde vergißest Du auch wohl immer die mündlichen Bestellungen?“  
„Lassen wir's gut sein, es ist ja nun alles in Ordnung.“

„Nun,“ antwortete sie da aber wieder weinerlich, „es ist nichts in Ordnung — o — mein enemischer, entschiedener Brief — die Forsträtin hat ihn, sie hat nichts erwidert — gar keine Aufklärung gegeben — sie hält mich für geistig gestört — gibt uns den Laufpaß.“

„Beruhige Dich — den Brief habe ich vergessen, in den Briefkasten zu werfen.“  
„Ganz!“

„Ich fand ihn in dem Rod, den ich gestern ertragen, wollte Dich fragen, ob er jetzt noch goed habe; deshalb schloß ich ihn in ein Schubfach meines Schreibtisches ein — aber nachher hab' ich ihn wiederum — vergessen!“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Zeitung, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf, Verantwortlicher Redakteur: Herrm. Dr. H. Rath.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 38.

Düsseldorf, den 22. September.

1907.

Inhalt: Evangelium zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Was ist leichter? — Das Schifflein Petri. — Ein gültiges Papiß Pius' X. über die Lehren der Modernisten. — Exerzitten 1907. — Allerlei.  
(Unberechtigtter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 1—8.  
„In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. Und siehe, sie brachten zu ihm einen Wichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Wichtbrüchigen: Sei getroßt mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Worum denket ihr Arges in euerm Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Wichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus. Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

### „Was ist leichter?“

Herr! daß die Kranken auf Dein Wort gesunden  
Und selbst die Toten auferstehn zum Leben,  
Das ist Dir leicht; doch hart hast Du empfunden,  
Wie schwer es ist, die Sünden zu vergeben!

Für diese Vollmacht mußt Du vergießen  
Dein heilig Blut, als Lösegeld der Sünden:  
Du mußt sterben für die Sünder büßen  
Um ihnen die Vergebung zu verkünden.

## Das Schifflein Petri.

XV.

Niemals hat die Kirche Jesu den Irrtum als ein Verbrechen angesehen; ein solches ist in ihren Augen nur das hartnäckige Verharren im Irrtum. Luther hat geirrt, indem er in der hl. Schrift Dinge zu finden glaubte, die darin nicht enthalten sind. Durch demütige Unterwerfung unter die Entscheidung des kirchlichen Lehramtes hätte er in den Augen der Kirche wie jedes wahren Katholiken groß dastehen können. Allein der Stolz siegte! Er berief seine Freunde und Schüler und ließ auf einem öffentlichen Plage in Wittenberg einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er die, seine Irrlehren verwerfende, päpstliche Bulle unter den heftigsten Schmähungen gegen den Papst verbrannte (1520). Nachdem der kühne Neuerer so zwischen sich und Rom eine kaum mehr zu überbrückende Kluft geschaffen hatte, was tat er da? Wie einst Arius und die andern Irrlehrer, hätte er sich an einzelne Stellen der hl. Schrift anklammern, dem Papste ungenügende Kenntnis des wirklichen Sachverhaltes vorwerfen, an ein allgemeines Konzil appellieren können. Dann wäre es ihm zweifellos gerade so ergangen, wie den früheren Irrlehrern: er wäre von der Kirche ausgeschlossen worden,

und die von ihm veranlaßte Bewegung wäre bald eingeschlafen. Luther sah das wohl ein, und hier namentlich zeigt sich die Ueberlegenheit seines Geistes.

Er stellte also den Satz auf, daß das ganze Christentum auf dem Worte Gottes beruhe, soweit dieses in der hl. Schrift enthalten ist; daß Papst, Bischöfe und Priester nicht älter, sondern jünger seien, als die Bibel, und durch sie entbehrlich werden. Er sprach also zum Papste und den Bischöfen: Wer seid ihr? Was anderes als das Wort Gottes in der Bibel hat euch zu dem gemacht, was ihr zu sein behauptet? Neues Wort Gottes ist eben so mein Eigentum, wie das euerige! Es ist Gemeingut: ich bemächtige mich seiner und mache es zu meiner einzigen Richtschnur. Wer die Bibel besitzt, der besitzt Alles und braucht keinen Lehrer der göttlichen Wahrheit!

Hierauf wendet der kühne Neuerer sich an das Volk, um es zu beruhigen, und an die Fürsten, um sie zu entwaffnen. Es kommt ihm nicht in den Sinn, das Christentum anzugreifen; er will es im Gegenteil „reformieren“, d. h. zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen! Keine anderen Glaubenssätze als die in der Bibel enthalten sind! Keine andere Sittenlehre als die des Evangeliums! Weg mit dem Papste, mit den Bischöfen, den Geistlichen, weg mit den durch Ausbeutung der Seelen erschlichenen Reichthümern! Die Bibel, und nur die Bibel mit ihrer volkstümlichen, göttlichen Klarheit, und als Schlüssel zu ihr — die freie Forschung!

Dieser kühne Schrei eines anaerobischen Ordensmannes und Lehrers der Theologie fand damals in unzähligen Seelen einen ungeahnten Wiederhall. Stolz, Ehrgeiz und Habsucht boten dem hingeworfenen Funken überreichen Zündstoff, zumal bei den Fürsten und Großen. Anderseits mußten auch die damals herrschenden Uebelstände in der höheren wie in der niederen Geistlichkeit dem stolzen „Reformator“ eine, wenn auch nur vorübergehende, so doch verhängnisvolle Macht sichern.

Es ist nun keineswegs meine Absicht, lieber Leser, den Ursprung der sog. Reformation zu schildern; ich will nur den Grundzug derselben andeuten und jeder, der sich in Luthers Schriften etwas umgesehen hat, weiß, daß ich nicht übertreibe. Mit welchem trostlosem Uebermut rüttelt er an dem ehrwürdigen Bau der Kirche! Welch' pöbelhafter Hohn gegen die Vorsteher der Kirche, in denen jeder Katholik, der diesen Namen verdiente, die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel sah! Wie schmähsch gab er Kirchen und Klöster den Leidenschaften preis! Welcher Hochmuthskrausch an dem Tage, da er das altherwürdige Fundament der Kirche umzustürzen sich vermaß und sein „wiedergeborenes“ Christentum auf der einzigen Grundlage der nach jedermanns Ermessen auszulegenden Bibel errichtete!

Allein trotz aller Begeisterung, mit der sein kühnes Unternehmen begrüßt wurde, konnte man Luther das Miß-

ingen desselben mit Sicherheit prophezeien. Er selbst fühlte es, bevor er aus diesem Leben abberufen wurde: Seine Freunde und Schüler erhoben sich wider ihn. Sie sprachen ihm die Eigenschaft eines gottgesandten Lehrers, eines Religionsstifters ab und behandelte ihn ungefähr so, wie er selber vordem das Oberhaupt der Kirche behandelt hatte. Er mußte die endlose Verbielfältigung der „Glaubensbekenntnisse“ (Symbole), die Zerbröckelung seines Werkes mit ansehen, und die bitteren Stunden seiner letzten Lebensjahre berechnen zu der Annahme, daß er enttäuscht und von der Richtigkeit des von ihm aufgestellten religiösen Prinzips durchdrungen, ins Grab stieg.

Und doch hat bisher das Gift der „freien Forschung“ den Protestantismus nicht getötet! Wie ist das zu erklären? — Diese Frage, lieber Leser, soll uns demnächst beschäftigen.

S.

### \* Enzyklika Papst Pius' X. über die Lehren der Modernisten.\*)

Der Mission, die uns von oben erteilt worden ist, die Herde des Herrn zu weiden, hat Christus als erste Pflicht zugewiesen, mit eifersüchtiger Sorge den alten Schatz des Glaubens zu bewahren gegenüber profanen Neuerungen in der Sprache wie gegenüber den Widersprüchen falscher Wissenschaft. Gewiß hat es keine Zeit gegeben, in welcher eine solche Wahsamkeit für das christliche Volk nicht notwendig gewesen wäre; denn es hat niemals an Menschen gefehlt, die, aufgereizt von den Feinden des Menschengeschlechts, eine falsche Sprache führten, Neuerungen vorbrachten und Verführer waren, selbst dem Irrtum verfallen und in Irrtum führend. Aber man muß es anerkennen: in der letzten Zeit ist ganz seltsam die Zahl der Feinde des Kreuzes und Jesu Christi gewachsen, die mit ganz neuen und hinterlistigen Kunstgriffen sich anstrengen, die Lebenskraft der Kirche zu vernichten und sogar, wenn sie es vermögen, das Reich Jesu Christi von Grund aus umzustürzen. Es steht uns nicht mehr an, zu schweigen, wenn wir nicht der heiligsten unserer Pflichten untreu erscheinen wollen, und wenn wir nicht wollen, daß die Güte, die wir bisher bewiesen haben, und zwar in der Hoffnung auf Besserung, als Pflichtvergessenheit ausgelegt werden könnte.

Was uns vor allem die Pflicht auferlegt, unerbittlich zu sprechen, ist die Tatsache, daß man die Helfershelfer des Irrtums heutzutage nicht mehr nur unter den erklärten Feinden zu suchen hat. Sie verbergen sich — und das ist ein Grund ernstester Besorgnis und Furcht — selbst im Schoß und im Herzen der Kirche sind also um so furchtbarere Feinde, je weniger offen ihre Feindschaft ist. Wir meinen die große Anzahl katholischer Laien, und was noch mehr zu bedauern ist, katholischer Priester, die unter dem Vorgeben der Liebe zur Kirche vollständig erster Philosophie und Theologie bar, dafür aber bis ins Mark von dem Gift eines Irrtums durchtränkt, das sie bei den Gegnern des katholischen Glaubens geschöpft haben, unter Verachtung aller Bescheidenheit sich zu Neuerungen der Kirche aufwerfen, die in festgeschlossenen Reihen auf alles das anstürmen, was es in dem Werke Jesu Christi Heiligkeit gibt, ohne seine eigene Person zu schonen, die sie in sakrilegischer Kühnheit zu einfacher und reiner Menschlichkeit erniedrigen. Diese Leute mögen glauben, daß wir sie unter die Feinde der Kirche rechnen. Niemand wird aber doch mit irgend einem Rechte darüber trauern, der, wenn er auch ihre Absichten über die nur Gott zu urteilen hat, beiseite läßt, lediglich ihre Lehren und demnach ihre Art zu sprechen und zu handeln, prüfen will, Feinde der Kirche sind sie getoht, und wenn man sagt, diese haben keine schlimmeren, so entfernt man sich nicht von der Wahrheit. Nicht von außen, wie schon gesagt, nein, von innen heraus arbeiten sie auf deren Sturz hin. Die Gefahr ist heute fast im Schoße der Kirche und in ihren Adern selbst. Die Streiche, die sie führen, sind um so sicherer, als sie gut wissen, wohin sie treffen müssen. Nicht auf Zweige und Schößlinge haben sie es abgesehen, sondern auf die Wurzeln selbst, d. h. auf den Glauben und seine tiefsten Hasern. Ist einmal diese Wurzel unsterblichen Lebens abgeschnitten, so geben sie sich Mühe, das Gift durch den ganzen Baum zu verbreiten. Kein Teil des katholischen Glaubens, der von ihrer Hand unberührt bliebe, keiner, für dessen Verkümpfung sie nicht alles täten. Zu der Kühnheit bis zum Außersichgehen, Schweden

\*) Deutsche Uebersetzung nach dem Wortlaut der „katholischen Volkszeitung“.

sie vor keinerlei Folgerung zurück oder stellen sie vielmehr laut und hartnäckig die kühnsten Behauptungen auf. Damit verbinden sie — und das ist ganz besonders geeignet, über sie zu lächeln — ein sehr tätiges Leben, eine ungewöhnliche Beharrlichkeit und äußersten Eifer bei allen Studien sowie ein in seiner Strenge lobenswerthes Auftreten. Schließlich — und das scheint jede Hoffnung auf Heilung auszuschließen — haben ihre Lehren ihre Seele so verlehrt, daß sie Verächter aller Autorität geworden sind und keinerlei Bügel mehr dulden. Sie tun alles, damit man das, was nur das Werk ihrer Hartnäckigkeit und ihres Hochmutes ist, ihrem reinen Eifer für die Wahrheit zuschreibe.

Allerdings hatten wir gehofft, sie würden sich eines Tages eines Besseren besinnen, und zu diesem Zwecke hatten wir uns ihnen gegenüber gleich wie Söhne erst der Milde, dann der Strenge und endlich, nur sehr ungern, öffentlichen Tadels bedient. Ihre Lenat die Fruchtlosigkeit unserer Bemühungen. Einen Augenblick senken sie das Haupt, um es dann um so hochmütiger wieder zu erheben. Und wenn es sich nur noch um sie handelte, dann könnten wir vielleicht die Sache verschweigen; aber es ist die katholische Religion und ihre Sicherheit, die auf dem Spiele steht. Fort also mit dem Schweigen das nunmehr ein Verbrechen sein würde. Es ist Zeit, diesen Leuten da die Maste abzureißen und sie der universellen Kirche so zu zeigen, wie sie sind. Da es eine Taktik der Modernisten ist — so nennt man sie allgemein und mit Recht — in ihrer in Wahrheit sehr hinterlistigen Taktik ihre Lehren niemals methodisch und in ihrer Gesamtheit auseinanderzusetzen, sondern sie gewissermaßen zu zerstückeln und hierhin und dorthin zu zerstreuen, was dazu führt, dieselben als unbestimmt anzusehen, während doch ihre Ideen im Gegenteil vollständig fest umgrenzt und ständig sind, so ist es von Bedeutung, an dieser Stelle vor allem eben diese Lehren von einem Gesichtspunkte aus zu zeigen und das logische Band aufzudecken, das sie untereinander verbindet. Wir behalten uns vor, in der Folge die Ursache der Irrtümer anzugehen und die zur Beseitigung des Übels geeigneten Mittel vorzuschlagen. Um mit aller Klarheit in einer tatsächlich sehr verwickelten Materie vorzugehen, muß man an allererster Stelle feststellen, daß die Modernisten in sich zusammen mehrere Persönlichkeiten vereinigen und vermischen: den Philosophen, den Theologen, den Historiker, den Kritiker, den Apologeten, den Reformator — Persönlichkeiten, die von einander zu trennen sehr wichtig ist, wenn man ihr System gründlich erkennen und sich von den Prinzipien wie den Folgerungen ihrer Lehr: Menschheit geben will.

#### Philosophische Begründung des Systems.

Um mit der Philosophie zu beginnen, so machen die Modernisten zur Basis ihrer religiösen Philosophie die allgemeine Agnostizismus genannte Lehre. Die menschliche Vernunft, streng auf den Kreis der sichtbaren Erscheinungen beschränkt, so wie sie eben erscheinen, hat weder die Möglichkeit noch das Recht, deren Grenzen zu überschreiten. Sie ist also nicht fähig, sich bis zu Gott zu erheben, nicht einmal mittels der Gesetze seiner Existenz zu erkennen — so ist diese Lehre. Davon her leiten sie zwei Dinge: daß Gott nicht unmittelbarer Gegenstand des Wissens sei, daß Gott nicht eine historische Persönlichkeit sei. Was wird da aus der natürlichen Theologie, aus den Motiven der Glaubhaftigkeit, aus den äußeren Offenbarungen? Das ist leicht zu erkennen. Sie unterdrücken sie ganz einfach und verweisen sie auf den Intellektualismus, ein System, das, wie sie sagen, ein mitleidiges Lächeln hervorruft und längst abgetan ist. Nichts hält sie auf, nicht einmal die Verurteilungen, mit denen die Kirche diese ungeheuerlichen Irrtümer getroffen hat, denn das Konzil des Vatikans hat wie folgt entschieden:

Sagt jemand, daß das natürliche Licht der menschlichen Vernunft unfähig sei, mit Gewißheit, mit Hilfe der geschaffenen Dinge den einen und wahren Gott, unseren Schöpfer und Herrn, zu erkennen, so sei er ausgestoßen.

Und weiter: Sagt jemand, es sei nicht möglich, oder es gebe kein Mittel dazu, daß der Mensch über den Gott zu wahrhändigen Kultus durch göttliche Offenbarung unterrichtet werde so sei er ausgestoßen.

Und schließlich: Sagt jemand, daß die göttliche Offenbarung nicht glaubhaft gemacht werden könne durch äußere Zeichen, und daß infolgedessen nur durch die individuelle Erfahrung oder durch private Inspiration der Mensch zum Glauben betragt werde, so sei er ausgestoßen.

Wie kommen nun die Modernisten von dem Agnostizismus, der eigentlich nichts anderes ist als Unwissenheit, zum wissenschaftlichen und historischen Atheismus, dessen Charakter durchaus durch die Negation bestimmt wird? Durch welche Kunststücke der Vernunft gelangen sie bei ihrer völligen Unkenntnis darüber, ob Gott in die Geschichte der Menschheit eingegriffen hat, zur Erklärung dieser selben Geschichte absolut ohne Gott, von dem sie sagen, daß er daran keinerlei wirklichen An-

teil gehabt habe? Das versteht, wer kann. Immerhin ist eins für sie selbstverständlich und feststehend: nämlich, daß die Wissenschaft atheistisch sein muß und ebenso die Geschichte. Im Gebiet der einen wie der anderen haben nur die greifbaren Erscheinungen Platz, Gott und das Göttliche sind daraus verbannt. Welche Folgerungen sich aus dieser abgeschmackten Lehre hinsichtlich der heiligen Person des Erlösers, der Geheimnisse seines Lebens und Todes, seiner Auferstehung und glorreichen Himmelfahrt ergeben, das werden wir gleich sehen.

Der Agnostizismus ist nur die negative Seite in der Lehre der Modernisten. Die positive Seite wird von dem gebildet, was man die vitale Immanenz nennt. Vom einen zum andern gehen sie in folgender Weise über:

Ob natürlich oder übernatürlich verlangt die Religion wie jede andere Tatsache eine Erklärung. Ist nun einmal die natürliche Theologie abgelehnt, jeder Weg zur Offenbarung durch die Abweisung der Gründe der Glaubhaftigkeit verschlossen, und was noch mehr ist, jede äußere Offenbarung vollständig beseitigt, so ist es klar, daß man diese Erklärung nicht außerhalb des Menschen suchen darf. Also findet sie sich im Menschen selbst und da die Religion eine Form des Lebens ist, eben im Leben des Menschen. Das ist die religiöse Immanenz. Nun hat jedes vitale Phänomen — und ein solches ist ja, wie man sagt, die Religion — zum ersten Antriebe eine Notwendigkeit, ein Bedürfnis, zur ersten Ausherrschung jene Gefühl genannte Bewegung des Herzens. Folglich beruht, da der Gegenstand der Religion Gott ist, der Glaube, dieses Prinzip und diese Grundlage jeder Religion, auf einem gewissen inneren Gefühl, das seinerseits durch das Bedürfnis nach Göttlichem erzeugt worden ist. Da dieses Bedürfnis sich nur unter gewissen bestimmten und günstigen Bedingungen zeigt, so gehört es nicht an und für sich zur Domäne des Bewusstseins. Im Prinzip beruht es unterhalb desselben, und zwar nach einem der modernen Philosophie entlehnten Worte in dem „Unterbewußtsein“, wo seine Wurzel verborgen liegt, dem Geiste völlig unzugänglich.

Will man nun wissen, auf welche Weise dieses Bedürfnis nach dem Göttlichen, wenn der Mensch es einmal empfindet, sich schließlich zur Religion gestaltet? Darauf antworten die Modernisten: Wissenschaft und Geschichte sind zwischen zwei Grenzsteine eingeschlossen. Der eine ist ein äußerer; die sichtbare Welt, der andere ein innerer; das Gewissen. Berühren sie diese, so können sie unmöglich darüber hinaus. Jenseits dieser Grenzsteine liegt das Unerkennbare. Diesem Unerkennbaren gegenüber, demjenigen also gegenüber, was außerhalb des Menschen, jenseits der sichtbaren Natur liegt, wie auch demgegenüber, was im Menschen selbst, in den Tiefen des Unterbewußtseins ist, vor Bildung eines Urteils (was reiner Fideismus ist), wohnt das Bedürfnis nach dem Göttlichen, in der zur Religion geeigneten Seele ein ganz besonderes Gefühl. Dieses Gefühl hat das an sich, daß es Gott als Gegenstand und als innerste Ursache in sich schließt und gewissermaßen den Menschen mit Gott eint. Das ist für die Modernisten der Glaube und in dem so verstandenen Glauben der Beginn aller Religion.

Darauf beschränkt sich nicht ihre Philosophie oder richtiger beschränken sich nicht ihre Forderungen. In diesem Gefühl also finden sie den Glauben, aber auch mit dem Glauben, und in dem Glauben die Offenbarung. Was will man hinsichtlich der Offenbarung mehr? Dieses Gefühl, das in dem Gewissen erscheint und Gott, der in diesem Gefühl, wenn auch noch unbestimmt, sich der Seele zeigt — ist das nicht eine Offenbarung oder wenigstens ein Anfang von Offenbarung? Ja, wenn man genauer zusieht, findet man von dem Augenblick, wo Gott Ursache und Gegenstand des Glaubens ist, in dem Glauben die Offenbarung, die sowohl von Gott kommt als zu Gott führt; mit anderen Worten: Gott ist darin gleichzeitig Offenbarer und Offenbarer. Daher jene abgeschmackte Lehre der Modernisten, daß jede Religion gleichzeitig natürlich und übernatürlich ist, je nach dem Standpunkt. Daher die Gleichwertigkeit von Gewissen und Offenbarung, daher endlich das Gesetz, welches das religiöse Gewissen zum universellen Gesetz erhebt, das vollständig gleichberechtigt ist mit der Offenbarung, und dem jeglicher sich zu unterwerfen hat, selbst die höchste Autorität in ihrer dreifachen Ausherrschung nach Lehre, Kultus und Disziplin.

Man würde von dem Ursprung des Glaubens und der Offenbarung, so wie sie die Modernisten verstehen, kein vollkommeneres Bild geben, wenn man nicht auf einen sehr wichtigen Punkt hinwiese und zwar wegen der historischen kritischen Folgerungen, die sie daraus ziehen. Man muß nicht glauben, daß das Unerkennbare sich abgesondert von allem andern dem Glauben darbiete. Im Gegenteil, es ist sehr eng verknüpft mit einer Erscheinung, die, wenn sie auch dem Gebiete der Wissenschaft und der Geschichte angehört, doch in einem Punkt über diese hinausgreift; es mag eine Tatsache in der Natur sein, die irgend ein Geheimnis einschließt, es

mag ein Mensch sein, dessen Charakter, Handlungen, Worte die gewöhnlichen Gesetze der Geschichte zu verwirren scheinen.

Sehen wir nun, was geschieht: Das Unerkennbare in seiner Verbindung mit einer Erscheinung reizt den Glauben, der sich dann auf die Erscheinung selbst erstreckt und sie gewissermaßen mit seinem eigenen Leben durchdringt. Daraus ergeben sich zwei Folgerungen. An erster Stelle kommt es zu einer Art Transfiguration der Erscheinung, welche der Glaube über sich selbst und ihre wahre Realität erhebt, gleichsam, um sie der göttlichen Form, die er ihr geben will, besser anzupassen. An zweiter Stelle vollzieht sich eine Art von Transfiguration der Erscheinung, wenn man dieses Wort anwenden darf, darin, daß der Glaube, nachdem er sie den Bedingungen von Raum und Zeit entzogen hat, dazu übergeht, ihr Dinge zuzuteilen, die der Realität nach ihr nicht zukommen. Das geschieht vor allem dann, wenn es sich um eine Erscheinung der Vergangenheit handelt, und um so leichter, je weiter diese Vergangenheit zurückliegt. Aus dieser doppelten Operation leiten die Modernisten zwei Gesetze ab, die, zu einem dritten gefügt, welches bereits vom Agnostizismus aufgestellt wurde, die Grundlage ihrer historischen Kritik bilden.

Ein Beispiel möge die Sache klar machen; Jesus Christus bietet uns dieses Beispiel.

In der Person Christi, sagen sie, finden Wissenschaft und Geschichte nichts anderes als einen Menschen. Aus seiner Geschichte also muß man auf Grund des ersten und auf dem Agnostizismus begründeten Gesetzes alles beseitigen, was sich als göttlich charakterisiert. Die geschichtliche Person Christi ist durch den Glauben transfiguriert worden, also muß man aus seiner Geschichte nach dem zweiten Gesetz alles das entfernen, was ihn über die historischen Bedingungen hinaushebt. Schließlich ist dieselbe Person Christi durch den Glauben defiguriert worden, also muß man kraft des dritten Gesetzes außerdem aus seiner Geschichte die Worte, die Handlungen, mit einem Wort alles ausmerzen, was nicht seinem Charakter, seiner Stellung, seiner Erziehung, dem Orte und der Zeit, wo er lebte, entspricht. Diese Art Schlüsse zu ziehen, wird ohne Zweifel seltsam erscheinen, indessen das ist modernistische Kritik.

Das religiöse Gefühl, das auf diese Weise mittels vitaler Immanenz aus den Tiefen des Unterbewusstseins hervorsprudelt, ist der Keim jeglicher Religion, wie es der Grund alles dessen ist, was in irgend einer Religion war oder jemals sein kann. Dunkel, beinahe ungestaltet im Ursprung, hat dieses Gefühl sich fortschreitend entwickelt unter dem geheimen Einfluß des Prinzips, das ihm das Sein gab und in gleichen Niveau mit dem menschlichen Leben, von dem es, wie gesagt wurde, eine Form bildet. So entstanden alle Religionen, die übernatürlichen Religionen eingeschlossen. Alle sind sie nichts als Ausflüsse dieses Gefühls. Man erwarte nicht, daß zugunsten der katholischen Kirche eine Ausnahme gemacht werde, sie wird mit allen anderen auf gleichen Fuß gestellt. Ihre Wiege war das Gewissen Jesu Christi, eines Mannes von außerordentlichem Wesen, wie es keine gegeben hatte und niemals mehr geben wird. Dort ist sie geboren, aus keinem anderen Prinzip heraus als aus der vitalen Immanenz.

Man staunt angesichts einer solchen Kühnheit der Behauptung, einer solchen Leichtgläubigkeit in der Blasphemie. Es sind aber keineswegs die Ungläubigen allein, die solche Behauptungen vorbringen, es sind Katholiken ja es sind Priester, zahlreich, die sie mit Ostentation veröffentlichen; und dabei rühmen sie sich noch mit solchen Sinnlosigkeiten, die Kirche zu erneuern. Es handelt sich hier nicht mehr um den alten Jertum, welcher die menschliche Natur mit einer Art Anspruch auf übernatürliche Stellung begabte. Wie weit ist man schon darüber hinausgekommen! In dem Menschen, der Jesus Christus ist, ebenso wie in uns, ist unsere heilige Religion nichts anderes als die eigenste und spontane Frucht der Natur. Kann es in Wahrheit etwas anderes geben, das die übernatürliche Ordnung radikal vernichtet? Mit dem allerbesten Grunde also hat das vatikanische Konzil entschieden: „Sagt jemand, da der Mensch zu einer Kenntnis und zu einer Vollkommenheit, die über die Natur hinausgeht, nicht erhoben werden kann, daß er vielmehr durch andauernden Fortschritt endlich aus sich selbst zum Besitz alles Wahren und Guten gelangen kann und soll, so sei er ausgestoßen.“

#### Entstehung der Dogmen.

Wir haben bis jetzt keinen dem Verstand angewiesenen Platz gesehen. Nach den Modernisten hat der Verstand den noch seinen Anteil an dem Akt des Glaubens. Es kommt darauf an, zu wissen, welchen. Das Gefühl, von dem die Rede war — eben weil es Gefühl und nicht Erkenntnis ist — läßt Gott im Menschen erstehen; aber noch in so unbestimmter Weise, daß Gott sich in Wahrheit darin gar nicht oder kaum von dem Menschen selbst unterscheidet. Es muß also ein Licht dieses Gefühl bestrahlen, Gott darin schärfer zum Ausdruck bringen, und zwar in einem gewissen Gegensatz

zum Subjekt. Das ist die Aufgabe des Verstandes, der Fähigkeit zu denken und zu analysieren, deren der Mensch sich bedient um zunächst in verständnisvolle Vorstellungen, dann auch in wörtlichen Ausdruck die Erscheinungen des Lebens, deren Schauplatz er selbst ist, zu übertragen. Daher das bei den Modernisten banal gewordene Wort: Der Mensch muß seinen Glauben denken.

Der Verstand kommt also dem Gefühl zu Hilfe, wagt sich gewissermaßen über dasselbe, arbeitet darin nach Art eines Malers, der auf einer alten Leinwand die verbliebenen Linien der Zeichnung wiederfindet und sie aufträgt. So ungefähr lautet der Vergleich, den einer der Führer der Modernisten aufstellt. Bei dieser Arbeit hat nun der Verstand einen zweifachen Weg einzuschlagen. Zunächst macht er durch einen natürlichen und spontanen Akt aus der Sache eine einfache und gewöhnliche Behauptung. Dann, mit Hilfe von Reflexion und Studium, an seinen Gedanken arbeitend, wie sie sagen; interpretiert er die ursprüngliche Formel mit Hilfe von abgeleiteten, vertieften und schärfer gefassten Formeln. Diese bilden dann, vom Lehramt der Kirche sanktioniert, das Dogma.

Das Dogma, sein Ursprung, sein Wesen, das ist der Hauptpunkt in der Lehre der Modernisten. Das Dogma hat nach ihnen keinen Ursprung in primitiven und einfachen Formeln, die in gewisser Beziehung dem Glauben wesentlich sind, denn die Offenbarung erfordert, um wahr zu sein, eine klare Erscheinung Gottes in dem Bewußtsein. Das Dogma selbst, wenn man es richtig versteht, ist eigentlich in den sekundären Formeln enthalten. Um sein Wesen richtig zu verstehen, muß man vor allem danach sehen, welche Beziehungen bestehen zwischen den religiösen Formeln und dem religiösen Gefühl. Das ist nicht schwer aufzudecken, wenn man seinen Blick auf den Zweck eben dieser Formeln richtet, der darin besteht, dem Gläubigen das Mittel zu verleihen, sich von seinem Glauben Rechenschaft zu geben. Sie bilden also zwischen dem Glaubenden und seinem Glauben ein Mittelstück, mit Bezug auf den Glauben sind sie nur inadäquate Zeichen seines Gegenstandes, Symbole. Im Hinblick auf den Glaubenden sind sie nur reine Instrumente. Daraus kann man schließen, daß sie nicht die absolute Wahrheit enthalten. Als Symbole sind die Bilder der Wahrheit, die sich dem religiösen Gefühl in den Beziehungen zum Menschen anpassen haben. Als Instrumente sind sie Vehikel der Wahrheit, die sich wechselseitig dem Menschen in seinen Beziehungen zum religiösen Gefühl anpassen haben; und da das Absolute, welches das Objekt dieses Gefühls ist, sich immerfort in unablähem Wechsel unter verschiedenen Erscheinungen darbieten kann, da andererseits der Glaubende sich abwechselnd in den verschiedensten Lagen befinden kann, folgt, daß die dogmatischen Formeln dem gleichen Geschick unterworfen, also veränderlich sind. So ist der Weg zur substanzialen Veränderung der Dogmen geöffnet. Das ist eine ungeheure Anhäufung von Sophismen, in der jede Religion ihr Todesurteil findet.

Evolution und Wechsel sind für das Leben nicht nur Möglichkeit, sondern Notwendigkeit. Das behaupten die Modernisten mit Bestimmtheit. Das ergibt sich übrigens auch klar aus ihren Prinzipien. Die religiösen Formeln müssen in der Tat, um wahrhaft religiös und nicht bloß einfache heolo-gische Spekulationen zu sein, lebendig sein und zwar das Leben des religiösen Gefühls selbst haben. Das ist eine Hauptlehre in ihrem System, die aus dem Prinzip der vitalen Immanenz hergeleitet ist. Man verstehe das nicht in dem Sinne, daß es notwendig sei, Formeln zu bilden, vor allem, wenn sie in Hinsicht auf das Gefühl imaginativ sind. Nein, ihr Ursprung, ihre Zahl in einem gewissen Sinne ihre Qualität hängt fast ziemlich gleichgültig. Was nötig ist, das ist, daß das Gefühl, nachdem es sie ausgemessen umgewandelt hat, sie sich nach Bedarf vital assimilirt. Das heißt sowohl als: die positive Formel will vom Herzen angenommen und sanktioniert werden. Die darauf folgende Arbeit, die der sekundären Formel entspringt, muß unter dem Einfluß des Herzens verrichtet werden. Hauptsächlich im Hinblick hierauf, das heißt, um lebendig sein und bleiben zu können, ist es notwendig, daß sie sowohl dem Glaubenden wie seinem Glauben enge verbunden bleibe. Am dem Tage, wo diese Anpassung aufhörte, würde sie sofort ihren ursprünglichen Inhalt verlieren und es bliebe nichts übrig, als sie zu ändern.

Bei solch unsicherem, unbeständigem Charakter der dogmatischen Formel versteht man es sehr gut, warum die Modernisten sie so gering achten wenn sie sie nicht geradezu offen verachten. Das religiöse Gefühl, das religiöse Leben haben sie beständig auf den Lippen, das preisen sie stets. Gleichzeitig aber tadeln sie läßt die Kirche, als wenn sie auf falschem Wege sich befände, als wenn sie von der materiellen Bedeutung der Formeln deren religiösen und moralischen Sinn nicht zu unterscheiden wisse, als wenn sie sich hartnäckig und

unmüßig auf eitle und leer: Formeln festlege und unterdessen die Religion zugrunde gehen lasse. Blinde und Führer von Blinden, die, von hochmütiger Wissenschaft aufgebläht, zu dem Wahn gelangt sind, den ewigen Begriff der Wahrheit und gleichzeitig die wahre Natur des religiösen Gefühls zu erklären. Ersinder eines Systems, bei dem man sie unter der Herrschaft eines blinden und ziellosen Dranges nach Neuerung in keiner Weise dafür sorgen sieht, einen festen Stützpunkt für die Wahrheit zu finden, vielmehr unter Verachtung der heiligen und apostolischen Ueberlieferungen eitle, nichtige, unhaltbare, von der Kirche verurteilte Lehren amahnen sieht, auf die sie, selber sehr eitle Menschen, die Wahrheit stützen und gründen wollen.

#### Der Glaube der Modernisten.

Das ist der modernistische Philosoph. Wenn wir nun zum Glaubenden übergehend wissen wollen, worin er sich bei diesem selbst Modernisten vom Philosophen unterscheidet, so ist zunächst festzustellen: Der Philosoph läßt wohl die göttliche Realität als Gegenstand des Glaubens zu, aber diese Realität existiert für ihn nirgendwo anders als in der Seele des Glaubenden selbst, d. h. als Gegenstand seines Gefühls und seiner Affirmation, geht also überhaupt nicht aus der Welt der Erscheinungen hervor. Wenn Gott in sich selbst existiert, außerhalb des Gefühls und außerhalb der Affirmation, so macht ihm das keine Sorge. Er abstrahiert davon vollständig. Für den Gläubigen dagegen existiert Gott in sich unabhängig von ihm. Der Glaubende ist dessen gewiß, und dadurch unterscheidet er sich vom Philosophen.

Frägt man nun, worauf diese Gewissheit sich schließlich gründet, so antworten die Modernisten: auf die individuelle Erfahrung. Damit trennen sie sich von den Rationalisten, jedoch nur, um der Lehre der Protestanten und Pseudomytiker zu verfallen. Sie erklären sich übrigens die Sache folgendermaßen: Dringt man in das religiöse Gefühl ein, so entdeckt man darin leicht eine gewisse Intuition des Herzens, bald welcher man ohne irgend welche Vermittlung zur Realität Gottes selbst gelangt. Daraus ergibt sich die Gewissheit seiner Existenz, welche über jede wissenschaftliche Gewissheit hinausgeht. Das ist eine wahrhaftige Erfahrung, die allen rationalen Erfahrungen überlegen ist. Zweifellos wollen viele diese nicht anerkennen und leugnen sie, wie die Rationalisten, aber es handelt sich einfach darum, daß sie sich nicht den mit ihr verbundenen moralischen Bedingungen fügen wollen. Dies macht also nach den Modernisten in bezug auf Erfahrung wirklich und eigentlich den Glaubensgrund aus. Wie sehr das alles dem katholischen Glauben widerspricht, haben wir bereits in einem Dekret des vatikanischen Konzils gelesen. Wir unsererseits werden unten auseinandersetzen, wie der Weg zum Atheismus von diesem Punkte aus wie auch durch die anderen Irrtümer, die schon auseinandergelegt worden sind, sich öffnet. Was wir hier hervorheben wollen, ist, daß die Lehre von der Erfahrung, verbunden mit anderen Lehren des Symbolismus jeglicher Religion den Stempel der Wahrheit verleiht, ohne die heidnische Religion davon auszunehmen. Denn trifft man nicht in allen Religionen auf Erfahrungen dieser Art? Viele sagen es. Mit welchem Recht könnten also die Modernisten den religiösen Erfahrungen ihre Wahrheit bestreiten, die man z. B. in der mohammedanischen Religion macht? Und auf welche Prinzipien könnten sie sich stützen, um den Katholiken allein das Monopol der wahren Erfahrungen zuzuschreiben? Davor hätten sie sich wohl; die einen in verächtlicher Form, die anderen offen. Sie halten alle Religionen für wahr. Das ist aber auch eine Notwendigkeit ihres Systems, denn angesichts ihrer Prinzipien ist kein Grund zu sehen, wie sie eine Religion der Falschheit beschuldigen könnten. Höchstens könnte das hinsichtlich der Falschheit des Gefühls oder der Falschheit der Formulierung stattfinden. Indessen ist nach ihnen das Gefühl immer und allenthalben dasselbe, wesentlich identisch. Was die religiöse Formel angeht, so fordert man von ihr nur die Anpassung an den Glaubenden, welches auch immer sein intellektuelles Niveau sei, sowie gleichzeitig an seinen Glauben. Was sie in diesem Wirrwarr der Religionen höchstens zugunsten der katholischen Religion beanspruchen könnten, wäre, daß sie die wahrere sei, weil sie die lebendigere ist, auch daß sie des Namens einer christlichen Religion würdiger sei, weil sie mehr als irgend eine andere den Anfängen des Christentums entspreche.

Vergleichen Schlussfolgerungen können nicht überraschen. Sie ergeben sich aus den Prämissen. Was aber sehr seltsam ist, ist, daß Katholiken, daß Priester, bei denen wir gerne annehmen möchten, daß dergleichen Ungehörlichkeiten ihren Absichten erregen, sich in der Praxis trotzdem so verhalten, als wenn sie dieselben vollkommen billigten; daß Katholiken, daß Priester den Reigenführern des Irrtums derartiges Lob zollen, derartige Schuldigungen darbringen, daß sie den Gedanken nahelegen, was sie auf diese Weise ehren wollten, seien weniger die Mädrer selbst, die ja vielleicht jeglicher Achtung wür-

dig sind, als die Irrtümer, die von diesen offen vorgetragen werden und zu deren Vorkämpfern sie sich gemacht haben.

Ein anderer Punkt, in dem sich die Modernisten in offenem Widerspruch mit dem katholischen Glauben setzen, ist, daß sie das Prinzip der religiösen Erfahrung auf die Tradition übertragen. Die Tradition wird dadurch, so wie die Kirche sie versteht, vollständig zugrunde gerichtet. Was ist überhaupt die Tradition für die Modernisten? Die andere gemachte Mitteilung irgend einer originalen Erfahrung durch das Mittel der Predigt und auf dem Wege der intellektuellen Formeln. Diesen letzteren schreiben sie über die repräsentative Kraft, wie sie es nennen, hinaus noch eine suggestive Kraft zu, die sei es auf den Glaubenden, selbst einwirkt, um ihm das vielleicht eingeschlaferte religiöse Gefühl aufzuwecken oder um ihm die Wiederholung der bereits gemachten Erfahrungen zu erleichtern, sei es auf die Nichtglaubenden, einwirkt, um in ihnen das religiöse Gefühl anzuregen, und sei zu den für ihre Person gewünschten Erfahrungen zu leiten. Auf diese Weise verbreitet sich die religiöse Erfahrung durch die Völker und nicht nur unter den Zeitgenossen durch die eigentliche Predigt, sondern auch von Geschlecht zu Geschlecht durch die Schrift oder durch mündliche Vermittlung. Nun hat diese Mitteilung von Erfahrungen ein sehr wechselndes Schicksal. Bald sät sie Wurzeln und wächst, bald welkt sie und verdorrt. Das ist übrigens für die Modernisten, für die Leben und Wahrheit eins sind, der Prüfstein für die Wahrheit der Religion: Lebte eine Religion, ist sie wahr; wäre sie nicht wahr, so würde sie nicht leben. Hieraus schließt man dann: Alle existierenden Religionen sind also wahr.

Wir haben jetzt mehr als nötig Material, um uns eine genaue Vorstellung der Beziehungen zu machen, die sie zwischen Glauben und Wissenschaft wozu sie auch die Geschichte rechnen, aufstellen. Zunächst sind ihre Objekte untereinander vollkommen fremd, eins gegen das andere abgeschlossen. Was jetzt des Glaubens ist genau das, was für die Wissenschaft selbst, wie gesagt, unerkennbar ist. Daher zwei ganz verschiedene Gebiete. Die Wissenschaft kümmert sich nur um die Erscheinungen, der Glaube hat mit ihnen nichts zu tun. Der Glaube geht ganz auf das Göttliche, das heißt über die Wissenschaft. Daraus schließt man endlich, daß zwischen Wissenschaft und Glauben es keinen möglichen Etwas gebe, daß jeder Teil in seinem eigenen Hause bleibe, niemals auf den anderen stoßen, beide sich also auch niemals widersprechen könnten. Wendet man hiergegen ein, daß es gewiß Dinge in der sichtbaren Natur gebe, die ebenso auch zum Gebiet des Glaubens gehören, aber insofern sie vom Leben des Glaubens durchdrungen sind und soweit sie in der vorher bezeichneten Art durch den Glauben transfiguriert und desiguriert sind, sind unter diesem besonderen Gesichtspunkt der sensiblen Welt entzogen und in die Kategorie des Göttlichen übertragen. Auf die Frage, ob Jesus wirklich Wunder getan und wahrhaftige Prophezeiungen gesprochen, ob er auferstanden und zum Himmel gestiegen, wird also die agnostische Wissenschaft: Nein antworten; der Glaube: Ja. Nun muß man sich aber wohl hüten, darin einen Widerspruch zu finden. Die Negation kommt von dem Philosophen, der zu Philosophen spricht und Jesus Christus nur nach der geschichtlichen Realität ins Auge faßt. Die Bejahung kommt von dem Glaubenden, der sich an Glaubende wendet, und der das Leben Jesu Christi als aufs neue durch den Glauben und in dem Glauben gelebt ansieht.

Man würde sich nun sehr täuschen, wenn man nach dem Gesagten glauben wollte, zwischen Wissenschaft und Glaube bestehe keinerlei Unterordnung. Das ist sehr gut und richtig von der Wissenschaft gedacht, nicht aber von dem Glauben, wie er einmal der Wissenschaft unterworfen ist: Nicht aus einem, sondern aus drei Gründen.

Erstlich muß man beachten, daß von den religiösen Tatsachen, abgesehen von der göttlichen Realität und von der Erfahrung, die der Gläubige davon besitzt, alles übrige, insbesondere die religiösen Formeln, nicht über den Kreis der Erscheinungen hinausgeht, also auch nicht dem wissenschaftlichen Gebiete entzogen ist. Der Glaubende kann sich also nach Belieben selbst aus der Welt verbannen, solange er aber darin bleibt, hat er sich den Gesetzen, der Kontrolle, dem Urteile der Wissenschaft zu fügen.

Zweitens, wenn man gesagt hat, daß der Glaube allein Gott zum Objekt hat, so muß man das von der göttlichen Realität, nicht von der Idee verstehen. Denn die Idee ist von der Wissenschaft abhängig, vorausgesetzt, daß dies in der logischen Folge, wie man sagt, sich zum Absoluten und Idealen erhebt. Der Wissenschaft, also der Philosophie steht es zu, über die Gott-Idee zu entscheiden, sie in ihrer Evolution zu leiten und sie zu berichtigten, sollte sich irgend ein fremdes Element hineinmischen. Daher jener Satz der Modernisten, daß die religiöse Evolution sich in Uebereinstimmung zu setzen hat mit der in-

tellectuellen und moralischen Evolution, oder deutlicher nach den Worten eines ihrer Lehrer, sich ihr unterzuordnen hat.

Endlich leidet der Mensch an sich keinerlei Dualismus. Auch der Glaubende wird durch ein inneres Bedürfnis nach der Synthese dazu angetrieben, in solcher Art zwischen Wissenschaft und Glaube einen Einklang herzustellen, daß letzterer niemals der allgemeinen Vorstellung widerspricht, welche erstere sich von Welt macht: Also gegenüber dem Glauben schrankenlose Freiheit der Wissenschaft; demgegenüber, gleichviel, ob man beide als einander ganz fremd hingestellt hat, Unterordnung des Glaubens unter die Wissenschaft. Alles Dinge, die in ausdrücklichem Widerspruch stehen mit den Lehren unseres Vorgängers Bius IX., welcher schrieb: „Es kommt der Philosophie in allem, was die Religion angeht, nicht zu, zu befehlen, sondern zu gehorchen, nicht vorzuschreiben, was zu glauben ist, sondern es mit einer Unterwürfigkeit anzunehmen, welche die Vernunft erleuchtet, nicht die Tiefe der Geheimnisse Gottes zu durchforschen, sondern sie in aller Frömmigkeit und Demut zu verehren.“ Die Modernisten fürgen diese Ordnung um und verdienen, daß man auf sie amendei, was Gregor IX. ein anderer unserer Vorgänger, von gewissen Theologen seiner Zeit schrieb: „Es gibt unter euch solche, die vom Geiste der Eitelkeit erfüllt sind, sowie auch andere, die sich bemühen, durch profane Neuerungen die Grenzen zu verrücken, welche die Väter gesetzt haben, die nur, um mit der Wissenschaft zu prunken, ohne irgendeinen Vorteil ihrer Zuhörer dabei im Auge zu haben, die heilige Wissenschaft nach den Lehren der rationalistischen Philosophie beugen, die durch unerhörte und bizarrere Lehren das Ende an den Anfang setzen und die Königin der Dienerin unterordnen.“

Was diese Lehren der Modernisten noch heller beleuchten wird, das ist ihr denselben vollständig angepasstes Verhalten. Hört man sie, liest man sie, könnte man versucht sein zu glauben, sie verfielen in Widerspruch mit sich selbst, so schwankend und unbestimmt sind sie. Aber dem ist nicht so. Alles ist abgewogen, alles ist bei ihnen gewollt, aber im Lichte des Prinzips, daß Glaube und Wissenschaft einander fremd sind. Eine Seite in ihren Werken könnte von einem Katholiken unterschrieben werden, wendet man um, meint man einen Nationalisten zu lesen. Schreiben sie Geschichte: keinerlei Erwähnung der Göttlichkeit Christi, schreiben sie auf die gebelagte Banzel, dann verstanden sie sie laut. Als Historiker schätzen sie Väter und Konzile gering, als Katecheten führen sie sie ehrend an. Paßt man genau auf, so findet man bei ihnen zwei scharf von einander unterschiedene Exegesen: die theologische und pastorale Exegese — die wissenschaftliche und historische Exegese. Kraft des Prinzips, daß die Wissenschaft in keiner Weise etwas mit dem Glauben zu tun habe, geben sie, wenn sie über Philosophie, Geschichte, Kritik abhandeln, auf tausendfacher Weise, ohne dabei vor den Spuren Luthers zurückzuschrecken, ihrer Geringschätzung gegenüber den katholischen Lehren, den Lehren der Heiligen Väter, der päpstlichen Konzile, des kirchlichen Lehramtes Ausdruck. Werden sie deswegen getadelt, erheben sie ein Geschrei und beklagen sich bitter, daß man ihre Freiheit verleihe. Endlich davon ausgehend, daß der Glaube der Wissenschaft untergeordnet sei, tadeln sie die Kirche offen und bei jeder Gelegenheit, weil sie sich darauf versteife, die Glaubenssätze den Meinungen der Philosophen nicht zu unterwerfen und nicht anzupassen. Immerfort bemühen sie sich, nachdem sie mit der alten Theologie ausgeräumt haben, eine andere einzuführen, welche den Forderungen dieser selben Philosophen gegenüber sich gefällig erweist.

#### Der theologische Modernismus.

Die beiden Grundprinzipien: Immanenz und Symbolismus.

So nun tritt uns der theologische Modernismus entgegen. Der Gegenstand ist weltlich und verwickelt; wir wollen ihn kurz zusammenfassen. Es kommt ihm darauf an, Wissenschaft und Glauben zu versöhnen; selbstverständlich soll ihm der Glaube sich der Wissenschaft unterordnen. Die Methode des theologischen Modernismus besteht genau darin, die Prinzipien der modernen Philosophie zu nehmen und sie dem Gläubigen mundgerecht zu machen; das aber sind die Prinzipien der Immanenz und des Symbolismus. Das Vorgehen ist einfach so. Der Philosoph sagte: Das Prinzip des Glaubens ist uns immanent; der Gläubige fügte hinzu: Dieses Prinzip ist Gott; nun schloß der Theologe: Also ist Gott dem Menschen immanent — die theologische Immanenz.

Ebenso sagte der Philosoph: Was als Gegenstand des Glaubens vorgestellt wird, sind reine Symbole; der Gläubige fuhr fort: Der Gegenstand des Glaubens ist Gott an sich; der Theologe schloß nun: Die Wesenheit Gottes, wie sie uns zum Glauben vorgestellt wird, ist rein symbolisch — der theologische Symbolismus.

Das sind bedeutungsvolle Irrthümer, das eine noch verderblicher als das andere, wie man aus ihren Konsequenzen klar erkennen kann. Und mit dem Symbolismus zu beginnen; Weil die Symbole zugleich in Wirklichkeit nur Symbole, nach der subjektiven Auffassung aber Glaubensurkunden sind, so ergeben sich zwei Konsequenzen: die erste, daß der Gläubige nicht genau der Glaubensformel als solcher anhangen muß, sondern nur um durch sie die absolute Wahrheit zu finden, die von der Formel zugleich enthüllt und verhüllt wird, da die Formel sie nur ausdrücken soll, wenn auch ohne diesen Erfolg. Die zweite Folge ist dann, daß der Gläubige diese Formeln benutzen kann nur insoweit, als sie für ihn brauchbar sind, da sie ihm gegeben sind, um seinen Glauben zu stützen, nicht um ihn zu hemmen, immer jedoch mit Rücksicht auf die öffentliche Verehrung, die diesen Formeln zukommt, insofern nämlich die herrschende Meinung sie für gut geeignet hält, das öffentliche Gewissen auszudrücken so lange, bis dieses Urtheil sich ändert.

Ueber die Immanenz, die wirklichen Ansichten der Modernen anzugehen, ist gewiß nicht leicht; so sehr gehen ihre Meinungen auseinander. Die einen fassen sie so auf, daß Gott dem Menschen mehr gegenwärtig sei als der Mensch sich selbst; richtig verstanden ist das ja wahr. Andere wollen, das Wirken Gottes solle nichts anderes sein als ein Mitwirken mit der Natur, indem die erste Ursache die zweite durchdringt; das ist faktisch der Ruin aller übernatürlichen Ordnung. Andere endlich erklären ihren Standpunkt so, daß sie eine pantheistische Deutung vermuten lassen: diese sind wirklich konsequent und logisch.

Mit dem Prinzip der Immanenz berührt sich ein anderes, das man göttliche Permanenz nennen könnte: es unterscheidet sich von dem ersten ungefähr wie durch Tradition überkommene Erfahrung von der individuellen Erfahrung. Ein Beispiel wird die Sache harmlos machen: wir nehmen es her von der Kirche und den Sakramenten. Man darf nicht meinen, sagen sie, daß die Sakramente und die Kirche unmittelbar von Christus eingesetzt seien. Das widerspreche dem Agnostizismus, der in Jesus einen bloßen Menschen sieht, dessen Bewußtsein sich allmählich entwickelt habe; das widerspreche dem Gesez der Immanenz; das Beziehungen von außen ausschließe; das widerspreche dem Gesez der Entwicklung, welches Gott verlangt für die Ausbildung der Keime und eine Reihe wechselnder Umstände. Es widerspreche schließlich, sagen sie, der Geschichte die darthut, daß die Dinge sich tatsächlich zugetragen hätten, nach den Forderungen dieser Geseze. Das hindere nicht, ja man müsse es festhalten, daß die Kirche und die Sakramente mittelbar von Jesus Christus seien. Und zwar so: Jedes christliche Bewußtsein sei eingeschlossen gewesen, gewissermaßen in das Bewußtsein Christi, so wie die Pflanze in ihren Samen. Und wie nun die Sprosslinge leben von dem Leben des Keimes, so müsse man sagen, lebten alle Christen von dem Leben Christi. Nun aber ist, so fahren sie fort, das Leben Christi göttlich gemäß deinem Glauben; also wird auch das Leben der Christen göttlich sein. Und wenn darum das christliche Leben im Laufe der Zeiten den Sakramenten und der Kirche ihren Ursprung gibt, so kann man in aller Wahrheit behaupten, ihr Ursprung komme von Christus und sei also göttlich. Auf dieselbe Weise wird man dann der Heiligen Schrift die Göttlichkeit mittheilen können, und nicht minder den Dogmen.

So ist ungefähr der Ursprung der modernen Theologie; ihr Apparat ist ohne Frage nicht groß, aber mehr als hinreichend, damit der Glaube infolge dieser Lehren alle Launen der Wissenschaft mitmachen muß. Nach alledem überlassen wir jedem das Urtheil, wem er folgen muß; das Urtheil ist leicht. Was sollte aus dem Dogma und den Sakramenten werden? Wir haben bisher besonders von dem Ursprung und der Natur des Glaubens gehandelt.

In dem System der Modernen hat der Glaube mehrere Ausläufer, deren hauptsächlichste sind: die Kirche, das Dogma, der Kultus, die Heilige Schrift. Wir wollen untersuchen, was die Modernisten darunter verstehen. Was zunächst das Dogma angeht, so ist es dazumal mit dem Glauben verwachsen, daß wir schon oben über seinen Ursprung und seine Natur haben handeln müssen. Es entsteht aus dem Bedürfnis, das der Gläubige empfindet, seine religiösen Gedanken zu verarbeiten, um so sein eigenes Bewußtsein und das der anderen mehr und mehr aufzuklären. Diese Arbeit besteht in dem Durchdringen und Erklären der ursprünglichen Formel; darunter darf man nicht eine Entwicklung verstehen, in der vernunftgemäßen und logischen Ordnung, sondern ein Ergebnis einzig und allein aus den Umständen. Sie nennen das mit einem Worte, das für einen mit ihrer Sprache nicht vertrauten dunkel ist, vital. So kommt es, daß um die ursprüngliche Formel allmählich sekundäre Formeln entstehen; wenn diese im Laufe der Zeit in einen Lehrbegriff einge-

gliedert sind oder, um mit ihnen zu reden, in ein Lehrgebäude, außerdem anerkannt durch die öffentliche Lehrmeinung als entsprechend dem allgemeinen Bewußtsein, so empfangen sie den Namen Dogma. Vom Dogma muß man mit Gleich die rein theologischen Spekulationen unterscheiden. Obgleich letztere genau genommen nicht aus dem Leben des Glaubens stammen, so haben sie doch ihren Nutzen; sie dienen dazu, die Religion in Einklang zu bringen mit der Wissenschaft und jeden Zwiespalt zwischen beiden zu beseitigen; sie sollen nach außen die Religion erklären und sie verteidigen; sie können endlich den Stoff darstellen zur Vorbereitung eines künftigen Dogmas.

Vom Kultus wäre wenig zu sagen, wenn darunter nicht die Sakramente verstanden würden; über die Sakramente nämlich lehren die Modernen die schwersten Irrthümer. Der Kultus entsteht aus einer doppelten Nothwendigkeit, einem doppelten Bedürfnis; wir haben schon oben dargelegt: die Nothwendigkeit, das Bedürfnis, das sind in ihrem System die alles vermögenden Zauberworte. Die erste Nothwendigkeit ist, der Religion einen sichtbaren Leib zu geben, die zweite, sie zu verbreiten, woran man nicht denken könnte ohne sichtbare Formen und heiligende Handlungen, die man eben Sakramente nennt.

Die Sakramente sind für die Modernen reine Zeichen oder Symbole, allerdings ausgestattet mit einer Wirksamkeit. Man vergleicht sie mit gewissen Worten, von denen man zu sagen pflegt, daß sie ihr Glück machten, weil sie die Kraft haben, gewaltige und durchdringende Ideen auszusprechen, die Eindruck und Bewegung verursachen. Wie diese Worte sich verhalten zu diesen Ideen, ebenso die Sakramente zum religiösen Empfinden. Nichts mehr. Ebenso könnte man und mit mehr Klarheit sagen, daß die Sakramente nur eingesetzt seien, um den Glauben zu stärken, ein Satz, den das Konzil von Trient verworfen hat: Wenn jemand sagt, die Sakramente seien nur eingesetzt, um den Glauben zu stärken, der sei ausgestoßen. (Sess. VII can. 3.)

Sobald die Heilige Schrift. Ueber den Ursprung und die Natur der heiligen Bücher haben wir bereits einiges angedeutet. Die Modernen stellen sie hin als einfache Entwicklungen aus dem Glauben. Wenn man sie genau definieren will, muß man sagen, sie seien die Sammlung von Erfahrungen, die in einer gegebenen Religion gemacht sind, nicht der allgemeinen und vollstündlichen Erfahrungen, sondern der außergewöhnlichen und besonderen. Das gilt von dem Alten und dem Neuen Testamente ebenso wie von anderen Büchern. Sie fügen eine von ihrem Standpunkt recht vorsichtige Bemerkung hinzu, daß nämlich die Erfahrung sich zwar stets auf die Gegenwart richte, aber dennoch ihren Stoff auch in der Vergangenheit oder in der Zukunft schöpfen könne, so daß der Gläubige unter der Form der Gegenwart die vergangenen Dinge erlebt, die er in seiner Erinnerung aufleben läßt, und die zukünftigen, die er durch sein Voraussehen vorwegnimmt. Und so gebe es denn unter den heiligen Büchern historische und prophetische.

Gott spricht in diesen heiligen Büchern durch den Mund des Gläubigen, allerdings im Geiste der modernen Theologie vermittelt der Immanenz und der vitalen Permanenz. Fragt man sie nun, was von der Inspiration zu halten sei, so sagen sie, die Inspiration unterscheide sich in nichts, höchstens durch die Intensität, von dem Bedürfnis, das jeder Gläubige hat, seinen Glauben durch Wort oder Schrift mitzuteilen. Man findet eine gewisse Ähnlichkeit in der dichterischen Inspiration, und man erinnert sich des unbekanntem Wortes: ein Gott ist in uns; von ihm, der uns bewegt, kommt diese Flamme. — So also ist nach ihrer Lehre Gott das Prinzip der Inspiration in der Heiligen Schrift. — Diese Inspiration, so sagen sie weiter, schließt alles in der Heiligen Schrift in sich. So würde man denn mehr Orthodoxe finden als gewisse Andersdenkende unserer Zeit, die die Inspiration ein wenig einschränken wollen, indem sie ihr die sogenannten stillschweigenden Bitale entziehen. Alles Spiegelschere und Wort-Kauberei! Man fängt mit der Erklärung an, entsprechend den Prinzipien des Agnostizismus, daß die Bibel Menschenwerk sei, von Menschen für Menschen geschrieben, um dann theologisch zu sagen, sie sei göttlich infolge der Immanenz, nachdem man die Inspiration so umgedeutet hat. Allgemein ist eine solche Inspiration im modernen Sinne allerdings; in katholischen Sinne ist es überhaupt keine mehr.

#### Die Kirche.

Bei der Kirche werden uns die Phantasiegebilde der Modernen noch mehr Stoff geben. Die Kirche ist geboren aus einem zweifachen Bedürfnis: aus dem einen, daß jeder Gläubige empfindet, zumal wenn er einige selbständige Erfahrung hat, seinen Glauben mitzuteilen, und dann, wenn dieser Glaube allgemein oder, wie man sagt, kollektiv geworden ist, aus dem andern Bedürfnis, sich gesellschaftlich zu organi-

heren, um den gemeinsamen Schatz zu wahren, zu mehren, zu verbreiten. Was ist also die Kirche? Die Frucht des Kollektivbewusstseins, anders ausgedrückt: der Einzelgewissen in ihrer Vereinigung, der Gewissen, die kraft der vitalen Permanenz von einem ersten Gläubigen sich herleiten, für die Katholiken nämlich von Jesus Christus. — Nun hat jegliche Gesellschaft eine dirigierende Autorität notwendig, die ihre Glieder zu dem gemeinsamen Ziele hinführt, die zugleich durch Kluge, konservative Haltung die wesentlichen Merkmale bewahrt, d. h. in einer religiösen Societät: das Dogma und den Kultus. Daher denn in der katholischen Kirche die dreifache Gewalt, die Disziplinargewalt, die Lehrgewalt, die Priestergehalt. Aus dem Ursprung dieser Autorität leitet sich ihre Natur her, aus ihrer Natur dann ihre Rechte und Pflichten. In früheren Zeiten war es ein allgemeiner Irrtum, daß die Autorität von außen der Kirche gekommen sei, nämlich unmittelbar von Gott; damals konnte man mit Fug und Recht die Kirche autokratisch nennen. Aber davon ist man heute ganz abgekommen. Ebenso wie die Kirche eine vitale Emanation des Kollektivbewusstseins ist, ebenso ist die Autorität ihrerseits ein vitales Produkt der Kirche. Das religiöse Bewußtsein ist also der Ursprung der Autorität gerade wie der Kirche selbst, und darum hängt sie von ihm ab. Vergißt oder mißkennt die Autorität diese Abhängigkeit, dann wird sie zur Tyrannei. Wir sehen in einer Zeit, wo das Gefühl der Freiheit in voller Entwidlung ist; in der staatlichen Ordnung hat dieses Bewußtsein die konstitutionelle Regierung geschaffen. Nun gibt es aber nicht zweierlei Bewußtsein im Menschen, ebenso wenig wie zweierlei Leben. Wenn nun die kirchliche Autorität nicht im Innersten der Gewissen einen Konflikt heraufbeschwören und schüren will, dann muß sie sich den demokratischen Formen fügen. Und tut sie das nicht, dann ist sie zu Ende. Denn es wäre widersinnig, zu denken, das Gefühl der Freiheit, das einmal da ist, könne zurückweichen. Wollte man es eindämmen mit Gewalt und Zwang, die Explosion müßte furchtbar sein, sie würde alles hinwegfegen, Kirche und Religion. Solcher Art sind hier die Lehren der Modernen, und daher rühret denn ihre große Sorge, einen Mittelweg zu finden zwischen Kirchenautorität und Volksautorität.

#### Das Verhältnis von Kirche und Staat.

Doch die Kirche soll sich nicht bloß freundschaftlich mit den Nyrigen auseinandersetzen; sie hat nicht bloß Beziehungen nach innen, sie hat auch solche nach außen. Denn nicht sie allein umfaßt die Welt; neben ihr gibt es andere Gemeinschaften, mit denen sie notwendig zusammenwirken und sich berühren muß. Wie sind nun diesen gegenüber ihre Rechte und ihre Pflichten? Man muß sie bestimmen, und selbstverständlich nach keinem anderen Prinzip als nach ihrer eigenen Natur, so wie sie oben dargestellt wurde.

Die Regeln, die sie anwenden, sind die nämlichen wie für Wissenschaft und Glauben, nur daß es sich dort um die Objekte, hier um die Ziele handelt. Ebenso nämlich, wie Glaube und Wissenschaft einander fremd sind, in Anbetracht ihrer verschiedenen Objekte, so sind es auch Kirche und Staat in Anbetracht ihrer verschiedenen Ziele, des geistlichen für die Kirche, des zeitlichen für den Staat. Einstens hat man das Zeitliche dem Ewigen unterordnen können; man konnte von gemischten Fragen sprechen, bei denen die Kirche als Königin und Herrin erschien. Es kam daher, daß man damals die Kirche als eine Institution direkt von Gott ansah, insofern er nämlich der Urheber der übernatürlichen Ordnung ist. Heute jedoch verbinden sich Philosophie und Geschichte, um diese Lehre zu widerlegen. Also Trennung von Kirche und Staat, von Katholiken und Bürgern! Jeder Katholik, denn er ist ja zugleich Bürger, hat das Recht und die Pflicht, das öffentliche Wohl auf die Art zu fördern, die er für die beste hält, ohne sich zu kümmern um die Autorität der Kirche, ohne ihren Wünschen, ihren Rathschlägen, ihren Geboten Rechnung zu tragen, selbst mit Nichtachtung ihrer Verweise. Einem Bürger eine Nichtachtung zu geben oder vorzuschreiben unter irgend einem Vorwande, ist ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt, gegen den mit allen Kräften anzugehen Pflicht ist.

Die Prinzipien, aus denen diese Lehren sich herleiten, sind feierlich beurteilt durch Pius VI., unseren Vorgänger, in seiner Konstitution Auctorem fidei.

Es genügt der modernen Richtung noch nicht die Trennung von Kirche und Staat. Ebenso wie der Glaube sich der Wissenschaft unterordnen soll, was ihre wechselvollen Elemente betrifft, so muß in den zeitlichen Dingen die Kirche sich dem Staate fügen. Das sagen sie vielleicht nicht so offen; sie werden es sagen müssen, wenn sie in diesem Punkte konsequent sind. Gesetzt nämlich, daß in den zeitlichen Dingen der Staat Herr ist, so muß, wenn ein Christ sich einmal nicht mit den inneren Akten der Religion begnügt und äußere hinzufügen will, wie es die Verwaltung der Sacramente

wäre, dieses notwendig und konsequenterweise unter die Macht des Staates fallen. Und was gilt denn von der kirchlichen Autorität, bei der doch sozusagen jeder Akt sich auferlich zeigt? Sie müßte sich dem Staate vollständig unterwerfen. Das ist dann der evidente Schluß, der manche liberalen Protestanten dazu brachte, jeden äußeren Skull zu verwerfen, ja jede äußere religiöse Gemeinschaft und die Schaffung einer rein individuellen Religion zu versuchen.

Wenn die Modernen auch noch nicht soweit gehen, das, was sie einstreifen verlangen, ist, die Kirche solle, ohne sich viel bitten zu lassen, den modernen Richtungen folgen und schließlich sich den staatlichen Formen anpassen. Das sind ihre Ansichten über die Disziplinargewalt.

Das nun die Lehr- und dogmatische Autorität angeht, so sind darüber ihre Ideen viel mehr fortgeschritten und veränderlich. Wie stellen sie sich denn das kirchliche Lehramt vor? Keine religiöse Gemeinschaft, sagen sie, besitzt wirkliche Einheit, wenn nicht das religiöse Bewußtsein ihrer Glieder eins ist und eins auch die Glaubensformen, die sie bekennen. Nun erfordert aber diese doppelte Einheit eine Art allgemeiner Erkenntnis, woraus dann die Formel zu suchen und zu bestimmen ist, die am besten diesem gemeinsamen Bewußtsein entspricht, die übrigens, einmal festgestellt, dann genügend Autorität hat, um sie der Gemeinschaft aufzuerlegen. Aus der Vereinigung und sozusagen Verschmelzung dieser beiden Elemente, der Erkenntnis, die die Formel wählt und der Autorität, die sie vorstellt, ergibt sich für die Modernen der Begriff des kirchlichen Lehramts. Weil dieses Lehramt seinen ersten Ursprung in den Einzelgewissen hat, und weil es zu deren größtem Nutzen einen öffentlichen Dienst verleiht, darum muß es sich ganz offenbar unterordnen, indem es sich den Formeln der Gesamtheit fügt. Den Einzelgewissen verbietet, offen und laut ihre Bedürfnisse zu verkünden, die Kritik knebelt, die notwendigen Entwidlungen hemmen, das ist dann nicht mehr die Anwendung einer aus Nützlichkeitsgründen übertragene Gewalt, es ist ein Mißbrauch der Autorität. Dann aber muß die Anwendung dieser Autorität oder Gewalt milder werden. Ein Werk verurteilen oder kennzeichnen ohne Vorwissen des Verfassers und ohne Erklärungen seinerseits, ohne Diskussion, das grenzt wahrhaft an Tyrannei. Kurz: auch hier muß sich ein Mittelweg finden lassen, wo zugleich die Rechte der Autorität und der Freiheit gewahrt werden. Was wird inzwischen der Katholik tun? Er wird sich hoch und teuer für die Autorität erklären, aber ohne sich im geringsten zu verleugnen, ohne auch nur etwas von seinem Charakter und seinen Anschauungen preiszugeben.

Das also will man der Kirche aufladen. In dem Augenblick, wo ihr Zweck rein geistig ist, muß die religiöse Autorität sich jeder sichtbaren Erscheinung entäußern und jeder pompösen Pierei, durch die sie sich theatralisch macht. Dabei vergesse sie, daß die Religion, wenn sie auch eigentlich der Seele angehört, doch nicht auf sie beschränkt ist, und daß die Ehre, die man der Autorität erweist, zurückgeht auf Jesus Christus, der diese eingesetzt hat.

#### Hauptpunkt des Systems: Die Evolution.

Um nun den Gegenstand über den Glauben und seine Ausläufer ganz zu erschöpfen, erübrigt es noch zu sehen, wie die Modernen ihre Entwidlung verstehen. Sie stellen zuerst als Grundprinzip dieses auf, daß in einer lebendigen Religion nichts sei, was sich nicht ändern könne, ja sich ändern müsse. Von da aus kommen sie dann zu dem Hauptkern ihres Systems, der Evolution. Den Gesetzen der Evolution ist alles tributpflichtig, das Dogma, die Kirche, der Kultus, die h. Bücher, selbst der Glaube, alles unter Strafe des Todes. Man vergegenwärtige sich nur bei diesen Einzeldingen die Ansichten der Modernen, und das Prinzip kann nicht mehr überraschen.

Was dann seine Anwendung und die Ausführung dieser Evolutionsgesetze betrifft, so wollen wir darüber ihre Lehre entwideln, zunächst für den Glauben. Sie sagen: Für alle Menschen gemeinsam, noch dunkel zwar, war die ursprüngliche Glaubensformel; sie resultierte ja genau aus der Natur selbst und aus dem menschlichen Leben. Dann schritt sie voran, und zwar durch vitale Evolution, d. h. nicht durch Hinzufügen neuer Formeln, die von außen kamen und nur angegliedert wurden, sondern durch die zunehmende Schärfe der religiösen Auffassung im Bewußtsein. Und dieser Fortschritt war zweifach; negativ durch die Ausstoßung aller fremden Elemente, z. B. der Familien- oder nationalen Empfindung; positiv durch das Einbernehmen zwischen der intellektuellen und moralischen Vollkommenheit des Menschen, da infolge dieser Vollkommenheit der Begriff des Göttlichen mehr und mehr erweitert und erläutert und zugleich die religiöse Auffassung gehoben und gereinigt wurde.

Um diesen Fortschritt des Glaubens zu erklären, braucht man nur auf die Ursachen zurückzugehen, aus denen er entstand, höchstens muß man die Tätigkeit gewisser außergewöhn-

lichen Menschen hinzuzufügen, die wie Propheten nennen, von denen Jesus Christus der bedeutendste war. Sie unterstehen dem Fortschritt des Glaubens, entweder weil sie in ihrem Leben und in ihrer Arbeit etwas Geheimnisvolles haben, das der Glaube an sie zieht und verarbeitet, um es der Gottheit zuzuliegen, oder weil sie bevorzugt sind, durch Eigenerfahrungen, die mit den Bedürfnissen ihrer Zeit harmonieren.

Der Fortschritt des Dogmas richtet vornehmlich her von den Hindernissen, die der Glaube übersteigen muß, von den Feinden, die er zu überwinden, von den Widersprüchen, die er zu beseitigen hat, wozu dann noch der innenwährende Druck kommt, in einem fort tiefer einzudringen in die eigenen Mythen. So kam es, um uns auf ein Beispiel zu beschränken, daß der Glaube jenes gewisse Göttliche, das er in Jesus Christus erkannte, allmählich und fortwährend hob und erweiterte, bis er aus ihm schließlich einen Gott gemacht hat.

Der Hauptfaktor der Weiterentwicklung des Faktus ist die Notwendigkeit einer Anpassung an die volkstümlichen Gewohnheiten und Traditionen wie auch das Bedürfnis, die Gewalt auszunutzen, welche gewisse Handlungen aus der Gewohnheit herleiten. Für die Kirche endlich ist es die Notwendigkeit, sich den historischen Konjunktoren zu fügen und sich den bestehenden Formen der bürgerlichen Gemeinschaften anzupassen. — Das ist die Evolution im einzelnen. Ganz besonders wollen wir die Theorie von der Notwendigkeit oder den inneren Erfordernissen kennzeichnen; übrigens war sie bisher die Grundlage des Ganzen, und gerade auf ihr beruht die verächtliche Methode, die man die historische nennt. Wir sind noch nicht zu Ende mit dieser Evolutionstheorie. Die Evolution entspringt, wie ihre Verfechter sagen, zweifellos aus den Notwendigkeiten; doch wären diese, allein wirksam, losgetrennt von dem traditionellen Ganz, im Gegensatz zu dem ursprünglichen Keim, so würde die Evolution viel eher zum Untergang als zum Fortschritt führen.

Sagen wir also, um den Gedanken der Modernen vollständig wiederzugeben, daß die Evolution hervorgeht aus dem Konflikt zweier Kräfte, deren eine zum Fortschritt treibt, während die andere konservativ wirkt. — Diese konservative Kraft in der Kirche ist die Tradition, und sie ist repräsentiert durch die Autorität. Und das rechtlich und tatsächlich; rechtlich, weil die Verwirklichung der Tradition gleichsam ein natürlicher Instinkt der Autorität ist; tatsächlich, weil die Autorität, da sie über den Wechselfällen des Lebens schwebt, gar nicht oder nur wenig den Sporn des Fortschrittes merkt.

Die fortschrittliche Kraft dagegen, die den Bedürfnissen entspringt, glimmt und gärt in den Einzelgewissen, und besonders in jenen, die in innigerem Kontakt mit dem Leben stehen.

Sieht man hier nicht diese verderbliche Lehre in die Erscheinung treten, welche die Laien innerhalb der Kirche zu einem Faktor des (dogmatischen) Fortschrittes machen will? — Nun verwirklichen sich trotz einer Art Kompromiß und Betrug zwischen der Konservativen und fortschrittlichen Gewalt die Veränderungen und der Fortschritt. Die Einzelgewissen, wenigstens hier und da, haben Einfluß auf das Kollektive; dieses übt einen Druck auf die Träger der Autorität, bis es schließlich zu einer Uebereinkunft kommt über den Vertrag abgeschlossen, dann wachet das Gesamtgewissen über die Beobachtung. — Jetzt versteht man das Staunen der Modernen, wenn sie geladelt und verurteilt werden. Was man ihnen als Fehler vorwirft, das halten sie wirklich für eine heilige Pflicht. In innigster Verbindung mit den Gewissen kennen sie deren Bedürfnisse besser als irgend einer, sicher besser als die kirchliche Autorität, sie sind ja sozusagen damit verwachsen. Deshalb wachen sie auch in Wort und Schrift offen Gebrauch von ihrer Kenntnis; es ist ihre Pflicht. Mag die Autorität sie tadeln, so viel sie will; sie haben für sich ihr Gewissen und eine innere Erfahrung, die ihnen mit Gewißheit sagt, daß sie eigentlich Lob verdienen und keinen Tadel. Und dann trösten sie sich schließlich damit, daß kein Fortschritt kommt ohne Krisis, und keine Krisis ohne Opfer. Opfer! Das wollen sie sein wie Christus und die Propheten! Gegen die Autorität, die sie mißhandelt, haben sie keine Bitterkeit; schließlich erfüllt sie ja nur ihre Pflicht als Autorität. Nur beklagen sie es, daß sie taub bleibt gegen ihre dringenden Vorstellungen, weil unterdessen sich für die Seelen die Hindernisse häufen auf dem Wege zum Idealen. Aber die Stunde wird kommen, sicher kommen, wo es keine Ausflüchte mehr gibt; denn man kann wohl die Evolution bekämpfen; niederzwingen kann man sie nicht. Und sie gehen ihren Weg; geladelt und verurteilt, gehen sie immer weiter, indem sie in grenzenloser Verbogenheit durch gläserne Mauern Unterwerfung vorgeben. Sie beugen heuchlerisch das Haupt, während sie mit allen Gedanken und Kräften Kühner als jemals den vorgezeichneten Weg verfolgen. Das ist bei ihnen wohlüberlegt und gut

eingefädelt; denn sie halten dafür, man müsse die Autorität anspornen, aber nicht zerstören, und es liegt ihnen daran, im Schoße der Kirche zu verbleiben, um dort zu wirken und allmählich das allgemeine Gewissen zu modifizieren. Damit gestehen sie zu, freilich ohne es zu merken, daß das allgemeine Gewissen nicht auf ihrer Seite ist und daß sie gegen alles Recht handeln, als dessen Ausleger sie sich aufspielen.

So nun geht die Lehre der Modernen wie auch all ihr Kräfte darauf hinaus, daß es nichts Stabiles und Unveränderliches in der Kirche geben soll. Sie haben darin Vorläufer gehabt, die von denen Pius X., unser Vorgänger, schrieb: „Diese Feinde der göttlichen Offenbarung loben den menschlichen Fortschritt und behaupten mit einer wahrhaft satirischsten Verwegenheit und Kühnheit, diesen Fortschritt in die katholische Religion einzuführen, als wenn diese Religion nicht Gottes Werk wäre, vielmehr Menschenwerk, irgend eine philosophische Erfindung, empfänglich für menschliche Vervollkommnung.“

Ueber die Offenbarung und das Dogma bietet die Lehre der Modernen im einzelnen nichts neues; wir finden sie beurteilt in dem Enchiridion Pius IX., wo sie geschildert wird mit diesen Worten: „Die göttliche Offenbarung ist unvollkommen, folglich einem anhaltenden und endlosen Fortschritt unterworfen, in Verbindung mit dem Fortschritt der menschlichen Vernunft.“ Noch feierlicher ist sie beurteilt durch das vatikanische Konzil: „Die Glaubenslehre, die Gott geoffenbart hat, ist nicht den Geistern dargeboten worden wie eine philosophische Erfindung, die sie zu vervollkommen hätten, sondern sie ist der Braut Jesu Christi anvertraut als ein göttlicher Schatz, um von ihr treu bewahrt und ausgelegt zu werden. Darum ist jener Sinn der Dogmen festzuhalten, den unsere Mutter, die Kirche, einmal definierte, und niemals darf man unter dem Vorwande eines tieferen Verständnisses von diesem Sinn abweichen.“

Dadurch ist, und das auch auf dem Gebiete des Glaubens, das Wachstum unserer Erkenntnis keineswegs behindert, vielmehr gefördert und begünstigt. Deshalb fährt das vatikanische Konzil fort:

„Möge die Erkenntnis, die Wissenschaft, die Einsicht wachsen und fortschreiben in mächtiger und starker Bewegung im einzelnen wie in der Gesamtheit, in den Gläubigen wie in der ganzen Kirche, von Alter zu Alter, von Jahrhundert zu Jahrhundert, jedoch stets in ihrer Art, nämlich nach demselben Dogma, demselben Sinn, derselben Auffassung.“

(Schluß folgt in nächster Nummer.)

## Exerzitien 1907,

in den Klöstern der PP. Redemptoristen finden statt:

Für Pr ester:

1. im Kloster zu Trient (Zeldstr. 34) vom 23. Sept. abends bis 27. Sept.,

2. im Kloster zu Bochum i. W. (Klosterstr.), 23. Sept. abends bis 27. Sept.

Anmeldungen möge man frühzeitig an den P. Rektor des betreffenden Hauses richten.

## Allerlei.

— Zum Kapitel der Straßenbettelei wird der „Dortm. Z.“ geschrieben: Eine alte blinde Frau sah vor einiger Zeit fast jeden Sonntag unter der Brücke der Rheinischen Bahn am Heiligenweg und bettete die Vorübergehenden an; sie wurde auch wiederholt an der Buschmühle und am Kaiser Wilhelm-Park gesehen. Ein Junge von 12 Jahren stand in der Nähe und hielt Ausschau nach einer eventuell auftauchenden Helmspitze. Die Gaben flossen reichlich, die Spekulation auf die gute Stimmung der zahllosen Sonntagsausflügler war keine verfehlte. Wer sollte denn auch nicht mit einer alten blinden Frau Mitleid haben. Ein praktischer Wohlthäter faßte jedoch die Sache richtig an und zog Erkundigungen nach den häuslichen Verhältnissen der Wunden ein. Da stellte es sich nun heraus, daß der gesunde und rüstige Mann der Bettlerin auf einem größeren Werke hieselbst in Arbeit steht annähernd 4 Mark täglich verdient, bezgleichen ein 22jähriger Sohn, sodas eine Tageseinnahme von etwa 7,50 Mark vorhanden war. Was die anderen erwachsenen Kinder, die sich im Haushalte befanden, bedienten, konnte nicht ermittelt werden, die tatsächliche Einnahme stellt sich aber entschieden höher, wie oben angegeben. Die alte Frau ist nun von berufener Seite ermahnt worden, ihre lukrative Nebenbeschäftigung einzustellen und wird es hoffentlich auch wohl tun.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf, Tagblatt, Düsseldorf, Verantwortlicher Redakteur: Herm. Orth, Rath.

# Blätter für den Familienkreis

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 39.

Düsseldorf, den 29. September.

1907.

Inhalt: Evangelium zum neunzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Das Hochzeitskleid. — Das Schifflein Petri. — Enzyklika Papst Pius' X. über die Lehren der Modernisten. — Exerzitien 1907. — White Wander — Auerlei.  
(Ubersichtiger Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 1-14.  
„In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht, und gingen ihre Wege; Einer auf seinen Meierhof, der Andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus, und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Geht also auf die offenen Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten Alle zusammen, Gut- und Böse: und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird Heulen und Zähneklirren sein. Denn Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

### Das Hochzeitskleid.

Zu Deiner Hochzeit hast Du uns geladen,  
Als kaum sich noch des Lebens Rauch geregt:  
Das Lausgewand — das Hochzeitskleid der Gnaden —  
Hast Du uns in die Wiege schon gelegt.

Dein Engel führte uns auf ebenen Wegen  
Zum Heisziel durch dieses Erdental;  
Schon winkt die dunkle Pforte uns entgegen,  
Die Einlaß heut zu Deinem Hochzeitsaal.

Und just am Ziele stehen wir und weinen,  
Da wir im Spiegel uns're Not entdeckt:  
So dürfen, Herr! wir nicht vor Dir erscheinen,  
Wie ist das Kleid von Sündenschmutz besetzt!

Wir müßten so vor Deinem Borne weichen,  
Von Dir verstoßen in die ew'ge Qual —  
O laß ein neues Hochzeitskleid uns reichen,  
Oh' Du uns ruffst zu Deinem Hochzeitsmahl!

### Das Schifflein Petri.

XVI.

Vor einigen Jahren hat der verdiente Professor am Priesterseminar zu Trier, Dr. Eker, eine „Katholische Hausbibel“ herausgegeben. Sie ist nicht nur vom hochw. Bischof von Trier, sondern von einer ganzen

Reihe von Bischöfen warm empfohlen. Und mit Recht! Denn, wenn es so oft in der Vorrede eines neu erscheinenden Buches heißt, daß es „einem längst gefühlten Bedürfnisse“ entgegenkomme, — hier ist es buchstäblich wahr! Ich halte das Werk für das Ideal einer „Volksbibel“, sowohl hinsichtlich der Auswahl des Stoffes als auch der beigefügten kurzen Erklärungen. Wie würde ich mich freuen, wenn recht viele unserer geschätzten Leser diese Hausbibel in ihre Hausbibliothek aufnehmen und — fleißig lesen wollten.“

Der Herausgeber hat seine Meisterhaft namentlich dadurch bekundet, daß er aus der Hl. Schrift mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Umsicht gerade diejenigen Teile ausgewählt hat, die für den katholischen Christen besonders nützlich zu lesen sind. Deshalb bin ich überzeugt, daß das Werk sich in unsern katholischen Familien nach und nach einen Ehrenplatz erobern wird neben der weitverbreiteten Handpostille von Gossine.

Freilich, drüben bei unsern getrennten Brüdern gibt man „die ganze Bibel“ schon den Kindern in die Hand, sobald sie den sog. Konfirmationsunterricht besuchen. Wie sehr schmeichelt es dem Stolge, das Buch der Bücher (angeblich) nach eigenem Ermessen auslegen zu dürfen! Aber in welchem Labyrinth von Schwierigkeiten muß jeder geraten, der nach Wahrheit strebt und Nichts in Händen hat, als die Bibel! Wie will denn ein Mann aus dem Volke und erst recht ein Kind im Stande sein, den wahren Sinn dieser oder jener Schriftstelle herauszufinden? Haben denn nicht alle im Laufe der Jahrhunderte aufstretenden Irrlehrer sich auf die Hl. Schrift berufen und — im Widerspruch mit der Kirche Jesu — sie gedeutet? Wie kann man denn annehmen, Gott, der Herr, habe ein Buch, worüber gelehrte Professoren sich seit Jahrhunderten den Kopf zerbrochen, in die Welt geworfen, damit ein jeder dasselbe nach seiner Laune und seinem persönlichen Gutdünken auslege? Und dieses Buch, dessen Verständnis nicht nur ein gründliches Studium, sondern auch nicht unerhebliche Vorkenntnisse erfordert, — dieses Buch wollte Gott, der Herr, ohne Unterschied dem Gebildeten wie dem völlig Ungebildeten in die Hand gegeben wissen? Kein Geringerer als Lessing hat darauf bereits die scharfe, aber treffende Antwort gegeben: „Aber wie bedauerte ich dann euch arme, unschuldige Seelen, die ihr in Ländern geboren seid, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! Oder euch, die ihr in Ständen geboren seid, die überall noch des ersten Grades einer besseren Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß Lesen können ebenso notwendig zur Seligkeit ist, als getauft sein.“ — So

\* Katholische Hausbibel. Biblische Geschichten für das kath. Volk von J. Eker, Prof. am Priesterseminar zu Trier. (Paulinus-Druckerei, Trier.)

schrieb der scharfe (protestantische) Kritiker um das Jahr 1770, also zu einer Zeit, wo auch in unserem deutschen Vaterlande der weitans größere Teil des Volkes weder lesen noch schreiben lernte. Und wie sieht es in dieser Hinsicht heute noch aus in den meisten europäischen Staaten außerhalb Deutschlands! Und wer denkt hier nicht unwillkürlich an die apostolischen Arbeiten unserer Missionare in den Kolonien und an die tausend Schwierigkeiten, die das Erlernen der Sprache der Eingeborenen mit sich führt!

Vergeblich sucht der von Zweifeln heimgesuchte Protestant Aufklärung. An wen soll er sich wenden? An seinen Prediger? Aber was soll dieser ihm antworten? Er ist vielleicht selbst damit beschäftigt, über einen wichtigen Punkt in der Bibel zusammensuchen, was er glauben muß, oder verwerfen darf. Doch gesetzt den günstigen Fall, der Prediger habe sich sein Glaubensbekenntnis vollständig zurechtgelegt; welches Ansehen kommt diesem „Glaubensbekenntnis“ denn zu? Es ist die Ansicht eines einzelnen Menschen und bietet darum für den Glauben eine absolute unzureichende Grundlage.

Dem zweifelnden Protestanten vermag aber auch seine Kirche nicht zu helfen; denn diese kann ihn nur auf die Bibel verweisen, deren Sinn sie ebensowenig kennt, wie er, bei deren Auslegung sie ja ebenso dem Irrtum unterworfen ist, wie er selber.

Und trotz alledem — ich wiederhole es — ist drüben das eigentliche Volk gläubiger, oder besser gesagt, in seinem ganzen religiösen Leben „katholischer“ geblieben, als es selbst weiß. Der vom Baum der Kirche Jesu abgerissene Ast weist an seinen Enden (d. i. im Volke) noch heute erfreuliche Reste katholischen Lebens und echt-christlicher Fruchtbarkeit auf.

### \* Enzyklika Papst Pius' X. über die Lehren der Modernisten.\*

(Schluß.)

#### Der Modernismus in Geschichtsschreibung und Kritik.

Nachdem wir bei den Anhängern des Modernismus den Philosophen, den Glaubenden, den Theologen betrachtet haben, bleibt uns noch die Beurteilung des Historikers, des Kritikers, des Apologeten, des Reformators übrig. Gewisse unter den Modernisten, die sich geschichtlichen Studien widmen, scheinen sich sehr davor zu fürchten, daß man sie für Philosophen hält. Von Philosophie wissen sie keine Spur. Das ist höchste Schamlosigkeit. Sie fürchten, daß man sie im Verdachte habe, in die Geschichte bestimmte vorher gebildete Vorstellungen philosophischer Herkunft hineinzutragen, daß man sie nicht, wie es heute heißt, für objektiv genug halte. Dennoch ist nichts leichter als zu zeigen, daß ihre Geschichte, ihre Kritik ein reines Werk der Philosophie sind, daß ihre historisch-kritischen Schlüsse geradezu ihren philosophischen Grundfäßen entstammen. Ihre drei großen Gesetze sind in den bereits betrachteten philosophischen Prinzipien enthalten, im Agnostizismus, in der Transfiguration der Dinge durch den Glauben, endlich in dem, was wir glauben Defiguration nennen zu sollen.

Nach dem Agnostizismus gehen die Geschäfte wie auch die Wissenschaften nur den sichtbaren Erscheinungen nach, also muß Gott sowie jedes Eingreifen Gottes in die menschlichen Dinge dem Glauben zugewiesen werden, als der ausschließlichen Instanz. Tritt irgend etwas auf, wo Göttliches und Menschliches sich vermischen, z. B. Christus, die Kirche, die Sakramente, so muß man dieses Kompositum teilen und seine Elemente absondern. Das Menschliche bleibt der Geschichte, das Göttliche gehört zum Glauben. Daher ist den Modernisten die Unterscheidung des Christus in der Geschichte und des Christus im Glauben, der Kirche in der Geschichte und der Kirche im Glauben, der Sakramente im Glauben usw. durchaus geläufig.

Weiterhin ist dieses menschliche Element, das für historisch gehalten wird, wie es in den Dokumenten erscheint, seinerseits offenbar durch den Glauben transfiguriert d. h. über die historischen Bedingungen hinaus erhoben worden. Also muß man es aller derjenigen Hinzufügungen, die der Glaube gemacht hat, entkleiden, und diese den Glauben zuweisen, den Glauben selbst und die Geschichte des Glaubens, also auch, was Christus angeht, alles das, was über den Menschen nach seiner natürlichen Stellung, den Menschen be-

stimmter Gegenden und bestimmter Zeiten, sowie nach der Auffassung, die die Psychologie sich von ihm macht, hinausgeht.

Schließlich lassen sie auf Grund des dritten Prinzips der Philosophen auch die Dinge, die über den Bereich der Geschichte nicht hinausgehen, gleichsam durch ein Sieb, scheiden sie aus der Geschichte und verwerfen an den Glauben alles, was nach ihrem Urteil nicht in der Logik der Tatsachen enthalten ist oder zu den Personen nicht paßt. So behaupten sie, daß unser Herr niemals ein Wort vorgebracht habe, das nicht von der Menge, die ihn umgab, hätte verstanden werden können. Davon leiten sie die Behauptung ab, daß alle Allegorien, die man in seinen Gesprächen findet, aus seiner wirklichen Geschichte ausgeschieden und den Glauben überwiesen werden müßten. Auf Grund welches Kriteriums macht man nun einen solchen Unterschied? Je nun, indem man den Charakter des Menschen, seine gesellschaftliche Stellung, seine Bildung, die Gesamtheit der Umstände ins Auge faßt, unter denen seine Handlungen sich vollziehen. Das aber läuft alles, wenn wir es richtig verstehen, auf rein subjektive Kritik hinaus. Man geht folgendermaßen vor. Man sucht sich mit der Persönlichkeit Jesu Christi zu befreunden; und was man nun selber unter ähnlichen Umständen getan haben würde, das zögert man nicht, ihm zuzuschreiben. So sprechen sie absolut a priori und auf Grund gewisser philosophischer Prinzipien, die man sich stellt, nicht zu kennen, die aber doch die Grundlage ihres Systems sind, dem Christus der tatsächlichen Geschichte die Göttlichkeit ab, wie seinen Handlungen jeden göttlichen Charakter. Was den Menschen angeht, so hat er nur getan oder gesagt, was sie ihm gestatten zu sagen oder zu tun, indem sie sich selbst in die Zeit versetzen, wo er gelebt hat.

Wie nun die Geschichte von der Philosophie ihre Schlagfolgerungen gleich fertig erhält, so die Kritik von der Geschichte. Der Kritiker macht von den Angaben, die ihm der Geschichtsschreiber liefert, in den Dokumenten zwei Abteilungen. Diejenigen, welche der dreifachen Elimination entsprechen, kommen auf die Seite der Geschichte des Glaubens oder der inneren Geschichte, der Rest verbleibt der realen Geschichte. Sie unterscheiden sorgfältig diese doppelte Geschichte. Wohlgerne stellen sie die Geschichte des Glaubens der realen Geschichte, eben weil sie real ist, gegenüber. Daraus ergibt sich, daß von den beiden Christus, die wir erwähnt haben, der eine real ist, der andere, derjenige des Glaubens, niemals in der Realität existiert hat. Der eine hat zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Orte gelebt, der andere hat nie anderswo gelebt als in den frommen Meditationen des Glaubenden, so z. B. der Christus, den uns das Evangelium des h. Johannes vorstellt. Dieses Evangelium ist von Anfang bis zu Ende nur eine reine Meditation.

Hierauf aber beschränkt sich die von den Philosophen über die Geschichte ausgeübte Vormundschaft nicht. Nach der Teilung der geschichtlichen Dokumente kommt der Philosoph mit seinem Prinzip der vollen Immanenz heraus. Die volle Immanenz, sagt er, ist das, was in der Geschichte der Kirche alles erklärt, in irgend einem Bedürfnis beruht, so folgt daraus, daß keine Tatsache den ihr entsprechenden Bedürfnissen vorgeht, da sie historisch nur später sein kann als sie. Der Historiker geht damit folgendermaßen vor. Er stürzt sich auf Dokumente, die er zusammenbringen kann, die in der Heiligen Schrift enthalten oder anderwärts genommen sind, und stellt eine Art Verzeichnis der aufeinander folgenden Bedürfnisse auf, die sich für die Kirche geltend gemacht haben. Nach Aufstellung desselben überläßt er es dem Kritiker. Dieser nimmt es mit der einen Hand entgegen, greift mit der anderen nach dem Bündel Dokumente, die der Geschichte des Glaubens zugewiesen sind, reißt diese nach der Folge der Zeiten aneinander in gemessenen Zeitschnitten, die genau jenen entsprechen, und läßt sich dabei von dem Grundsatz leiten, daß die Erzählung nur der Tatsache sich anschließen kann, wie die Tatsache dem Bedürfnis. Richtig ist freilich, daß gewisse Teile der Heiligen Schrift, zum Beispiel die Episteln, die Tat selbst als durch das Bedürfnis hervorgerufen hinstellen. Aber wie dem auch sei, es ist ein Gesetz, daß das Datum der Dokumente auf keine andere Weise bestimmt werden kann, als an Hand des Datums der Bedürfnisse, die sich nach und nach der Kirche aufgedrängt haben.

Nun kommt eine weitere Operation, denn man muß zwischen dem Ursprung einer Tatsache und ihrer Entwicklung unterscheiden. Was an einem Tage geboren wird, gewinnt erst mit der Zeit größeren Umfang. Der Kritiker greift also wieder auf die Dokumente zurück, die von ihm nach der Folge der Zeiten aufgereiht worden sind und macht daraus zwei Teile, von denen der eine sich auf den Ursprung, der andere auf die Entwicklung bezieht. Den letzteren verteilt er in bestimmter Ordnung auf verschiedene Zeitabschnitte. Das Prinzip, das ihn bei dieser Arbeit leitet, wird ihm wiederum

vom Philosophen geliefert, denn nach dem Philosophen beherrscht und regiert ein Prinzip die Geschichte und zwar die Evolution. Der Historiker hat also auf's neue die Dokumente durchzuforschen, sorgfältig die verschiedenen Konjunkturen zu erkunden, die die Kirche durchgemacht hat im Laufe ihres Lebens, ihre konservative Kraft, die inneren und äußeren Notwendigkeiten, die sie zum Fortschritt treiben, die Hindernisse, die ihr den Weg zu versperren drohen, kurz alles zu würdigen, was Auskunft geben kann über die Art, in der sich in ihr das Gesetz der Evolution betätigt hat. Ist diese Arbeit getan, dann zeichnet er zum Abschluß eine Art Stütze der Geschichte der Kirche. Der Kritiker fahrt in sein leeres Bündel Dokumente hinein, die Jeder eilt, die Geschichte ist geschrieben.

Nun fragen wir: Wen wird man als ihren Urheber bezeichnen? Den Geschichtsschreiber, Den Kritiker? Gewiß weder den einen noch den anderen, sondern den Philosophen. Alles geht hier vom Apriorismus aus, und zwar einem Apriorismus, der von Häresien wimmelt. Es jammert einen dieser Menschen, von denen der Apostel sagen würde: In ihrem Denken haben sie das Bewußtsein verloren, denn sich weise nennen, sind sie Toren geworden. Dennoch empören sie einen, wenn sie die Kirche beschuldigen, daß sie die geschichtlichen Dokumente so durcheinander mengen und zurecht stutzen, daß sie für ihren Nutzen sprächen. Tatsächlich schreiben sie der Kirche zu, was ihnen ihr eigenes Gewissen auf das deutlichste vorwirft.

Aus dieser Verzerrung und Verteilung der geschichtlichen Dokumente auf lange Zeiträume folgt natürlich, daß die heiligen Bücher denjenigen Autoren nicht zugewiesen werden können, nach denen sie benannt sind. Daher tragen die Modernisten insgemein kein Bedenken, zu behaupten, daß eben diese Bücher, zuvörderst der Pentateuch und die drei ersten Evangelien, aus einer ursprünglich kleinen Erzählung nach und nach durch Ergänzungen und Einschübsel zwecks theologischer und allegorischer Interpretation oder auch durch bloße Verbindungen der an sich getrennten Stücke entstanden seien. — Freilich muß, um das mit wenigen Worten und klarer zu sagen, dabei die zweckvoll wirkende (vitale) Evolution der heiligen Schriften angewendet werden, die auf der Evolution des Glaubens beruht und mit ihr im Einklang steht. — Die Spuren dieser Evolution fügen sie hinzu, sind so offensichtlich, daß man gewissermaßen ihre Geschichte schreiben kann. Ja, sie schreiben sie sogar, und zwar mit solcher Strupellosigkeit, als ob sie mit eigenen Augen die einzelnen Verfasser gesehen hätten, die im Verlauf der Zeiten an dem Ausbau der heiligen Schrift gearbeitet haben. — Um das zu beweisen, nehmen sie die sogenannte Textkritik zu Hilfe und wüten mit aller Gewalt dazwischen, daß hier eine Tatsache, dort ein Wort nicht an der richtigen Stelle stehe, und bringen andere Gründe dieser Art vor. Man könnte geradezu sagen, sie hätten sich für Erzählungen und Gespräche gewissermaßen feste Typen geschaffen, um danach zu beurteilen, was an seinem Platze steht und was nicht. — Wie kompetent sie für solche Entscheidungen sind, das mag jeder selbst abschätzen. Doch wer sie von ihren eigenen Arbeiten über die heiligen Schriften sprechen hört, durch die sie so viel Zusammenhangloses in den letzteren nachgewiesen haben wollen, der könnte glauben, daß vor ihnen noch kein Mensch die heilige Schrift in der Hand gehabt habe und daß nicht eine beinahe unbegrenzte Menge von Gelehrten sie nach jeder Richtung hin durchforscht habe, Männer, die wahrlich an Genie, Gelehrsamkeit und Heiligkeit des Lebens jene weitaus übertreffen. Diese hochgelehrten Männer sagten nicht daran, an der heiligen Schrift irgendetwas auszuheben, nein, je tiefer sie in dieselbe eindringen, um so mehr dankten sie Gott, daß er sich gewürdigt habe, so zu den Menschen zu sprechen. Aber leider hatten unsere Gelehrten beim Studium der heiligen Schrift ja nicht dieselben Hilfsmittel wie die Modernisten! Sie haben auch nicht als Lehrerin und Führerin eine Philosophie gehabt, die mit der Vergewaltigung Gottes anknüpft, und sie haben sich schließlich nicht selbst als Norm der Wahrheit aufgestellt!

Wir glauben nunmehr die historische Methode der Modernisten hinreichend klar gemacht zu haben. Der Philosoph geht voran; dann folgt der Historiker; danach kommt der Reihe nach die innere und textliche Kritik. Und weil es der ersten Ursache eigentümlich ist, daß sie ihre Wirkung auf alle folgenden überträgt, so ist es klar, daß eine derartige Kritik nicht eine beliebige sein kann, sondern daß sie agnostisch, immmanent, evolutionistisch heißt; wer sich daher zu ihr bekennt und sich ihrer bedient, der bekennt sich auch zu den darin liegenden Irrtümern und setzt sich mit der katholischen Lehre in Widerspruch.

Darum ist es sehr auffallend, daß bei den Katholiken eine solche Kritik heutzutage so viel gilt. Das hat aber eine doppelte Ursache: Zunächst das enge Bündnis, das die Geschichtsschreiber und die Kritiker dieser Art unter sich geschlossen haben und wobei sie alle nationalen und religiösen Gegensätze

ausfalteten; dann aber die große Unberücksichtigung, mit der, wenn einer von ihnen etwas schwächt, die anderen ihn sofort Beifall spenden und sagen, das sei ein Fortschritt der Wissenschaft; mit der sie, wenn einer die eine oder andere neue Erscheinung nach seinem eigenen Gutdünken beurteilen will, insgesamt über ihn herfallen; wer ihnen nicht bestimmt, den zeihen sie der Unwissenheit; wer ihnen recht gibt und sie verteidigt, den überhäufen sie mit Lobprüchen. Dadurch haben sich nicht wenige hinter's Licht führen lassen, die, wenn sie die Sache besser überlegt hätten, einen Schreden bekommen hätten. Infolge dieser Vorherrschaft der Irrenden und infolge der unvorsichtigen Zustimmung der Unbedachten hat sich eine verdorbene Atmosphäre gebildet, die alles durchdringt und die Best weiter ausbreitet. — Gehen wir zu den Apologeten über.

Natürlich dehnen die Modernisten das Urteil, welches sie über die Tradition fällen, auf die hl. Väter aus. Mit unerhörter Kühnheit erklären sie dieselben Personen jeder Verehrung für unwürdig, nennen sie aber in Sachen der Geschichte und Kritik unglaublich unwissend, was eben nur durch die Zeit, in der sie lebten, entschuldigt werden könne.

Schließlich bemühten sie sich, das Lehramt der Kirche herabzusetzen und dessen Autorität zu schwächen, sei es, indem sie faktologischer Weise sein Wesen und seinen Ursprung, seinen Charakter, seine Rechte entstellten, sei es, daß sie in aller Freiheit die Verleumdungen der Gegner gegen dasselbe aufwärmten. Auf die Gesellschaft paßt, was Schmerz in der Seele, unser Vorgänger schrieb: „Um die mystische Braut Christi, in der das wahre Licht ist, der Verachtung und dem Haß preiszugeben sind die Söhne der Finsternis gewohnt, ihr vor allen Völkern perfide Verleumdung ins Gesicht zu schleudern, sie stoßen Inhalt und Begriff der Dinge und der Worte um und stellen sie hin als eine Freundin der geistigen Finsternis, als Förderin der Unwissenheit, Feindin des Lichtes, der Wissenschaft, des Fortschrittes.“

Darum braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Modernisten mit all ihrem Uebelwollen, all ihrer Bosheit diejenigen Katholiken verfolgten, die kräftig für die Kirche eintreten. Es gibt keine Art von Schmähungen, die sie nicht gegen sie ausspielen, die der Unwissenheit und der Starrköpfigkeit ist ihre beliebteste. So: Ist es sich dagegen um einen Gegner, dessen Bildung und Geisteskraft ihn fürchten macht, so suchen sie ihn des Einflusses zu berauben, indem sie um ihn die Verschönerung des Totschweigens organisieren. Das ist um so tadelnswerter, als sie gleichzeitig ohne Maß und Ziel dem Lob spenden, die sich auf ihre Seite stellen.

Erscheint ein Werk, das aus allen seinen Poren die Neuerung schwärzt, so begrüßen sie es mit Beifall, und Bewunderungsrufen. Je größere Kühnheit ein Schriftsteller zeigt, indem er das Alte niederzuwerfen, die Tradition und das kirchliche Lehramt zu untergraben sucht, ein umso größerer Gelehrter ist er. Endlich, und das ist ein Gegenstand wahren Abhebens für die Gutgesinnten, geschieht es, daß einer unter ihnen von der kirchlichen Verurteilung getroffen wird, dann drängen die anderen sich alsbald um ihn, überhäufen ihn mit öffentlichen Lobprüchen und verehren ihn fast wie einen Märtyrer der Wahrheit. Die jungen Wirtköpfe, die von all dem Lärm der Lobreden und Schmähungen unklar geworden sind, gehen schließlich aus Furcht, Ignoranten genannt zu werden, und aus ehrgeizigem Streben nach dem Titel von Gelehrten, wie auch gleichzeitig unter dem Antriebe der Neugier und des Hochmutes der Strömung nach und werfen sich auf den Modernismus.

Aber das gehört schon zu den Mitteln, welche die Modernisten anwenden, um ihre Erzeugnisse unter die Leute zu bringen. Was stellen sie sich nicht alles an, um sich neue Anhänger zu erwerben. Sie bemächtigen sich der Lehrstühle in den Seminarien, an den Universitäten und gestalten sie zu Lehrstühlen der Verderbnis um. Unter einer Maske vielleicht streuen sie ihre Lehre von der Höhe der heiligen Kanzel aus, öffentlich verkünden sie dieselbe auf den Kongressen, in den sozialen Institutionen bringen sie dieselbe zur Geltung. Unter eigenem Namen, unter falschem Namen veröffentlichen sie Bücher, Zeitungen und Zeitschriften. Ein und derselbe braucht viele Pseudonyme, um den nichtahnenden Leser durch die scheinbare Menge der Verfasser besser kauschen zu können. Kurz, alles machen sie sich dienstbar, Lat Rede, Schrift und man möchte sagen, sie wären von einer Art fanatischer Begeisterung ergriffen.

Und die Furcht alles dessen? Unser Herz krampt sich zusammen, wenn wir die vielen jungen Leute sehen, die die Hoffnung der Kirche darstellten, und die ihr so gute Dienste versprochen, nun aber zänglich abgeirrt sind. Noch ein anderes Schauspiel betrifft uns, nämlich, daß so viel andere Katholiken, die freilich nicht so weit gehen, dennoch die Gewohnheit angenommen haben, mit mehr Freiheit zu denken, zu reden, zu schreiben als Katholiken zusteht. Solcher gibt es

unter den Laien und in den Reihen des Klerus. Auch sehen sie nicht da, wo man sie am wenigstens erwarten sollte, in den klösterlichen Anstalten. Sprechen sie von biblischen Fragen, so tun sie es nach modernistischen Grundsätzen; schreiben sie Geschichte, so suchen sie mit Eifer unter dem Vorgeben, die ganze Wahrheit zu sagen und mit einer Art schlecht behandelten Vergnügens alles das auf, was einen dunklen Flecken in der Geschichte der Kirche darzustellen scheint, und machen es aller Welt zugänglich. Von gewisser, vorgefasster Meinung beherrscht, zerstören sie nach Kräften die frommen Uebersieferungen im Volke. Sie machen einzelne, durch ihr Alter höchst ehrwürdige Reliquien lächerlich. Schließlich sind sie von dem einzelnen Wunsch besetzt, von sich reden zu machen. Würden sie so reden, wie man stets bis heutzutage geübt hat, dann würde ihnen das nicht passieren, das wissen sie wohl. Vielleicht ist es soweit gekommen, daß sie überzeugt sind, sie dienen dabei Gott und der Kirche. Tatsächlich belächeln sie diese, weniger vielleicht durch ihre Werke selbst, als durch den Geist, der sie besetzt, und durch die gute Gölse, die sie dem kühnen Vorgehen der Modernisten damit leisten.

#### Heilmittel.

Unser Vorgänger Leo XIII., hochseligen Andenkens, hat sich bemüht, so schweren Zerstörern und ihrer offenen und geheimen Verbreitung nach Kräften Einhalt zu gebieten, besonders in den biblischen Fragen, und zwar sowohl durch Worte als durch Handlungen. Allein das sind keine Waffen, wir wiederholen es, vor denen die Modernisten leicht in Furcht geraten. Mit der scheiternden Miene innerer Untertwerfung und Respekts deuten sie die Worte des Papstes in ihrem Sinne um, beziehen sie die Handlungen auf alles andere, als auf sich selbst. So hat das Uebel sich von Tag zu Tag verschlimmert. Darum, ehrwürdige Brüder, sind wir zu dem Entschlusse gekommen, unverzüglich schärfere Maßregeln zu ergreifen. Wir bitten und beschwören euch, nicht zu dulden, daß man in einer so wichtigen Sache das Geringste auszuüben finde an eurer Wachsamkeit, eurem Eifer, eurer Festigkeit. Das, was wir von euch fordern und erwarten, das fordern wir auch von allen anderen Seelsorgern, von allen Erziehern und Lehrern der geistlichen Jugend, und ganz besonders von den Oberen der geistlichen Anstalten.

#### Die scholastische Philosophie als Grundlage der theologischen Wissenschaften.

1. Was zunächst die Studien betrifft, so wollen wir beordnen, daß die scholastische Philosophie zur Grundlage der theologischen Studien genommen werde. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß, wenn Scholastiker in manchen zu Mißsinnig waren oder anderes von ihnen weniger vorzüglich gelehrt worden ist, wenn etwas mit den ausgemachten Lehren der späteren Zeit nicht übereinstimmt, oder endlich in welcher Weise dies nur immer sein mag, unhaltbar sich zeigt, wir das keineswegs unserer Zeit zur Nachachtung vorzuziehen gedenken.\*) Und wenn wir die scholastische Philosophie vorschreiben, so ist das, was wir in erster Linie darunter verstehen — das ist wesentlich — die Philosophie, die uns der hl. Thomas von Aquin überliefert hat. Wir erklären also, daß alles, was in dieser Beziehung unser Vorgänger verfügt hat, voll und ganz in Kraft bleibt, und soweit dies nötig, verfügen und verordnen wir neuerdings, daß dies von allen streng beobachtet werde. In den Seminaren, wo es in Vergessenheit geraten sein sollte, sollten die Bischöfe diesbezügliche Vorschriften erlassen und auf ihre Beobachtung sehen. Das gleiche bestimmen wir auch für Oberen der klösterlichen Anstalten. Und die Professoren sollen wissen, daß, wenn sie sich vom hl. Thomas entfernen, namentlich in den metaphysischen Fragen, sie dies nicht ohne schweren Nachteil tun.

Auf dieser philosophischen Grundlage soll sich in solcher Weise das theologische Lehrgebäude erheben. — Ehrwürdige Brüder, fördert, soviel ihr nur könnt, das Studium der Theologie, derart, daß die Geistlichen bei ihrem Abgang vom Seminar eine tiefe Achtung und heiße Liebe zur Theologie hegen und das Studium derselben ihr ganzes Leben hindurch fruchtbar pflegen. Denn jeder weiß, daß, in der großen und mannigfachen Fülle von Wissenschaften, die sich dem wahrheitsdürstigen Geiste darbieten, die Theologie mit Rang und Recht den ersten Platz einnimmt, dergestalt, daß nach einem alten, weisen Spruche die anderen Wissenschaften und Künste sich angelegen sein lassen, ihr wie Dienerinnen sich zu unterwerfen.\*\*) Fügen wir hinzu, daß unter anderen diejenigen uns des Lobes würdig erscheinen, welche von wirklicher Hochachtung vor der Uebersieferung, den heiligen Vätern und dem Lehramt der Kirche mit einsichtsvoller Beurteilung und den katholischen Grundsätzen folgend, (was nicht bei allen in gleicher Weise zutrifft), sich zur Aufgabe gesetzt haben, zur Beleuchtung der positiven Theologie sich des Lichtes der

Geschichte — der wahren Geschichte zu bedienen. Man muß in der Tat der positiven Theologie mehr Wichtigkeit beilegen als früher; aber das muß ohne den geringsten Nachteil für die scholastische Theologie geschehen; und diejenigen sind zu tadeln, weil sie ja die Geschäfte der Modernisten besorgen, welche die positive Theologie derart überspannen, daß sie gleichzeitig die scholastische Theologie verächtlich zu machen scheinen.

Was die weltlichen Studien betrifft, so wird er genügen, an die weisheitsvollen Worte unseres Vorgängers zu erinnern: „Beireibt mit Eifer das Studium der Naturwissenschaften; die genialen Entdeckungen, die kühnen und nützlichen Anwendungen, die man in unjeren Tagen auf diesem Gebiete gemacht hat und die mit vollem Recht den Beifall der Zeitgenossen herausfordern, werden auch für die Nachwelt ein Gegenstand der Bewunderung und des Lobes sein.“\*) Aber die theologischen Studien dürfen darunter nicht leiden. Hierüber gibt uns der nämliche Papst folgende ernste Mahnung: „Wenn man mit Sorgfalt nach der Ursache dieser Zerlämer forscht, so wird man sie besonders darin finden, daß, je mehr das Interesse für die Naturwissenschaften gestiegen ist, es um so mehr für die Geisteswissenschaften im strengen Sinne abgenommen hat; die Folge davon ist, daß einige in Vergessenheit geraten, andere nur wenig und oberflächlich betrieben werden und was das Empörende ist, nachdem man ihnen ihren allehewürdigen Glanz genommen hat, vergiftet man sie noch durch falsche Lehren und durch ungeheuerliche Aufschauungen.“\*\*) Wir beordnen, daß man nach diesen Gesichtspunkten in den Seminaren das Studium der Naturwissenschaften regelt.

#### Anwendung dieser Vorschriften.

2. Man wird sich diese Vorschriften, sowohl unsere eigenen, wie die unseres Vorgängers, jedesmal vergewärtigen müssen, wenn es sich um die Wahl der Rektoren und Professoren für die Seminare und die katholischen Universitäten handelt. Wer auf die eine oder die andere Art sich vom Modernismus angeleitet zeigt, soll ohne weiteres von dem Amte eines Rektors oder eines Professors ausgeschlossen sein; wenn sie ein solches Amt schon inne haben, sollen sie daraus entfernt werden; ebenso wer den Modernismus heimlich oder offen begünstigt, sei es, daß er die Modernisten herausschreit oder ihre sträfliche Haltung entschuldigt, sei es, daß er die Scholastik, die hl. Väter, das kirchliche Lehramt kritisiert; sei es, der zuständigen kirchlichen Autorität den Gehorsam verweigert; ebenso wer in Geschichte, Archäologie, biblischer Exegese neue Auffassungen vertritt; ebenso endlich, wer die theologischen Wissenschaften vernachlässigt oder ihnen die weltlichen vorzuziehen scheint. — In dieser ganzen Frage der Studien, ehrwürdige Brüder, könnt ihr wie genug Wachsamkeit und Festigkeit anwenden, namentlich in der Wahl der Professoren; denn insgemein bilden sich die Schüler nach dem Munde der Lehrer. Starr in dem Bewußtsein eurer Pflicht, handelt darum in all diesen Dingen klug, aber energisch.

Mit der gleichen Wachsamkeit und Strenge muß man bei der Prüfung und Auswahl der Kandidaten für die heiligen Weihen vorgehen. Weit, weit entfernt vom Priestertum ist der Geist der Neuerung! Gott haßt die Stolzen und die Widerspenstigen! — Das Doktorat in der Theologie und im kanonischen Recht soll in Zukunft nur solchen verliehen werden, welche die regelrechten Kurse der scholastischen Philosophie durchlaufen haben. Wird es trotzdem verliehen, soll es keine Geltung haben. — Die Vorschriften, welche von der hl. Kongregation der Bischöfe und Ordensleute in einem Dekret vom Jahre 1890 betreffs des Besuchs der Universitäten für den Welt- und Ordensklerus in Italien erlassen worden sind, behnen wir für die Zukunft auf alle Nationen aus. — Den Theologiestudierenden und den Priestern, welche an einer katholischen Universität oder an einem solchen Institut eingeschrieben sind, ist es für die Pächter, die dort vertreten sind, verboten, die Kurse an den staatlichen Universitäten zu besuchen. Insofern dies da und dort erlaubt gewesen ist, untersagen wir es für die Zukunft. — Die Bischöfe, welche in der Leitung dieser Universitäten und Institute den Vorsitz haben, sollen gewissenhaft darüber wachen, daß die Vorschriften, die wir hiermit erlassen, genau beobachtet werden.

#### Aufgabe der Bischöfe, Ueberwachung der Bücher, Zeitschriften, Kongresse.

3. Eine weitere Aufgabe der Bischöfe in Bezug auf die Schriften, die vom Modernismus angeleitet sind und ihn verbreiten, ist es, ihre Veröffentlichung zu verhindern und, wenn sie veröffentlicht sind, ihre Lektüre zu verbieten. — Alle Bücher, Zeitungen, Zeitschriften dieser Art sollen weder von den Schülern in den Seminaren noch den Hörern an den Universitäten in die Hände gegeben werden; sie sind in der Tat

\*) Leo XIII. Enc. Aeterni Patris.

\*\*) Leo XIII. „In magna“ vom 10. Dezember 1889.

\*) Loc. cit. a. a. O.

\*\*) Leo XIII. Lit. ap. „In magna.“ 1886.

nicht weniger verderblich als die Schriften gegen die guten Sitten, ja sie sind es noch mehr, denn sie vergiften die Quellen des christlichen Lebens. — Das gleiche gilt von gewissen Werken, die von Katholiken veröffentlicht sind, denen deren Gesinnung man im übrigen nicht für verdächtig halten kann, die aber, ohne tiefere theologische Kenntnisse, wohl aber durchdrungen von der modernen Philosophie, sich bemühen, dieselbe mit dem Glauben zu versöhnen und sie, wie sie sagen, für den Glauben nutzbringend zu machen. Weil man diese Schriften im Hinblick auf den Namen und guten Ruf der Verfasser unbedenklich liest, sind sie in Wirklichkeit noch viel gefährlicher und bewirken, daß die Leser, ohne es zu merken, zum Modernismus hinübergleiten.

Im allgemeinen, ehrwürdige Brüder, und das ist der Hauptpunkt, tut alles, um jedes verderbliche Buch von euren Diözesen fernzuhalten, und scharf, wenn's not tut, auch zur feierlichen Beurteilung. Der hl. Stuhl unterläßt nichts, um Schriften dieser Art unschädlich zu machen; aber ihre Zahl ist heutzutage so groß, daß es über seine Kräfte geht, sie alle zu zensurieren. Infolgedessen kommt das Heilmittel manchmal zu spät, und das Uebel hat schon seine Verwiltung angerichtet. Wir wollen also, daß die Bischöfe ohne alle Menschenfurcht, ohne jede aus menschlicher Schwäche kommende Klugheit, ohne Rücksicht auf das Geschick der Uebelthäter, zwar mit Milde, aber auch mit Festigkeit, ihres Amtes walten; indem sie sich der Vorschriften Leos XIII. erinnern, die in der Apostolischen Konstitution *Officiorum* enthalten sind: „Daß die Bischöfe wie Bevollmächtigte des Apostolischen Stuhles sich Mühe geben, die schlechten Bücher und sonstigen Schriften, die in ihren Diözesen veröffentlicht oder verbreitet werden, zu verurteilen, und sie aus den Händen der Gläubigen zu reißen.“ Mit diesen Worten ist ihnen ein Recht übertragen, aber auch eine Pflicht auferlegt. Keiner soll denken, er habe den Verpflichtungen seines Amtes genügt, wenn er uns das eine oder andere Werk ausgießert hat und die übrigen in großer Zahl sich verbreiten und zirkulieren läßt. — Laßt euch nicht hindern, ehrwürdige Brüder, im Falle, daß der Verfasser eines Buches andernorts das Imprimatur sich hat verschaffen können; dieses Imprimatur kann vielleicht gefälscht sein oder kann auf Grund oberflächlicher Prüfung erteilt sein, oder auch aus zu weitgehendem Wohlwollen und Vertrauen im Hinblick auf den Verfasser, was wohl manchmal in den Ordensgenossenschaften geschieht. Sodann, die nämliche Rechnung ist nicht allen zuträglich; ein Buch, das an einem Orte ungefährlich ist, kann hingegen durch die Umstände an einem anderen sehr schädlich sein. Wenn also der Bischof, nachdem er die Ansicht kluger Leute gehört hat, es für notwendig hält, in seiner Diözese irgend ein Buch dieser Art zu zensurieren, so möge er es tun. Wir geben ihm gern die Erlaubnis dazu, wir machen es ihm sogar zur Pflicht. Die Sache muß natürlich in passender Art gemacht werden, indem man, wenn das genügt, das Verbot bloß auf die Geistlichen einschränkt, jedenfalls unter dem Vorbehalt, daß es Pflicht der katholischen Buchhändler bleibt, durch den Bischof verbotene Bücher aus dem Handel ohne weiteres zurückzuziehen. — Und soweit die Buchhändler in Frage kommen, sollen die Bischöfe darüber wachen, daß nicht die Erwerbsehnt sie dazu führe, mit verderblichen Erzeugnissen Handel zu treiben. Es ist Tatsache, daß manche unter ihnen Bücherverzeichnisse auslegen, in denen die Schriften der Modernisten im Uebermaß empfohlen werden. Wenn diese den Gehorsam verweigern, sollen die Bischöfe nicht zögern, ihnen nach einer Verwarnung den Titel „katholischer Buchhändler“ zu entziehen, bezugnehmend und mit noch mehr Grund den Titel „Bischöflicher Buchhändler“. Was die „päpstlichen Buchhändler“ anbelangt, so sollen sie dieselben dem päpstlichen Stuhle zeigen. — Für alle erinnern wir zum Schluß an den Artikel XXVI der Konstitution *Officiorum*: „Diejenigen, welche die päpstliche Erlaubnis erhalten haben, verbotene Bücher zu lesen und zu behalten, es sei denn, daß ihnen in dem päpstlichen Indult ausdrücklich die Erlaubnis erteilt worden ist, Bücher, die von irgend welcher Autorität verurteilt sind, zu lesen und zu behalten.“

4. Es genügt nicht, die Lektüre und den Verkauf schlechter Bücher zu hindern, man muß auch deren Veröffentlichung verhindern. Die Bischöfe müssen also die größte Strenge anwenden, wenn sie die Erlaubnis zur Veröffentlichung geben. Aber da die Zahl der Werke, die gemäß der Konstitution *Officiorum* ohne Erlaubnis des Ordinariats nicht erscheinen dürfen, groß ist, und da andererseits der Bischof sie nicht alle persönlich im voraus durchsehen kann, so hat man in einigen Diözesen offizielle Zensoren in ausreichender Zahl eingesetzt, um die Durchsicht der Bücher vorzunehmen. Wir loben ganz ausdrücklich diese Zensoreneinrichtung, und wir fordern nicht allein dazu auf, sie auf alle Diözesen auszubreiten, sondern wir machen das zur allgemeinen Vorschrift. Es soll also in allen bischöflichen Kurien offizielle Zensoren geben, die mit der Prüfung der zur Veröffentlichung bestimmten Werke vertraut sind;

es sollen sowohl aus dem weltlichen, wie dem Ordensklerus Leute ausgewählt werden, die durch ihr Alter, ihr Wissen, ihre Klugheit empfohlen sind, und die in der Billigung oder Verwerfung einer Lehre die rechte Mitte einhalten. Diesen soll die Prüfung aller Schriften übertragen werden, welche nach Artikel XXI und XLII der genannten Konstitution ohne Erlaubnis nicht herausgegeben werden können. Der Zensor soll sein Urteil schriftlich abgeben. Laßt das Urteil zustimmend, so soll der Bischof die Druckerlaubnis erteilen durch das Wort *Imprimatur*, aber es soll ihm die Formel *Nihil obstat* vorausgehen und darunter die Unterschrift des Zensors gesetzt sein. Gerade so wie in den anderen Kurien sollen in der römischen offizielle Zensoren eingesetzt sein. Ihre Ernennung soll geschehen, im Einverständnis mit dem Kardinalvikar und mit Genehmigung des Papstes selbst, durch den Meister des Heiligen Palastes. Ihm soll es zustehen, für Durchsicht eines jeden Wertes den betreffenden Zensor zu bezeichnen. Die Druckerlaubnis wird von ihm und zugleich von dem Kardinalvikar oder seinem Stellvertreter erteilt, und es steht ihr wie oben die Approbation des Zensors voran, dann folgt sein Name. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen kann aus Gründen, deren Billigung der Klugheit des Bischofs überlassen bleibt, die Nennung des Zensors unterbleiben. Der Name des Zensors wird vor den Verfassern geheim gehalten und wird ihnen erst nach günstigem Bescheid offenbart, damit er nicht während der Vornahme der Durchsicht belästigt werde, noch auch später, falls er die Druckerlaubnis verweigert hat.

Kein Zensor soll in einer Ordensgenossenschaft genommen werden, ohne daß zuvor im geheimen der Provinzial um Rat gefragt worden ist, oder wenn es sich um Rom handelt, der Generaloberer; diese sollen auf ihr Gewissen hin Zusage, Kenntnisse, einwandfreie Lehre des Kandidaten bescheinigen. Wir ermahnen die geistlichen Oberen unter schwerer Verpflichtung darüber zu wachen, daß von ihrem Untergebenen niemals irgend etwas ohne ihre Genehmigung oder die des zuständigen kirchlichen Oberen gedruckt und veröffentlicht werde. Wir verordnen schließlich, daß das Amt des Zensors niemals angerufen werden darf, um die persönlichen Meinungen desjenigen zu stützen, der mit diesem Amt bekleidet ist, und daß damit sonst keine Befugnisse verknüpft sein sollen.

Sobiel im allgemeinen. Wir verordnen im besonderen die genauere Beobachtung des Artikels XLII der Konstitution *Officiorum*, dessen Wortlaut ist: „Den Gliedern des weltlichen Klerus ist es verboten, die Leitung von Zeitungen und Zeitschriften ohne die vorherige Erlaubnis der Bischöfe zu übernehmen.“ Wenn sie diese Erlaubnis mißbrauchen, so soll sie ihnen nach vorausgegangener Verwarnung entzogen werden. Was die Priester betrifft, welche Korrespondenten oder Mitarbeiter von Zeitungen sind — um diese geläufigen Bezeichnungen anzuwenden — so ist es, da jene in den Zeitungen oder Zeitschriften nicht selten vom Modernismus angelegte Artikel veröffentlichen, Pflicht der Bischöfe, sie zu überwachen, und wenn sie dieselben bei einem Fehler ertappen, zunächst zu warnen und dann ihnen die Schriftstellerei zu untersagen. Der gleiche Befehl gilt für die Ordensoberen; im Falle sie ihn vernachlässigen, sollen die Bischöfe mit päpstlicher Vollmacht einschreiten. Für jede Zeitung und Zeitschrift, welche von Katholiken geschrieben werden, soll nach Möglichkeit ein Zensor bestimmt werden, der zu geeigneter Zeit die einzelnen Nummern durchgehen soll, und wenn er darin auf irgend einen gefährlichen Ausspruch stößt, soll er unverzüglich den Widerruf desselben fordern. Dasselbe Recht hat der Bischof, selbst wenn das Urteil des Zensors günstig ausgefallen sein sollte.

5. Die Kongresse und öffentlichen Versammlungen haben wir schon oben erwähnt als ein für die Modernisten günstiges Feld, auf dem sie ihre Ideen austreuen und verbreiten. — In Zukunft sollen die Bischöfe Priesterkongresse nicht mehr oder nur in ganz seltenen Fällen erlauben. Wenn sie dazu schreiten, solche zu erlauben, sollen sie es immer nur unter der Bedingung tun, daß man bei denselben keinen Antrag und keine Forderung stellt, die in das Gebiet der kirchlichen Vollmachten übergreift, daß man dabei kein Wort verlauten läßt, das nach Modernismus schmeckt, oder nach Presbyterianismus oder Laicismus. — Bei dieser Art von Kongressen, welche nur auf eine schriftliche Ermächtigung hin, die für den passenden Zeitpunkt und für jeden Fall besonders zu erteilen ist, erlaubt sein sollen, dürfen die Priester auswärtiger Diözesen ohne eine gleichfalls schriftliche Erlaubnis ihres Bischofs nicht erscheinen. — Kein Priester darf übrigens die ernste Empfehlung Leos XIII. aus dem Auge verlieren: „Die Autorität ihrer Oberhirten soll den Priestern heilig sein; sie sollen fest daran halten, daß das priesterliche Amt, wenn es nicht unter der Leitung der Bischöfe ausgeübt wird, nicht heilig, nicht fruchtbringend, nicht löblich sein kann.“

\*) Enzyklika „Nobilissima Gallorum“ vom 10. Februar 1884.

6. Allein, wozu würde es dienen, Ehrwürdige Brüder, daß wir Befehle erteilen und Vorschriften erließen, wenn man sie nicht pünktlich und gewissenhaft erfüllen möchte? Damit unsere Absichten und Wünsche erfüllt würden, schien es uns gut, auf alle Diözesen auszudehnen, was die Bischöfe Umbriens schon seit langer Zeit in den ihrigen sehr weise eingerichtet haben. „Um die Irrtümer,“ sagten sie, „die sich bereits ausgebreitet haben, fernzuhalten und ein weiteres Umsichgreifen derselben zu verhindern, ferner um die Lehrer der Gottlosigkeit zu vertreiben, durch welche sich die verderblichen Früchte dieser Ausbreitung fortpflanzen, hat die ehrwürdige Versammlung, auf den Spuren des hl. Karl Borromäus wandelnd, für jede einzelne Diözese die Einrichtung eines Rates aus bewährten Männern des Welt- und Ordensklerus angeordnet, der zur Aufgabe hat, die Irrtümer zu überwachen, darauf zu achten, ob und mit welchen Kniffen sich neue Irrtümer einschleichen und ausbreiten, und hieron den Bischof zu verständigen, damit er nach gemeinschaftlicher Beratung Maßnahmen treffen kann, um das Uebel in seinen Anfängen zu erlösen und zu verhindern, daß es sich zum Verderben der Seelen immer mehr ausbreite und, was schlimmer ist, einwurzele und sich festsetze.“ \*) Wir bestimmen also, daß in jeder Diözese ein solcher Rat, den wir Ueberwachungsrat nennen wollen, unverzüglich eingerichtet werde. Die Männer, die berufen sein werden, daran teilzunehmen, sind etwa nach der oben besprochenen Art der Personen auszuwählen. Alle zwei Monate sollen sie sich an einem bestimmten Tage unter der Vorherrschaft des Bischofs versammeln. Ueber ihre Beratungen und Beschlüsse haben sie Stillschweigen zu beobachten. Die Obliegenheiten ihres Amtes sind folgende: Allen Anzeichen und Spuren des Modernismus in den Büchern wie in dem Unterricht sollen sie genau nachgehen; sie sollen, um den Klerus und die Jugend zu behüten, kluge, aber schnelle und wirksame Maßnahmen ergreifen.

Ihre Aufmerksamkeit sollen sie ganz besonders auf die Neuheit der Worte richten und sich in bezug darauf an die Mahnung Leo's XIII. erinnern: „Man kann in den Schriften der Katholiken nicht eine Sprache billigen, die dem Geiste einer verkehrten Neuheit folgt, die sich lustig zu machen scheint über die Frömmigkeit der Gläubigen, und von einer neuen Art christlichen Lebens spricht, von neuen Lehren der Kirche, neuen Bedürfnissen des modernen Geistes, einem neuen sozialen Beruf des Klerus, einer neuen christlichen Humanität und anderen Dingen dieser Art.“ \*\*) Solches dürfen sie weder in den Büchern noch in den Vorlesungen der Professoren dulden. In gleicher Weise sollen sie die Bücher überwachen, worin von frommen lokalen Ueberlieferungen und Reliquien die Rede ist. Sie sollen nicht gestatten, daß diese Fragen in den Zeitungen besprochen werden, oder in Zeitschriften, die der Pflege der Frömmigkeit dienen, weder im Tone der Spöttelei, wobei die Verachtung hervorbringt, noch in der Art von feststehenden Sentenzen, besonders wenn es sich wie gewöhnlich um eine These handelt, die die Grenzen der Wahrscheinlichkeit nicht überschreitet und die sich bloß auf vorgefaßte Meinungen stützt. In bezug auf die Reliquien ist folgendes zu beachten. Wenn die Bischöfe, die in der Sache allein kompetent sind, die Gewisheit gewinnen, daß eine Reliquie unterschoben ist, so sollen sie diese dem Kultus der Gläubigen entziehen. Wenn das Dokument, das die Echtheit einer Reliquie bezeugt, etwa bei bürgerlichen Wirren oder auf eine andere Art zugrunde gegangen ist, so soll diese Reliquie zur öffentlichen Verehrung wieder ausgestellt werden dürfen, wenn durch den Bischof eine ordnungsmäßige Recognition angeht worden ist. Das Argument der Verjährung und der begründeten Vermutung soll nur gelten, wenn der Kultus sich durch sein hohes Alter empfiehlt gemäß folgendem Dekret, das im Jahre 1896 durch die Heilige Kongregation der Indulgenzen und Reliquien ergangen ist. „Die alten Reliquien dürfen zur Verehrung ganz wie bisher beibehalten werden, wenn nicht im Einzelfalle besondere Argumente dafür sprechen, sie für falsch und unterschoben zu halten.“

Was die Beurteilung der frommen Ueberlieferungen anbelangt, so soll man sich folgendes gegenwärtig halten: Die Kirche wendet auf diesem Gebiete eine solche Klugheit an, daß sie nicht erlaubt, über diese Ueberlieferungen in öffentlichen Schriften zu handeln, wenn es nicht mit großer Vorsicht geschieht und nach Voranstellung der bezüglichen Erklärung Urbans VIII. und auch dann, wenn dies nach allen Regeln geschieht, beansprucht sie doch nicht die Anerkennung der überlieferten Tatsache als einer wahren, sondern schließt nur nicht die Möglichkeit aus, daran zu glauben, wofern es nicht an menschlichen Anhaltspunkten fehlt. Es ist so, wie vor drei-

\*) Akten des Kongresses der umbriischen Bischöfe. Nov. 1849, Tit. II, Art. 6.

\*\*) Instruct. S. C. NN. EE. EF. 27. Januar 1902.

zig Jahren die Heilige Kongregation der Riten verfügt hat: „Diese Erscheinungen und Offenbarungen sind durch den Heiligen Stuhl weder gebilligt noch verurteilt, er hat nur einfach erlaubt, daß man rein menschlich daran glaube auf Grund der Tradition, die sich darüber verbreitet hat und die durch glaubwürdige Zeugnisse und Denkmäler verifiziert ist.“ Wer sich an diese Lehre hält, der geht sicher. Denn der Kultus, der irgend eine dieser Erscheinungen zum Gegenstand hat, ist insofern er nur die Tatsache selbst berücksichtigt, *relativ* und schließt als Bedingung immer die Wahrheit des Tatbestandes ein; insofern *absolut* ist, stützt er sich nur auf die Wahrheit, in Anbetracht dessen, daß hier die Personen der Heiligen selbst in Betracht kommen, denen die Verehrung gilt. Dasselbe ist von den Reliquien zu sagen. Wir empfehlen schließlich dem Ueberwachungsrat, beharrlich und sorgfältig die Augen offen zu halten gegenüber den sozialen Einrichtungen und allen Schriften, die von sozialen Fragen handeln, um zu sehen, ob sich nicht der Modernismus darin einschleicht, und ob alles mit den Vorschriften der Päpste gut übereinstimmt.

Und damit diese Vorschriften nicht in Vergessenheit geraten, wollen wir und verordnen wir, daß die Bischöfe der einzelnen Diözesen ein Jahr nach Veröffentlichung der gegenwärtigen Vorschriften und später alle drei Jahre dem Heiligen Stuhle einen getreuen und eidlich erharteten Bericht über die Ausführung aller Bestimmungen, die in dem gegenwärtigen Schreiben enthalten sind, einsenden, desgleichen über die Lehren, welche im Klerus herrschen, besonders aber in den Seminaren und den anderen katholischen Instituten, diejenigen eingeschlossen, die der Autorität des Bischofs nicht unterstehen. Den gleichen Befehl geben wir den Generalobern der geistlichen Orden, soweit ihre Böglinge in Betracht kommen.

#### Die Kirche und der wissenschaftliche Fortschritt.

Das, ehrwürdige Brüder, haben wir geglaubt, euch sagen zu sollen zum Heile aller Gläubigen. Die Gegner der Kirche werden es zweifellos mißbrauchen, um wieder zu der alten Verleumdung greifen zu können, daß sie uns als Feinde der Wissenschaft und des Fortschritts der Menschheit hinstellen. Um dieser Anklage — die übrigens die Geschichte der christlichen Religion auf Grund ihrer unvergänglichen Zeugnisse als nichtig erweist — eine neue Antwort entgegenzustellen, so haben wir uns entschlossen, mit allen unseren Mitteln ein besonderes Institut zu gründen, welches die berühmtesten Vertreter der Wissenschaft unter den Katholiken vereinigen und den Zweck verfolgen soll, im Lichte und unter Führung der katholischen Wahrheit jeden Fortschritt zu pflegen, den es auf dem Gebiete der Wissenschaft und Bildung gibt. Wolle Gott, daß wir diesen Plan mit Unterstützung aller derer verwirklichen können, welche eine aufrichtige Liebe zur Kirche Jesu Christi haben. Doch hieron bei anderer Gelegenheit.

Inzwischen, ehrwürdige Brüder, rufen wir voll Vertrauen auf euren Eifer und euer Ergebenheit, damit ihr angesichts der Gefahr, die die Seelen bedroht, inmitten dieser allgemeinen Flut von Irrtümern, erkennt, was euer Pflicht ist und ihr sie mit aller Energie und allem Mute erfüllt, aus ganzer Seele die Fülle der himmlischen Erleuchtung auf euch herab. Jesus Christus, der Urheber und Vollender unseres Glaubens, sei mit seiner Kraft bei euch. Die unbestechte Jungfrau, die Zerstörererin aller Irrlehren, helfe euch mit ihrer Fürbitte. Wir aber erteilen euch, euerm Klerus und euerm Volke als Unterpfand unserer Liebe und des göttlichen Trostes in den gegenwärtigen Leiden aus ganzem Herzen den Apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 8. September 1907, im fünften Jahre unseres Pontifikates.

Pius X., Papst.

#### Exerzitien in der Benediktiner-Abtei Maria Laach

In diesem Jahre werden hier folgende Exerzientkurse abgehalten, zu welchen wir hierdurch freundlichst einladen.

Für Volksschullehrer: 30. Septbr. bis 4. Oktober, 7. bis 11. Oktober.

Die Kurse beginnen immer am Abend des ersten genannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten Tages. Anmeldungen nimmt der Gastpater der Abtei Maria-Laach entgegen.

Post Maria-Laach (Rhd.), Station Niedermendig, Strecke Andernach-Gerolstein.

## ○ White Wander.

Humoreske von A. Hünze.  
Wester Reimann!

Ich erwarte heute mit dem Zuge, der um 3 Uhr 20 Minuten aus Lofeld hier eintrifft, White Wander. Du mir doch den Gefallen und nimm sie am Bahnhof in Empfang und lotte sie zu uns. Ich kann nämlich nicht abkommen, stede bis über den Kopf in Geschäften, und meine Frau muß, einer Grippe wegen, das Zimmer hüten. Zarte Behandlung aber ist notwendig, weshalb ich sie nicht auf andere Weise kommen lassen mag. Nimm auf meine Kosten eine Droschke, wenn es Dich geniert. In Eile

Dein Freund Emil Keller.

Vergerliches Wides, die Brille auf der Stirne, starrte der Bibliothekar Reimann, ein achtundvierzigjähriger, vorzeitig verküchelter Junggeselle, auf die Karte; dann schlug er mit der Hand darauf:

„Lügel! Inzame Lügel! Nichts als ein intrigantes, abgelartetes Spiel! Sie wollen wieder mal versuchen, mich zu fangen, wollen mich auf diese Weise an die Frau bringen!“

Seit dreißig Jahren ein Bücherwurm, hatte Reimann auch in seiner Blütezeit mehr einer verkümmerten Zimmerpflanze geglichen, als einer Blüte vom Baume des Lebens. Er war ein fanatischer Verehrer der alten Literatur und die Erfahrungen des betrogenen Königs Menelaus waren ihm vom Geist ins Blut übergegangen und so eine Art Warnungstafel gewesen, wenn je ein häßliches Jugendfeuer in ihm hatte aufkommen wollen. Alle Sünden der Menschheit vereinigte sich, nach seiner Ansicht, in dem „schönen Geschlecht“. Seine Abneigung gegen dieses war häufig die Zielscheibe des Wides für seine Freunde und mehr als einmal hatte man den Plan in Szene gesetzt, den Weiberscheuen zu bekehren; ein Unternehmen, das aber stets an dem energischen Widerstande Reimanns gescheitert war.

„White Wander heißt das Frauzimmer? Verrückter, Name, — englischer Herkunft natürlich!“ Der Bibliothekar stand mit der englischen Sprache auf dem Kriegsfuß. „White, — auf Deutsch vermutlich Sofie oder Fiecke. Eine spleenige Miß, also! Wie kamen Kellers denn zu der Bekanntschaft? Und zart will sie behandelt sein? Will sie vielleicht auch mit Blumen empfangen sein, Freund Emil?“ Das lederfarbene Gesicht des Sprechers hatte sich kirchrot gefärbt. „Und wie lautet der Schluß?“ schrie er und schlug nochmals auf die Karte. „Nimm Dir eine Droschke, wenn es Dich geniert! — Ist Keller verrückt geworden, daß er mir das zu bieten magt? — wenn — es — Dich — geniert —! Das heißt mit klaren Worten: diese White ist eine auffallende Person, so ein aufgetautes Frauzimmer! Und zu dessen Begleiter soll ein Mann wie ich, sich hergeben, — ein Mann in geachteter Stellung und in vernünftigen Jahren?! Hä! mir nicht ein! Tu ich nicht! Tu ich nicht!“

Der helle Klang der Uhr fiel in die letzten Worte ein, — es schlug zwei. Der Bibliothekar fuhr sich besinnend über die Stirne. Zwei Uhr! — Das war die Zeit, wo Sonntags bei Kellers die Diener sattanden, die er als langjähriger Freund des Hauses, zu schäben wählte. Gefüllte Boullarden, Lachs mit holländischer Sauce, Schnepfen und Kapannen, — darüber konnte man sogar den Homer samt der Odyssee vergessen. Und dann die netten Skalabende bei Kellers, mit den delikaten Bierkarpen als Beigabe. Ja — ja, Kellers waren wirklich charmante Leute, Frau Keller eine ausnahmsweise vernünftige Frau. Sie konnten von ihren Freunden schon etwas verlangen und besonders von ihm, er verdankte ihnen viel.

Der Sinnende rief sich unruhig das hartlose Sinn. Wenn nur nicht so Kergerliches dahinter stecken würde! Aber trotzdem er — konnte es eigentlich nicht ablehnen; er mußte in den sauren Apfel beißen. Gut — so wollte er aber dieser White, die auf ihn spekulirte, gleich beim Empfang die Lust benehmen, Kapriolen zu machen!

Eine Stunde später schritt Herr Sophus Reimann denn auch wirklich dem Bahnhof zu, jedoch mit einer Miene, als ob er den einen gegessen und den anderen aufessen wollte. So bot er gerade kein verführerisches Bild für ein liebedürftiges Mädchenherz und selbst diese White, welche die Reise von England her nicht gescheut hatte, um in den Hafen der Ehe zu gelangen, würde auf diesen Heiratskandidaten wohl verzichten.

Der gelende Pfiff der Lokomotive empfing den Bibliothekar, als er auf dem Bahnhofe anlangte. Gerade lief der Zug mit lautem Getöse in den Perron ein. Ein ungewöhnlich zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden; Leute aus allen Schichten der Bevölkerung, und immer noch kamen neue Scharen herbei. Reimann bemerkte es und warf wütende Blicke in die Menge. Was war denn los? Würde vielleicht

eine hohe Person erwartet, die begafft werden sollte? Das fehlte gerade noch!

Sein Grimm stieg. Er begann mit den Ellenbogen Puffe auszuteilen, ein Mittel, dessen er sich schon als Baby bediente, sobald ihn etwas geärgert hatte. — Was hatte das Volk denn so auf den großen roten Anschlagettel am Bahnhofe zu starren? Was stand denn dort? — 500 Mark Belohnung! — Steckbrief . . . Juwelendiebin . . . glänzte es in fetten Lettern ihm entgegen.

Angewidert wandte er sich fort. Elende Welt! Juwelendiebin! Wieder ein Frauzimmer! Ja — ja, die Weißkeute waren eben keinen Schuß Pulver wert! Diese White. —

Tücher, Schwestern, Ruffhändchen werfen; hier ein Isoteller Sprung vom Trittbrett des Koupees herab; dort Erröten, zärtliche Blicke und nun Kuß auf Kuß.

Der Bibliothekar tat, als sehe er dies alles nicht; er war gewappnet gegen solchen Ansturm. Mit einem Wink, als gelte es, ein giftiges Reptil ausfindig zu machen, nahm er die aussteigenden Damen in Obacht.

„Flah dal!“ ertönte es plötzlich wie Donner aus seinem Munde. Allein niemand willfahrte. „Hiergeblieben!“ schrie eine Stimme aus der Menge, „wir lassen uns den Funder, lohn nicht wegschnappen!“

„Ich erwarte eine Person!“ rief Reimann mit vor Mut heißerer Stimme. Waren die Leute verrückt? Was meinten, was wollten sie?

„Wir auch!“ kam es zurück; schallendes Gelächter folgte. „Hst . . .“ machte jemand, „er ist am Ende einer von der Kriminalpolizei!“

Die Worte wirkten. Eine Gasse öffnete sich vor Herrn Sophus. Gleichzeitig blühte hier und dort der Helm eines Schutzmannes auf. Die Köpfe wandten sich pfeilschnell diesen zu und dann ebenso hastig zurück. Eine merkwürdige Stille entstand; aller Augen hingen an den aussteigenden Frauen und nun in atemloser Spannung an dem Bibliothekar.

Er hatte diejenige, der sein Nachstellen galt, erreicht und hielt sie am Arm fest:

„Wer sind Sie?“

Es war ein junges Mädchen von erst sechzehn Jahren, das dem Kupee entstiegen war und nun allein, ängstlich suchenden Wides bestand.

Bei der Anrede fuhr es mit allen Zeichen des Entsetzens auf dem frischen Gesichtchen, zurück. Der inquisitorische Ton . . . Der inquisitorische Blick . . . Großer Gott, — das war gewiß ein Geheimpolizist und er hielt sie für die — Juwelendiebin aus London — welche — sich in — diesem Zuge befinden — sollte.

„Wer sind Sie?“ wiederholte der Bibliothekar, obgleich die Frage ihm sehr überflüssig schien. Dies war zweifellos die besagte White, — so mütterseelenallein und suchend. — Gottlob! daß sie solche junge Gans war, da konnte von Heiratsplänen keine Rede sein!

„Lassen Sie mich!“ hauchte die geängstigte Kleine. In selben Augenblick erklang der Ruf: „Else, mein Liebling!“

Eine stattliche Dame drängte aufgeregt sich durch die Menge. „Willkommen, liebes Kind! Wie habe ich mich um Dich geängstigt! Himmel — ich komme ja wohl gerade zur rechten Zeit!“

Herr Sophus fühlte seine Hand zurückgeschleudert. „Unerschöpflich!“ klang es an sein Ohr. „Wirklich empörend, wenn ähnliche Männer noch solche Mädchen machen!“

Vor noch der Gemahregelte den Sinn der Worte begriffen und seinen Irrtum beklagt hatte, ließ ein „Thant ferr“, das hinter ihm erkoll, ihn herumfahren. Zu seiner unangenehmen Ueberraschung gewahrte er eine Walfüregestalt, die mit einem Kofferträger verhandelte. Die Dame war tiefverschleiert; ihrer Erscheinung haften jenes undefinierbare an, das die Minderwertigkeit der Person verrät.

„Miß White Wander?“ brachte der Bibliothekar hervor, wünschte aber, daß die Erde ihn verschlingen möchte, so schämte er sich. Es war ihm, als seien aller Blicke auf ihn gerichtet und eine auffallende Stille herrschte.

Die Angeredete wandte sich dem Sprecher zu und streifte ihn tanzierend. „Jes.“ sagte sie; es klang fast zögernd und etwas Verschlagenes, das selbst der Schleier nicht zu verbergen vermochte, trat auf ihr Gesicht. „Jes.“ wiederholte sie plötzlich lebhaft. „Id sein Miß White Wander.“

„So kommen Sie mit mir; wir nehmen eine Droschke!“ drängte Reimann, in seiner Sorge, aus dem Bereich der Späher zu kommen, vergessend Kellers zu nennen und den Zweck seines Kommens.

„Mir werden nehmen eine Droschke? No — no, id uig zu tun habe mit die Herr! Id werden gehen allein.“

Hierauf war Herr Sophus nicht vorbereitet; die übernommene Mission aber mußte erfüllt werden: „Ich bin beauftragt, Sie zu holen. Seien Sie vernünftig und kommen Sie, bevor die Gaffer —“

Ein leiser Schrei unterbrach ihn. Die Engländerin hatte seine Hand, die er auf ihren Arm gelegt, zurückgestoßen und stampfte mit dem Fuß den Boden: „Ja nicht kommen werde, — ist nichts getan ha —“

„Sie wollen nicht? Nun gut, so werde ich —“

„Überlassen Sie uns jetzt diese Person, mein Herr! Sie haben uns auf die rechte Spur geholfen!“ ertönte es in diesem Augenblick und vier Schutzleute umringten blitzgeschwind Miß Fiete Vander. Fast starr vor Entsetzen, sah der Bibliothekar auf die wie wahnsinnig sich sträubende Miß, vernahm er das Toben der erregten Menge. Das Wort „Zuwelendiebin“ traf sein Ohr und machte seinem Zaudern, hier einzuweichen, ein Ende.

Fort! Der Blamage entgehen! war sein einziger klarer Gedanke.

„Welchen Sie sich auf dem Polizeiamt, mein Herr, und holen Sie sich den Finderlohn ab!“ rief ein Schutzmann dem Davoneilenden nach.

Daß beläuft rollte Neimann zwei Minuten später der Kellerschen Wohnung zu. War es möglich? Diese White war die Zuwelendiebin? Und Kellers ahnten nichts davon! Vermutlich war sie die Tochter eines Kellers befreundeten Kamille und litt an dem Spleen, zu nehmen, was da blänkte? Schauerlich! — Sie hatte offenbar geglaubt, er wolle sie als Diebin festnehmen; daher also ihr Sträuben! Und das übrige? Die Worte der Polizisten? Spur geholfen. — Finderlohn abholen? Daraus werde ein anderer Lug! „Zum Studud!“ Der Grübelnde steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus. — Was rumpelte denn da für ein Frachtwagen so beharrlich hinter ihm her? Das machte ja ganz wervös!

Fünf Minuten später trat Herr Sophus bei Frau Keller ein, die allein und auf einer Chaiselongue ruhend, ihm die Hand entgegenstreckte.

„Ja meine beste Frau Keller,“ begann er, durch die Wahrnehmung, daß die Dame wirklich krank war, versöhnt, teilnehmenden Tones, „ich komme allein — sie wollte durchaus nicht mit.“

Die Zuhörerin richtete sich ein wenig auf und sah den Sprecher mit sehr verplexter Miene an:

„Sie — wollte nicht mit?!“ stammelte sie.

„Nein, und wie die Sachen stehen, ist dies ja auch ein Glück. Es tut mir leid, werthe Frau, Ihnen Unangenehmes mitteilen zu müssen.“

„Herr Bibliothekar, ich —“

„Bitte, regen Sie sich nicht auf, Frau Keller.“

„Aber nein — was ist denn? Ich begreife nicht!“

„Das glaube ich wohl. Seien Sie standhaft, verehrte Frau, — diese White ist nämlich —“

„Diese — White —?!“ exulte die Dame, offenbar fassungslos.

„Ist häßlich, grundschlecht. Sie ist die Zuwelendiebin, welche stadtviesslich —“

Es klopfte. Das Stubenmädchen trat ein: „Gnädige Frau, die Küken sind da! Bitte, das Frachtgeld. Der Fuhrmann sagt — ein schrippischer Wid traf den Gast — „es wäre niemand auf dem Bahnhof gewesen, der die Küken hätte abholen wollen.“

Herrn Sophus wurde plötzlich garnicht gut; vielleicht war die Grippe anstehend. Er sah sie sich auf den Kopf; der war siedendheiß geworden.

Als Frau Keller, nachdem das Mädchen gegangen, sich dem Gast wieder zuwenden wollte, fand sie zu ihrer Ueberraschung das Zimmer leer.

„Anna,“ raunte dieser draußen dem Mädchen zu, „sag mal, haben die Küken, die gekommen sind, vielleicht einen Namen?“

„Ja freilich! Fahrrolles haben wir schon, und diese heißen White Vander.“

Als die Sprecherin aufsaß, erblickte sie nur noch die Modische des Bibliothekars, hinter dem die Haustür zusiel.

Als Neimann am nächsten Morgen beim Kaffee saß, brachte der Briefträger ihm eine Postkarte. Keller schrieb:

Mein lieber Neimann! Meine Frau hat mir Deinen Bericht erzählt und scheint Du demnach Wunderbares erlebt zu haben. Wir brennen darauf, die Details zu erfahren. Ich lade Dich hiermit für heute zum Mittageffen ein.

Dein Emil.

Der Besende schob seine Tasse zurück; der Kerger hatte ihn satt gemacht. „Nun heißt es auserffen, was man sich eingebrot hat,“ murmelte er.

Daß als der Mittag da war, trat Herr Sophus mit merkwürdig triumphierender Miene bei Kellers ein. Schallendes Gelächter empfing ihn. Der Gast aber legte kumm ein Zeitungsblatt vor Keller hin und wies auf eine fettgedruckte Notiz. Mit wachsendem Erlaunen las der Hausherr:

„Gestern nachmittag wurde auf dem hiesigen Bahnhof, unter großem Zulauf des Publikums, die Zuwelendiebin aus London, welche sich hier unter dem Namen einer Miß Fiete Vander einführte, in Folge des geschickten Eingreifens des Herrn Bibliothekars N. van hier, von der Polizei abgefaßt. Wie wir erfahren, hat Herr N. auf den Finderlohn von 500 Raef, welcher bekanntlich für die Auslieferung der Diebin ausgesetzt war, hochherzig zu Gunsten der Armen verzichtet.“

„Alter Schwede,“ rief Herr Emil und lachte, latze, daß ihm die heißen Tränen aus den Augen liefen, „laß Dich umarmen! Mir ist zwar noch manches dunkel an der Sache, eins aber weiß ich: Du bist glänzend gerechtfertigt!“

## Allerlei.

— Von der Kunst der Schriftstellerei. So überschreibt *Maumann* in der „*Hilfe*“ einen kurzen Aufsatz, dem wir die folgenden wertvollen Sätze entnehmen: Ein Schriftsteller muß eine natürliche Begabung zu seiner Kunst haben. Das Vorhandensein dieser Begabung ist oft noch schwerer zu erkennen, als etwa die Begabung für Musik oder Malerei. Es gibt zwar Fälle, wo schon Kinder eine merkwürdige Kraft des Ausdrucks besitzen, aber nicht immer bleibt diese Kraft erhalten, wenn die gleichmachende Wirkung des schulmäßigen Lernens hinzutritt. Durch die Schule wird oft das eigentlich Persönliche am Ausdruck den Kindern so sehr abgewöhnt, daß es sich später nicht wieder einfindet. Vielleicht läßt sich die Sache so ausdrücken: wer am Schlusse seines Schullebens noch eigene Kraft im Gebrauch der Muttersprache besitzt, der kann es versuchen, ein Schriftsteller zu werden. Der Schriftsteller muß Sinn haben für das einzelne Wort. Das ist keine Materialkunde. Es ist dazu nicht nötig, Germanistik als Fach zu studieren, aber etwas Vortgeschickte muß doch getrieben werden. Neben dem Lesen! Volksdialekte hören und lieben! Freie Reiter als Sprachquelle! Man übersehe einmal einige Seiten neuer schriftlich ins Hochdeutsche, um den ganzen Unterschied zu merken! Das Werken der kleinen Unterschiede ist hier die Kunst der Anfang der Kunst. Schreiben und Sprechen müssen möglichst gleichmäßig ausgebildet werden, wenn die Schriftstellerei lebendig bleiben soll. Es ist zwecklos ein Unterschied zwischen Schrift und Rede; aber die Schrift darf nie verweisen, daß sie geoffene Rede ist. Man muß jeden Aufsatz, der auf schriftstellerische Kunst Anspruch erhebt, vorlesen können. Sobald dabei das Gefühl eintritt, daß das laute Lesen unmöglich ist, fehlt etwas am Sprachton. Der Kampf gegen die Fremdwörter ist keineswegs bloß eine Spielerei, sondern ein beständiges Hinabsteigen in die Tiefen der Sprachentstehung. Man kann fast alles verdeutschen, ohne in Parreleien zu verfallen. Insbesondere für die schriftstellerischen Erziehungsjahre gibt es gar nichts Besseres als den festgesetzten Zwang, kein Fremdwort ohne Nachprüfung durchzulassen. Es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit eine Arbeit daraufhin durchzugehen, welche Worte oder Sätze verkürzt oder gestrichen werden können, ohne daß der Eindruck leidet. Fast alle Schriftsteller arbeiten mit Materialbegabung. Wenn man gelernt hat, ohne alle Ueberflüssigkeiten zu schreiben, kann man anfangen, den Schmutz der Worte zu gebrauchen, es ist aber sehr gefährlich, seine Schriftstellerei mit Schnörkeln und Blumen zu beginnen. Das Bewußtsein dafür, was Konstruktion und was Dekoration ist, darf nicht verloren gehen. Jede einzelne Arbeit hat ihren eigenen Ton, wie jedes Musikstück seine eigenen Vorzeichen hat. Es gibt Schriftsteller, die immer mit denselben Vorzeichen arbeiten, immer süß und weich, oder immer pathetisch, oder immer lehrhaft, oder immer sprunghaft. Das kann darin begründet sein, daß ihre ganze Seele überhaupt nur diesen einen Ton besitzt, aber es kann auch schlechte Gewohnheit sein. Im letztern Falle sollen sie sich gelegentlich zwingen, eine ihnen fernere liegende Tonart zu verwenden, um wenigstens die Probe zu machen, ob sie sich ausweiten können. Hierbei sind Uebersetzungen aus fremden Sprachen ein gutes Erziehungsmittel. Es ist nicht zufällig, daß fast alle großen Schriftsteller gelegentlich als Uebersetzer gearbeitet haben.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 40

Düsseldorf, den 1. Januar.

1908.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag zwischen der Beschneidung und der Erscheinung des Herrn. — Die Anbetung der Weisen. — Neuer Fels und Hirn. — Der Beste vom aus er Stammes. — Dummheit. — (U. berechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum Sonntag zwischen der Beschneidung und der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heil. Matth. II, 19—23.  
„In jener Zeit, als Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh' auf und nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel, denn die dem Kinde noch dem Leben strebten, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt des Herodes, seines Vaters, im Judenlande regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen, und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa. Und er kam, und wohnte in der Stadt, welche Nazareth genannt wird: Damit erfüllt würde, was durch die Propheten gesagt worden ist: daß er ein Nazareer wird genannt werden.“

### Die Anbetung der Weisen.

Ein Stern ist aufgegangen,  
Ein Stern aus Jakobs Haus,  
Drei Weise sah'n ihn prangen,  
Drei Könige zogen aus.  
Sie zogen aus zu sehen  
Den neugebornen Herrn,  
Da sah'n sie vor sich gehen  
Den wunderbaren Stern.  
Sie sah'n ihn zieh'n und halten  
Wohl mitten in dem Feld:  
Da lag im Stall, im falken,  
Der König aller Welt!  
Zu schauen sie bekehrten  
Das Kindlein wert und hold,  
Und Wehtrauch sie bescherien  
Und Myrrhe Ihm und Gold.  
Wehtrauch dem Gotteseben,  
Dem Königskind Gold,  
Die Myrrhe Ihm, der sterben  
Für uns am Kreuze wol!  
Nun sei auch uns willkommen,  
Du höchster König soh',  
Dank, daß Du eingekommen  
Daß Deiner Väter Thron!  
Daß alle Völker sehen  
Helleuchtend Deinen Stern:  
Ihn sehen und verehren  
Und finden ihren Herrn!

Der menschengewordene Sohn Gottes sollte bei Seinem Eintritte in diese Welt an „Windeln“ und an einer „Krippe“ erkannt werden; es sollte das Zeichen Seiner Ankunft sein nach dem Worte des Engels: „Dies soll euch (Hirten) zum Zeichen sein: ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend (Lukas 2). Jenen Messias, von dem die Propheten Israels in so erhabenen Ausdrücken gesprochen hatten: Ihn sollten in Seiner

Geburt nur Demut und Armut kennzeichnen. Das — sagt der hl. Augustin — war es, was den Juden ein Aergernis, ein Stein des Anstoßes war. Sie erwarteten einen Erlöser; aber sie meinten, dieser Erlöser werde in Glanz und irdischer Majestät erscheinen, werde reich und mächtig sein, werde das (irdische) Reich Israel in Herrlichkeit wieder herstellen und seine Untergebenen mit Glücksgütern aller Art überhäufen. Und während sie sich in diesen trügerischen Hoffnungen wiegten, verflüchtete man ihnen, daß dieser Erlöser in der Dunkelheit eines Stalles geboren sei! Diese Nachricht war ihnen nicht nur überraschend, sondern anstößig, ja empörend.

Das war der Empfang, der dem so sehnsüchtig erwarteten Messias von Seinem Volke bereitet wurde. Nur einige arme Hirten bildeten die rühmliche Ausnahme.

In wohlthuendem Gegensatz zu diesem uns unbegreiflichen Verhalten des jüdischen Volkes steht das, was die hl. Schrift uns von den heidnischen Weisen berichtet. Aus der Ferne des Ostens sind diese Männer gekommen, um „dem neugeborenen Könige der Juden“, den sie selbstredend in der Hauptstadt Jerusalem vermuteten, zu huldigen. „Weise“ werden sie von der hl. Schrift genannt; aber was für eine Weisheit war ihnen denn eigen — ihnen, die doch aus heidnischen Ländern kamen? Sie besaßen doch nicht die heiligen Schriften und die darin niedergelegte göttliche Weisheit konnten sie also nicht besitzen? Allein kann die Weisheit des Herrn nicht auf anderem Wege zu ihnen gedrungen sein?

Wenn die Rhone, ein Fluß Frankreichs, in ihrem Laufe plötzlich unter gewaltigen Felsen verschwindet, um in einer gewissen Entfernung wieder sichtbar hervorzutreten, so sagt sich jeder mit Recht, daß die Wassermenge, die auf der andern Seite der Felswände hervortritt, die nämliche sei, die eine Strecke vorher verschwunden war. Nun gibt es aber auch Flüsse, die im Gestein versickern und in der ganzen Umgegend nicht mehr zum Vorschein kommen; wohl mag dann in weiter Ferne ein Tal sich finden, in dem ein neuer Strom seinen Ursprung nimmt, der getränkt wird von üppigen Quellen, die von allen Seiten über die Felswände herabfließen — und niemand denkt daran, daß alle diese Quellen von jenem Gewässer genährt und erhalten werden, das in anderer Gegend im Gestein oder im Sande untergegangen ist. — So entdecken wir auch in den Schriften heidnischer Weisen so manchen goldenen Spruch, so manches wahrhaft göttliche Wort, von dem uns unerklärlich ist, wie der menschliche Geist es habe aus sich selbst finden können. So stoßen wir bei Durchforschung heidnischer Religionsysteme auf manche Lehre, die wie ein lebendiger Brunnen aus dem Steingerölle des Mythos (der Sage) sich hervorbrängt, und deren Ursprung uns auch für den ersten Augenblick unerklärlich scheint. Forschen wir aber weiter nach, so erkennen wir ohne große Mühe, woher das alles gekommen: wir finden, daß alle diese Völker einst dem wahren Gott und Seiner Verehrung abtrünnig geworden: daß dann zwar die heiligen Schriften die

fer lebendige Strom unter ihnen versunken, daß aber in der Folge doch hie und da wieder einiges zum Vorschein kam. — Diese Worte göttlicher Weisheit aber, die allem Anscheine nach spärlich zu jenen morgenländischen Weisen gedrungen waren, fielen bei ihnen auf fruchtbares Erdreich; sie machten in ihnen die Sehnsucht rege nach der vollen Wahrheit; wer aber, von dieser Sehnsucht erfüllt, redlich strebt und ringt, dem kann die Wahrheit nicht entgehen: die Gnade Gottes wird ihm entgegenkommen, um ihm den rechten Weg zu zeigen.

So fürchten denn die Weisen in ihrem Eifer weder die Beschwerden der weiten Reise, noch die Lücke des Herdes; sie ließen sich von ihrem Vorhaben auch nicht abwendig machen durch das Hohelächeln der jüdischen Priester, die ihnen zwar die hl. Schriften aufschlugen und den Weg nach Betlehem zeigten, aber ohne ihn selber zu gehen. Diese Juden bewiesen dadurch, daß ihr Glaube an die Weissagungen ihrer gottgesandten Propheten nichts weniger als fest war; sie sind die „Spötter,“ von denen die hl. Schrift sagt, daß sie die Weisheit suchen, aber nicht finden.“

Fürwahr der Name „Weise“ gebührt jenen Männern, da sie aufrichtig nach der Wahrheit verlangten; sie waren weise im eigentlichen Sinne des Wortes, denn sie gaben der innern göttlichen Stimme Gehör, und folgten dem göttlichen Lichte; sie folgten dem Stern, der sie so wunderbar zum Ziele führen sollte. Und wenn sie in Jerusalem lagen: „Wir haben Seinen Stern gesehen,“ soll damit nicht etwa gesagt sein, Christus sei unter dem Einfluß der Gestirne geboren, sondern es heißt vielmehr, daß Er, — der eingeborene Sohn des Vaters und gleicher Wesenheit mit Ihm, — auch Schöpfer und Herr des wunderbaren Sternes war. Dieser Stern war das Licht von nun an, dessen Führung die Weisen folgten, angeregt wurde das Licht der göttlichen Gnade von innen. Sie waren die Ersten der Heiden, die nach Betlehem kamen, um dem menschengewordenen Gotte zu huldigen; sie stellen, nach der Erklärung der hl. Väter, die junge aufblühende Kirche dar, die freudig ihren Bräutigam (Christus) entgegengeht. Wenn aber die Braut dem Bräutigam entgegenzieht, so ist es billig, daß eine Hochzeitsfadel angezündet werde, die ihr durch die Dunkelheit vorleuchte. In dem Brautzug der jugendlichen Kirche, die dem Aufgang der Gnadensonne entgegenging, verjah diesen Dienst der Stern, der eine getreue Brautfadel war, über Berg und Thal vorleuchtete, bis er über der ärmlichen Wohnung des Bräutigams stehen blieb.

Auch wir, Glieder der Kirche Jesu, haben einen führenden Stern in unserem heiligen Glauben; er soll uns führen durch Freud und Leid, durch Glück und Unglück, durch alle Drangsale dieser irdischen Wanderfahrt bis zum Ziele: da wird auch er „stillstehen“; denn der Glaube verwandelt sich dort droben in das Schauen der „Sonne der Gerechtigkeit,“ zu unserer nie endenden, unansprechlichen Glückseligkeit.

## Ueber Fels und Eism.

Von Ing. S. Rey.

3

Kamine sind sehr heile, oft senkrecht, auch überhängende Felskanten; sie müssen oft, wenn nicht ganz, so doch zum Teil durch Reibung überwunden werden. Sie kommen so glattwandig vor, daß sie keine Griffe bieten. Dann hemmt sich der Steiger mit Händen und Handflächen an der einen mit den Fußsohlen an der anderen Wand empor. Auch die Arme und Knie geben, wie sonst beim Klettern, oft gute Hilfe. Hierzu gehört eine besondere Geschicklichkeit, nicht so sehr Kraft. — Gute Felskletterer sind oft schlechte Eiskletterer.

In ruhigen Linien dehnt sich der Schneegang harmonisch aus. Es ist eine ganz andere Welt, groß, erhoben und hochheißend, ein gleichendes Lichtmeer umflutet uns, Eis und Schnee rings umher. Daß man im Fels seine Gelenkigkeit beweisen, hier kommt es darauf an, auf schmalen Eisrücken, in heiler Wand den Fickel zu schwingen, auf schmalen Schneefirst Balance zu halten. Hier unterstützt der Fickel den Tritt, Trittsicherheit ist hier alles. Bergwärts geneigt muß jede Stufe sein, gleichviel ob sie getreten oder geschlagen; beim Traversieren ist auf die

bergwärtsgeneigte Sohlenkante das Körpergewicht zu legen, beim direkten Aufstieg auf die Sohlenrippe; beim direkten Abstieg aber auf den Abhang. Beim Traversieren, wie beim Auf- und Abstieg ist die Fickelschaukel ein herrlicher, sicherer Anker.

Zur Steifschnee, der Vorsicht erfordert, schlägt man bei jedem Tritt die Fickelschaukel über sich ein. Ueber ganz jähren Schnee steigt man gerne, das Gesicht gegen den Hang geteilt, ab, und während die Fußspitze, wie beim Aufstieg, die Sohlen haut, bleibt die Fickelschaukel als Anker eingelassen. Nichts ermüdet mehr als Schneewaten, darum steigt man in weichem Schnee langsam in kurzen, gleichmäßigen Schritten, bei oftmaligen kurzen Pausen. Auf schnee-freien Gletschern leisten Steigern gute Dienste, ist jedoch das Eis zu hart, so ist das Stufenbauen trotzdem nötig. Im steilen Ershang schlägt man die Fickelhaue in Armhöhe ins Eis und sicher vermag man, sich am Fickel haltend, den Fuß in die geschlagene Stufe zu setzen. Liegt das Eis, der Firn blank zu Tage, so entbehrt die Stufenarbeit des neben-erzogenen Momentes; sind sie aber durch Pulverschnee oder Neuschnee verdeckt, dann erfordert die große Lawinengefahr äußerste Vorsicht und große sichere Stufen, will man den Hang glücklich überwinden.

Droht ein Wetterumschlag, oder tut Eile aus andern Gründen not, so ist das Abfahren über Schneehalden eine ganz enorme Zeit- und Kräfteparnis. Eine ideale Art bleibt es, den Firnhang hinab zu gleiten, aber Vorsicht tut not und ein Unglück hat's schon oft dabei gegeben. Stehend zu fahren soll besser sein als sitzend, aber man muß es verstehen. Beide Füße nahe zusammen, mit etwas Kniebeuge, die vollen Sohlenflächen auf den Schnee. Die Fickelspitze hinter sich im Schnee, die eine Hand am Stiel, die andere am Fickelknopf. Zum Bremsen drückt man die Abfäße und Fickelspitze in den Schnee und legt sich hintenüber. Kommt man zum Strauheln oder hat man die Herrschaft über sich verloren, so ist auf steiler Halde das Einbauen der Fickelschaukel in der Regel das einzige Mittel, zum Stillstand zu kommen.

Wie der Wallgraben vor der Festung, so lagert sich der Schrund vor der Bergfeste. Der Uebergang vom Gletscher zum Bergquast birgt daher oft große Gefahren, namentlich, wenn Schneebänke weite Klüfte überwölben. Beim Abstieg ist Seilsicherung von oben auf alle Fälle erforderlich. Da heißt es vorsichtig prüfen, sondieren mit dem Fickel or straffen Seil, welches um den eingerammten Fickel des Hintermannes läuft. Hat der Erste den Schrund überwunden, übernimmt er die Sicherung des Zweiten in derselben Weise, während dieser, wenn nötig, auf allen Vieren folgt. Der Schnee verlangt sehr häufig eine solche Verteilung des Körpergewichtes. Lawinenschneebänke sind sicherer als solche aus frischem oder angewehem Schnee.

Gletschertouren soll man in der Regel zu dreien unternehmen mit Anseilung auf wenigstens 10 Meter Distanz. Das Seil muß straff gehalten werden; sinkt einer ein, im selben Augenblicke müssen die Fickel eingerammt, das Seil darum geschlungen sein. Ein Reservefickel ist gut, um beim tiefen Sturz die Rettung zu erleichtern. Die Anzeichen verborgener Klüfte zu erkennen, erfordert scharfe Beobachtungssinn; durch festes Tasten und Sondieren mit dem Fickel läßt es sich erkennen. Ein Gletschergang auf wirklich schwierigen Terrain, wie sie vornehmlich die Schweizergletscher bieten, gehört zu dem geistig aufregendsten Wagnissen des alpinen Sports. Bei schwerer Felskletterei gibt es nicht so viel zu berücksichtigen, da kann man geistig ausruhen, bei schwerer Gletschertour aber nie.

Große Gletschertouren sind früh zu beginnen, 1–2 Uhr morgens, früh am Nachmittag soll man die Gletscher möglichst hinter sich haben. Unausgeseht greift der Fickel tastend vor, abgetretenen Knies, den Oberkörper vorgelegt, windet sich der Gletschermann bedächtig durch die Schlünde, schwerfällig dem Auschein nach, schleicht er über die Eisränder hinweg, jede Brücke bedächtig prüfend, die er überschreiten will.

Auch an den Bergen nagt der Zahn der Zeit, das zeigen die großen Moränen, die Gletschervälle und die Schutthalden an den Wänden. Eine ernste Gefahr für den Bergsteiger ist der Steinschlag; was ist die am Fels geschmiegte Kreatur, wenn ein Steinbengel über sie hinweggeht, wenn große Blöcke fallen, daß die Felswand bebzt. Durch Guloirs und Rinnen nehmen die Steine gern den Weg. Frost und Schnee kiten loses Gestein gar fest, Regen und Sonnenschein lösen sie eben so schnell, und unter dem Druck ihrer eigenen Schwere eilen sie der Tiefe zu, tödlichen Geschossen gleich. Steinaefährliche Wände, Guloirs und Rinnen sind daher frühzeitig zu nehmen, wenn die Gefahr noch nicht so groß ist. Tritt Steinschlag ein, dann heißt es schleunigst Deckung suchen und mit möglichster Eile sich aus seinem

Vereich schaffen. War leicht werden beim Klettern Steine gelöst, daher muß der Bergsteiger achtsam sein auf seine Genossen, daß er sie nicht gefährde. Fallende Steine muß der obere abweisen, auf lose Steine der vordere aufmerksam machen. Beim Abstieg entfernt der untere loses Gestein. (Fortsetzung folgt.)

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von G. Viesenhach.

8

Bei dem scharfen Knall bäumten sich die Pferde hoch auf und einer der Wegelagerer fiel den Tieren in die Fügel.

„Hal ist es so gemeint,“ schrie Simons, indem er sich auf diesen stürzte und einen wuchtigen Schlag gegen dessen Arm führte.

Der Angreifer taumelte zurück und floh kreischend dem Waldbrande zu.

Währenddessen waren die beiden Gestalten auf den ersten Wagen zugeeilt. Einer hatte sich schon auf die Deichsel geschwungen, um Ludger anzugreifen. Er hatte sich aber in seinem Gegner verrechnet.

Hoch aufgerichtet stand der kräftige Bauernburche vorn auf dem Wagen und hielt dem Räuber die Sattelpistole entgegen.

„Zurück, Gannergesicht,“ schrie Ludger ihn an.

Der Hahn knackte. Ehe er aber die Waffe losbrücken konnte, war der Gegner schon von der Deichsel gesprungen und Ludger sah bei dem Pulverblitz, wie er durch einen Fehlsprung in die Kniee gesunken war. Im Augenblick war er ebenfalls unten und faßte den Wegelagerer mit scharfem Griff in den Nacken.

„War das so gemeint?“ postelte der Fuhrknecht.

Hageldicht fielen die Schläge mit dem Pistolenlauf auf Arm und Rücken des Strauchdiebes. Dieser wimmerte und stöhnte, und als Ludger ihn mit einem schweren Fuhrtritt weit von sich in den Schmutz schleuderte, kam auch Simons leuchtend an.

„Bist du verwundet, Ludger?“ rief er ihm zu.

„Nein, Herr,“ lachte dieser. „Aber die Nieve, die ich ausgeleilt, sind so bald nicht vergessen.“

„Wo sind deine Angreifer? Ich dachte mir, daß zwei für dich nicht zu viel seien.“

„Hab's leider nur mit einem gehabt,“ erwiderte Ludger, sich den Schweiß von der Stirne wischend, „der Schuß ging zwar fehl, auf die Nieve verstehe ich mich besser. Wäre mit dem Zweiten auch noch fertig geworden.“

Er nahm die Laterne und suchte den Weg ab.

„Hier ist er hingetaumelt,“ rief er seinem Herrn zu; „ich sehe es an den Blutspuren.“

In der Ferne hörten die beiden scharfes Pfeifen.

„He! zurück Ludger,“ befahl Simons. „Wir müssen die Säule traben lassen, wenn sie auch lahm werden sollten. Habe keine Lust, mich weiter hier herum zu schlagen.“

„Schade, daß wir so wertvolle Ladung haben,“ murrte Ludger, dessen Kampfesfreude noch nicht befriedigt schien.

Unter lautem Reitschlenk rasselten die Wagen weiter. Endlich kam man in ein kleines Dorf und vor der Herberge desselben blieben die Pferde, die über und über mit Schaum bedeckt waren, von selbst stehen.

Ein Blick auf die Pferde überzeugte Simons von der Unmöglichkeit weiter zu kommen.

„Hier müssen wir nächtigen,“ rief er Ludger zu, während er an die Türe des Gasthauses klopfte.

Dieselbe öffnete sich bald und der Wirt trat mit einem Licht heraus.

„Koh tautend! seid Ihr es, Simons?“ fragte er verwundert. „Noch so spät in diesem Teufelswetter unterwegs?“

„Wie Ihr seht,“ erwiderte Simons brummig. „Nun geht es aber nicht mehr weiter. Habt Ihr noch Platz für die Pferde?“

„Es macht sich schlecht,“ erwiderte der Wirt, indem er sein Hauskätzchen zurecht setzte. „Alle Ställe sind voll. Die Klüchtlinge vom Rhein haben sich über sie gemacht wie ein Bienenschwarm.“

„Ihr müßt es möglich machen,“ forderte Simons. „Seht doch die müden Pferde.“

„Wenn Ihr mit der Scheune vorlieb nehmen wollt?“

„Mit allem, wenn wir nur unter Dach können.“

Die Wagen wurden unter einen großen Schuppen gebracht und die beiden Fuhrleute waren froh, für die Tiere in der Scheune noch einen trockenen Platz zu erhalten.

„Du schläfst diese Nacht bei den Wagen,“ befahl Simons nach der Abendmahlzeit seinem Begleiter. „Einen Monatslohn will ich besonders dafür geben.“

Ludger senkte und Simons merkte, wie er sich entsärbte.

„Bah!“ rief er unwillig. „Ihr fürchtet Euch, Ihr, ein Burche, sechs Fuß groß! Schämt Euch! Hier ist mein warmer Mantel und nun fort!“

„Ich fürchte mich gewiß nicht, Herr,“ wagte Ludger zu entgegen; aber —

„Was aber? Wenn Ihr keine Furcht habt,“ brummte Simons, „ist auch kein Ader zu bedenken.“

Vor innerer Erregung zitternd entfernte sich Ludger. Seitwärts des großen Verschlags, der den Dreikönigenschrein barg, bereitete er sich auf dem Wagen ein Lager. Er versuchte zu schlafen. — Das Licht der Laterne drang durch den roh gezimmerten Verschlag, in dessen Inneren die Goldplatten, die Perlen und Steine ein märchenhaftes Feuer zuckersprühten.

Zumitten der Aermlichkeit der Umgebung, dem Holschuppen der Dorfherberge und dem knisternden Stroh, hatte jener Totenjähre, der die Gebeine der königlichen Adbeter aus dem Stalle zu Bethlehem barg, ein Funteln bewahrt, wie der Stern, welcher den Lebenden auf ihrem Wege aus dem Morgenlande in seltener Pracht vorgeluchtet hatte.

Ludger schloß die Augen, um nicht geblendet zu werden. Aber die Strahlen schienen sich zu verdoppeln. Er griff durch eine der beiden Spalten.

„Ist dieses Gligern denn wirklich echt,“ murmelte er vor sich hin, „oder narret mich meine Phantasie?“ Das Brett, auf welchem seine Hand ruhte, gab nach. Er zog die Laterne dicht an sich und leuchtete durch den weiten Spalt. Welch' ein Funteln und Gleizen!

„Ihr seid also der Reichtum, das Ansehen, das Glüd! rang es sich von seinen Lippen, indem die Hand von Edelstein zu Edelstein glitt. — Er dachte an sein trauriges Geschick, an die nur noch kurze Zeit seines Hoffens. — Wie im Fieberwahn sprang er auf, nahm aus der Bodkiste eine Zange und dann fielen auch schon, leicht sich aus der goldenen Fassung lösend, die größten und schwersten Steine in seine schwierige Hand. — Er wußte nicht mehr, was er tat. Zitternd vor Aufregung barg er den Raub in der Ledertasche, die er auf der Brust trug. — Sie war vollbracht, die schwarze Tat, gegen die er — ach! so kurze Zeit nur — mutig angekämpft hatte. — — —

Die weitere Reise verlief ohne Zwischenfall.

Das Gesicht des Fuhrherrn wurde immer heller, je mehr seine Wagen sich der Heimat näherten. Heute begrüßte er die bekannten Berge doppelt freudig und laut jauchzte er, als aus dem Nebel der Gebirgskamm auftauchte, der mit der Stadt Arnberg und der Schloßruine lieblich gekrönt war. —

Arnberger Schloß! Jahrhunderte lang unbezungen, warst du wohl der Herrenstiz schönster und stattlichster im ganzen Westfalenlande! Jetzt sind nur noch kleine Reste von verwittertem Mauerwerk, herumliegende Granitblöcke, ein geborstener Torbogen und halb verjährtete Kellergewölbe, die letzten Zeugen früherer Pracht. In den Bäumen nur, welche heute die schöne Trümmerstätte beschatten, lipelt's in hellen Mondnächten noch von prunkhaften Festen, blutigem Brudermord und von geheimen Tagungen des Reichsgerichts, dem als Freigrafen anzugehören, sich deutsche Kaiser zu hoher Ehre anrechneten. — — — Als die schweren Wagen über die Eichenbohlen der Ruhrbrücke und weiter das holperige Pflaster hinauf, zum Abteigebäude rasselten, ahnte wohl keiner der Arnberger, welcher den Wagen nachsah, welch' große Schätze sie bargen. Nur Winkmeyer, des Abtes getreuer Gehilfe, wußte nun, daß die geheimnisvolle Fahrt gelungen war. Und da er seinen Stolz darin setzte, in Bedinghausen als erster die Ankunft der Schätze zu melden, verließ er schnell seine Wohnung in der Nähe des Glockenturmes und erreichte fast atemlos die Klosterpforte.

Ohne dem Pfortner Rede zu stehen, eilte er in das ihm bekannte Gemach des Abtes.

„Sie sind eben gekommen,“ rief er diesem freudig zu.

„Die Wagen?“

„Ja, sie kommen, sie kommen,“ jubelte der Alte und zeigte mit der Hand zum Fenster.

Beide traten in die tiefe Nische und wie unten die schäumenden Rösser und die hochüberspannten Wagen sichtbar wurden, legte der Abt voll Freude seine Hand auf die Schulter des Alten und ein kurzes Dankgebet entrang sich seinen leicht zitternden Lippen.

Warm begrüßte der Abt den Fuhrherrn. „Alles gut verlaufen?“ fragte er leise.

„Hier das Verzeichnis, Herr,“ antwortete dieser. „Kein Stüd fehlt.“

„Gott soll's Euch danken“ lobte der Abt und reichte auch Ludger die Hand. „Ich wußte es,“ sagte er freundlich lächelnd zu diesem, „daß ich mich auf meinen früheren Schüler wohl verlassen konnte.“

Wie Dolchstiche traf jedes dieser Worte des Jünglings Herz. Er wandte besämt den Kopf zur Seite. Sieht denn nicht auf deiner Stirn der freche Haub geschrieben, dachte er angstlich.

Wen dem Abladen wartete man, bis die Dämmerung anbrach. Dann wurde bei qualmenndem Dellecht mit dieser mühsamen Arbeit begonnen.

Auch der Generawitar von Caspers half dabei. „Vorwärts, Vorsicht,“ rief er ein über das andere Mal bei der ungewohnten Beschäftigung aus. „Langsam aufheben! Ich bin für alles verantwortlich! — Als letztes Stück wurde die Kiste mit dem Dreilöwen-Schrein in das Versteck geschafft.

Es war eine schwere Arbeit. — Alle fiakten mit an, als er die steile Kellerterpe hinabgetragen wurde. Der Abt leuchtete voraus. Auf jeder Stufe setzte man die Last nieder. Dumpf klang in den Gewölben das Knarren des Holzverschlages, das Reuden der Träger, und von Caspers stehende Stimme: „Vorsicht, Vorsicht.“ — Die Ratten huschten ängstlich von Mische zu Mische.

Ludger hatte noch niemals in seinem Leben einen so schweren Gang getan. Er hatte sich an einem Holzsplitter die Hand aufgerissen; aber er achtete nicht der hervorkommenden Blutstropfen. Der Lederbeutel auf der Brust drückte schwerer und schmerzte mehr, als das Gewicht der Last und die Wunde der Hand.

„18 Stück müssen es sein“, sagte Simons, als die letzte Kiste geborgen war. „Hier der Kölner Ladeschein.“

„18“ zählten von Caspers und der Abt langsam nach. Dicht gedrängt stehen die Verischläge in dem engen Gewölbe. Um sie herum, bei qualmenndem Laternenschein, die fünf Männer; alle schwer atmend von der großen Anstrengung.

Als Lohn für die außergewöhnliche Fahrt erhielt Simons von dem Abt von Wedinghausen so viele Kronthalen, als er in seinem weiten Kittel fassen konnte. \*) — — —

Der Wind hatte die letzten Blätter des Eichenkammes am Weilerhof mit fortgenommen, und durch die engen Täler des Sauerlandes huschte nächtlich der Nauhstrot, der jetzt den kahlen Ästen ein gliberndes Silberkleid gab. Die Sonne des Tages ließ dieses allmählich zerrinnen. Sie spiegelte sich heute in dem blanken Anstrich der Hofgiebel und in der hellbrünen Farbe der vielen Fensterladen. Ein Kranz von Tannengrün mit eingeflochtenen Papierrosen umrahmte breit das Tor und ob schon es Werktag war, lag doch des Feiertages Ruhe über Hof und Feld. In der großen Wohnstube ging Ludger mit langsamem Schritten auf und ab. Er trat an den Kachelofen, in welchem das Feuer lustig knisterte und an denselben gelehnt, schweifte sein unstätter Blick durch das weite Gemach, über den Eichentisch, der fast die ganze Länge des Zimmers einnahm und mit blendend weißem Linnen gedeckt war. Schwer trug der Tisch an deren Masse von Brot und Badwerk, und bunt hoben sich die vielen Geschirre und Tassen ab, die in den verschiedensten Größen und Farben auf ihm verteilt standen.

Fortsetzung folgt.

### Duhmeklemmer.

Von Clemens Kalbach.

Wenn wir hier den alten Ausdruck „Duhmeklemmer“ aufwärmen, so möchten wir von vornherein betonen, daß uns jegliche Animosität gegenüber der Düsseldorf um 7 Jahre überlegenen Nachbarstadt Ratingen fernliegt; wir registrieren die Bezeichnung lediglich vom Gesichtspunkte unseres Interesses an der heimischen Geschichte.

Auf einem Blatte, das wir kürzlich mit mehreren andern zusammen von einer der beiden noch lebenden Töchter unseres 1869 verstorbenen Mitbürgers Wilhelm Nikolaus Stehling erhielten, fanden wir die Herkunft des Namens erklärt. Das Blatt trägt am Kopf eine Silhouette, der mündlichen Angabe gemäß eine Arbeit des bekannten Ausschniders Müller. Sie zeigt uns den hl. Suitbertus vor dem Tore Ratingens, und jenseits der Mauer die Schar der zornigen Einwohner, wie sie dem Apostel des Bergischen Landes das Tor zuhält und bei dieser Gelegenheit den Daumen der rechten Hand beschädigt. Zur Erläuterung steht darunter das nachfolgende Gedicht von Stehling:

St. Suitbert.

Einst, als die Deutschen noch am Rhein — Den einzig wahren Gott nicht kannten, — Da kamen die Apostel, die Gesandten — Des Herrn zu uns von Engelland herein. —

Auch Suitbert kam und zog umher, — Der heilige Bi-

schof, bei den Heiden, — Und predigte und mußte viel leiden, — Denn sie verhöhnten seine Lehr'.

So kam er auch ins Bergerland — nach Ratingen, wo in den Mauern — Viel Bürger wohnten und viel Bauern — Und mancher Mann vom Kriegerstand.

Hub Suitbert hier zu predigen an — Mit heißem Eifer und mit Grollen, Auf daß sie sich bekehren sollen, — So wie der Bischof selbst getan.

Drob ward erzürnt die Heidenschaf, — Rief laut und schrie Suitbert entgegen, — Und hoben Keulen, Schwert und Degen, — Ihm drohend mit dem Tode gar.

Und stießen wild in grauem Chor — Den Heiligen hinaus zum Tor, — Auf daß er nie mehr Lehr' zur Stadt: — Sie hätten doch sein Predigen satt!

Nun voll des frommen Eifers stemmt — Sich Suitbert, sie noch zu gewinnen, — Mit Hand und Fuß im Tore drinnen; — So ward der Daumen ihm geklemmt!

Da rief er laut gen Stadt und Land: — „Hartnädige! es wird erkennen — Dereinst en'r Herz! Doch wird man nennen — Euch stets, wie Suitbert euch sojet genannt!“

Sankt Suitbert ihnen den Rücken wandt' — Und zog hinab gen Kaiserswerth, — Befehrt' das Volk und ruht dort hochverehrt; — doch Ratingen, hartnädig wird's noch heut' genannt.

Soweit das Stehling'sche Gedicht. Wir selber haben versucht, die Legende in folgender Form wiederzugeben:

Ein Bergische Land he wor et noch  
So düster wie en e Kellerloch;  
Do tohm Schwibähles von Engelland  
Dn mahde me'm Chrestentum ons befannt

Vom Rhing bis dwer Elberfeld  
Hätt hä der Jötter Macht zerschellt.  
En Vill stellt här e Kerste hin  
Zo Chre vom heilige Sankt Martin.

Dn en die Städt' wie bei die Buure  
Däht manche Seel hä dem Düwel abluure.  
So hätt hä langsam Schritt vor Schritt  
Dat Bergische Land erwanktritt.

En Städt'sche nor em jonze Bering,  
Dat mahden em vill Möh on Ring:  
En Ratinge wollde se em nit höre,  
Dn sich vom Heidentum nit bekehre.

Hä schente nix, nit Kält ov Häh;  
Doch brach hä do dat Denk mit speh.  
Zom leydamohl mäkt hä sich ens draan,  
Dn kloppt am Ratinger Stadttor an.

Dä Torwort mäkt die Pohtz jett offe  
Dn schreit dann hart on ganz betrosse:  
„Do es hä ald widdere, dä Volberbos!“  
Dn schläbt die Dhör em zu vör de Ras,

Schwibähles me'm Joh dozweche tritt,  
Dat hä dat Tor nit ganz zutritt.  
Die Ratinger lohme en belle Hoop  
Schreiend on wütend dohin jeloop.

En Meßjavel drog dä eene vöran,  
Dä schlog me'm Steck op dä heilige Mann,  
Die hodden e Schwert ov en Partisan;  
All dauten op dem Tor se an.

Schwibähles reep: „Uehr Hartnädigkeit  
Chr Ratinger, laut zom Himmel schreit!  
All dohte se he sich schon bekehre;  
Loht Chr denn niemals Uehr bekehre?“

Dat wütende Volk entjeien em stritt:  
„Maak! Pack dich fut! Mer wollen dich nit!“  
Schwibähles hätt do noch ens jesaat:  
„Wie Chr hätt et mich noch keene jemaat!

Ich jonn; doch wird man zu aller Zeit  
Stets reden von Ratinger Hartnädigkeit!“  
Do sind op en neues se anjerödt  
Dn hannt met Gewalt em futgedrödt.

Dn wie hä jeze däm Tor sich stemmt,  
Do hannt se em noch der Duhm geklemmt.  
Iv däm Dag hannt zo ihrem Ruhm  
Die Ratinger all 'ne platie Duhm;  
Dn zietdem nennt mer 'ne Ratinger, wenn' mer  
Dem uhze well: Dn Duhmeklemmer!

\*) Geschichte Arnberg's von Jean de Lacroix. S. 479.

# Blätter für den Familienkreis

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 41.

Düsseldorf, den 15. Oktober.

1907.

Inhalt: Evangelium zum einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Zur schmerzerreichen Rosenkranzkönigin. — Das Schifflein Petri. — Für die Weiterentwicklung des katholischen Frauenbundes. — Au den Untergang des Dampfers Berlin. — Die Verkäuferin in England. — Das belagerte Paris. — Merke!  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVIII, 23—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechnung halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm Einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitsknechte, der ihm hundert Denare schuldig war; und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitsknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin, und ließ ihn in's Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitsknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt; und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn Alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich, und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitsknechtes dich erbarmen? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“

## Zur schmerzerreichen Rosenkranz-Königin.\*)

(Nach dem Altdentschen.)

Maria, Rose ohne Dorn  
Durch meine Schuld hab ich verloren  
Das Kindlein, das Du uns geboren  
Behüt Du mich vor seinem Jorn  
Ave Maria!

Maria, Deines Kindes Blut,  
In Deiner Brust der Schmerzen Gut,  
Dein Weh so tief wie Meeresglut,  
Das komm' im Tode mir zu gut!  
Ave Maria!

Maria, Deines Kindes Tod,  
Das vor Dir hing, vom Blute rot,  
Helf mir, daß ich der Engel Brot  
Mit Neu' empfah' in Todesnot,  
Ave Maria!

Durch Deines Sohnes Bein so groß,  
Durch all sein Blut, das Er vergoß,  
Mach' meine Seel' von Sünden los  
Und führe sie in Gottes Schoß!  
Ave Maria!

\* Unsere Kölner Erzdiözese begeht heute das Fest der schmerzerreichen Mutter, das in den Kirchen sonst am 11. Sonntag im September gefeiert wird.

## Das Schifflein Petri.

XVIII.

Mancher Leser mag sich gewundert haben, daß wir unter der obigen Aufschrift ein ganze Serie von Artikeln über die Lehre von der Kirche Gottes gebracht haben. Allein gerade in unseren Tagen gibt es wohl kaum eine Lehre unserer hl. Religion, die es so, wie sie, verdient, von jedem denkenden Christen ernstlich erwogen zu werden; denn wir haben ja die heilige Pflicht, ihre (der Kirche) Lehre rückhaltlos zu glauben und ihren Gesetzen unbedingt zu gehorchen! In unzähligen Zeitungen und Zeitschriften aber, in Romanen und Novellen, wird namens der Wissenschaft, der Humanität und selbst der Nationalität über die Kirche Gottes und ihre Lehren und Einrichtungen in einer Weise abgeurteilt, daß mancher außerhalb der Kirche Stehende auf den Gedanken kommen mag: es gäbe überhaupt keine größere Torheit, als ein (gewissenhafter) katholischer Christ zu sein.

Und unsere getrennten Brüder, die Protestanten, bringen es bekanntlich schon seit Jahrzehnten nicht mehr fertig, unter der Flagge des Evangelischen Bundes, des Protestantenvereins u. d. „tagen“, ohne daß pfundschwere Steine in den Gottesgarten unserer Kirche geworfen werden. Da ist es zweifellos ganz am Plage, auch einmal „über die Mauer zu schauen“, um zu erfahren, wie es denn dort aussieht, woher diese Steinwürfe kommen. Und gerade dieses „Hinüberschauen“ läßt uns die Gegenprobe machen für die Gütlichkeit unserer Kirche: neben diesem gränenden Baum schauen wir den abgerissenen, allmählich verdorrnden Ast, der nur noch an den Enden — d. i. im eigentlichen Volke — erfreuliche Nester katholischen Lebens und darum echt-christlicher Fruchtbarkeit aufzuweisen hat.

Aber ist's denn wahr, daß unsere Kirche, indem sie sich die alleinseligmachende nennt, allen, die „draußen“ stehen, rundweg die Seligkeit abspricht? Also auch dem, in gutem Glauben lebenden protestantischen Volke? — Kaum ein Vorwurf, der unserer Kirche gemacht wird, ist weniger berechtigt, als gerade dieser! Die Kirche nennt sich die alleinseligmachende und muß sich so nennen, weil sie allein von Christus, ihrem göttlichen Stifter, die Vollmacht und die Mittel erhalten hat, die Menschen zur Seligkeit zu führen. Diejenigen nun, welche ohne ihre Schuld außerhalb der Kirche stehen, dabei aufrichtig die Wahrheit suchen und nach bestem Wissen die Gebote halten, — gehören zwar nicht äußerlich, aber innerlich zur Kirche Gottes und können daher auch selig werden. Schwer genug mag es ihnen meistens werden, da sie ja (als schuldblos Irrende) der vollen Wahrheit und vieler Heilmittel entbehren, z. B. des hl. Messopfers, des wahren Abendmahls, der priesterlichen Losprechung im Bußsakramente, und endlich der Sterbesakramente: sie entbehren eines wahren Stromes von Gnaden, der dem eifrigen Katholiken regelmäßig zusießt. Der hl. Paulus sagt aber ausdrücklich: „Gott will, daß alle Men-

men jung werden" (1 Timoth. 2,4); eben deshalb gibt er auch, nach katholischer Lehre, allen Menschen, also auch den Protestanten, und nicht minder den Juden und Heiden, — hinreichend Gnade, daß sie selig werden können. Derselbe Gott hat aber für gut befunden, eine besondere Heilanstalt zu gründen, durch die Er Seine Gnade der Menschheit zuwenden will: es ist Seine Kirche. Nur eine Kirche hat Er gegründet; nur diese eine ist also die wahre Kirche. Wenn nun aber jemand ohne seine Schuld diese wahre Kirche nicht kennt, weshalb soll ihm Gott seine Gnade nicht auch außer dieser Kirche verleihen? Ja, wenn kein Mensch ohne eigene schwere Schuld verloren gehen kann, muß Er sie nicht verleihen? — Und muß man nicht sagen, daß, wer ohne die wahre Kirche zu kennen, den Willen Gottes nach bestem Gewissen zu tun sucht, eben deshalb auch zu dieser Kirche würde gehören wollen, wenn er sie nur könnte: daß er somit dem innersten Herzen und dem Willen nach ihr gehört? Sieh, in diesem Sinne sprechen wir von einer „allein-seligmachenden“ Kirche.

Die Kirche Gottes ist der nächste und sicherste Weg zum Himmel; der in gutem Glauben befindliche Andersgläubige aber gelangt gewissermaßen auf Umwegen an dasselbe Ziel — vorausgesetzt, daß er die, keinem Menschen fehlende, göttliche Gnade heilsbegierig benützt. S.

### ≙ für die Weiterentwicklung des katholischen Frauenbundes

Ist es von größter Bedeutung, daß die Tätigkeit der Zweigvereine sich mehr und mehr den sozialen und gemeinnützigen Aufgaben zuwendet, wie es vereinzelt auch schon geschieht. Einrichtungen und Anstalten charitativer Art können und werden ja von den Elisabeths, Mädchenschul-, Fürsorge-, Annahmevereinen und dergl. selbst gegründet und zeitgemäß ausgebaut. Dagegen gilt es, die freien Kräfte außerhalb der genannten Vereinigungen durch persönliche Betätigung und Verwendung der materiellen Hilfsmittel auf andern Gebieten, besonders auf solchen gemeinnütziger Art, mehr wie bisher zur Geltung zu bringen. Die Zeitläufe erfordern es dringender denn je, Hilfsmittel in größerem Umfang auch für solche Zwecke flüssig zu machen und in Bewegung zu setzen, durch welche die katholische Frauenwelt einen Platz in der Öffentlichkeit sich erringt und dort ihren Einfluß sichert.

Die geistigen Kämpfe der Gegenwart vollziehen sich nicht nur in Wort und Schrift, sondern unweigerlich auch in der praktischen Kleinarbeit, in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, in dem ganzen System von Veranstellungen, wie sie von staatlichen und kommunalen Behörden oder auch durch private Initiative ins Werk gesetzt werden. Entweder müssen die katholischen Frauen Veranstellungen und Einrichtungen, welche Zeitbedürfnis sind, wie z. B. Kindergärtnerinnen-Seminare, soziale und wirtschaftliche Frauenschulen zu gründen suchen oder da, wo es angeht, sich bei derartigen Gründungen beteiligen. So ist den wirtschaftlichen Frauenschulen mit erweitertem Programm, — die in erster Linie den Zweck verfolgen, das allgemeine Interesse für Wirtschaftsbetrieb und Wohlfahrtspflege auf dem Lande zu beleben — zu deren Besuch die Absolvierung der höheren Mädchenschule erforderlich ist, bisher auf katholischer Seite noch keine besondere Beachtung geschenkt worden, der Art, daß man sich veranlaßt fühlte, auch solche Schulen zu gründen.

Der ganze katholische Süden und Westen Deutschlands weist keine katholische Anstalt dieser Art auf, geschweige denn andere Teile des Reiches. Nur in Bayern besteht eine einzige Anstalt paritätischen Charakters, in Geiselgasteig bei München, während der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande im Begriff ist, den verschiedenen, vorzüglich eingerichteten protestantischen Frauenschulen eine neue in Wehrpreußen an die Seite zu stellen und zugleich die alten in der sozialen Richtung hin zu Ausgangspunkten für die Wohlfahrtspflege und Volksbildung auf dem Lande auszugestalten, ein indirektes Mittel, der Abwanderung vom Lande entgegen zu arbeiten. Ähnliche Gründungen und Einrichtungen sehen wir allseits erliegen.

Da heißt es doch, auch unsererseits alle Kräfte, die geistigen und besonders auch einmal die materiellen, anspannen und zielbewußt die praktische Tätigkeit im Frauenbunde in die neuen Bahnen gemeinnütziger, sozialer Arbeit lenken.

### ca. An den Untergang des Dampfers Berlin

bei Hoel van Holland erinnerte unlängst ein Artikel, der durch mehrere Blätter zing. (Vergl. z. B. das protestantische Braunschweiger Sonntagsblatt Nr. 32 vom 11. August 1907). Darin heißt es unter der Spitzmarke „Gitle Braslerci“, die katholische Presse rühme den Mut eines katholischen Priesters, der auf dem Rettungsboot mit an das Brack hinausfuhr, während sich „ein evangelischer Pastor bliden ließ“. Auch orthodoxe kalvinische Blätter hätten in dasselbe Horn geblasen, aber sie verdienen nicht den Namen „protestantisch“. Dann werden folgende Stellen aus dem Bericht eines „Ein-geweihten, der Holländer ist“, angeführt: „Daß der Priester auf dem Boot mitfuhr, war recht ungefährlich für ihn, nur etwas kalt. Im allgemeinen sollen bei dem Rettungsversuch nur diejenigen sein, die mit der Rettung zu tun haben. Sind einmal die Geretteten ans Land gebracht und bedürfen sie Pflege und Zuspruch, so ist der Fall anders. Nun haben der Bürgermeister Brunt und der Arzt Dr. Diamant in den Zeitungen mitgeteilt, daß vier protestantische Geistlichen aus dem Ort und der weiteren Umgebung treu auf ihrem Posten gestanden und mit der größten Treue und Liebe ihre Pflicht getan haben, überall, wo sie sich nützlich machen konnten, von Anfang bis zu Ende, ebenso wie die Aerzte, die auch nicht mit dem Rettungsboot hinausfahren. Nur haben sie von ihrer Pflichterfüllung kein Aufhebens und nicht viel Reden gemacht.“

Dazu wird der Zentral-Auskunftsstelle (Koblenz) von einem Eingeweihten, der auch Holländer ist und an den Rettungsarbeiten von Anfang an selbst beteiligt war, geschrieben: Nicht ein, sondern drei katholische Geistliche beteiligten sich am Rettungswerk. Am Unglückstage, 21. Februar, fuhren morgens zuerst die Kapläne Huf und Wiemann zum Brack, am 22. mittags war Kaplan Huf an Bord des Bracks bei Bergung der 11 ersten Geretteten, und als nachts 1 Uhr die drei letzten gerettet wurden, besand sich der katholische Pfarrer Daalmans von Hoel van Holland auf dem Brack. Diese opferbewußte Arbeit der katholischen Geistlichen wurde nicht von orthodox-kalvinischen Zeitungen lebend anerkannt, sondern von fast allen angeesehenen Blättern aller Richtungen. So erklärte z. B. das Organ der Jesuiten: „Nur die katholische Geistlichkeit hat ihre Pflicht getan.“ Daß die Ausfahrt zum Brack gefährlich war, wurde von den Rettungsmannschaften selbst betont. Eben wegen dieser Gefahr wurde einem katholischen Geistlichen (Kaplan Huf) fünfmal verweigert, bei der ersten Fahrt mitzufahren. Jeder, der einigermaßen die Sakramentallehre der Kirche kennt, weiß, daß der katholische Priester bei der Rettung von Schiffbrüchigen auch dann zu tun hat, wenn die Verunglückten noch nicht an Land sind, ja wenn er sie auch nicht direkt erreichen kann. Darum ist die anfängliche fünfmalige Verweigerung des Lotzen, den Kaplan Huf mitzunehmen, entschieden zu verurteilen. — Als „protestantische Geistliche an dem Ort und der weiteren Umgebung“, die sich am Ufer nützlich machten, können nur vier Herren aus Hoel van Holland und s. Gravelande, Bürgermeistereiert von Hoel van Holland, in Betracht kommen: Die Herren van Ninnen, van Haeringen, Nijssch van Dugteren und van Geest. Nun war Pastor van Haeringen bereit und Herr van Geest hat man bei den Rettungsarbeiten auch am Ufer nicht gesehen. Pastor van Ninnen war der erste am Plage und half dem Bürgermeister Brunt beim Untersuchen und Aufschreiben der Leiden. Damit scheint aber seine Tätigkeit aufgehört zu haben und Pfarrer Nijssch von Dugteren, ein Freund des Bürgermeisters, an seine Stelle getreten zu sein. Dieser besuchte auch wiederholt die Geretteten im Hotel. — Es ist nicht wahr, daß die katholischen Geistlichen „von ihrer Pflichterfüllung viel Aufhebens“ machten. Sie konnten freilich nicht verhindern, daß ihr Eifer und auch ihre Tracht auffiel. Der Lohn für ihre Pflichttreue war Dank. Beim Bezugsbericht der Verunglückten hat man „vergessen“ die katholischen Geistlichen, die 3 Tage und 3 Nächte sich den Schiffbrüchigen widmeten, einzuladen. Ebenso wurde die katholische Geistlichkeit übergangen bei Verleihung von Dekorationen für die an den Rettungsarbeiten beteiligt Gewesenen. Erst als verchiedene katholische Blätter auf diese eigentümliche Vergeßlichkeit der Regierung hingewiesen hatten, erhielt Pfarrer Daalmans am 31. August anlässlich des Geburtstages der Königin einen Orden. Prinz Heinrich der Niederlande schenkte allen Beteiligten an den Rettungsarbeiten eine Photographie des Bracks mit seiner Unterschrift. Nur der Kaplan, der zuerst mit an Brack gefahren war, erhielt kein Bild, obwohl man sich nach seinem Namen und seiner Adresse noch besonders erkundigt hatte.

## \* Die Verkäuferin in England.

Von Maria Brumm.

Die rechtliche und soziale Stellung der weiblichen Beschäftigten in Deutschland ist in letzter Zeit so oft Gegenstand öffentlicher Erörterungen gewesen, daß es wohl von Interesse ist, im Gegensatz dazu auch Authentisches über die Lebensweise der englischen Verkäuferin zu vernehmen. Im allgemeinen scheint sie mit der viel gerühmten englischen Freiheit in Einklang zu stehen.

Die Verkäuferin wohnt gleich ihrem männlichen Kollegen sehr häufig in dem Geschäftshause, in dem sie angestellt ist. Diese Regel wird auch bei vielen großen Warenhäusern in London und anderen großen Städten befolgt. Trotzdem fühlt die englische Verkäuferin sich als ganz freies Menschenkind, und sie weiß, daß die Einrichtung ihrer eigenen Wohlfahrt dient. Ihre Familie, falls diese überhaupt in derselben Stadt lebt, wohnt zumeist in einem entfernten Vorort; der weite Weg morgens und abends ist ermüdend, vor allem aber kann bei den Verhältnisse im Winter auf Pünktlichkeit der Jüge nicht gerechnet werden. Steht das junge oder ältere Mädchen allein, so ist es in London viel schwerer, möbliert zu wohnen, als bei uns. Es wird vielleicht nicht weniger vermietet, aber es wird von einer anderen Klasse von Leuten vermietet. Die Familienmutter auch des einfachen Mittelstandes nimmt weniger gern einen fremden Menschen in ihre Haus. Bei uns will häufig eine Familie nicht in einem Hause wohnen, in dem Zweizimmer-Wohnungen sind; sie mietet deshalb in einer besseren Gegend eine größere Wohnung und gibt dann ein Zimmer ab, ohne viel verdienen zu wollen. Das tut man in England kaum. Die Wohnungsverhältnisse sind dort viel günstiger, es gibt fast überall Einfamilienhäuschen in jeder Größe und Preislage. Wenn man schon bemietet, so macht man ein wirkliches Geschäft daraus, und jeder Winkel wird ausgenutzt. Wenn „Er“ als Diener und „Sie“ als Köchin in einem guten Dienst eine nettes Sämmchen zusammengesparrt haben, so treten sie, oft in recht vorgerückten Jahren, in den heiligen Ehestand, richten ein Haus ein und widmen sich fortan der leidenden Menschheit, die auf möblierte Zimmer angewiesen ist. Beide stellen ihre ganze Kraft in den Dienst der guten Sache. Er hält die Zimmer und das Silber tadellos und sie kocht. Den dafür verlangten Preis — das kleinste Zimmerchen 10 Mk. wöchentlich ohne „die Extras“ — kann die Verkäuferin nicht erheben. In einem weniger gut gehaltenen Hause ist es aber meist unerträglich unbezahlbar. Was Reinlichkeit anbelangt, so kann man die Vermieterinnen einfach in zwei Klassen teilen. Entweder sie leben in einem unaufhörlichen Kampf gegen den Rauch, Nebel und Schmutz und wollen dafür bezahlt sein, oder sie fangen den Kampf gar nicht erst an. Es gibt sehr viele „Oder“. Jene Personen, in denen man oft gut untergebracht ist, kommen außerdem für die Verkäuferin auch deshalb nicht in Betracht, weil sie nicht pünktlich zu den Mahlzeiten kommen kann, es also aus den verschiedensten Gründen für sie viel besser ist, im Geschäftshaus zu wohnen.

Man wird einwenden, die Kontoristin müsse doch schließlich auch mit den weiten Wegen, mit teuren oder unbezahlbaren möblierten Zimmern „zu Rande“ kommen können. Ihre Arbeitszeit währt von 9-6 höchstens, häufig nur bis 5 Uhr, dazwischen geht sie zum Lunch, oder sie bereitet sich ihre Tasse Kaffee im Kontor. In den großen Geschäftshäusern beginnt die Arbeit um 8 Uhr morgens und endet um 7 oder 8 Uhr abends. In allen großen Häusern erhält das gesamte Personal die Hauptmahlzeit mittags im Hause; da nun die Küchenrichtung doch auf viele Menschen berechnet, Wirtschafterin und Küchenbedienung vorhanden sein muß, so ist es ein Leichtes, auch die anderen Mahlzeiten — Nachmittagsstee würde in jedem Fall etwas Selbstverständliches sein — zu verabreichen. Daher hat man sich denn entschlossen, das oberste Stockwerk zu einem großen Haushalt einzurichten, und dort entwickelt sich auch eine Art Stubleben. Der Abend ist bis zu einer bestimmten Zeit zum Spazierengehen frei. Wer länger ausbleiben, vielleicht ins Theater gehen will, meldet sich und erhält den Haus Schlüssel. Es gibt eine Bibliothek, es gibt ein Musikzimmer; viele Angestellte nehmen abends Klavier- oder Gesangstunden, und es herrscht ein frohliches Leben. Die englische Verkäuferin — ist hier nur von guten, ersten Häusern die Rede, die auf guten Ton halten, und diese sind in der Mehrzahl — die Verkäuferin in solchem Geschäft also kann mit ihrem Los zufrieden sein, und sie ist es auch, falls Zufriedenheit überhaupt zu ihren Eigenschaften gehört.

Für die Angestellten aller Geschäfte in London kommt noch eine sehr wichtige Einrichtung in Betracht: der Frühschlaf am Donnerstag. In den vornehmen Straßen des Westend werden die Geschäfte am Sonnabend um 2 Uhr ge-

schlossen, und die Angestellten haben einen freien Nachmittag. In den Stadtvierteln, in denen der Sonnabend der Haupttag ist, sind die Läden an diesem Tage sehr spät geöffnet, dafür wird aber überall am Donnerstag um 5 Uhr geschlossen, um Besichern und Verkäufern auch in der Woche einige freie Stunden für die Familie oder die Möglichkeit eines Theater- oder Konzertbesuches zu geben. Es ist dies ein von dem Verein für frühen Ladenschluß eingeführtes, ungeschriebenes Gesetz, dem sich jedoch das gesamte Publikum unterwirft. Im Norden, Osten und Süden kann man am Donnerstag nach 5 Uhr nicht einkaufen — und es geht auch. Und wehe dem Ladenbesitzer, der nicht hält — denn er wird auch an anderen Tagen boykottiert.

Um nun den Donnerstag recht auszunutzen, hat der Verein für frühen Ladenschluß noch eine besondere Abmachung mit verschiedenen Eisenbahndirectionen für den Sommer getroffen. Am Donnerstag gehen um 1 Uhr Sonderzüge an die See. Da doch einmal früher geschlossen wird, so sind die Prinzipale nicht abgeneigt, einen Teil des Personals schon um 12 Uhr zu entlassen, so daß jeder Angestellte die Möglichkeit hat, während des Sommers zwei, oder dreimal für wenig Geld einen Nachmittag an der „Seeite“ wie der in England lebende Deutsche hier überseht, zuzubringen. Wer mehr davonwenden will, kann an diesem Nachmittag sogar ins Ausland fahren: Von Folkestone fährt ein Dampfer über den Kanal, und man kann sich 1 1/2 Stunde in Boulogne aufhalten.

Zum Schluß sei noch eine in Deutschland wenig bekannte, aber äußerst nachahmenswerte Einrichtung erwähnt: Der Engländer hat viel eher die Möglichkeit in freier, gesunder Landschaft zu wohnen und sich an einem Ortchen zu erfreuen, als der Deutsche. Nicht nur, weil die Wohnungsverhältnisse besser sind, sondern auch weil die Verkehrsverhältnisse eine ganz andere ist. Die Eisenbahngesellschaften erhalten die Konzession zu neuen Linien, nur unter der Bedingung, daß der Arbeiter auch aus entfernteren Ortschaften seine Wochenfahrkarte für eine Mark erhält, und vor und nach der Bürozeit hat jeder entferntere Ort einen direkten Zug nach oder von London. Es wird auch den in der Provinz Wohnenden leicht gemacht, das Großstadtleben nicht zu entbehren. Mittwoch ist „der billige Tag“, d. h. man kann für 2 Mk. am Morgen oder Nachmittag nach London fahren und abends spät heimkehren. Am Mittwoch schließen also die Geschäfte in der Provinz um 2 Uhr. Da ein Teil des laufenden Publikums abwesend ist, so ist auch der Ladenbesitzer abkömmlich. Er benutzt den Nachmittag zur Erledigung von Geschäften, und der Abend ist dem Vergnügen geweiht. So hat auch das Geschäftspersonal in der Provinz jede Woche einen freien Nachmittag.

Man vergegenwärtige sich, wie schön es ist, wenn Freunde und Verwandte aus verschiedenen kleinen Städten an diesem einen Tag für wenige Mark einige Stunden in goldener Freiheit zusammen gesehen können. Diese Einrichtung besteht nicht nur in der Umgegend von London, sondern für jede Hauptstadt einer Provinz. Fügen wir noch hinzu, daß der Sommerurlaub etwas Selbstverständliches ist, so kann wohl behauptet werden, daß die englische Verkäuferin trotz des Zwanges, im Geschäftshaus wohnen zu müssen, ein angenehmeres Leben führt als ihre deutsche Mitschwester.

## \* Das belagerte Paris.

Von Dr. E. Schulke.

Frankreich läßt sich die Ehre, in Marokko den Schahmann Europas zu spielen, einen ordentlichen Waken kosten, weil ihm ein paar Landesfinder und Schuhbesohlene von den hübschigen Einwohnern Casablancas totesgeschlagen worden sind. „Wie wäre“, fragen Rörgler und Mißvergnügte in Paris, „wenn man mal etwas von unserm schönen Geld dazu verwendete, bei uns selber, in der Reichstadt, für Sicherheit von Leib und Gut der daselbst hausenden Europäer zu sorgen, die niemand herausfordern und doch häufiger in Gefahr schweben, als die von Panzern und Truppen gedeckten weißen Kolonisten?“ Es ist nur ein Märchen, daß Paris seit 37 Jahren nicht mehr belagert worden ist. Noch gärtet von Anno 1870 her das gleiche enge Panzerfort von Befestigungen Inteias nicht mehr jugendlich schlanken Leib und hemmt ihre Entwicklung. Der Schuttschloß paßt schon längst nicht mehr und ist auch seiner Bestimmung, als schützende Brünne zu dienen, seit Jahr und Tag entfremdet. Seit Jahr und Tag beraten Behörden und Väter der Stadt, was an Stelle der drohenden Bastionen, Mauern und Gräben gesetzt werden soll, um Paris zu verjüngen, zu verschönern; soll man breite, baumbestandene Boulevards ziehen, prächtige Volksparks errichten oder das Land den gierigen Baupfeulanten preisgeben? Und während so die Welt über endlosen Bera-

tungen hingest, haben sich jene Kriegshorden, die der Pariser Volksmund „Apachen“ nennt, der verlassenen Bastionen und tiefen Festungsgräben bemächtigt, um von da aus Paris regelrecht zu belagern und ihre Raubzüge, ihren Guerillakrieg wider die bürgerliche Gesellschaft zu führen, die heute vor Sarcoden völlig aus dem Häuschen geraten zu sein scheint. Die Boulevardpresse, die dem von Sherlock Holmes Detektivromantik zeitweise besessenen Publikum die Heldentaten und Porträts der Apachen gleich seitenerweise zum Frühstück aufzutischen pflegte und verwegene Kriegsberichterstattung ins Lazet der durch solche Aufmerksamkeiten zu neuen Taten begeisterten Apachen sandte, sieht sich heute genötigt, der Notwendigkeit im Publikum Rechnung zu tragen, den Horden den Federkrieg zu erklären und Bittprozessionen zu Regierung und Behörden anzutreten, damit der Landplage gesteuert werde. Mit den Herren Apachen, die durch die billige Melame verwöhnt worden waren, hat sie's damit freilich verschüttet und wird's tragen müssen, daß gegen sie jetzt auch das Kriegsbeil ausgegraben wird. Es ging aber nicht mehr anders. Paris war im Ausland bereits durch die öffentliche Unsicherheit, die infolge der „malerischen“ Zeitungsschilderungen noch schlimmer erschien, in ernstlichen Verruf gekommen, und in der Stadt selbst klagten die Einwohner besonders heimgefuhrter Quartiere gar beweglich über Entwertung der Häuser und Grundstücke, Händler und Wirte über die Vertreibung der Kundschaft. Die schärfsten Angriffspunkte lehnen sich natürlich gegen die Polizei, da sie es nicht vermag, des halbwüchsigen Gesindels von Messerstechern, Dieben, Verpressern, Zuhältern, Revolverhelden, die heute der Gesamtname Apachen deckt, Meister zu werden, daß sie es duldet, wenn diese verwahrloste Jungmannschaft, der Auswurf des Bettelstadiumpöbels, unter ihren Augen ihre Kunststücke an den bürgerlichen Versuchstarnikeln erprobt und die Abzeichen ihres sonst lichtscheuen Gewerbes offen zur Schau trägt; die Apachenmütze und die festgeklebte Stirnlacke der Halbwildschlinge sind gewissermaßen Uniform geworden. Und man wundert sich zugleich über die Duldsamkeit der Polizei gegenüber den zahllosen Winkeln, Weinschenken und verunsensenen Gasthöfen, die dem Gesindel als Unterschlupf dienen und die ganze Nacht hindurch offen halten dürfen, während die anständigen Gasthäuser auf Grund strenger Verordnungen zu bestimmter Stunde schließen müssen.

Die Polizei rechtfertigt ihr Verhalten zunächst mit dem Hinweis auf ihre zu geringe Zahl. Die überodierten winkligen Quartiere des alten Paris lassen sich nicht mit den gegenwärtig verfügbaren Kräften ausreichend überwachen. Daß man die wohlbekanntesten Schlupfwinkel des Verbrechertums, dessen Hauptquartier an den großen Markthallen gelegen ist, nicht aufhebt, geschieht, weil es angeblich die Entdeckung der Urheber nach jedem Verbrechen erleichtert. Im übrigen wird die Tätigkeit der Pariser Sicherheitspolizei, die einen fürchtbar strengen und gefährlichen Dienst hat, zum Teil lahmgelagt durch das Publikum selbst, das nur zu oft bei Verhaftungen sich auf die Seite des Verbrechens stellt, zum Teil durch einen Mangel in der Gesetzgebung; denn wenn eine erfolgreiche Razzia gemacht worden ist, müssen die nicht unmittelbar eines Verbrechens Ueberführten gleich wieder freigelassen werden, da jeder Spitzhube die einzig mögliche Anklage auf Vagabondage durch irgend einen Wohnungs- und Arbeitsnachweis zu entkräften vermag. Den Grund für das Dulden der ungezählten Verbrecherknepen wird man am wenigsten gelten lassen können; eine radikale Säuberung wäre jedenfalls vom prophylaktischen Standpunkt aus richtiger.

Die übrigen Gründe jedoch lassen sich weniger leicht widerlegen, und so ist denn, will man Paris von der Geißel der Apachen befreien, eine Reihe durchgreifender Reformen vorzunehmen. Nach dem Muster belgischer Städte schlägt man Polizeihunde vor, nicht zum Aufspüren von Verbrechern, sondern zur Begleitung des Polizisten, dem sie bei Angriffen und Verhaftungen wirksam beispringen können; die Erfahrungen mit den schwarzen belgischen Schäferhunden sind nach dieser Richtung sehr ermutigend. Andere raten Einführung des Nachtwächtersystems, das in Deutschland vielfach in Gebrauch ist, wieder andere hohen Kredit zur gewaltigen Vermeidung der Polizei. Alle diese Vorschläge passen jedoch das Uebel nicht an der Wurzel. Auch eine Aenderung im Gesetz und in der Handhabung der Justizpflege, der man heute nicht mit Unrecht allzu väterliche Milde gegen das Verbrechertum vorwirft, können die Landplage nicht gründlich beseitigen, so lange es nicht Mittel gibt, die Pariser Jugend der untersten Bevölkerungsschichten vor dem ständigen Kontakt mit dem Verbrechertum zu schützen, sie den degenerierenden Einflüssen des Alkoholismus und des Vasters zu entziehen, auf deren Boden die „blaue Blume“ der Apachenromantik blüht.

Daß dies Ziel völlig erreicht werden könne, ist natürlich nur eine Illusion, aber erhebliche Besserung wäre sicher zu erhoffen, wenn einmal erstens die Verbrecherpelunken gründlich ausgeräumert, die Befestigungsmauern der Stadt niedergelegt und dann die jungen Rekruten der Apachenhorden vom Staate etwas in Zucht genommen würden. Daß der Staat seine erzieherische Aufgabe aus den Händen läßt und die Jugend noch gänzlich unreif den unkontrollierten Einflüssen ihrer Umgebung preisgibt, macht ihn nicht zum geringsten mitverantwortlich an den Zuständen, unter denen die Gesamtheit leidet. Der unselig verkannte Freiheitsbegriff steht hier leider als schier unübersteigliches Hindernis der gründlichen Reform im Wege. Daß andere aber wird immer nur Flickwerk bleiben.

## Allerlei.

— Die Religion und die modernen Menschen. Universitätsprofessor Förster in Zürich, der selbst aus dem ungläubigen Lager erst zum Christentum gekommen ist, richtet in seinem jüngsten Buch über „Sexualethik und Sexualpädagogik“ folgende sehr beherzigenswerten Worte an die modernen religionslosen Menschen: Sie kennen alle die Tragödie vom König Lear, der sein Ohr den falschen Dichtern leiht, die ihm schmeicheln und die jüngste, Cordelia, verleumden, die ihn allein wahrhaft liebt und ihm allein die Wahrheit sagt — bis er sie verliert. Zu spät erkennt er den goldenen Schatz in Cordelias Herzen und verfällt in Wahnsinn. Er hat den falschen alles gegeben, sie haben ihn betrogen und ihm das Kostbarste gestohlen. Der moderne Mensch ist auch so ein König Lear, der sein Ohr den falschen Stimmen leiht, die ihm schmeicheln, nämlich jenen modernen Ansichten, die sein Selbstgefühl streicheln, seinen Begierden Freiheit versprechen und seine Verantwortlichkeit schonen und verharmlosen. Er gibt ihnen alles hin und wird betrogen. Cordelia, die sie ihm verkümmert, das ist die geheiligte Stimme der Religion, die das tiefste Erbarmen mit ihm hat, ihn am besten kennt und nur sein wahres Heil im Auge hat — Cordelia, die keine großen Worte macht. Er stößt sie von sich und erkennt zu spät, wen er verstoßen hat. Das ist dann zum Wahnsinnigwerden, wenn ein Mensch erkennt, daß er auf Trug gebaut und das Kostbarste verloren hat, obwohl es ihm angeboten wurde!

— Gelbe Schuhe. Bei einer Vergleichung der schwarzen und gelben Schuhe vom gesundheitlichen Standpunkt aus kommt die englische medizinische Zeitschrift „The Lancet“ zu dem Ergebnis, daß die gelben Schuhe den schwarzen in hygienischer Hinsicht vorzuziehen sind. Sie führt dies nach einem aus vorliegenden Zeitungsausschnitt darauf zurück, daß das Leder der gelben Schuhe gewöhnlich geschmeidiger bleibt als das Leder der schwarzen Schuhe. Dies wird in der englischen Zeitschrift noch weiter ausgeführt, etwa in dem Sinn: Um dem Leder die schwarze Farbe zu geben, wendet man Substanzen an, welche Säuren (Chlorwasserstoff oder Phosphorsäure) enthalten; diese Säuren machen das Leder nicht nur hart, sondern auch brüchlich — wenigstens an der Oberfläche —, so daß seine besten Eigenschaften, die Geschmeidigkeit und Haltbarkeit, in Frage gestellt werden. Daß Leder durch Säuren verdorben wird, wird auch dadurch bewiesen, daß in Bibliotheken, die mit Gas beleuchtet sind, die Einbände der in Leder gebundenen Bücher nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich in außerordentlich schlechtem Zustande befinden, besonders wenn die Bücher in den obersten Fächern der Regale stehen; das kommt daher, daß die Einbände allzu sehr den Säuregasdämpfen, die den Gasflammen entströmen, ausgesetzt sind. Was aber das gelbe Leder bezuht, die gelben Schuhe betrifft, so werden sie mit Nisfungen, die zum großen Teil Öle und Wachs enthalten, gesäubert und geglättet; daraus ergibt sich, daß das gelbe Leder dauernd geschmeidig bleibt. Von verschiedenen Seiten wurde behauptet, daß das Leder der gelben Schuhe schädliche Farben enthalte; nach dem Lancet besteht jedoch die Gefährlichkeit dieser Farben nur in der Einbildung ängstlicher Gemüter. Auch vom gesundheitlichen Standpunkte aus sollen gelbe Schuhe den schwarzen überlegen sein und sie wären es noch mehr, wenn die gelben die Naturfarbe des Leders hätten. Dies ist leider nicht oder fast nie der Fall.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 42.

Düsseldorf, den 20. Oktober.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Der glorreichen Rosenkranz-Königin. — Das Schifflein Petri. — Herbstgefühl. — Neue ethische Arbeiterinnenfürsorge. — Herbstpoesie in Küche und Keller. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 15—21.  
„In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrest, und dich um Niemanden bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

## Der glorreichen Rosenkranz-Königin.

Droben auf der Himmelsau  
Steht golden Thron bei Thron,  
Droben uns're liebe Frau  
Krönt ihr eingebor'ner Sohn.

Und Er spricht mit süßem Munde:  
„Ave, liebste Mutter Mein,  
Ave war des Engels Kunde,  
Soll auch Mein Willkommen sein.“

„Ammutreiche, sei willkommen,  
Gott, Mein Vater, ist mit Dir,  
Alle Frauen, alle Frommen  
Benedeien Dich mit Mir!“

„Gja, nimm Besitz vom Throne,  
Den der Vater Dir bestimmt,  
Derrsche, Mutter, mit dem Sohne,  
Dessen Reich kein Ende nimmt!“

## Das Schifflein Petri.

XIX.

Was das protestantische Volk von unserer Kirche trennt, ist — ich wiederhole es — weniger das Glaubensbewußtsein, als vielmehr die siebenfache Mauer von Vorurteilen. Die Professoren und Prediger wissen sehr wohl, warum sie das Volk mit Haß und Vorurteilen gegen die „Papstkirche“ erfüllen; das Volk blickt mit einer gewissen mißtrauischen Hochachtung, ja, mit einer Art Furcht (vor Inquisition, Scherrenhausen usw.) nach der katholischen Kirche hin. In den sog. gebildeten Kreisen aber macht sich eine hochgradige Geringschätzung geltend, die den Protestanten schon früh, schon im sog. Konfirmationsunterricht gegen uns Katholiken und unsere Kirche eingepflanzt wird. Sie sehen in den Katholiken „rückständige“, geistig tiefer stehende Menschen und machen gelegentlich auch gar kein Hehl aus dieser seltsamen Anschauung: Dieser Dünkel aber ist allein schon

ein starker, fast unüberwindlicher Wall gegen jeden Gedanken an eine Rückkehr zur Mutterkirche.

Und doch, welcher Wirrwarr drüben von Lehren und Meinungen, die sich alle auf — die hl. Schrift berufen! „Man darf kühn behaupten“, sagt der französische Protestant Sieeg, „daß es keinen einzigen Punkt der Glaubenslehre gibt, in dem alle übereinstimmen: der nicht von den einen angenommen und von den andern verworfen wird. Ein jeder verbindet mit den Worten: Erlösung, Gebet, Gnade, Heil, Geist, Kirche Befehrung, Heil — einen anderen Sinn!“

Als der erwähnte protestantische Theologe diese Darstellung im Jahre 1867 zu Paris in Gegenwart von 80 Predigern verlas, wurde ihm von keiner Seite widersprochen! Aber als man nun den Versuch machen wollte, dieses Chaos durch eine Einigung bezüglich der Grundlehren des Christentums zu beseitigen, da ging der Streit los, da vernahm man die seltsamsten Ansichten in bezug auf die Religion, und — man ging auseinander, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben.

Schauen wir nun hin auf die Kirche Gottes! 250 Millionen Menschen, in allen fünf Weltteilen zerstreut, grundverschieden in bezug auf Sprachen, Sitten, politische Einrichtungen und Anschauungen, sie sind einig in demselben Glauben, sie alle verehren und lieben im Bischof von Rom ihr Oberhaupt, — sie bilden ein Reich, das großartigste, welches je war!

Im Jahre 1854 starb zu Solothurn (Schweiz) ein Mann, dessen im Jahre 1820 erfolgter Rücktritt vom Protestantismus zur katholischen Kirche damals das größte Aufsehen, namentlich in der Gelehrtenwelt von ganz Europa, verursacht hatte: es war Karl Ludwig von Haller. Von welcher hervorragender Bedeutung dieser Mann war, das verrät uns schon der Eingang des Nachrufs, den ihm Graf Th. Scherer einst gewidmet hat: „Mit ihm (Haller) ist ein Veteran der schweizerischen Aristokratie, ein unerbittlicher Gegner der Revolution, ein eifriger Vorkämpfer der kirchlichen Interessen, ein Gelehrter von europäischem Rufe zu Grabe gegangen.“

Als Karl Ludwig von Haller in der Stille zur katholischen Kirche zurückgekehrt war, richtete er an seine Familie über diesen Schritt und seine Motive ein ausführliches Schreiben, das nach seinem Bekanntwerden in alle Sprachen des zivilisierten Europa überetzt wurde. Wir müssen uns hier darauf beschränken, einige kleine Auszüge zu bringen, da der Abdruck des ganzen Schreibens mehrere Nummern dieser „Blätter“ füllen würde.

Ueber die vermeintliche Intoleranz der Kirche schreibt er an seine, damals noch protestantischen Angehörigen also: „Ihr klagt, daß die katholische Kirche die Andersgläubigen verdamme, und daß sie behaupte, außer ihrem Schoße sei kein Heil zu hoffen. Ach, meine Freunde! wie wenig kennt Ihr die unermeßliche Liebe dieser guten Mutter, von der wir uns so unüberlegt getrennt

haben, gewiß mehr zu unserem, als zu ihrem Nachteil. Sie verdammt nicht Eure Personen, sondern Eure Irrtümer und die falschen Grundfäße, die man Euch beibringt. Sie haßt Euch nicht, sie liebt Euch, und obgleich Ihr Euch von ihr entfernt habt, nennt sie Euch dennoch ihre Brüder... täglich am Fuße des Altars betet sie für Euch; sie trauert über den Verlust so vieler lieben Kinder, die sie so vieler Heilmittel beraubt und an falsche Lehrer gewiesen sieht. Alle Sekten haben sich gegen sie verschworen, nicht durch einen gemeinsamen Glauben, sondern in einem gemeinsamen Haß! Und gerade daraus erlaunte ich, daß sie die wahre Kirche sein müsse, weil alle Irrtümer, sie mögen unter sich noch so sehr widersprechen, doch darin übereinstimmen, daß sie die Wahrheit hassen. Die Kirche allein erwidert den Haß mit Liebe, vergilt die Unbilden, die sie empfängt, mit Gutthaten, indem sie jedem Unglücklichen, wessen Glaubens er immer ist, Trost und Hilfe reicht. Wo habt Ihr jemals einen wahren Katholiken gesehen, der Euch Lebles zugefügt hat? Ich meinerseits habe im Leben nichts als Gutes von ihnen empfangen; unmöglich kann ich jemanden hassen, der mich liebt...

„In den Kriegen dieser Welt ist kein Heil zu erwarten, kein Sieg zu erringen; wenn jeder nach seinem Belieben kämpft oder ruht, wenn jeder befehlen und keiner gehorchen will. So ist es auch in dem Kampfe mit der Hölle, d. h. mit den unsichtbaren Mächten der Sünde und des Irrtums. In Ansehung des ewigen Heils wird Gott demjenigen unter euch, der, eines guten Willens, aufrichtig an die Wahrheit seiner (protestantischen) Religion glaubt, Christ im Herzen und als solcher alle daran geknüpften Pflichten recht erfüllt, zweifelsohne seinen unfreiwilligen Irrtum nicht zur rechnen. Aber ich, der ich schon seit zwölf Jahren überzeugt bin, daß wir (Protestanten) auf falschem Wege wandeln; überzeugt, daß die katholische Kirche die wahre und rechte Kirche, die Kirche des lebendigen Gottes sei, die Säule und Grundfeste der Wahrheit: würde ich mich nicht selbst ewig verdammen, wenn ich mich nicht mit ihr vereinigen wollte, besonders da mich der Finger Gottes so augenscheinlich dahin weist? Ich untertange mich nicht, über Gottes Barmherzigkeit im künftigen Leben zu urteilen; aber das halte ich für ausgemacht, daß ohne aufrichtige Rückkehr zur katholischen Religion und Kirche kein Heil auf dieser Erde sein wird, und daß Jesus Christus sie auch zu diesem Zwecke gegründet hat.“

S.

### = Herbstgefühl.

Schon haben sich allgemach die Blätter der Bäume in herbliche Farben zelleidet und versuchen bereits hier und da, ihren geschätzten Platz auf dem heimlichen Aste zu verlassen und auf eigene Faust sich zu belustigen. Lange schon hat der verfehlte Gesell sich zum Abschied vorbereitet, eine schließende Wand hat er zwischen seinem Stiele und dem Aste aufgeführt, jetzt löst das Blatt sich leise und lind, flattert einen Augenblick lang in der herblichen Luft und fällt alsdann zur Erde hernieder. Da, ein etwas stärkerer Luftzug löst es, von neuem schwebt das scheinbar schon dem Tode geweihte Blatt, das doch noch immer keine Ruhe finden soll, hoch in die Lüfte — ein zweiter Windstoß trägt es eine gute Strecke Weges von dem heimlichen Baume fort. Doch das scheint ihm zu gefallen! Immer und immer wieder beginnt es von neuem sein lustiges Spiel mit dem Winde, bis es schließlich müde vom Jagen und Wandern in einer Ecke oder unter dem Gestrüpp am Wege sein Blätterdasein beschließt. Und den Menschen erscheint dieses Spiel als eine Mahnung, des eigenen Endes zu denken. Schwermütige, melancholische Gefühle reifen um diese Zeit in mancher Menschenbrust. Es ist ja Herbst! Wie lange noch und der Winter ist da, der wie der Tod für das Menschengeschlecht für die Pflanzwelt die Zeit der Ruhe und Vorbereitung zu einem neuen Leben ist. Wen gemahnte diese Zeit nicht auch an das Ende unseres Lebens? Keine ist so wie diese geeignet, den Menschen zu innerer Einkehr und zu einem Rückblick auf sein vergangenes Leben zu bringen, predigt doch alles in der Natur jetzt die Vergänglichkeit des Irdischen!

Aber noch andere Gefühle erweckt uns der nahende Herbst. Manchem erscheint er auch als ein Bringer neuer Freuden, die ihm die schöne Jahreszeit nicht gewähren konnte. Sei

es nun, daß es die Aussicht auf die kommende Ball- und Gesellschaftszeit oder auch auf die beginnende Saison der Theater und Konzerte ist, was ihm nach der sommerlichen Stille und dem mehr oder minder zurückgezogenen Leben als reizvolle Abwechslung erscheint, oder sei es das Vorgefühl von dem behaglichen, häuslichen Leben an stillen Winterabenden, das ihn lüdt und keine so düsteren Gedanken in ihm aufkommen läßt. Besonders die letzte Aussicht bietet viel Anheimelndes, wenn auch der moderne Mensch bei weitem nicht mehr den ganzen Zauber dieser Zeit kennt, wie ihn unsere Vorfahren genossen konnten. Wenn da die ganze Familie eng aneinandergerückt, damit die große in der Mitte des Tisches stehende Petroleumlampe auch allen genügend Licht spende, zusammensaß, der Vater behaglich die Zeitung lesend, die Mutter mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt und die Kinder geheimnistolle Gantierungen mit bunten Wollfäden und groblöchrigem Kanevas vollführten, die sie sorgsam von einander zu verbergen bemüht waren, damit die weihnachtliche Ueberraschung desto größer werde, während der gemüthliche Kachelofen behagliche Wärme spendete und in seiner Röhre die Bratäpfel pufften — wer kann heutigen Tages solchen Zauber noch voll und ganz genießen? Die trauliche Petroleumlampe ist mehr und mehr von dem bequemeren Gaslicht oder gar von der elektrischen Glühlampe verdrängt worden, die allen Kachelöfen müssen allmählich den gepriesenen Zentralheizungen Platz machen und selbst das Zusammenleben der Familie wird vielfach durch die nervöse Hast des modernen Lebens gestört.

Also ist es vorbei mit der alten, gepriesenen Bejaglichkeit im Hause? Nun, wer so urteilen wollte, würde doch sehr vorsichtig seine Schlüsse ziehen und das Kind mit dem Bade ausschütten. Freilich, die vergangenen Zeiten können wir nicht wieder heraufbeschwören, dazu ist das heutige Leben zu anders geartet. Die immer sich steigende Verteuerung der gesunden Existenz zwingt alle Glieder der Familie, sofern sie nicht etwa zu den ganz reichen gehört, in irgend einer Weise mit für den Erwerb tätig zu sein. Die Folge davon ist naturgemäß schneller Verbrauch der Lebenskräfte und größere Abspannung am Abend nach getaner Arbeit, die während einem solchen patriarchalischen Sitzzusammenfinden entgegensteht. Das bloße Gefühl der Zusammengehörigkeit genügt nicht mehr, den Menschen ganz zu befriedigen, er strebt danach, selbst in seinen Aufsestunden seinen Geist fruchtbringend zu beschäftigen und wird hierzu auch durch den immer mehr sich erschwernenden Wettbewerb um lohnenden Verdienst geradezu gezwungen, auch dann an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Vorträge und Unterrichtsstunden sind daher im Winterhalbjahr an der Tagesordnung, und finden sich dann alle Familienmitglieder wirklich einmal am Sonntag vollzählig zusammen, so wollen sie sich etwas ganz Besonderes leisten, was ihnen der Alltag nicht bieten kann. Muß dann nicht gar zu sehr auf den Kostenpunkt gesehen werden, so bietet das Theater wohl das Mittel zur sonntäglichen Belustigung, im anderen Falle aber greifen die männlichen Mitglieder zu den Karten, um sich damit in weniger anstrengender Geschäftarbeit die Zeit zu vertreiben, während die Frauen den Arbeiten der Dienstmädchen nachgehen, die entweder ihren Sonntagsurlaub genießen oder auf deren Unterstützung man aus Sparamkeitsrücksichten verzichten muß. Ist dies dann vollbracht, so würde es wieder neuer Anregungen bedürfen, um den ermüdeten Geist zu neuer Tätigkeit zu beleben, da ist es viel bequemer, wenig aufregenden Tagesplätzchen zu verfolgen und immer von neuem die Fleischsteuerung oder Dienstbotennot zu besprechen.

Und doch gibt es ein Mittel, seine sonst so kostbare Zeit besser zu verbringen. Man beachte nur einmal, welche Zugkraft in jeder größeren Gesellschaft das Vorlegen und Betrachten guter Kunstblätter besitzt. Da werden alle Erinnerungen lebendig, jeder weiß etwas anderes über das verlegende Bild zu berichten, das er irgend einmal in seinem Berufsleben oder auch bei Verfolgung seiner privaten Interessen darüber gehört oder gelesen hat — und alsbald wird auch eine der früheren Gemüthlichkeit sehr verwandte Stimmung Platz greifen. Von ganz besonderem Interesse sind hutzutage Bilder aus fernem Gegenden, da die moderne schnellere Vermittlung aktueller Begebenheiten selbst aus weit entfernten Ländern ständig unsere Aufmerksamkeit an dem Leben und Gebräuchen, die dort herrschen, erzwingen. Kann man dann gar solche Bilder in plastischer Anschaulichkeit vorführen, und dazu bietet die moderne Technik durch Erreichung einfacher und billiger Stereoskope Gelegenheit, so ist der bildende und erzieherische Wert derselben noch größer. War früher der Besitz eines derartigen Apparates und schon verhältnismäßig weniger Bilder das ausschließliche Vorrecht der besser Situirten, so kann man hutzutage dank der besondern Billigkeit von Stereoskopbildern, wie sie z. B. die

neue photographische Gesellschaft in Steglitz in großer Auswahl herausgebracht hat, in viel weiteren Kreisen sich daran erfreuen. Und was für ein wertvolles Anschauungsmaterial wird hier für ein geringes dargeboten. Sibirien und Grönland aus dem Reiche des Mitado, sogar eine Reise durch das bisher wenig, oder besser gesagt nur in seinen Hauptverkehrsstraßen erforchtete Tibet werden neben einer grossen Reihe von Ansichten aus fast allen europäischen Ländern veranschaulicht.

Für die Schulen ist schon seit geraumer Zeit der große Nutzen derartiger stereoskopischer Ansichten besonders für den Unterricht in der Geographie anerkannt und auch im häuslichen Leben greift man an langen Winterabenden immer wie der gern zu diesen Bildern, die besser als irgend sonst welche Abbildung und mit fremden Nationen bekannt machen oder uns die Schönheiten unserer Heimat vor Augen führen. Hat sich auch das Familienleben im Laufe der Zeit ein gut Teil verändert und viel von seinem ehemaligen intimen Zauber eingebüßt, so lassen sich doch noch immer Mittel und Wege finden, es, wie oben gezeigt, zu beleben, nur daß die Mittel und Wege andere sind als in der guten, alten Zeit, wo schon jeder Brief aus fremden Landen ein Ereignis war, zu dem man alle guten Freunde und Nachbarn einlud. Mag drum ruhig der Winter ins Land ziehen mit seinen zum Teil ersehnten langen Abenden und kurzen Tagen, für Viele gilt auch heute das Goethe'sche Gedicht:

Ich, wenn in unsrer engen Zelle  
Die Lampe freundlich wieder brennt,  
Dann wirds in unserm Busen heile,  
Im Herzen, das sich selber kennt.

## X Neue ethische Arbeiterinnenfürsorge.

Von Leopold Raifcher.

Heutzutage stellen manche Fabriken keine verheirateten Frauen mehr an, weil sie den Kindern die Mütter nicht entziehen wollen. Andere errichten Fabrikstrassen, Preity and Son in Ipswich bieten den Kleinen für zwei Pence täglich zwei Mahlzeiten, einen Spaziergang im Park und alle erforderliche Betreuung durch geschulte Pflegerinnen. Eine Reihe von Unternehmern hält in ihren Fabriken die Geschlechter möglichst getrennt. Die Firma Darmel in Val-des-Bois läßt die Arbeiterinnen früher fortgehen als die Arbeiter; der Familienzusammenhalt wird gefördert durch Verwendung möglichst aller Familienmitglieder und Auszahlung des Gesamtlohns an jedem Markttag (Donnerstag) an das Familienoberhaupt. Ehefrauen und hausführende Mädchen dürfen ohne Lohnabzug täglich um eine halbe, Samstag sogar um zwei Stunden früher heimgehen. Leber Brothers in Port Sunlight lassen ihre Mädchen um zehn Minuten später kommen und eine halbe Stunde früher abziehen. Andere Häuser öffnen in diesem Punkte zwei Viertelstunden. Durch eine ähnliche Maßregel gewinnen bei der R. C. R. die weiblichen Arbeiter gegenüber den männlichen täglich anderthalb Stunden. Eine hervorragende englische Firma entlohnt die Mädchen Freitag nachmittags, die Männer Samstag morgens. Eine amerikanische Gesellschaft hat für jedes Geschlecht eine gesonderte Treppe mit eigenen Toilettenvorrichtungen. Das bekannte Londoner Gewinnbeteiligungshaus Clarke, Rodolls und Coombs läßt die Männer und Mädchen in völlig getrennten Abteilungen arbeiten. Eine Detrouer Firma geht so weit, vorzuschreiben, daß in den Abteilungen, in welchen auch Mädchen beschäftigt sind, die Männer — Besucher und Arbeiter — den Hut abnehmen müssen. Die Cadburys lassen in den Mädchenabteilungen nur solche Männer arbeiten, die als ganz zuverlässig bekannt sind. In einer großen New Yorker Blausenfabrik werden die Mädchen mit „Fraulein“ angesprochen. Wo große Arbeitermengen beschäftigt sind, verhindert das spätere Kommen und frühere Gehen der weiblichen Kräfte rohe Scherze und den häßlichen gemeinsamen Ansturm auf die Bahnzüge oder die Tramwagen.

All die angeführten Vorkehrungen müssen Ton und Sitten der Arbeitererschaft beträchtlich heben, ihre Selbstachtung erhöhen und insbesondere den Mädchen die Arbeitsstätte zu einem angenehmen Aufenthaltsort machen. „Unsere sozialen Dienstleistungen verbessern uns zu Arbeiterinnen von vorzüglicher Beschaffenheit“ schreiben Thomas Adams und Co. in Nottingham, und ähnliche Erfahrungen haben wohl alle ähnlich handelnden Firmen gemacht. Marshall Field und Co. in Chicago, die Besitzer des bedeutendsten Kaufhauses der Welt, wollen nicht bloß für die materiellen Bedürfnisse ihrer Angestellten sorgen, sondern sie auch „mit einer Atmosphäre des Schutzes umgeben“, und die Folge ist, daß „die Eltern in der ganzen Stadt dies würdigen und uns zu einer besseren Gattung von Verkäuferinnen verhelfen.“ Sie haben sich „intelligente, treue, zufriedene“ Ladenmädchen gesichert, was zu ihrem gewaltigen geschäftlichen Erfolg nicht wenig bei-

trägt. Die Chicagoer Telefongesellschaft befindet, daß infolge ihrer Rücksichtnahme auf das Wohl ihrer Beamtinnen „diese Stellen gering gesucht und lange beibehalten werden, so daß das Personal hier weit weniger flüchtig eingreift als anderwärts.“ Auch die Acme White Lead Co. erklärt es als Ergebnis ihrer sozialen Wohlfahrtsanstalten, daß sie sich aus der ungeheuren Zahl von Bewerberinnen die allerbesten wählen kann.

In Dayton ist die R. C. R. „die einzige Fabrik, deren Mädchen als Damen bekannt sind.“ Das war ursprünglich nicht der Fall; dieser trat erst dadurch ein, daß sich infolge der sozialen Hebung des Personals eine große Menge von Arbeiterinnen meldete, was eine strenge Sichtung ermöglichte. Die Sichtung geht bei einigen Unternehmungen schon sehr weit. So z. B. stecken die R. C. R. und die Filene Company nur noch Mädchen an, die eine Mittel- oder Hochschule besucht haben. Bei der R. C. R. ist der Andrang so groß geworden, daß sich vom nächsten Jahre an nur solche Bewerberinnen werden melden dürfen, die die Fortbildungsschule der Gesellschaft besucht haben werden. Schon jetzt ist bestimmt worden, daß nach 1915 niemand angestellt werden wird, der nicht als Kind in einen Kindergarten gegangen ist. Die Bedeutung derartiger Maßregeln für die Menge und Güte der Erzeugung, für das glatte Arbeiten des Unternehmens und für das Wohlergehen des Personals liegt auf der Hand.

Dadurch, daß die Firma Darmel die Mütter in der Kinderpflege theoretisch und praktisch unterweisen läßt, ist es gelungen, die Kindersterblichkeit in Val-des-Bois auf die Hälfte der in Frankreich üblichen herabzusetzen — ein Beweis dafür, was Planmäßigkeit und guter Wille vermögen. Ähnliches gilt von dem Leber'schen Industriestädtchen Port Sunlight. Die Fürsorge der Welfirma Schneider in Kreuzot für ihre 25 000 Angestellten hat die Kindersterblichkeit unter deren Kindern auf neun Prozent heruntergedrückt, während der Durchschnitt für ganz Frankreich 16, in den nördlichen Industriebezirken sogar 20 bis 25 Prozent beträgt.

Die meisten der vorstehend berührten Reformen sind der Tätigkeit der sogenannten „Sozialsekretärinnen“ zu verdanken, die auch „Wahlfabrikpflegerinnen“, „Fabrikpflegerinnen“ oder „Wohlfahrtspflegerinnen“ genannt werden. Diese neue Einrichtung, zuerst 1889 praktisch angewendet, stammt aus Nordamerika und ist dort schon sehr verbreitet, aber eingeleitet auch in England, Deutschland usw. bekannt. Wie haben es da mit Vertrauenspersonen zu tun, die von großen Arbeitgebern, welche außer Hande sind, sich eingehend um das Wohlbefinden ihrer Angestellten (Arbeiterinnen, Verkäuferinnen etc.) zu kümmern, in deren Interesse eingesetzt werden. Diese Frauen, die selbstverständlich tatkraftig, liebreich, praktisch und scharsinnig sein müssen, dürfen selbstverständlich das Interesse der Firma nicht vernachlässigen. Es ergibt sich übrigens naturgemäß immer wieder als Tatsache, daß es für Arbeitgeber und Arbeitnehmer nur gemeinsame Interessen gibt.

Die Sozialsekretärinnen haben zwischen den Chefs bezw. den Abteilungsleitern und dem weiblichen Personal zu vermitteln, für das Wohlergehen der letzteren sowohl in der Fabrik bezw. dem Warenhaus, als auch im Privatleben nach Kräften zu sorgen, in leiblicher, geistiger und seelischer Hinsicht Beistand zu leisten, Reformen vorzuschlagen — kurz, sich nach Kräften als Freundin und Beraterin nützlich zu machen. Diese Einrichtung ist, das versteht sich von selbst, von ungeheurer sozialer Wert. Ihre Erfolge sind in jeder Beziehung ebenso erstaunliche wie erfreuliche. Die berühmte amerikanische Frauenrechtlerin Maud Nathan, Vorsitzende des „New Yorker Konsumtenbundes“, schreibt in einer hervorragenden Monatschrift:

„Dieser Beruf ist sicherlich der schönste, den sich eine menschenfreundlich gesinnte, modern denkende, sozialpolitisch gebildete Dame, die eine gutbezahlte Stelle sucht, wünschen kann. Er bietet reichlich Gelegenheit zur Anregung von Maßregeln im Interesse der Gesundheit und Bequemlichkeit, aber auch der Arbeitsfähigkeit des Personals. Die guten Erfolge dieser Tätigkeit sind neue Beiträge zum Kapitel von der lohnenden Philantropie.“ Was Deutschland betrifft, so sagt Adele Schreiber hierüber:

„Ähnlicher Art wie die Sozialsekretärin ist das in Deutschland zuerst von Prof. D. Zimmer vorgeschlagene Amt der Fabrikpflegerin. Unabhängig von den Zimmer'schen Vorschlägen traten württembergische Gewerbeinspektoren für die Einführung solcher Fabrikpflegerinnen ein, die sich allerdings von den amerikanischen Sozialsekretärinnen dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur Aufsichtsdamen, sondern als Aufseherinnen gründlich ausgebildete Fachkräfte sind. Ein Trierer Fabrikbesitzer ging mit dem Beispiele voran, 10 solcher Aufseherinnen anzustellen, die in der ganzen Technik der

Fabrikation unterrichtet worden waren. Die Josefschwestern in Triest haben hierauf zum ersten Male im Herbst 1904 einen theoretischen Kursus für die sozialpolitische Ausbildung dieser Fabrikpfliegerinnen durch eine volkswirtschaftlich gebildete Dame, Dr. Elisabeth Gottheiner, eingerichtet. Aufgabe der Fabrikpfliegerinnen, die, wenn sie sich bewähren, auf ein Anfangsgehalt von 1200 M. rechnen dürfen, ist die Venauffichtigung und sittliche Beeinflussung der Arbeiterinnen, Prüfung der Arbeitsbücher und Ueberwachung der Durchführung der Arbeiterklubbestimmungen. Etwas anderer Art ist die Tätigkeit der ersten Fabrikpfliegerin Deutschlands, die Direktor Erich Rathenau im Stadlwerder Oberspree der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft angestellt hat. Es sind dort 800 Arbeiterinnen beschäftigt, und die Pfliegerin wohnt stantkolle über die zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen des Unternehmens. Sie erfreut sich des vollen Vertrauens ihrer Pflieglinge, die sich gern ihrer Vermittlung bedienen, um Wünsche auszusprechen und Mißstände abstellen zu lassen."

## + Herbstpoesie in Küche und Keller.

Von A. Oskar Klausmann.

Dem Großstädter geht außerordentlich viel Poesie des Alltagslebens verloren, weil er so selten und dann mit so geringem Grade mit der Natur in Berührung und Beziehung tritt. Aber auch für den Bewohner der kleinen Stadt und des flachen Landes hat die Neuzeit mit ihren modernen Einrichtungen einen Verlust von Poesie gebracht. Wenn ich mich in meine Kinderjahre zurückversetze (es ist weit über 40 Jahre her), dann überkommt mich die Erinnerung an die Zeiten des Herbstes, wenn in Küche und Keller die Vorbereitungen getroffen wurden für den Winter, der vielleicht das Haus von allem Verkehr abschneidet. Der Segen von Garten und Feld, von Wald und Feld strömte herein, und je mehr Vorräte kamen und für den Winter aufgespeichert wurden, desto mehr löste sich auch bei uns Kindern unbewußt zwar, aber doch um so deutlicher das Gefühl aus der Sicherheit, der Behaglichkeit.

Die Verbindung selbst auf gewöhnlichen Wegen war gering. Eisenbahnen selten, und wenn in schneereichen Wintern der kleine Ort bis zu den Dächern vollgeschneit war, hörte so wie so jeder Verkehr auf. Wie auf eine große Belagerung, die monatelang dauern konnte, mußten sich die Hausfrauen in Küche und Keller mit dem Segen des Herbstes einrichten, und es war wahrlich eine harte, schwere Zeit für sie, in welcher sie manchmal wochenlang nicht zur Ruhe kamen und selbst einen Teil ihres Schlafes opfern mußten, um nur rechtzeitig mit den Vorbereitungen für den Winter fertig zu werden. Konserven in unserem heutigen Sinne gab es nicht, und was das bedeutet, wird sich jede moderne Hausfrau selbst sagen können, wenn sie daran denkt, wie sie selbst in ihrem vielleicht bescheidenen Haushalte ohne Konserven der verschiedensten Art kaum fertig werden könnte. Man mußte auch ganz anders wirtschaften als heutzutage, da man sein Einkommen beinahe gleichmäßig auf die Monate verteilen kann. Man mußte den ganzen Sommer über gespart haben, um die Vorräte für den Winter zu beschaffen. Dann allerdings brauchte man auch monatelang nur wenig bares Geld auszugeben.

Die Herbstpoesie, welche auch für uns Kinder viel Beschäftigung brachte, begann mit dem Einmachen der Früchte. Die saueren Kirschen eröffneten den Reigen; dann folgten wohl die Preiselbeeren, dann kamen die Gurken in Form von Ruder-, Pfeffer- und Senfgurken, dann die Kürbisse, die Pflanzen, die Birnen, Quitten, Hagebutten, und schließlich wurde für die feinen Früchte auch noch ein großer Numtopf angefeuert, in dem sie sich monatelang hielten, während die anderen Früchte mit Zucker konserviert wurden, dessen Vorzüge für die Erhaltung von Früchten uns schon der selige Plinius in seiner Naturgeschichte schildert. Je mehr aber der Herbst fortschritt, desto gewaltiger wurde die Arbeit. Mutter mußte hart gesalzen, in große Steingutöpfe eingedrückt werden, nachdem man sie möglichst vom Wasser befreit hatte. Diese Buttertöpfe bildeten zusammen mit den Behältern voll Wänschenschmalz und Schweinefett ein wichtiges Hilfsmittel der Hausfrau für den ganzen Winter. Ebenso wurde Käse in Steingutöpfe eingelegt, und große Fässer, mit Kaltwasser gefüllt, dienten zur Aufnahme von Speck, die man während des Winters gebrauchen wollte. Fein gehobelter Kohl wurde in Fässer eingestampft, um Sauerkohl zu werden; in der damaligen Küche, besonders des Nordens, im Winter eine Piéce de resistance. Aber auch Schnittbohnen wurden, in Weinsäffern gut verschlossen, in fein geschmizteltem Zustande mit Pfefferfrant und Gewürzen für den ganzen Winter konserviert. Natürlich mußte man über viele Kellerräume verfügen. In einem wurde ein gewaltiger Behälter aus Breiten errichtet, bestehend aus Boden und Seitenwänden, und hier wurden die vielen Scheffel Kartoffeln aufgespeichert, welche für die ganze Familie als Wintervorrat dienen sollten. Uns Kindern machte

es Spaß, wenn sie auswachsen und weiße, schlangenförmig geformte Triebe zeigten. Aber der Hausfrau war das nicht angenehm, denn die Kartoffeln litten dadurch ebenso, wie sie verloren waren, wenn sie Frost belamen. Doch man verpackte die Keller sorgfältig gegen Frost, und dieser konnte selbst den Suppengemüsen und den Mohrrüben, die man in Sandheuten konservierte, nichts anhaben. Kesselpfünder wurden auf große Füße oder auf Negale gelegt und belamen eine Unterlage von Stroh. Weintrauben wurden an der Schnittstelle des Stiels mit Siegelwachs verschlossen, und mit Fäden an der Helderbede aufgehängt. Gewaltige Steingutöpfe wurden mit eingelegtem Wänschenschmalz, mit eingelegten Nebhühnern und Gänzen gefüllt. Käse und andere Dauerfrüchte wurden beschafft, und zum armdiesten setzte die Hausfrau einen guten Kupfkocher an, auf dessen Bereitung sie sehr stolz war, da er allenthalben, nicht nur im Hause, als ein gutes Hausmittel gegen allerlei Krankheiten galt und einen besseren Ruf hatte, als manches Medikament aus der Apotheke. Aber auch andere Sorten Biskere, besonders Kalmus und Ingwer wurden zubereitet; es wurden Vorräte von Rum, von gutem Korn und von Wein eingefahren.

Den Schluß aller Vorratsbeschaffung bildete das große Schweineschlachten. Wenn dann das Pökeln und Räuchern vorüber war, war man stolz auf die Vorräte von geräucherter Schinken und Rippenstücken, von Speck, von Dauerwürsten, und man konnte dem Winter in Ruhe entgegensehen. Vor dann noch ein ordentlicher Vorrat von Steinöhlen oder Brennholz beschafft, hatte die Hausfrau sich ein Faß Altbier besorgt, um die Lampen zu füllen, hatte sie selbst Seife und Lichter angefertigt, sowohl weiße Unschlittkächer wie gelbliche Wachslichter für feierliche Gelegenheiten, dann war die Hauptarbeit getan. Aber die Hausfrau konnte dann noch immer nicht ruhen. Ununterbrochen mußten die Vorräte kontrolliert werden, das Eingemachte mußte zum Teil wieder aufgelockert werden, um es vor dem Verderben zu bewahren. Reinlichste Aufmerksamkeit war notwendig bei den konservierten Sachen, um zu verhindern, daß sie schlecht wurden, und manches geheimnisvolle Mittel vererbte sich von Großmutter's Zeiten her auf die Hausfrau, um sie in kritischen Fällen vor großen Verlusten zu bewahren. Waren alle diese Vorräte beschafft, was ungefähr Ende Oktober geschehen sein mußte, dann konnte man ruhig dem Winter und seinen Stürmen entgegensehen. Und wenn das Haus bis an den Schornstein einschneite, man konnte über die Witterung lachen; denn man hatte alles im Hause, was man brauchte.

Wieviel Arbeit und Verantwortung wird der heutigen Hausfrau durch die veränderten Zeitverhältnisse erspart! Wieviel Ruhe behalten sie übrig, um sich, entsprechend den Erfordernissen der Zeit, auch einmal mit anderen Dingen als mit Küche und Keller zu beschäftigen. In der Vergangenheit war die ganze Familie, mit ihrer Behaglichkeit ihrer Verpflegung, ja mit ihrer Gesundheit davon abhängig, wie die Hausfrau im Herbst die Vorbereitungen für den Winter traf. Verlorene Zeit war kaum einzuholen. Fehler, die man machte, waren kaum zu reparieren, und besonders die jung verheiratete Frau sah mit Jagen dem ersten Herbst, den sie in der Ehe verbrachte, entgegen. Ihre Tätigkeit im Herbst war gewissermaßen die Prüfung für ihre Befähigung zur Hausfrau, und dankbar erkannte sie es an, wenn die Mutter oder eine andere ältere Verwandte in jener kritischen Zeit zum Besuche eintraf, um Hilfe zu leisten und vor Fehlgriffen zu bewahren.

## Allerlei.

— Derjenige — derselbe. Eine Sprachroheit, die leider auch in Deutschland grassiert, wird im Septemberheft der in Chicago erscheinenden illustrierten Monatschrift „Die Glocke“ von dem deutsch-amerikanischen Dichter Martin Drescher sehr launig an den Pranger gestellt. Drescher schreibt:

Mir wird nicht leicht vor Kerger weh,  
Doch packt mich Jörn, der gelbe,  
Wenn ich die Ungetüme seh:  
„Derjenige — derselbe.“  
Ob Ihr die Säge damit spickt  
Im Nil, ob an der Elbe,  
Gleich greulich klingt, gleich ungeschickt  
„Derjenige — derselbe.“  
Klangvoll soll deutsche Sprache sein!  
Drum scharrt ins Grabgewölbe  
Die plumpen Humpelwörter ein  
„Derjenige — derselbe.“

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf.  
Verantwortlicher Redakteur: Hermann Orth, Köln.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 43.

Düsseldorf, den 27. Oktober.

1907.

Inhalt: Evangelium zum dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Beschlusse des Rosenkranz-Monates. — Ausgleichsgedanken. — Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers. — Rein Ueberrod. — Literarisches. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 18—26.  
„In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, siehe, da trat ein Vorsteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben: aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und als Jesus in des Vorstehers Haus kam, und die Hötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft. Da verachteten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

## Zum Beschlusse des Rosenkranz-Monates.

„Ora pro nobis.“

Maria, Mutter und auch Magd,  
Dir sei all' meine Not geklagt,  
Mit Deinem Kind, das Du getragen,  
Dilf mir im Leid und allen Plagen!  
Maria, Mutter und auch Maid,  
Dir sag' in Treuen ich mein Leid,  
O Frau, in allem Leid und Plagen,  
Dilf mit dem Kind, das Du getragen!

## Ausgleichsgedanken.

Bereits im Jahre 1522 — also kaum fünf Jahre nach dem Ausbruche der kirchlichen Revolution — verkündete der Wittenberger „Reformator“ mit großer Zuversicht: „Laßt uns das Evangelium noch zwei Jahr treiben, so sollt Du wohl sehen, wo Pabst, Bischöfe, Pfaff, Mönch, Nonne, Ketz, Kuttel, Kappen, Platten und das ganze Gewürm und Geschwürm Päpstlichen Regiments bleibe“ (Nen. Deutsche Ausg., 2. Th., S. 501; Wittenb. A. 10 Th., S. 360.) Seitdem sind nahezu vier Jahrhunderte vergangen, und „Päpstliches Regiment“ steht noch! — Ja, wie seine Freunde Buchenhagen, Jonas u. a. berichten, schrieb der „Reformator“ noch am letzten (!) Tage seines Lebens mit Kreide an die Türe: *Pestis eram vivus, moriens ero mors tua papa, d. h. Dir war ich eine Pest, o Pabst, in meinem Leben: durch meinen Tod will ich den Rest Dir geben*“ (Nen. 5. Th., S. 124). Auch diesem bezeichnenden Ausspruche steht noch immer die göttliche Verheißung entgegen: „Die Pforten der Hölle sollen sie (die Kirche) nicht überwältigen“ (Matth. 16,8), denn „siehe! Ich bin bei euch alle

Tage bis an's Ende der Welt!“ (Matth. 28,20.) Jeder Katholik, der diesen Namen verdient, vertraut fest und unerschütterlich auf dieses trostvolle Wort unseres Herrn.

Fast ebenso schroff, wie in den Anfängen der sog. Reformation, stehen heute die Kirche und der Protestantismus einander gegenüber. Um so mehr mußte es hüben und drüben überraschen, daß der angesehene Lehrer der protestantischen Theologie, Professor Garnack in Berlin, zum letzten Kaisergeburtstage eine Rede hielt, in der er für einen „Ausgleich“ unter den sich bekämpfenden Konfessionen plaidierte. In Zeitungen und Zeitschriften ist die gedachte Rede viel und eingehend besprochen worden; allein der vorgeschlagene „Ausgleich“ wurde — wie nicht anders zu erwarten stand — sowohl von katholischer wie auch von gläubig-protestantischer Seite abgelehnt.

Wie oft ist von katholischer Seite den Protestanten die Friedenshand geboten worden zum gemeinsamen Kampfe gegen den Unglauben! Aber diese Friedensabend wurde leider selbst von den orthodox-protestantischen Blättern sehr unwirksam abgewiesen. Sie stellten, nach dem Vorgange der „Wartburg“ die seltsame Bedingung: die Katholiken müßten vorerst einmal „den Protestantismus als gleichberechtigt anerkennen; ja, nur einmal als erlaubten, möglichen, nicht ungangbaren Weg zu Gott.“

Seltam! Erkennen denn die Protestanten die katholische Kirche als gleichberechtigt, ja als erlaubten, möglichen, nicht ungangbaren Weg zu Gott an? Wenn man die „Los von Rom“-Bewegung, die Gustav Adolf-Vereins-Gehe und die Gehe des Evangelischen Bundes betrachtet, wena man den Kampf der „Wartburg“ und anderer protestantischen Blätter gegen die katholische Kirche verfolgt, der als ein Kampf bis aufs Messer, ein Kampf auf Leben und Tod gilt, dann kann man wahrlich nicht annehmen, daß man uns als gleichberechtigt anerkennt. Warum gründet man denn eigens einen Evangelisationsverein in Deutschland, um die Katholiken zum Protestantismus herüberzuziehen?

Und hat denn der Wittenberger „Reformator“ einst die katholische Kirche mit seiner Neugründung als gleichberechtigt angesehen? Sicher nicht. Warum hätte er denn sonst die katholische Kirche überhaupt verlassen und eine neue Kirche gegründet? Und der Lutherzorn beherrscht auch neuerdings wieder viel zu sehr die Gemüter der evangelischen Pastoren und ihrer Organe, ja, sie arbeiten unermüdet daran, denselben auch im Herzen des protestantischen Volkes anzufachen, ohne daran zu denken, daß die gleichen unseligen Folgen schließlich über Deutschland hereinbrechen könnten, welche ehemals durch den Lutherzorn bewirkt worden sind. Also warum will man von uns verlangen, was man uns selbst nicht gewährt? Ist das nicht sonderbar?

Wenn man die Bedingung gestellt hätte, gegen sei-

tig besser Frieden zu halten, so wäre eine solche Bedingung verständlich gewesen; wir hätten allerdings darauf hinweisen können, daß wir keinen Verein haben, der einen ähnlichen Zweck verfolgt, wie der „Evangelische Bund“ und die Evangelisationsgesellschaft; wir haben kein eigenes Streit- und Kampforgan gegen die Protestanten, wie es die Protestanten in der „Wartburg“ haben. Damit ist zum mindesten klar bewiesen, daß wir nicht zum Angriff geneigt sind, wie unsere feindlichen Brüder, sondern nur auf die Defensibe uns beschränken, und diese könnte sofort eingestellt werden, wenn drüben die Angriffspolitik ein Ende hätte.

Die Ausgleichsbedingung, den Protestantismus als gleichberechtigt anzuerkennen, ist uns Katholiken unmöglich, schon aus dem einfachen Grunde, weil es ja auch den Protestanten unmöglich erscheint, uns als gleichberechtigt anzuerkennen. Die Protestanten sehen in dem Katholizismus einen Irrtum; damit hat Luther seine Trennung von der Kirche bekanntlich begründet. Sähren aber die Protestanten im Katholizismus keinen Irrtum mehr, so müßten sie katholisch werden — ebenso wie wir Katholiken protestantisch werden müßten, falls wir im Protestantismus keinen Irrtum mehr erkennen. Wir Katholiken glauben die Wahrheit zu besitzen, wie ihrerseits die Protestanten auch; seit wann lassen sich aber Wahrheit und Irrtum als gleichberechtigt anerkennen? Und wie kann man von denkenden Menschen eine solche „Ausgleichsbedingung“ verlangen?

Und noch eine Frage: „Sollen wir Katholiken, um den „Ausgleich“ zu ermöglichen, den gesamten Protestantismus als gleichberechtigt anerkennen, oder nur den positiven (gläubigen) Flügel? Das fragen wir vor allem die Blätter, die den Glauben an die Gottheit Jesu Christi noch rückhaltlos bekennen, aber ein Zusammengehen mit uns gegen den Unglauben von der obigen Bedingung abhängig zu machen. Schrieb ja noch vor kurzem der „Reichsbote“ (Berlin) klipp und klar folgenden Satz: Auf manchen Hochschulen wird eine (protestantische) Theologie gelehrt, die vom Christentum mindestens ebenso weit entfernt ist, wie der Islam; das Judentum und der Buddhismus; deshalb kann und darf die (prot.) Kirche nicht mehr darauf verzichten, sich über die kirchliche Stellung der Geistlichen, wenn sie aus dem Auslande kommen, zu vergewissern.“

Gehören aber die Theologen drüben, welche die Menschwerdung des Sohnes Gottes leugnen, nicht mehr zum Protestantismus? Wer hat denn das Recht, sie auszuschließen, da es im Protestantismus nicht, wie in unserer Kirche, ein anerkanntes, sicheres Lehramt gibt, dem jedes Glied der Kirche sich zu unterwerfen hat? Hat nicht vielmehr jeder Protestant das Recht, sich die hl. Schrift nach eigenem Wissen und Gewissen auszulegen?

Der gedachte „Ausgleich“ wird daher ein „frommer Wunsch“ bleiben, wie Professor Garnack selber diesen Gedanken in der angezogenen Rede bezeichnet hat. Wir sagen: „friedlich — friedlich!“ Das ist vorläufig noch die Parole! Möchte nur das „friedlich“ drüben etwas mehr respektiert werden!

## B. Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers.

### I.

Welcher gläubige Christ hat nicht schon die Sehnsucht in sich verspürt, einmal die heiligen Stätten Palästinas mit eigenen Augen schauen und dort betend knien zu können? Was früher nur wenigen unter unsäglichen Strapazen und Gefahren möglich war, das haben die heutigen Verkehrsmittel mühe- und gefahrlos erreichbar gemacht. Nur zwei Hindernisse standen den Wünschen vieler noch im Wege: die lange Reisezeit von mindestens sechs Wochen und der hohe Preis der Pilgerfahrt, welcher sich bis vor wenigen Jahren auf 1500 bis 2000 Mark belief. Auch diese Hindernisse sind jetzt wesentlich verringert. Seit einigen Jahren sind mehrere

deutsche Pilgerzüge ins heilige Land zur Ausführung gekommen, welche bei einer Dauer von drei Wochen und einem Gesamtaufwand von 300 Mark für dritte Klasse und 460 Mark für zweite Klasse einen zehntägigen Aufenthalt im heiligen Lande ermöglichten. Den begehrtesten Aufbruch zur Teilnahme an diesen Pilgerzügen sind zurzeit Hunderte von Katholiken aus allen Gauen Deutschlands gefolgt, und keiner wird dies bereut haben.

So erschien denn zu Anfang dieses Jahres in den Zeitungen ein neuer Aufruf zur Teilnahme an der vom 17. Juli bis zum 7. August stattfindenden zweiten bayerischen Volkswallfahrt ins heilige Land. „Auf nach Jerusalem!“ Dieser Ruf hat meine Seele ergriffen und mit der Sehnsucht erfüllt, hinzugehen zu den heiligen Stätten, wo das große Werk der Erlösung gedacht und vollendet wurde. Ja, mit großem Verlangen gedachte ich der Fahrt nach jenem Lande, das so weit und fern liegt und dem Christen seit den Tagen der Kindheit doch so bekannt und lieb ist wie das Heimatland.

Endlich ist der Tag der Abreise gekommen. Die Residenzstadt München ist zum Ausgangspunkt der Wallfahrt bestimmt. Am 15. Juli morgens gegen 7 Uhr fahre ich von Dorlmund ab, und der 7½ Uhr von Essen abgehende Schnellzug bringt mich ohne jeden nennenswerten Aufenthalt über Düsseldorf, Deutz, Wiesbaden, Frankfurt, Aschaffenburg, Würzburg, Ansbach, Ingolstadt direkt bis München, wo ich gegen neun Uhr abends eintreffe. München! Schon der Name dieser schönen Residenzstadt ruft in mir die angenehmsten Erinnerungen an vergangene frohe Tage einer heiteren, in seliger Fuchsenherrlichkeit verlebten Studentenzeit zurück. „Nicht hab' ich Semster . . .“

Der folgende Tag wird von den mehr und mehr in München ankommenden Pilgern der Besichtigung der Residenzstadt gewidmet. Es ist eine stattliche Zahl von über 500 Pilgern, welche sich abends acht Uhr bei der Festversammlung im großen Saale des kath. Hofes einfänden. Ist das ein Leben, ein Begrüßen und Bekanntwerden, als diese ganze Pilgerschar aus allen Gauen Deutschlands zusammenkommt, alles so freudig, alles so erwartungsvoll! Da sieht man Pilger und Pilgerinnen vom jugendlichen Alter an bis hin auf zum hohen Greisenalter, Pilger aus allen Ständen: über 80 Geistliche, viele Philologen, mehrere Juristen und Mediziner, zahlreiche Pilger aus dem Lehr-, Kaufmanns-, Handwerks- und Bauernstande, selbst Arbeiter und Diensthöten. Ich sehe zunächst Pilger meines Standes lernen zu lernen, und ich finde Geistliche aus sehr vielen Diözesen Deutschlands und Oesterreichs, ausgerüstet mit dem obligaten Volkbart; es ist nämlich ein uralter, in den Anschauungen und Sitten der Orientalen begründeter Brauch, daß Priester bei der Wallfahrt nach Jerusalem den Bart tragen. Der Präsident des Pilgerzuges, Herr Prälat Kirchberger, eröffnet die Versammlung und entbietet uns den herzlichsten Willkommenruß in München. Sodann macht er verschiedene Mitteilungen über die Pilgerreise, besonders über den kommenden Tag der Abfahrt. Zum Schluß der Versammlung singen wir zum ersten Mal unser schönes Pilgerlied.

Am anderen Morgen findet im hohen Dome eine Pilgermesse statt. Immer näher rückt die Stunde des Abschieds. Gegen 12 Uhr finden sich die Pilger auf dem Bahnhof ein. Angehörige und Bekannte der Pilger halten den Bahnhof dicht besetzt, um ihnen einen letzten herzlichen Abschiedsruß zuzuwinken. Punkt 12½ Uhr fahren wir ab. In raschem Fluge trägt uns das Dampftraj zunächst durch eine einsörmige Gegend, aber bald entwidelt sich vor uns die Kette der Alpen in ihrer ganzen Herrlichkeit. Rechts und links erheben sich die Berge, höher und immer höher, erst grün und bewaldet, dann wild und felsig, die Spizen mit Schnee bedeckt. In Kuffstein, der alten Grenzfestung, betreten wir den österreichischen Boden. Bald erreichen wir Tirols schöne Hauptstadt, Innsbruck, und kommen dann auf die interessanteste Eisenbahnstrecke unserer ganzen Reise, auf die Brennerbahn. Der Brenner liegt 1371 Meter über dem Meere. Kein Wunder, daß die Lokomotive schnauft und leucht. Endlich sind wir auf der Höhe des Brenners, gleichsam auf dem Dachstuhl Europas. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Die Maschine bedarf kaum des Dampfes, der Zug läuft von selbst. Die Brennerse spielt jetzt die Hauptrolle.

Der Abend bricht an. In Franzensfeste halten wir uns kurze Zeit auf, um das Abendessen einzunehmen und dann weiterzufahren. Bald deckt leider die Nacht einen Schleier über die ganze herrliche Gebirgsgegend, die zu schauen für uns im Laufe des Tages eine Lust war; aber wir trösten uns mit der Hoffnung, daß wir auf der ganzen Rückreise gerade die Strecken bei Tage besahen, deren Anblick uns auf der Einfahrt die Nacht entzieht. Während der Nacht geht's durch Gegend, die fast ungemüßlich reich werden an Tunneln; die ganze Strecke zählt 43, von denen der bedeutendste nahezu

8000 Meter Länge hat; wir durchfuhren Kärnten, Krain und das österreichische Küstenland. Der Schloß hat sich auf unsere Augen gefestigt, wird aber bei der Kurve in unserm Wagen nicht selten unterbrochen; darum wünschen wir nichts sehnsüchtiger herbei als das Morgenlicht des kommenden Tages.

Endlich wird es hell. Mit einem Mal schallt aus jeder Brust ein Ruf der Bewunderung, des Erstaunens. „Thalatta, Thalatta!“ rufen wir jubelnd mit den Griechen, denn vor unsern Augen liegt Spiegelglatt das Adriatische Meer in seiner ganzen Majestät. Dieser Anblick läßt die schlaflose Nacht und die zwanzigstündige Fahrt vergessen. Wie wenn plötzlich ein Vorhang vor unsern Augen weggezogen wäre, hat eine Fahrt durch eine Straße die prächtig hingebreitete Stadt Triest mit ihrem massenreichen Hafen in Sicht gebracht. Wir übersehen die Stadt mit dem allehrwürdigen Dom und dem am Golf gelegenen herrlichen Schloß Piramare. Gegen 8 Uhr fährt unser Zug in die Station ein. Es drängt uns mit Sehnsucht nach dem Hafen, wo unser Pilgerschiff vor Anker liegt, die „Tirol“, welche uns für die nächsten fünf Tage Küche und Hotel und Promenade und Geimat sein soll.

Kritisch hat mancher gewiß die „Tirol“ betrachtet und kritisch dieselbe betreten. Der eine oder andere, der vielleicht vom kleinften Gasthaus her immer einzeln lebende Betten und Einzelzimmer gewohnt ist, mag zurückgeschreckt sein, als er als Reisender dritter Klasse die großen Schlafräume mit ihren langen Reihen von Betten neben- und übereinander erblickte, aber es muß ihn immerhin der Gedanke getrübt haben, daß er sich nicht auf einer Verquämung, sondern auf einer Wallfahrt befinde, und daß er deshalb auch nicht ohne den notwendigen Buhgeist, den er auf der ganzen Reise besitzen muß, das Schiff besteigen dürfe. Zudem wird er bei ruhiger Ueberlegung bedacht haben, daß er für das von ihm bezahlte Geld keinen Luxus zu erwarten habe. Die „Tirol“, ein hässliches Schiff des Österreichischen Lloyd, ist eigens für die Zwecke der Pilgerzüge eingebaut worden, und es kostet dieser Einbau allein über 100.000 Mk. Unterkunft und Verpflegung sind gut, und es wird allen billigen, d. h. gut bürgerlichen Anforderungen entsprochen, wenn auch selbstverständlich der Komfort der modernen Luxusfahrzeuge, welche den vier- bis zehnfachen Preis fordern, nicht geboten werden kann.

Die Seefahrt dauert je fünf Tage von Triest bis Jaffa und umgekehrt. Sie ist in dieser Jahreszeit die angenehmste und gesündeste Erholung, weil das Meer fast immer ruhig, oft sogar spiegelglatt ist, und darum die gefährliche Seerkrankheit kaum sich bemerkbar macht. Die Seefahrt auf unserm Pilgerschiff aber bietet dem frommen Wallfahrer noch etwas Besonderes. Auf dem Deck des Schiffes stehen ein Hauptaltar, über welchem sich die aus dem Dom zu München mitgebrachte große Statue der Gottesmutter erhebt, und acht Nebenaläre. Somit ist es allen Gestirnen möglich, täglich von frühester Morgenstunde an, die hl. Messe zu lesen. Täglich 9 Uhr ist Predigt und Lobienhohant; ein Völkerschuh bei der hl. Wandlung verkündet die Gottesgegenwart über das weite Meer hin. Jedem Pilger werden diese Andachtsstunden, wo das Schiff sich verwandelt in einen schwimmenden Tempel, wo man sich der Erde so fern, dem Himmel so nahe fühlt, wo der Erdenkumst gewichen und beglückende Himmelsluft fächelt, unbergänglich bleiben als etwas des Schönsten und Erhabensten unserer Seeweise. (Fortf. folgt.)

## Mein Ueberrock.

Humoristische Skizze von Heinrich Fabian.

Ursprünglich hatte mein Ueberrock wohl eine dunkelgraue Farbe gehabt. Genau weiß ich's nicht mehr, denn lang' lang' ist es her. Wenn man ein solches Bekleidungsmodell zwölf Frühjahr und elf Herbst hindurch getragen hat, verändert sich die Farbe doch etwas. Das Dunkelgrau wird nach und nach immer heller und grünlicher, und jetzt hat es schon einen ganz fatalen Stich ins Grün-Gelbe. Diese sogenannte Farbe ist mir zuwider, und schon seit Jahren hatte ich dem Wunsche auf Anschaffung eines neuen Ueberrocks lebhaften Ausdruck gegeben.

Da war aber meine liebe Frau Lina sofort mit allen möglichen „Wenn“ und „Aber“ bei der Hand. „Mein Lieber“, hatte sie gewöhnlich erklärt, „bei Euch Männern ist das nicht so, wie bei uns Frauen. Wenn wir neue Toiletten und moderne Hüte kaufen müssen, so ist das eben unbedingt notwendig, weil wir das Curree Reputation schuldig sind. Das ist so im allgemeinen der Fall. In Deinem besonderen Falle sind aber noch ganz andere Rücksichten zu nehmen. Erstens hast Du mich und zweitens die Kinder zu bedenken. Wir wol-

len auch leben, mein Lieber und da ist es denn unsere Pflicht, uns einen sparsamen Gatten und Vater zu erziehen. Gut der Ueberrock so lange seine Dienste treu und redlich erfüllt, so wäre es pietätlos, ihn mir nichts dir nichts ins alte Eisen zu werfen. Du bist kein jugendliches Eigerl mehr, das auszuweichen braucht, als sei es aus dem neuesten Journal für Herrenmoden entsprungen.“

Wenn man solche und ähnliche salbungsvolle Reden jahraus jahrein zu hören bekommt, so longentriert sich schließlich der ganze Haß des Mannes auf das Streitobjekt. So haßte ich diesen Ueberrock auf das heftigste, obgleich meine Charaktereigenschaften mich mehr zum mitleiden, denn zum antihassen bestimmt haben.

Diesen vertrackten Ueberrock mußte ich los werden um jeden Preis. Es mußte aber auf durchaus plausible Weise geschehen, ohne daß meine Lina einen Gewaltstreich auch nur ahnte. Das war keine leichte Aufgabe, denn meine Lina pflegte alles, alles zu ahnen. . . . Ich war schon auf alle nur denkbaren Tricks verfallen. Das „in Gedanken hängen lassen“ in den Aneipen hatte gar keinen Zweck. Das grün-gelbe Ungeheuer konnte jeder Kellner in jedem Restaurant der Stadt. Am nächsten Morgen brachte es der Hausdiener todsicher wieder, und ich mußte mir das Wiedersehen oben-dreim noch durch ein Trinkgeld erkaufen.

Zweimal hatte ich das Ding im Eisenbahnabteil liegen lassen, das letzte Mal sogar so, daß es sämtliche Mitreisenden sehen mußten. Das half auch nichts: es vergriff sich niemand daran, sondern ich erhielt jedesmal von der Eisenbahndirektion die Benachrichtigung, daß mein Ueberrock im Fundbüro abgegeben worden ist, wo er abzuholen sei. Zuerst schleppte ihn meine liebe Lina wieder herbei. Als ich dann die Benachrichtigung vernichtete, brachte ihn ein Bahndienstleister mit der Bemerkung „er wisse, daß ich mich von meinem Ueberrock auf keinen Fall trennen würde“. Seitdem habe ich diesen Bahndienstleister ebenfalls!

Ich kugelte was Neues aus. Als wir vor zwei Jahren an der Ostsee sommerfrischten, sprachte ich den Ueberrock im Strandhotel, wo mich kein Mensch kannte, in eine Fenster-nische des Waldzimmers. Dort würde ihn schon jemand finden und mit vollem Recht als Strandgut betrachten. Kaum hatte ich das Hotel verlassen, da kam mir ein Piccolo nachgestürzt: „Herr Fabian — bitte, Sie haben Ihren Ueberrock vergessen. Braucht man nötig hier, sehr nötig“ sagte er in dem wohlthuenden Bewußtsein hinzu, ein Werk der Barmherzigkeit verübt zu haben, „gegen Abend wird's immer recht kühl am Strand.“ Woher der Junge mich kannte? Ach, meine liebe, gute, brave Lina hatte meine Bittenskarte in die innere Tasche genöht.

So war ich also für den Herbst wieder mit dem grün-gelben Ungeheuer behaftet. Aber warte nur, während der nächsten Sommerreise sollte sich sein Schicksal doch erfüllen, dafür wollte ich meine Hand ins Feuer legen. Ich schmiedete mit allem Vorbedacht einen Plan. Wir reisten via Sognitz-Trelleborg nach Stockholm. In der schwedischen Hauptstadt mißlangten indes wieder zwei Versuche an der Wackertüte meiner waderen Lina. Aber auf der Rückreise — da mußte es mir gelingen. Bei der Ankunft in Trelleborg schleppte der Gepäckschlepper auch den Grün-Gelben mit an Bord des „Reg“, obgleich ich ihn in ein ganz anderes Koupee praffigiert hatte. In Sognitz jedoch, wo wegen der Polkrebition großer Andrang stattfand, und meine Lina nicht so aufpassen konnte, überschritt ich die Laufbrücke des „Reg“ ohne Ueberrock. — Mein Coup war geglückt!

Drei Tage spazierten wir auf Klügen herum: Stubben, Lammer, Grampos, Dwaßiden usw. Am vierten Tage kam Regen, da wurde es ungemütlich kühl. „Na, wenn schon“, meinte meine Lina, „hier in der engen Kabade können wir nicht bleiben. Zieh' Deinen Ueberrock an, dann wollen wir sehen, wo was los ist.“

Meinen Ueberrock! Ich lächelte verächtlich, denn den hatte ich mir vom Halbe geschafft. Vor vier Tagen hatte ich ihn im Rauchsalon des „Reg“ hängen lassen und nichts mehr von ihm gehört und gesehen. Trotzdem kramte ich in eifrigem Bemühen an dem Kleiderkänder herum.

„Merkwürdig“, meinte ich dann, „ich kann ihn hier nicht finden.“

„Was“, fuhr meine liebe Lina herum, „was? Nicht finden? Na, da werde ich mal mit suchen helfen.“

Und mein Frauchen suchte mit Bienenfleiß den Kleiderkänder ab, das ganze Zimmer, den Korridor, die Raucherlöcher.

„Solltest Du ihn etwa . . .?“ Es wurde mir ein sehr mißtrauischer Blick zugeworfen.

„Was sollte ich mit ihm gemacht haben?“, fragte ich mit gut gespielter stiller Entrüstung.

Lina lenkte ein: „Na, ich meine, vielleicht hast Du ihn im

Gotel liegen lassen oder auf der Bahn. Da schreibst Du sofort hin, damit sich die Sache auflöst."

Und ich schrieb. Es kostete zwar Doppelporto, aber ich hatte wenigstens die überzeugende Gewissheit, daß alle Schreiberei ja doch nichts ausreichen würde.

Von der See tönte die Sirene eines Dampfers. „Wah, der „Reg“ läuft ein," sagte Linaden, „da geh' ich nach der Landungsstelle. Vielleicht hast Du den Heberrod auf dem Schiff hängen lassen."

Eine Gänsehaut rieselte mir rückab- und rückaufwärts. Aber ich beruhigte mich sofort wieder: Wunder ereigneten sich heutzutage ja doch nicht mehr!

Aber was soll ich sagen; als meine Frau den Landungssteg runterkrabbelte, schwenkte sie ein grün-gelbes Etwas durch die Lüfte — den vermalodierten Heberrod. Admural hatte dieser die Reise von Deutschland nach Schweden zurückgelegt, und niemand hatte sich an ihm verziffen.

Während dieses Herbstes paradierte ich wieder in dem Grün-Gelben. Aber zum Aushalten war es nicht mehr, selbst die Höter der Stadt kafften mir nach. Ich griff zum letzten Mittel: er sollte dem Flammentode überliefert werden. Das Schauspiel mußte aber vor den Augen meiner Lina sich abspielen. Ich besorgte mir etwas Bündschwaan, den ich durch das zerrissene Futter hinunterbugsierte, nachdem ich ihn angeglüht hatte. Als ich den jenseitigen Geruch verspürte, zündete ich mir eine Zigarre an, und riß den Schweden mit großer Gestizkeit die Brustfläche herunter. Der Bündstoff sprühte . . .

„Alle Wetter," rief ich erschrocken aus, „heut ist der glühende Schwedenkopf auf den Heberrod gefallen. Das Ding brennt ja schon —"

Und wirklich schlug von unten die helle Flamme empor. Ehe ich den Rod nun vom Leibe brachte, — ich beeilte mich damit durchaus nicht —, war der rechte Flügel gänzlich vernichtet. So, heut hatte ich Ruhe von dem verwünschten Heberrod.

Meine gute Lina schlug einen großen Naden. Am anderen Mittag aber war sie ganz vergnügt. „Du, Heinrich," lachte sie, „kaufend Dank dafür, daß der Heberrod kaput ist. Den hättest Du schon früher andrennen sollen. Ich habe die Geschichte bei der Feuerversicherung angemeldet. Die Leute sind ja sehr koulant. Ich krieg sobiel heraus, daß ich mir zwei neue Hüte kaufen kann. Mit 'nem neuen Heberrod für Dich eilt's ja nicht . . ."

## Literarisches.

— Die Wahrheit. Konferenzen von P. Agostino da Montefeltro O. S. Fr. gehalten in der St. Carlo-Kirche in Rom. Aus dem Italienischen von Dr. Joseph Drammer, Oberpfarrer in Aachen. (Konferenzreden und Fastenpredigten Bd. 1.) Sechste Auflage. Mit kirchlicher Approbation. Mainz 1907. Verlag von Kirchheim u. Co. Mit Titelbild. Preis gebunden M. 1,50, gebunden in Kaliko Mark 2.—

Die ebenso gesalzwollen wie eigenartigen Predigten des berühmten italienischen P. Agostinos da Montefeltro (geb. 1843), die Ende der achtziger Jahre in der ganzen gebildeten Welt das größte Aufsehen erregten, dürften noch keineswegs an Interesse verloren haben. Papst Leo XIII. briefte selbst den Verfasser zum Fastenprediger in St. Carlo am Corso zu Rom. Als genauer Kenner der neuerdings wiederum eindrucklich in der Enzyklika vom 8. September 1907 empfohlenen scholastischen Philosophie sind des Redners Beifürer der hl. Thomas von Aquin und der hl. Bonaventura, von den hl. Vätern der hl. Augustinus und der hl. Chrysostomus. Was er predigt, ruht auf diesem Grunde, und wie tief er eingedrungen ist, bezeugt die Klarheit und Einfachheit, mit der er die Anschauungen dieser heiligen Lehrer der Kirche wiedergibt. Mit diesem Schatz des Wissens verbindet er eine erstaunliche Belesenheit in allen Fächern neuerzeitlicher Wissenschaften. Und alles dieses ist getragen von echter Frömmigkeit und Gottesliebe. P. Agostino hat besonders jene Wahrheiten zum Gegenstande seiner Vorträge genommen, die vom Modernismus am meisten angefochten werden. Sie verteidigt er nicht mit rhetorischen Kunststücken, sondern mit überzeugender Kraft, die geschöpft ist aus der Tiefe eines gründlichen Wissens und aus der Fülle eines von wahrer Gottes- und Nächstenliebe erglühenden Herzens.

— Münchener Jugendschriften. Von der schon wiederholt empfohlenen Sammlung „Münchener Jugendschriften", die im Münchener Volksschriftenverlag erscheint, folgt wieder eine weitere Serie vor. Erfreulichweise ist der Verlag

jetzt dazu übergegangen, jedes Heft mit einem anderen Titelbilde auszustatten, wodurch die Hefte ein viel abwechslungsreicheres Aussehen bekommen und mehr Anziehungskraft auf die Jugend ausüben werden, zumal der Preis, 15. Pf. pro Heft, ja spottbillig ist. Die vier neuen Hefte sind gut ausgewählt: Nr. 21: „Das Kind der Hallig" von S. Schmidt zeigt die Geschichte eines Jungen, der auszog, das Glück zu suchen, es anscheinend auch fand, aber dabei den Frieden des Herzens verlor. Nr. 22/23 bringt eine Auswahl der besten für Kinder geeigneten Märchen aus Lausend und eine Nacht. Nr. 24: Maidorf, „Künstlerkind" und „Der tapferere Italienerjunge" enthält zwei anmutende Erzählungen der beliebten Jugendschriftstellerin von Kindesliebe und Kindesleid; Nr. 25: Proschlo „Die Nachtigall" usw. bringt ein paar interessante Erzählungen aus dem Jugendleben berühmter Männer, sowie aus dem Tiroler Freiheitskampfe. Wir können die Sammlung allen katholischen Eltern und Lehrern nur bestens empfehlen. Die Bandausgabe, welche die oben genannten Erzählungen in einem Bande vereinigt, zeigt entgegen den früheren Ausgaben ein buntes Titelbild und bildet für den geringen Preis von Mark 1,35 ein ganz prächtiges Geschenk für Kinder.

## Allerlei.

— Ueber einen Schweizer Kurort zur Bronzezeit teilt das „Vaterland" folgendes mit: Das Engadin hat bisher nur wenig vorgeschichtliche Funde geliefert, so daß es nahe lag, zu glauben, in der Urzeit hätten höchstens Jäger oder vereinzelte Handelsleute, die über die Alpen stiegen, das Tal des Inn in seinem Oberlaufe betreten. Es schien, als ob das Engadin erst in der Jetztzeit den Wert seiner Heilquellen erkannt hätte. Nun wirft eine Entdeckung an der Mauritius-Quelle von St. Moritz neues Licht in das Dunkel der Urzeit des Landes. Im Frühjahr dieses Jahres sollte die Fassung der Mauritius-Quelle erneuert werden, als man ziemlich tief in der Erde auf die Mäuler von zwei riesigen Röhren aus Lärchenholz stieß, die schon früher aufgefunden waren und durch die das Mineralwasser aufstieg. Die eine dieser Röhren hatte eine Weite von 1,22 Meter, die andere eine solche von 87 Zentimeter. Beim Ausräumen der letztgenannten engeren Röhre stieß man nach dem Berichte von Dr. Heierl auf Schlamm, der ihren ganzen unteren Teil ausfüllte. Im untersten Teile der Röhre kamen nun mehrere Bronzegegenstände zum Vorschein, nämlich zwei gut erhaltene Bronzeschwerter mit massivem Griff, ein weiteres Schwertbruchstück, ein Bronzedolch und eine Schmucknadel aus dem gleichen Metall. Alle diese Gegenstände gehören der mittleren Bronzezeit an. Durch Zufall können sie nicht in die Röhre gekommen sein; ein Teil von ihnen lag nämlich vollkommen wagerecht, die beiden Wollschwerter dagegen staken senkrecht in der Röhrenfüllung. Die Lage beweist, daß sie absichtlich hineingelegt wurden, wohl als Gaben, die Göttern zum Danke weihen. Als man die beiden Holzröhren ausgeräumt hatte, sah man, daß sie von zwei hölzernen Einfassungen umgeben waren, außerhalb deren noch eine dritte Röhre ohne Einfassung mit Steinen gefüllt zum Vorschein kam. Sehr lehrreich ist die Art, wie diese Röhren und Dolzer bearbeitet wurden. Man fand weder Spuren von Brand und Sägearbeit, es ist vielmehr alles durch kleine Hiebriemen hergestellt worden, die rauhe Hiebflächen hinterließen. Diese Arbeitsart weist nicht auf Steinäxte hin, auch noch nicht auf Eisengeräte, sondern auf Bronzewerkzeuge, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. allgemein üblich waren. In dieser Zeit ist man also bereits auf die Heilquelle von St. Moritz aufmerksam geworden und suchte sie zu fassen. Dies geschah zuerst durch die zuletzt entdeckte Einzelröhre, und als die Quelle ihren Weg etwas verlegte, die zwei großen Lärchenholzzröhren, in deren Grunde sich die Weihgaben aus Bronze befanden. Wir aber wissen nunmehr, dank dieser Entdeckung, daß die Urbewohner der Schweiz, besonders des Engadin, die höheren Gegenden der Berge nicht bloß eilenden Fußes betreten, sondern daß sie sich in 1800 Meter Meereshöhe an der Heilquelle von St. Moritz niederließen, diese fleißig benützten und sorgfältig fahnen. Es müssen selbst Kranke hinaufgeschafft worden sein, die dort gute Pflege und Unterkunft gefunden haben müssen — kurz, St. Moritz muß ein beliebter Kurort der Bronzezeit gewesen sein.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 44.

Düsseldorf, den 3. November.

1907.

Inhalt: Evangelium zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Allerheiligentage. — Allerheiligen — Allerseele. — Allerseeleenschmerz. — Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers. — Literarisches. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem Matthäus VIII, 23 — 27.

In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns! wir gehen zu Grunde. Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich sehr und sprachen: Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?

### Zum Allerheiligentage.

Selig sind, die arm im Geiste,  
Reich nur durch der Demut Bier!  
Kindesdemut gibt das meiste:  
Denn das Himmelreich ist ihr.

Selig sind die sanften Seelen,  
Die nicht kennen Born und Dohn,  
Still nur ihre Sünden zählen:  
Selig sie auf Erden schon!

Selig sind, die Trauer tragen  
Bei des Irdischen Klitterschein:  
Nach den flüchtigen Schmerztagen  
Will Gott selbst ihr Tröster sein.

Selig sind, die rastlos streben,  
Dungernd nach Vollkommenheit:  
Er, der Lebensbrot gegeben,  
Sättigt sie zur rechten Zeit.

Selig, die Erbarmen üben,  
Und die Hand, die liebend gibt:  
Gott wird sie barmherzig lieben,  
Die im Nächsten Ihn geliebt.

Selig sind die Herzen reinen,  
Wandelnd auf der Unschuld Au'n:  
Die hinieden Ihm sich einen,  
Werden Gott einst droben schau'n.

Selig sind, die Frieden haben,  
So die Zwietracht nie gekannt:  
Ew'ger Friede soll sie laben,  
Kinder Gottes einst genannt.

Selig, die Verfolgung leiden,  
Weil sie folgen Gottes Sohn:  
Er vergilt mit Himmelsfreuden,  
Er wird selbst ihr großer Lohn.

Wie acht gold'ne Bäume steigen  
Diese Worte auf, so klar!  
Unter ihren vollen Zweigen  
Sammelt sich der Heiligen Schar.

Es ist leicht einzusehen, warum die Kirche den Gedentag aller Heiligen unmittelbar vor dem Schlusse des Kirchenjahres festlich begeht. Wie nämlich am abendlichen

Himmel ein Stern nach dem andern erscheint, bis zuletzt das Firmament in wunderbarem Sternenglänze unser Auge entzückt; wie im Frühlinge am Fruchtbaume Blüte um Blüte sich austut, bis er in voller Blütenpracht da steht, — so führt auch die Kirche uns im Laufe des Jahres Heilige um Heilige vor Augen, bis sie an diesem Festtage gleichsam den Himmel öffnet und uns schauen läßt: „die große Schar, die niemand zählen kann, aus allen Völkern und Ländern und Geschlechtern und Ständen“ (Offenb. 7). Der Aufblick zu dieser endlosen Schar soll unsere Hoffnung beleben; unsere Hoffnung auf die Seligkeit, die auch unser wartet bei Gott, wenn wir das Tugendbeispiel der Heiligen mutig nachzuahmen suchen.

Schauen wir einmal hin auf das nach Millionen zählende Heer der Martyrer: Die einen wurden gequält so lange, bis der ganze Leib nur mehr eine einzige Wunde war, dann ans Kreuz geschlagen oder wilden Raubtieren vorgeworfen; andere wurden unter schweren Steinen förmlich zermalmt; andere gab man geschmolzenes Blei zu trinken, oder überstrich ihren ganzen Leib mit Pech, Harz und Schwefel, und ließ sie als lebendige Fackeln brennen. Andere setzte man auf glühende Eisensessel; andere schob man in Feueröfen oder warf sie in Kessel voll siedenden Oels; andere wurden mit Schlangen zusammen in Säcke eingnäht und dann ins Meer geworfen. Kurz, was die raffinierteste Grausamkeit nur erfinden kann: es ist an den hl. Blutzeugen geübt worden. Und warum erduldeten die heldenmütigen Streiter Christi alle diese entsetzlichen Qualen, bei deren Beschreibung uns ein Schauer durch die Glieder fährt? Sie wollten sich die Gnade Gottes bewahren und dadurch die Seligkeit sichern.

Auch die heiligen Kirchenlehrer taten und opfereten Großes. Sie waren das „Licht der Welt“ und das „Salz der Erde“; und wie die Wachskerze sich verzehrt, um zu leuchten, so verzehrten sie ihr Leben und gossen gleichsam tropfenweise die Quelle ihrer Seele aus, um „die Welt“ zu erleuchten. Alle die wunderbaren Schriften des hl. Athanasius, des hl. Basilus, des hl. Chrysostomus, des hl. Hieronymus, des hl. Augustinus, des hl. Gregor des Großen, des hl. Thomas, des hl. Bonaventura usw., alle diese Schriften: was sind sie anders, als die Blüten ihrer heiligen Seelen? Welcher Fleiß, welche Anstrengung war notwendig zur Erlangung dieser staunenswerten Gelehrsamkeit! Und wie haben sie ihre hohen Geistesanlagen durch beständiges Gebet befruchtet und gehoben! Sie verlagten sich bei Tage Ruhe und schliefen, des Nachts den erquickenden Schlaf, um geistige Nektärrümer in die Schatzkammer der Kirche zu sammeln, um die Heiligkeit zu fördern und dadurch ihre eigene Seligkeit zu sichern.

Anders wieder die Einsiedler: sie waren die Simeleebäume, womit die Einöden von Palästina und Aegypten

ten besetzt waren, wo sie wie Engel lebten; so Paulus, Silarius, Antonius, Marcius usw. Man sah sie viele Jahre nicht mehr, manche blieben ihr Leben lang verborgen. Sie wohnten in Höhlen, und wenn sie herausgingen, sahen sie mehr Toten gleich als Lebenden; ihr Aussehen glich den Wurzeln jener Kräuter, wovon sie lebten. Im eifrigen Gebete fand sie bereits die aufgehende Sonne, und wieder traf sie im Gebete die untergehende Sonne. Welcher Heroismus leuchtet uns auch hier entgegen!

Die Fierde der Heiligen ist die anmutige Schar der Jungfrauen. Was wagten nicht die heiligen Jungfrauen um der Heiligkeit willen! Wie streng und hart waren sie gegen sich selbst! Wie verachteten sie den Glanz, die Lebhaftigkeit, die Freuden des Lebens, das Glück der Welt! Wie viele entzogen der glanzvollsten Ehe, um dem himmlischen Bräutigam die Treue zu bewahren! Die königliche Prinzessin Editha wählte statt der Ehe einen Bisherorden; die hl. Petronilla erbat sich und erhielt den Tod innerhalb drei Tagen, nach deren Verlauf sie zur Ehe gezwungen werden sollte. Die hl. Brigitta und die hl. Wilgo waren außerordentlich schön und deshalb fortwährend Heiratsanträgen ausgefetzt; da baten sie ihren himmlischen Bräutigam, ihnen ein Gut zu nehmen, das sonst vom weiblichen Geschlechte sehr hoch geschätzt wird: sie wurden von Dem erhört, der nur die Schönheit der Seele, die Heiligkeit, Liebt, ihre äußere Gestalt wurde häßlich. Fürwahr, wunderbar ist die Strenge und Unbarmherzigkeit, womit diese Engel im Fleische dasselbe abtöteten, quälten und marterten. Und was suchten diese schuldlosen Jungfrauen in ihren strengen Bußübungen?

Sie, wie die Heiligen insgesamt, suchten sich in der Gnade Gottes zu erhalten und dadurch die Seligkeit sich zu sichern. Das muß aber auch von uns als die Hauptaufgabe des Lebens angesehen werden. In jedem Stande, in jedem Berufe läßt diese erhabene Lebensaufgabe sich lösen. Wie sie zu lösen ist, darüber belehrt uns der Herr selber in den Seligpreisungen des heutigen Festtageevangeliums. S.

### ⚭ Allerheiligen — Allerseelen.

Zwei Tage mit ihrer Freude und ihrem Ernste, ihrem Schmerze und ihrem Troste stehen uns bevor: Allerheiligen und Allerseelen.

Allerheiligen! Wer wollte sich nicht freuen an dem Namensfeste jener unzähligen glücklichen Geister, die des Allerhöchsten Thron umschweben? Jeder einzelne will und soll ja der Gemeinschaft der Heiligen zählen, wenn er sonst dem irdischen Jammergeiste entückt ist. Täglich selbst uns die Kirche einen Heiligen vor — oft mehrere — um sie zu verehren und an ihren Beispielen uns zu erbauen. Aber das Jahr hat nicht Tage und Stunden genug, um das Gezeugnis des höchsten Herrschers uns zu zeigen; darum ist am 1. November jeden Jahres die große himmlische Königsparade, wo die Legionen und Millionen der Streiter Gottes vor unserm Auge vorüberziehen. Und wie freut sich unser Herz, wie jubelt unser Geist! Wir sind ja der Hoffnung, daß in dieser auserwählten Garde sich auch Glieder eines frommen Vorfahren aus unserer Familie befinden, daß wir deshalb schon treue Fürsprecher am Throne Gottes haben. Allerheiligen ist daher ein Familienfest für jedes katholische Haus, ein Ehrenfest für jede christliche Familie. Allerheiligen ist das große Fest der christlichen Kirche, das unser Herz höher schlagen läßt.

Allerseelen! Einweg von der triumphierenden Kirche wendet sich unser Blick zur leidenden, zu den armen Seelen im Fegefeuer. Arme Seelen gewiß, aber doch reicher als wir, denn sie haben die Gewißheit des Heiles. Wir aber müssen wir dieses mit Furcht und Zittern wirken. Also auch reiche Seelen! Sie lebten einst als — vielleicht gestern noch — unter uns und heute schon sind sie am Orte der Reinigung, um von allem befreit zu werden. Ihr Schmerz ist groß, denn sie sind von dem höchsten Gute getrennt, sie erkennen ihre bösen Taten. Wie würden sie bitten und beten, wenn sie vor uns hindreten könnten, um unser fürbittendes Gebet. Wer wollte sagen, daß er nicht ein Familienmitglied an dieser Stätte hätte? Wer könnte es behaupten, ohne zu

erröten. Freust du dich deiner Ahnen im Himmel so denke an die Eltern, Großeltern, Bekannten usw. im Fegefeuer; lasse dich erbitten zu einem arbeitsamen Vatermutter. Es lohnt sich dir so reichlich.

Allerheiligen: Fest des Triumphes! Allerseelen: Fest des fürbittenden Gebetes. Ihr beiden gehört zusammen. Treue Bittfüllung läßt Allerheiligen und Allerseelen leben und macht würdig der Anteilnahme an diesen Hochfesten. Die meisten Menschen wohl müssen erst Allerseelen durchmachen, ehe sie zu Allerheiligen gelangen können, dieser Gedanke beherrscht uns an beiden Tagen, unser ganzes Leben lang und wir können getroßt dem Tode entgegensehen, er ist nur die Thür für eine bessere Zukunft.

### Allerseelenschmerz.

Von Rudolf Krill.

Ein trüber, nebeliger Morgen brach an — es vermochte kaum Tag zu werden. Allmählich ward es heller, der Nebel zerteilte sich langsam — die Natur lag in ihrem herbstlichen Gewande wie abgestorben da. Hier und dort fiel ein kahles Blatt von den Bäumen, die legten, die noch vereinzelt schliefen an den Zweigen und Ästen geblieben. Traurig rief das Glöcklein zur Allerseele.

Nach der Messe gingen die Leute auf den Friedhof nebenan, um auf den geschmückten Gräbern ihrer Toten in stiller Andacht zu beten.

Die einen gingen, die anderen kamen, ein jedes zündete ein Lichtlein an und als dann nach vielen Stunden langer Ringens der matte Tag ganz langsam der nahenden Dämmerung weichen mußte, da stand der Friedhof im strahlender Lichterflut, zahllose Flämmchen züngelten empor. Bei diesem und jenem Grabe standen Leute und sprachen von hier ruhenden Toten, wobei sie an gute und böse Tage vergangener Zeiten erinnert wurden.

Ganz in der Ecke des Friedhofes kanerte ein Weib, das herber Seelenschmerz und Kummer früh altern ließen, vor einem regellosen Hügel, der aber von einem schönen, grünen Kranz mit bunten Blumen und weißen Eisboeren durchflochten eingekäumt war und weinte leise vor sich hin. Die drei kleinen Kerzen waren schon lange abgebrannt, dunkel war es ringsherum, auf der Erde derer, die selbst Hand gelegt hatten an ihr dürftig Leben.

Auch das Weib gedachte vergangener Zeiten — jener Zeiten, wo der Teure, den die Erde nun barg, ihr noch zur Seite gestanden, im schweren Kampf ums tägliche Brot. Sie sah ihn, wie er als rüstiger junger Burche um sie freite, wie er sie dann zum Altare führte in der großen alten Kirche nebenan. Es war ihr, als wäre es wie heute, als stände derselbe Pfarrer vor ihnen, mit den ehrwürdigen weißen Locken, welcher sie in liebevoller Weise nach vollzogener Trauung an die Pflichten des Ehestandes gemahnte, und ihnen zuletzt einen „Silberzwanziger“ in die Hand drückte und sagte: „Seid brav und iparet, fürs andere laßt mir den da oben sorgen.“

Auf Rosen war ihre junge Ehe zwar nicht gebettet, aber sie waren den Verhältnissen entsprechend glücklich. Sie arbeiteten vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein rüstig drauf los, jeder Kreuzer wurde, ehe er aus dem Hause kam, zuvor erst nochmals umgedreht. Dann und wann konnten sie auch etwas zurückerlegen — für spätere Tage.

„Ja, wer was, was noch olls geschitt, eh wenn mir oll wird — un wird mich nie, so kimmis o moll dan Kindern zu gutt.“ so hatte er stets gesagt, wenn sie wieder einige Kreuzer sich vom Munde abgeipart hatten.

Und die Kinder kamen, eines nach dem andern. Da hieß es um so fleißiger sein, um all die Mäuler zu stopfen. Noch immer ging — die Sparspenige blieben unberührt und Mann und Weib waren gesund.

Bald aber sollte es anders kommen. Beim siebenten Kinde wurde die Frau krank — wochenlang mußte sie das Bett hüten. Naßlos arbeitete der arme Mann, kaum den Schlaf gönnte er sich. Allmählich genas die Kranke. Als sie aber wieder völlig hergestellt war, da warf es den Mann aufs Krankenlager. Die übermäßige Arbeit, die zu geringe Ruhe hatten selbst seine robusten Kräfte zerrüttet — er, der nie krank gewesen, lag hilflos nun darnieder. Alles wollte das liebe Weib ihm nun entgelten, was er ihr in ihren Schmerzen getan, unermüdet schaffte sie für die ganze Familie. Aber lange hielt sie es nicht aus — und um wenigstens den Hunger der Kleinen nur notdürftig zu stillen, griff sie, wohl mit schwerem Herzen, die wenigen ersparten Groschen an, die gar sehr viel schneller abnahmen, als sie zugenommen hatten, und schließlich waren auch diese weg, die letzte Hoff-

nung für schwere Tage. Furchtbar machte sich die Not geltend, der kranke Mann ward immer fieber und elender, die hungrigen Kinder schrien nach Brot, das Weib konnte nicht soviel verdienen, als gebraucht wurde.

Wie oft und oft betete sie, wenn die Kleinen, hungrigen Magens vor Ermattung endlich eingeschlafen waren, am Bette des Kranken halbe Nächte durchweint.

Zu all dem Uebel kam noch die rauhe, kalte Jahreszeit — sie war dem Verzweifeln nahe.

Und wie schnitt es erst in das Herz des Mannes. Er, der Verdienener und Erhalter der Familie, mußte all das Elend täglich sehen, und konnte nicht helfen, nur mitleiden und mildtadeln. Von Tag zu Tag wurde er hilfloser und das Elend nahm stetig zu. Aber leise, ein ganz klein wenig hoffte er dennoch immer.

Da kam ein furchtbar kalter Wintertag. Der scharfe Wind blies um die Eden, rüttelte an den Scheiben und drang eifrig durch die Fugen der schlecht schließenden Fenster in das dürftige Gemach. Die Kinder froren und schrien nach Brot — und gar die Kleinsten. Die Mutter, sie raderte sich draußen ab, um wenigstens etwas zu verdienen. Heute war es schon Mittag vorbei — sie kam nicht — hungrig waren sie alle am vorhergegangenen Tage geblieben — Brot, Brot — ach wenigstens Brot, wenn sie es hätten haben können.

Mit fieberhaft pochendem Herzen hörte der Kranke, sein eingefallenes Gesicht zur Wand geteilt, zu — jeder Laut war ihm ein Dolchstoß, da, als es bereits dreie schlug — sein Weib noch nicht kam, und er, der Kleinen Wimmern hörend, nicht helfen konnte, da raffte er verzweifelt seine letzten Kräfte zusammen und schleifte sich ins dunkle Nebengemach. Aber der sieche Körper war zu schwach. . . .

Wenige Minuten später kam atemlos das Weib gerannt, mit freudestrahlendem Gesicht ein Brot und in ein Papier gehüllt ein wenig Fett tragend.

„Brot, Brot,“ jubelten ihr die Kinder entgegen. Hastig legte sie die Sachen auf den Tisch. — „Wo ist der Vater?“ entrang es sich ihren Lippen. Und schon flog sie auf das Nebenzimmer zu.

Mit einem gellenden Schrei prallte sie zurück — er war tot. Die Tränen waren verstopft, als sie den vier Männern, die den khlischen schwarzen Sarg forttrugen, gefolgt war. Einige wenige Leidtragende nur gingen mit, welche den Rosenkranz beteten.

Doch als der Tote unten ruhte, im kühlen Grabe, da brachen die Tränen von neuem hervor, ihr Herz drohte zu zerpringen, ihr war so gar unendlich schmerzvoll — — gerade so wie heute.

Niemand war mehr am Friedhofe — viele Lichter waren schon verlöscht — hier und dort fladerte noch eins das lehmte auf — da langte die Schwergelährte in die Tasche, noch ein Kerzlein steckte sie auf das Grab und zündete es an. Dann raffte sie sich auf — noch ein tränenvoller Blick auf den regellosen Hügel — und raschen Schrittes eilte sie dem Ausgang zu — heimwärts ins Leben, das alle ihre Kräfte von ihr forderte.

## B. Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers.

### II.

Wir fahren von Triest aus an der Küste der Halbinsel Istrien entlang; mehrere Städte, von der Sonne beleuchtet, grüßen zu uns herüber. Allmählich wird es Abend; es öffnet sich der Meerbusen von Quarnero mit seinen vielen Inseln, von welchen uns besonders die große Insel Cherso lange Zeit begleitet. Bald deckt die Nacht einen Schleier über die ganze Gegend. In der ersten Nacht unserer Seefahrt schwimmen wir vorüber an der felsigen und mit einer dichten Kette von zahlreichen Inseln und Riffen umsäumten Küste von Kroatien und Dalmatien. Am zweiten Seefahrtstage bekommen wir den Morgenröth von den Leuchttürmen der beiden großen Inseln Vegina und Bissa. Weiterhin passieren wir die große Insel Kurzola und die kleinere Lagosta, und dann schwindet allmählich das Land vor unseren Blicken, bis wir nichts mehr sehen als Himmel und Wasser. Bei Beginn der Nacht nähern wir uns der Meerenge von Otranto, die uns aus dem Adriatischen ins Ionische Meer führt und Italien hinter uns zurückläßt.

Ionisches Meer benennt sich der Teil des Mitteländischen Meeres, der sich zwischen der Westküste von Albanien und Griechenland einerseits und der Ostküste von Kalabrien andererseits erstreckt und die ionischen Inseln umspült. Diese Inseln, welche wir am dritten Seefahrtstage in Sicht bekommen, sind es ganz besonders, auf die sich mancher längst gesehnt; sind es doch die Eilande, auf welchen der Dichter Homer seinen Helden Odysseus unsterbliche Taten vollbringen

läßt. Die sieben größeren Inseln Korfu, Lenkas, Zitha, Kephallonia, Zakynthos, Cerigo und Cerigotto mit einigen kleineren Eilanden bilden diese sagenreiche Inselgruppe. Am Ende der Straße von Zitha öffnet sich der Golf von Korinth oder Lepanto. Der Name Lepanto bringt unsere Seele in freudige Schwungung. Lepanto war es ja, wo der Christenheld Don Juan im Jahre 1571 einen herrlichen Seesieg über die türkische Flotte errungen, errungen unter dem Schutze der Rosenkranzknigin, und dadurch das christliche Europa von der furchtbaren Sarazenengefahr befreit hat.

In der Nacht zum vierten Seefahrtstage befinden wir uns im Zusammenfluß des Ägäischen und Äretensischen Meeres und fahren hin über die tiefsten Abgründe des Mitteländischen Meeres (4000 Meter). Früh morgens kommen wir immer näher der Insel Kreta, berühmt wegen ihrer großen Fruchtbarkeit, jedoch im Anbau von den Bewohnern sehr vernachlässigt. Lebhaft erinnern wir uns an die vom hl. Paulus im Briefe an Titus bestätigten Worte des Epimenides, daß die Kreter immerdar Lügner, Leute von tierischer Unbändigkeit und schwergerischem Mähiggang sind. Die Insel Kreta mit den in Schnee gehüllten Bergspitzen begleitet uns den ganzen Tag hindurch.

Während des Nachmittags gibt es eine kleine Fahrtunterbrechung, die bei Unweiter hätte verhängnisvoll werden können. Die Schiffsmaschine steht plötzlich still und die „Trot“ kreist friedlich auf der ruhigen See umher. Wie ein Bouffeur verbreitet sich die Kunde von einer Beschädigung des Steuerwerks, das insolge dessen vollständig versagt. Nach dreistündiger eifriger Arbeit von seiten der Schiffsmannschaften geht alles wieder seinen ruhigen Gang.

Die Küste Kretas verfinstert gegen Abend hinter uns, und am fünften Seefahrtstage sind wir zum zweiten Male zwischen Himmel und Wasser. Die ganze Einsamkeit und Stille des Ozeans umfängt uns, und kein Land und keine Insel lört uns in der geistigen Sammlung für den großen Augenblick, der uns Asiens Küste, das Land der Erlösung betreten lassen soll.

Dienstag, 23. Juli. Selten ist ein Tag so sehnlich von unserer Pilgerfamilie erwartet worden, als der heutige, und trotz der frühen Morgenstunde ist schon alles auf Deck. Bald erlöschen die Nachtgestirne, und der neue Tag hat über die Nacht gesiegt und beginnt seinen Lauf. Im fernen Osten tauchen die Spitzen der Gebirgsketten Judas auf, bis sich allmählich der Leuchtturm von Jaffa, dem alten Joppe, und dann die die Stadt überragende Franziskanerkirche in dunklen Umrissen am Horizonte abgrenzen. Wir sind im heiligen Lande, und des Herzens Dank gegen Gott und die Freude, am Ziele unserer Pilgerreise zu stehen, findet ihren Ausdruck in innigem Gebete und einem Salve an das vor uns liegende heilige Land. Das Schiff hält, aber noch weit entfernt vom Ufer. Der Halbkreis von Meeresklippen, der Jaffas Gestade umgibt, hindert die Zufahrt. Jedoch schon hat der Ruf des Dampfes eine Menge Boote am Ufer lebendig gemacht, die eiligst sich nähern, um uns an Land zu bringen. Unter dem üblichen Geschrei der Araber geht nach Entrichtung unseres ersten Balkisch (Trinkgeld) ohne jegliches Ungemach unsere Ausschiffung vor sich. Unser Fuß betritt das heilige Land; wir sind in der Heimat, die wir noch nie gesehen, von der wir zeitweilig geträumt, nach der wir so lange uns gesehnt.

Interessant ist der Morgen Spaziergang durch Jaffa. Die ruhig vor ihren Häusern auf den Strohmatten sitzenden Eingeborenen, gemächlich ihr Täschchen Kaffee schlürfend und mit wahren Wohlbehagen ihre Wasserpfeife rauchend, bieten uns das erste orientalische Bild. Durch die schmalen Gassen steigen wir hinauf zum Marktplatz. Dort herrscht schon reges Leben. Auf Teppichen ausgebreitet sind die Bodenprodukte Palästinas: Paradiesäpfel und Johannisbrot, Kaktus- und Pfefferkrucht, Granate, Mandel, Feige, Orange, Banane und Bitrone halten der Melone und Traube Gesellschaft. Im Galopp daherausende Kutschen wechseln ab mit den langen Reihen der Kamels, die, im Gänsemarsch und mit Striden aneinander gebunden, von ihren auf kleinen Eseln reitenden Treibern mit langen Stöcken angetrieben werden.

Gegen 8 Uhr ziehen wir in Prozession zur Franziskanerkirche hinauf. Nach kurzer Andacht lenken wir unsere Schritte zu der Stätte, wo einst der hl. Petrus die tote Tabitha zum Leben erweckte, alsdann zur türkischen Moschee, dem ehemaligen Hause Simons des Gerbers, in welchem derselbe Apostel durch eine Vision belehrt wurde, daß auch für die Heiden das neue Reich Gottes bestimmt sei. Nachdem wir im deutschen Vereinshaus das Mittagmahl eingenommen, steigen wir gegen 10<sup>1/2</sup> Uhr hinab zur Bahn, und in drei Zügen geht es Jerusalem zu. Nur noch wenige Stunden und die Zinnen der heiligen Stadt winken uns entgegen. In raschem Fluge fährt uns unser Zug an Lydda vorüber, der Stadt, wo Petrus den Sichbrüchigen heilte, nach Keisleh, dem alten Arimathea der hl. Schrift. Im Vorbeifahren sehen

wir unter freiem Himmel „dreschende Ochsen“, die uns erinnern an das Wort der Schrift: „Man soll dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden.“ Das Getreide wird hier nämlich noch wie im alten Bunde gewonnen. Unter den Hufen der tretenden Tiere lösen sich die Körner aus den Ähren; sodann wird Korn und Spreu zur Sonderung gegen den Wind geworfen. Eine Störung dieser Erntearbeiten durch Regen ist hier nicht zu befürchten, denn von Mai bis November bedeckt ein wolkenloser Himmel das Land; in den übrigen Monaten jedoch fällt fast andauernd starker Regen, weshalb Palästina eigentlich nur zwei Jahreszeiten hat, eine regnerische und eine regenlose.

Es ist 12 Uhr. Die Sonne steht senkrecht über uns. Wir haben 42 Grad Celsius. Die vor Hitze am Gaumen klebende Zunge wird gelöst durch einen Labetrunk aus der Pilgerflasche. Allmählich geht es aufwärts, immer höher und höher erheben wir uns auf das Gebirge, in dem ein kühler Wind die Temperatur drückt und so die Hitze immer mehr erträglich macht, so daß unser Aufenthalt in Jerusalem, dessen Mitteltemperatur nur 26 Grad beträgt, ein angenehmer wird. Nach der Station Bittir durchfährt der Zug nach starker Steigung die Ebene Buseia, bis wir gegen 3 Uhr endlich in Jerusalem, der heiligen Stadt, anlangen, die zu schauen wir die Mühen der weiten Reise nicht gescheut haben. Wir haben einen Weg von 4000 Kilometer, den neunten Teil des ganzen Erdumfangs, zurückgelegt.

Nachdem auch der letzte Teil des Pilgerzuges den Bahnhof Jerusalem erreicht, stellen wir uns auf zum feierlichen Einzug in die heilige Stadt. An die Spitze des Zuges kommt unsere Pilgerfahne, in die Mitte unsere Pilgermadonna, zwischendie fünf Gruppen die Gruppenkreuze; auch die mitgebrachten Vereinsfahnen werden eingereiht. Unter Rosenkranzgebet setzt sich der Zug in Bewegung. „Ecce ascendimus Jerusalem“, Siehe, jetzt ziehen wir hinauf nach Jerusalem, dort wird sich alles erfüllen“, wonach des Pilgers Herz auf der weiten Fahrt sich sehnte. Durch die engen Straßen der heiligen Stadt wagen wir dem Grabesdom zu. Wir betreten das größte Heiligtum der Welt und danken Gott, der das Ziel unserer Wünsche uns hat erreichen lassen, in einem die Hallen des Domes durchbrausenden „Großer Gott wir loben dich.“ Dann suchen wir Pilger der fünften Gruppe mit denen der vierten das uns angewiesene französische Hospiz, die der beiden ersten Gruppen das Franziskaner-Hospiz und die Pilger der dritten Gruppe das österreichische Hospiz auf. Überall wird den Pilgern eine herzliche Aufnahme zu teil. Wir betreten die anheimelnden Räume unseres Hospizes, die uns während zehn Tagen Heimat sein sollen im irdischen Jerusalem.

Fortsetzung folgt.

### Literarisches.

— Die christliche Jungfrau in ihrem Tugendsschmuck. Von P. Matthias von Bremscheid Ord. Cap. Sechste Auflage. Mit kirchlicher Approbation. Mainz, 1907. Verlag von Kirchheim u. Co. S. Preis gebunden in Kaliko Mark —,80.

P. Matthias von Bremscheid ist bereits durch zahlreiche Schriften als Apostel der christlichen Familie und der Jugend bekannt. Die Zahl der Auflagen beweist die Beliebtheit und Vorzüge seiner Schriften. Das geschmackvoll ausgestattete Büchlein empfiehlt sich seines echt christlichen und praktischen Inhalts wegen für alle Jungfrauen, auch die der jetzt gebildeten Klassen. In sieben Abschnitten stellt der Verfasser die hauptsächlichsten Tugenden dar, welche einer christlichen Jungfrau zum schönsten Schmuck gereichen.

### Allerlei

— Von einer Kirchenvisitation bringt die „Tägliche Rundschau“ ein hübsches Geschichtchen, das noch heute von den Alten in der Mark erzählt wird. Der Herr Ephorus (Superintendent) hält nach dem Visitationsgottesdienste mit den Kirchenvorstehern die übliche Sitzung ab, in welcher die kirchlichen Zustände der Gemeinde einer eingehenden Besprechung unterzogen werden. Auch die Vermögensbestände von Kirche, Pfarre und Ästerei werden geprüft. Der alte, langjährige Kassenverwalter legt die Rechnung vor, aber der Herr Ephorus verlangt von ihm die Vorzählung des Barbestandes. Das sagt der Alte als eine Art von Mißtrauen auf und macht ein böses Gesicht. „Ja, mein Lieber, das geht halt nicht anders, nach der Vorschrift muß ich mich von dem Vorhandensein des Barbestandes der Kirchenkasse überzeugen, und darüber an das Konsistorium berichten“, redet ihm der

Ephorus wie zur Beschwichtigung freundlich zu. Der Alte geht nach Hause und bringt in einem Sack: funkelnde Taler herbei, welche er mit gewissem Unmut auf den Tisch häutet, so daß sie mit Geräusch umherrollen. Nun beginnt er zu zählen, langsam und bedächtig nach Bauernart. Der Herr Ephorus dem die Zeit lang zu werden beginnt, will ihm bei seinem Geschäfte helfen und saht nach den Talern. Da kommt er aber bei dem Alten schön an. Dieser richtet sich grad auf, schaut dem hochwürdigen Herrn streng ins Gesicht und spricht: „Lassen Sie man das Geld liegen, Herr Superintendent, vorhin trauten Sie mir nicht, jetzt traue ich Ihnen nicht.“

— Der gemüthliche Herzog. Der Herzog von Meiningen hat, wie die „Dorf-Blg.“ berichtet, auf eine Einladung zur Teilnahme an der Eröffnungsfeier des Sonneberger Bahnhofs mit folgendem eigenhändigen Schreiben geantwortet: „Meine lieben Herren von der Handels- und Gewerbetammer! Es freut mich, daß Sie meine Gegenwart zum Festmahl wünschen, das Sie zur Feier der Eröffnung des neuen Bahnhofs veranstalten wollen und ich erkenne darin den Ausdruck der Anhänglichkeit, welche die Bevölkerung seit langer Zeit mir entgegenbringt. Es ist mir deshalb schmerzlich, Ihre Einladung dankend ablehnen zu müssen. Abgesehen davon, daß ich eine ernsthaftere Trinkkur gebrauche, welche am 14. Oktober noch nicht beendet sein wird, fühle ich mich zu alt dafür, außerhalb meiner vier Pfähle an solchen Festlichkeiten teilzunehmen. Ich werde mich durch meinen Sohn Ernst vertreten lassen, an welchem solche Strapazen gottlob spurlos vorübergehen. Ihr treuer Georg!“

— Der zerstreute Dichter. Aus Brüssel wird der „Dorf-Blg.“ geschrieben: Die Anekdotenquelle, die sich aus Anlaß der Enthüllung des Denkmals für den flämischen Dichter Manuel Diel geöffnet hat, sprudelt lustig weiter. Eine der drolligsten Geschichten, die jetzt die Munde durch die Presse machen, ist folgende: Als Manuel Diel eines Tages mit einigen seiner flämischen Freunde in der Stadt das Mittagbrot einnahm, ließ er sich von der Unterhaltung, die sich wie meist um flämisch-nationale Fragen drehte, so sehr fortziehen, daß er darüber ganz vergaß, daß er im Konservatorium um drei Uhr eine literarische Vorlesung zu halten hatte. Die Uhr hatte bereits die dritte Stunde verkündigt, da fiel dem Dichter sein Versäumnis ein. Ganz erregt nahm er Abschied und Gut, stolperte durch die Thür auf die Straße und stürzte, indem er mehrere Vorübergehende anrempelte, in einen gerade vorüberfahrenden Fiaker, dessen Kutscher er das Ziel und das Versprechen eines doppelten Trinkgeldes zurief. Nach fünf Minuten stieg er, aufgeregt wie ein Jüngling, der sein erstes Rendezvous zu versäumen fürchtet, aus dem Wagen, eilte in den Saal und begann dort seine Vorlesung. Er war so sehr mit seinen Papieren beschäftigt, daß er gar nicht daran dachte, sich umzusehen. Als er zum ersten Male aufsaß, war er einen Augenblick starr vor Staunen. In dem ganzen Lehrsaal befand sich ein Mensch, ganz im Hintergrunde, der allerdings mit sichtlichem Interesse zu drte. Ein freundliches Lächeln grüßte den einsamen Hörer. Diel setzte seine Vorlesung fort. Mit hinreißender Virtuosität deklamirte und kommentierte er das erste Gedicht einer flämischen Trilogie und geriet dabei so in Begeisterung, daß er, als die Glocke das Ende der Vorlesung anzeigte, sich an den Zuhörer wandte und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, gehe ich zum zweiten Gedicht über.“ Das Gesicht des Hörers drückte die lebhafteste Zustimmung aus. „Bitte Herr Professor, fahren Sie fort, ich habe keine Eile.“ Diel setzte seine Vorlesung fort. Abermals war eine Stunde vorübergegangen und der Eifer des Dichters war nicht geringer geworden. Mit einem Ton, in dem Unruhe und Dankbarkeit zitterten, wandte er sich wiederum an seinen wohlwollenden Zuhörer: „Wenn ich Sie nicht zu ermüden fürchtete, würde ich jetzt mit dem dritten Gedicht beginnen.“ — Bitte, Herr Professor, fahren Sie fort, ich habe keine Eile.“ Und Diel las weiter. Ihn störte weder die Leere des Hörsals, noch ermüdete ihn die Dauer der Vorlesung. Mit seiner klangvollen Stimme las er die schönsten Verse des heimatlischen Dichters — — bis zu Ende. Der einsame Hörer im Hintergrunde hörte geduldig zu. Die dritte Stunde war vorüber, da wandte sich Diel wiederum an seinen aufmerksamsten Schüler: „Entschuldigen Sie“, „boste vriend“, sagte er, „daß ich Ihre Aufmerksamkeit mißbraucht habe, indem ich meine heutigen Vorlesungen über das Maß verlängert habe.“ — Aber bitte sehr, Herr Professor, wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu sagen: Ich bin durchaus nicht pressiert. Aber da Sie jetzt fertig sind — ich bin nämlich der Kutscher, mit dem Sie vorhin hergefahren sind — — —“

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 45.

Düsseldorf, den 10. November.

1907.

Inhalt: Evangelium zum fünfundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Laßt beides wachsen bis zur Ernte. — Ausgleichsgedanken. — Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers. — Der herzogliche Mundloch. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum fünfundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XIII, 24—31.  
„In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen, und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auf sammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Laßt beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“

## „Lasst beides wachsen bis zur Ernte!“

Ich danke Dir, daß Du barmherzig bist,  
O Herr, was sollte aus mir armen werden,  
Wenn Du das Unkraut ohne Gnadenreiß  
Sogleich vertilgen wolltest von der Erde!

Ich preise Dich, daß Deine Macht verheißt,  
In gute Frucht das Unkraut zu verwandeln;  
Zu Dir soll stehen täglich mein Gebet,  
Doch auch an mir so wunderbar zu handeln.

Damit, wenn einst Dein Schnitter mir erscheint,  
Nicht taub erkundet werd' des Palmes Reize,  
Und Deine Guld, eh' mich entfähret der Feind,  
In Deine Scheuer Eingang mir gewähre.

## Ausgleichsgedanken.

II.

In der Berliner „Evangel. Kirchenzeitung“ stand jüngst ein Artikel mit der Ueberschrift: „1517 und 1907 oder: Die Forderung des Tages“ Der Artikel ging von einer Rede aus, die am 23. Mai d. J. auf dem „Evangel. Schulkongress“ in Nürnberg gegen den Unglauben gehalten worden war. Da lesen wir nun folgendes:

„Ihr werdet sein wie Gott!“ Wie wahr ist doch das Bibelwort von dem Sündenfall: Eßet von der verbotenen Frucht, denn sie macht klug und ihr werdet sein wie Gott. So erklärt sich heute der Mensch selbst für die höchste Instanz, vor der sich Gottes Wort zu rechtfertigen hat! Die ihm aus Gnaden von Gott gewährte Herrschaft über die Naturkräfte beraubt ihn völlig, und er vergißt, daß diese Erde, deren Herr er sich dünkt, ihn nach höchstens 80 Jahren Lebenszeit verschlingen wird zu Staub und Asche! Fürwahr eine stolze Herrlichkeit!

„Also gegen diesen Menschenwahnsinn muß Front ge-

macht werden, und hier bei muß alles, was christgläubig ist, zusammenhalten. Ob evangelischer oder katholischer Christ, alles was sich zum Herrn Jesu Christo bekennt, muß sich in diesem Kampfe verbünden fühlen.

„Darum freuen wir uns, daß dieses gemeinsame Band auch von katholischen Kirchenfürsten anerkannt ist.“

So die „Evangel. Kirchenzeitung“. Wie oft ist von katholischer Seite — und nicht zuletzt seitens unserer tüchtigen Presse — in den letzten Jahrzehnten die Hand hingübergereicht worden zu einer gemeinsamen, und darum viel wirksameren Bekämpfung des Unglaubens! Aber was hat's geholfen? Die hinübergereichte Friedenshand wird immer wieder zurückgestoßen. Leider! Der „Evangelische Bund“, der „Gustav-Adolf-Verein“ und neuerdings die „Evangelisationsgesellschaft“ sehen in unserer katholischen Kirche den Hauptfeind! Dieser konfessionelle „Dreibund“ gibt im heutigen Protestantismus — auch in den orthodoxen Kirchenblättern — den Ton an, und leider gelingt es ihm nur zu gut, „das gemeinsame Band“ von dem der gedachte Artikel redet, in möglichst viel Stücke zu zerreißen.

Ja, selbst in diesem Artikel, worin wir Katholiken also aufgefordert werden, gemeinsam mit den Protestanten gegen den Unglauben zu kämpfen, werden wir — in üblicher Weise — aus krasser Unkenntnis beschimpft! Da heißt es nämlich u. a.:

„Wie hat das (der um sich greifende Unglaube) trotz der Reformation so werden können? — Den Glauben kann man niemand befehlen. Der Irrtum der römischen Kirche war, daß sie den Glauben befahl. Davon hat uns Gott durch die Reformation frei gemacht, indem er uns den wahren alten Glaubensgrund, welcher ist: Christus, wieder aufdeckte, dem wir nun freiwillig folgen sollten. Zugleich wurden nun aber auch die Geister der Verneinung frei, welche die römische Kirche bis dahin im Zaume gehalten hatte. Sogleich brach das Feuer aus, und Luther mußte ebenso energisch gegen Karlstadt, gegen die Wiedertäufer und aufrührerischen Bauern vorgehen, wie gegen Rom. Diese Geister haben nun im Laufe der Zeiten aus der evangelischen Freiheit des Christenwenschen sich die Lehre von der Freiheit des natürlichen Menschen konstruiert.“

Sie hat der Leser wieder ein Beispiel dafür, wie selbst gutgesinnte Protestanten sich allerhand „Vorwürfe“ konstruieren aus Dingen, die sie eben nicht verstehen. Die katholische Kirche „befiehlt“ den Glauben nicht anders, als Jesus Christus, ihr göttlicher Stifter, der gesagt hat: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet“ (Joh. 3,18).

Wer den Hauptfehler begangen hat, das war der Wittenberger „Reformator“: indem er das Lehramt der Kirche leugnete und damit den Fluten des Irr- und Unglaubens Tor und Tür öffnete. Es half ihm nichts,

daß er seine eigene Person in die Bresche stellte; das Gleiche thaten Calvin, Zwingli, Karlstadt und die heutigen Zeugnere der Gottheit Christi unter den protestantischen Theologen. Die katholische Kirche hält den Glauben an die Gottheit Christi und an dessen Lehre gerade so gut für eine Gnade, wie Luther; ja, sie betont die Gnade des Glaubens noch viel schärfer. Sie empfiehlt dazu zwei Dinge: gründliche Belehrung und Gebet.

Wie berechtigt ist unsererseits aber der dringende Wunsch, daß die friedlich Gesinnten unter den protestantischen Theologen, so oft sie über katholische Dinge schreiben wollen, sich hierüber auch aus katholischen Quellen unterrichten möchten, damit sie uns Katholiken nicht immer wieder bitteres Unrecht tun.

So wird unsere Kirche in dem gleichen Artikel beschimpft, indem wieder von einer entarteten Kirche zur Zeit Luthers gesprochen wird. Wir fragen die gläubigen Protestanten: Wer ist mehr entartet, diejenige Theologie, welche die katholische Kirche zur Zeit Luthers lehrte, oder diejenige Theologie, welche die Gottheit Christi in unsern Tagen leugnet? Die letztere ist aber protestantisch.

Also etwas mäßiger drücken, zumal wenn man uns auffordert, Schulter an Schulter gegen den Unglauben zu kämpfen! Einstweilen aber — ich wiederhole es — kann die Parole nur sein: *schiedlich — friedlich!*

S.

## B. Aus dem Tagebuch eines JerusalemPilgers.

### III.

Mittwoch, 24. Juli. Die erste Nacht ist in Jerusalem verbracht. Wir eilen zur Franziskanerkirche St. Saluator, der katholischen Pfarrkirche Jerusalems, um durch ein feierliches Hochamt Gott zu danken für die große Gnade, die er uns erwiesen dadurch, daß er uns vergönnt, hierher zu pilgern, zugleich aber auch, um ihn zu bitten, daß das heilige Land, so unfruchtbar es auch zu sein scheint, durch den Besuch der Gnadenstätten für uns geistigerweise von Milch und Honig fließe.

Unser Gruppenführer, der Franziskanerbruder Lukas, ein edler Westfale, führt uns nachmittags gen Osten der Stadt zu dem Orte, wo in der großen Adventzeit des Hoffens auf den Messias Tausende von Opfern verbluteten, ohne die Erlösung bringen zu können. Es ist dies der Berg Moria, wo einst der jüdische Tempel stand, den der Heiland durch seine Gegenwart heiligte. Die beiden Vorhöfe des alten Tempels sind heute noch genau zu unterscheiden. Auf der Höhe des Moria steht jetzt die Omarmoschee, ein achtediger mächtiger Bau. Der Sitte der Mohammedaner uns folgend, ziehen wir unsere Schuhe aus und treten in das mit Marmor, Mosaiken und Gold märchenhaft ausgestattete Innere. Zwei Monolithsäulenreihen teilen den Tempel in zwei konzentrische Schiffe und den von der mächtigen Kuppel überwölbten Hefenraum. Der heilige Felsen, bis zu 2 Meier aus dem Boden ragend, ist ein Stück des ehemaligen Moriahügels. Wenig interessieren uns die orientalischen Sagen, mit welchen dieser Felsenblock und die unter ihm befindliche Höhle umwoben ist. Zu ernsterer Betrachtung aber führt uns die Erwägung, daß hier unter freiem Himmel einst der Opferaltar des alten Bundes gestanden und hinter demselben gegen Westen das eigentliche Heiligtum des Tempels sich erhoben hat.

In der Moschee wird eine kostbare Reliquie der Mohammedaner, ein Haar aus dem Bartte Mohammeds, hoch verehrt. Vor dem westlichen Tor liegt ein vierediger Stein, auf welchen nach mohammedischer Ansicht auch der Christ, falls er ins Paradies gelangen will, einen Walschisch werfen muß, und zwar je mehr Walschisch, desto mehr Paradies.

Treten wir heraus durch das Thor, so stehen wir am mohammedanischen Retendom, dem sog. Gerichtesplatz Davids. Südlich davon liegt ein weiteres ansehnliches Gebäude, die Alkamoschee. Die ganze Anlage spricht dafür, daß dieses Gebäude auch den Christen als gottesdienstliche Stätte gedient hat. Von hier aus begeben wir uns zu den Pferdeställen Salomons, jenen gewaltigen Gewölben, welche wohl seit Jahrhunderten zwecklos dastehen. An Mohammeds Säule vorbeigehend, erreichen wir das nunmehr vermauerte Goldene Thor, durch welches einst unser Heiland am Palmsonntag in die Stadt einzog. An der Nordwestecke des Tempelplatzes stand einst die auf Felsen gebaute Burg Antonia, welche dem Landpfleger Pontius Pilatus mit seinem Militär zum Auf-

enthalt während des Osterfestes diente, auch das Gerichtesgebäude oder Pratorium barg sie in sich. An der Stelle der Burg steht jetzt eine türkische Kaserne. Wir scheiden vom Tempelplatz, der uns an so viele Handlungen des Heilands und andere Berichte aus den Evangelien erinnert.

Donnerstag, 25. Juli. Ein lieblicher Ausflugort von Jerusalem aus ist das etwa zwei Stunden entfernte Ain Karim oder St. Johann im Gebirge. Früh morgens bringen uns die Wagen über den nach Westen zu führenden Hügelsrücken. Im Dörfchen angekommen, steigen wir aus und eilen zur St. Joannestriche, welche im Franziskanerklostergarten liegt. Ein schönes Gebäude, und welche Erinnerung! Was uns so ehrwürdig und teil g aus unserer frühesten Jugend im Gedächtnis haften geblieben in: die hl. Familie, Zacharias, Elisabeth und Johannes der Täufer, wir stehen da, wo sie einst gelebt und gehofft haben. Es kommt einem vor, wie ein Traum; vor dem dem hl. Zacharias gewidmeten Altar stehend lasse ich die Eindrücke auf mich wirken. Dann einige Sinsen hinunter zur Geburtsgrötte des hl. Johannes, dessen Lebenslauf in herrlichen Bildern uns vorgeführt wird, während vom Hymnus „Benedictus“ die Anfangsworte den Knobogen über der lampenerhellten Geburtsstiege des Heiligen jeren.

Mehrere hundert Schritte von dieser denkwürdigen Stätte liegt ein anderes Heiligtum, jener Ort, wo einst die Mutter Gottes die hl. Elisabeth begrüßte. Es ist also die Stelle von Maria Heimsuchung. Wie entseigt hier so freudig der Bruch das „Magnificat“ an dem Orte, wo Maria es zuerst in heiliger Begeisterung gesungen.

Zu einem kurzen Besuch betreten wir auch das vom seligen Alfons Watissbonne gegründete Sionskloster. Gott gebe, daß die Schwestern, welche darin wirken, immer mehr verlassenen Mädchen Zuflucht und Erziehung bieten. Dem edlen Sijter aber, welcher hier seit 1884 unter einer Terebinthe den ewigen Schlaf schläft, möge Gottes Güte reichen Lohn gewähren. Vom Klostergarten aus genießen wir noch den herrlichen Ausblick ins Terebinthental, wo der Hitenknabe David den Riesen Goliath besiegt hat, und dann treten wir unsere Rückfahrt nach Jerusalem an.

Nachdem wir in unserm Hospiz unsern müden Körper gestärkt durch ein gutes Mittagsmahl und eine dreistündige Siesta, machen wir uns auf zur Besichtigung der Ecce-Homo-Kirche der Sionschwestern in Jerusalem. Die an derselben vorbeiführende „Via doloris“ oder Schmerzestraße ist hier überwölbt durch den Ecce-Homobogen, auf dem der Heiland nach der Geißelung dem unbarmherzigen Judenvolke vorgestellt wurde. Das nördliche Stück des Bogens ragt in die Kirche hinein und überwölbt den Hochaltar, der ganz aus Steinen von der alten, von Jesu Blut besenchteten Schmerzestraße aufgebaut ist. Unter dem Bogen in der Kirche steht eine von Pius IX. selbst gemeinte, wunder schöne marmorne Ecce-Homo-Statue mit der lateinischen Inschrift: „Sein Blut komme über uns und unsere sünden.“ Nach einer kleinen Andacht, die wir in der Kirche halten, lehren wir in unser Hospiz zurück.

Freitag, 26. Juli. Heute ist Freitag, jener Wochentag, an dem einst der Heiland seinen Schmerzengang durch die Straßen Jerusalems nach Kalvaria gemacht; wir freuen uns, daß wir ihm gerade heute durch dieselben Straßen, die er mit seinem Blut benetzt und durch die er todesmüde und wankend die schwere Kreuzeskraft getragen, folgen dürfen. Zu Beginn unserer trüben Wanderung besuchen wir den Ort der Geißelung Christi. Eine kleine Kirche erhebt sich über demselben. Eine runde Marmortafel unter der Mensa des Hochaltars bezeichnet die Stelle, wo die Geißelsäule stand, von welcher ein Teil in der Grabesliche gezeigt wird. Ganz nahe der Geißelungskapelle sehen wir ein neugebautes größeres Heiligtum, es ist die Kapelle der Verurteilung, und daneben ein kleines Franziskanerhospiz.

Und nun lassen wir unsere Schritte zur ersten Station, um öffentlich den Kreuzweg zu beten, wie es hier jeden Freitag geschieht, eine herrliche Glaubenskundgebung, welche selbst den andersgläubigen Achtung einflößt und himmelhoch erhaben ist über den wirklichen oder zur Schau getragenen Schmerz der Juden wegen des Heiligtums Verwüstung und des Volkes Zerstreung, welcher sich jeden Freitag kundgibt an den sog. Klagemauern, die wir heute Nachmittag besuchen werden. In der nördlich vom Tempelplatz laufenden Marienstraße liegt die erste Kreuzwegstation, und zwar im Hofe der türkischen Kaserne. Stumm blicken die türkischen Soldaten herein, während wir unsere Andacht abhalten. Die zweite und dritte Station liegen in derselben Marienstraße, nicht weit von dem bekannten Ecce-Homo-Bogen, die dritte Station, wo Jesus zum erstenmale unter dem Kreuze fiel, bereits an der Ecke der von Norden kommenden Kalvarie, an welcher die vierte Station, die Begegnung Jesu mit seiner Mutter, sich befindet, auf dem Terrain der armenischen Christen. Schräg gegenüber

zwängt sich die noch heute sogenannte Schmerzensstraße mit der fünften Station in der den Franziskanern gehörigen Kapelle des Simon von Cyrene ab, wo eine Vertiefung in einem Mauer eine gezeigt wird, auf dem die Hand des ermatteten Heilandes eine Spur zurückgelassen haben soll. Etwa 25 Meter weiter liegt die sechste Station mit einer Kapelle der hl. Veronika im Besitze der mit der katholischen Kirche wiedervereinigten Griechen und am Ende der Schmerzensstraße die siebente Station in Verbindung mit einem Arbeitshaus der Franziskaner. Auch die achte Station befindet sich unweit davon, und zwar an einem griechischen Kloster, während früher eine eigene Kirche die Stelle kennzeichnete, wo Christus die weinenden Frauen tröstete. Die neunte Station liegt etwa 30 Meter entfernt an einem topographischen Kloster. Die fünf letzten Stationen befinden sich in der Grabeskirche, und zwar die zehnte bis dreizehnte auf Golgatha, während die vierzehnte in der Grabkapelle selbst ist.

Mit welchen Gefühlen sind wir heute in Jerusalem den ursprünglichen Kreuzweg gegangen, den der Herr gewandelt! Es waren Gefühle der Reue, des Mitleids und der innigen Liebe, und tief innig entquoll unsern Rippen das Schluchzen der Stationen, wie wir es in der Heimat zu beten pflegen: „Gekreuzigter Erlöser, erbarme dich unser!“ Diesen Weg haben alle Pilger gruppenweise und laut betend während ihres Aufenthaltes in Jerusalem ohne Störung gemacht. Kein Wort der Beleidigung, keine abfällige Bemerkung hat unsere Andacht geübt. Die Leute gingen ehrerbietig auf die Seite, ja vielfach vermehrte man die europäische „Kreuzierde“, mit welcher äuliche Aufzüge bei uns begaßt werden, und es muß an dieser Stelle betont werden, daß dort in einer Stadt mit fast 90000 Einwohnern die äukere Entfaltung katholischer Andachtsübungen, wo doch nur 6000 Katholiken dort wohnen, in dieser Weise möglich ist, während in dem sich zivilisierter wählenden Europa und in manchen katholischen Ländern so etwas überhaupt unmöglich oder mit so vielen Erlaubnisgesuchen und bürokratischen Einschränkungen verbunden wäre, daß man vielfach lieber darauf verzichtet. Alle Anerkennung deshalb der ottomanischen Regierung und der Bevölkerung Jerusalems.

## Der herzogliche Mundkoch.

Humoreske von Georg Perich.

Die Gäste des Restaurants „Zur Krone“ waren seit einiger Zeit gar nicht so recht zufrieden. Das Essen hatte sich entschieden verschlechtert, seitdem die langjährige alte Kochfrau das Zeittliche gesegnet hatte und weniger kenntnisreiche und erfahrene Nachfolgerinnen in der Küche daszept führten. Es hatte nichts genügt, daß der Wirt, Herr Leopold Siedelmann, schon dreimal im Zeitraum eines halben Jahres daszept in eine andere Hand gelegt hatte.

Dieser Zustand wurde nachgerade kritisch. Die Läden an der Table d'hôte mehrten sich, und die Stimmung bei Tisch war dem Gefrierpunkt schon sehr nahe. Zwei der verbissensten Junggesellen verlobten sich, um, wie sie sagten, am eigenen Herde eine „vernünftige“ Mahlzeit zu finden, und ein dritter, der Geometer Lohberg, sollte sich gleichfalls mit Heiratsplänen tragen. Das stimmte auch. Nur war der Geometer ein äußerst wählischer Herr und unter den Damen seiner Bekanntschaft nicht eine, die seinem Ideal entsprochen hätte. Er sollte auch bald keinen Anlaß mehr haben, sich danach umzuschauen.

In der „Krone“ ereignete sich eines Mittags, was man kaum noch für möglich gehalten: es gab ein Essen, wie man es in gleicher Vorzüglichkeit seit langem nicht mehr vorgelegt bekommen hatte. Und Herr Siedelmann ging mit einer Miene umher, als habe er nach vielen Nieten das große Los gezogen.

„Nun, wie schmeckt's, meine Herren?“

„Großartig! Das ist ja ein Göttermahl!“

„Scheint eine brillante Acquisition zu sein, die Sie diesmal gemacht haben!“ lobte auch Lohberg. „Ist's eine Kochfrau oder Wamsfell?“

Siedelmann steckte ein höchst wichtiges Gesicht auf.

„Weber das eine, noch das andere — weder Frau noch Wamsfell!“ Und als sich aller Augen fragend auf ihn richteten, fuhr er mit sichtlichem Stolz fort: „Es dürfte den meisten von Ihnen bekannt sein, daß ich einen Bruder habe, der herzoglicher Mundkoch ist. Eine Berühmtheit auf gastronomischem Gebiet, meine Herren! Angesehen in Fachreisen wie kein zweiter! An den habe ich mich in meiner Not gewandt und ihn um seinen Rat gebeten. Und was hat der gute Mensch getan? Er hat Urlaub genommen und kocht seit heut persönlich bei mir.“

„Ein herzoglicher Mundkoch?“ „Ei der Tausend!“ „Das hat man nicht alle Tage!“ so schwirrte es durcheinander, und mit wahrer Andacht ob man weiter.

Als am folgenden Tage das Mittagmahl die kübsten Erwartungen noch übertraf, regte sich in Lohbergs Brust das Gefühl der Dankbarkeit. Im Namen aller sprach er den Wunsch aus, dem Herrn herzoglichen Mundkoch in Person die wärmste Anerkennung zum Ausdruck bringen zu dürfen. Aber Herr Leopold Siedelmann bat dringend, davon Abstand zu nehmen. „Bedenken Sie“, sagte er, „daß mein Bruder hier nicht in seiner Eigenschaft als herzoglicher Beamter, sondern als Privatmann weilt. Um sich diesen Charakter zu wahren, hat er mir die Bedingung gestellt, daß er im strengsten Inognito bleibt und von ihm kein Aufhebens gemacht werde. Ich bin indessen gern bereit, ihm Ihren Dank zu übermitteln.“

Das war denn auch allen recht: nur Lohberg nicht.

Und als er fortging, und der Kellner Max ihm beim Anziehen des Ueberrocks half, fragte er leise: „Was ist der herzogliche Mundkoch eigentlich für ein Mann, Max? Wohl schon ein alter Herr?“

Bei dieser Frage ging über Maxens Antlitz ein so verführtes Lächeln, daß der Geometer stutzte.

Und als der Kellner rot wurde und stotterte: „Zawohl! Schon ein sehr alter Herr!“ da stieg er noch mehr.

Hier schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Er entfernte sich zerstreut und merkte erst, als er auf der Straße war, daß er seinen Spazierstock vergessen hatte. Wie, wenn er, um ihn zu holen, anstatt durch den vorderen, durch den hinteren Eingang, der eigentlich nur von den Lieferanten benutzt werden sollte, ins Lokal zurückkehrte? Kam er dann nicht an der Küche vorbei und konnte er bei der Gelegenheit nicht einen Blick hineinwerfen?

Seine Neugier ließ ihm keine Ruhe. Auf einem Umwege gelangte er zur Hintertür. Der Hof, den er überschreiten mußte, war leer, und er konnte ungelesen das Haus betreten. Speisengeruch und das Geklapp von Geschirr verrieten die Nähe der Küche. Dort war die Tür. „ Zutritt verboten!“ Als alter Stammgast durfte er sich schon eine kleine Uebertretung dieses Verbotes herausnehmen. Seine Hand legte sich auf die Klinke, drückte dieselbe nieder — ein schmaler Spalt entstand. Er konnte nur wenig dadurch sehen, aber deutlich hörte er eine helle, befehlende Frauenstimme. Auf Handbreite hatte er jetzt die Oeffnung erweitert. Da wurde die Tür von innen verrangelst aufgerissen. Eine junge Dame, eine schlanke, frische Erscheinung, stand vor ihm — eine Dame, die er nie zuvor gesehen hatte. In ihrer blendend weißen Küchenschürze, das schamde Häubchen auf dem dunklen Haar, war sie noch appetitlicher anzuschauen, als des Herrn Mundkochs Lederbissen.

„Was wünschen Sie?“

„Hier konnte nur noch Frechheit helfen.“

„Ich wollte vorfragen, was Sie für morgen zu bestellen haben. Ich komme vom —“

„Vom Väder oder Schlächter“, wollte er sagen, sie ließ ihn aber nicht ansprechen.

„Lieferanten sollen nicht vor sechs Uhr abends vorfragen!“ beschied sie ihn in energischem Ton; und so schnell, wie sie die Tür geöffnet, hatte sie diese auch wieder zugemacht. So kurz war er lange nicht abgefertigt worden. Aber es war gut so. Seinen Zweck hatte er ja erreicht.

Durch ein halbdunkles Wohnzimmer schlich er sich in das anstoßende Billardzimmer, und als Schritte laut wurden, nahm er ein Quene und tat so, als habe er sich damit beschäftigt. Es war Herr Leopold Siedelmann, der hereinkam.

„Nun, Herr Geometer, haben Sie Lust zu einer Partie?“

„Nein“, antwortete Lohberg. „Aber heut abend! Und wissen Sie, mit wem ich spielen werde? Haten Sie mal! Mit Ihrem Bruder, dem Herrn Mundkoch! Er war soeben hier und wir kamen ins Gespräch. Wie er erzählte, ist er ein leidenschaftlicher Billardspieler, und als ich zusetzte, heute abend sein Partner sein zu wollen, war er sehr erfreut. Uebrigens ein ganz famosler alter Herr, Ihr Bruder!“

„Mein — Bruder?“ Mehr brachte Siedelmann nicht über die Lippen.

„Nur in einem Punkt ist er mir sonderbar vorgekommen“, setzte Lohberg die Anälerei fort. „Ich habe wohl schon gewußt, daß Küche weiße Schürzen und Mützen tragen, aber daß sie ihr Haupt mit einem weißen Häubchen schmücken, war mir neu! Oder gehört das Häubchen zur herzoglichen Küchen-Uniform?“

„Man soll doch immer hübsch bei der Wahrheit bleiben!“ gab Siedelmann jetzt klein bei. „Nun ja; nicht mein Bruder, der herzogliche Mundkoch, sondern dessen Tochter Elisabeth, ist der Retter in der Not. Sie hat bei meinem Bruder gelernt und soll es ebenso gut verstehen wie er!“

„Hat sie bewiesen! Um so unnötiger war Ihre Schwindel!“

„Keineswegs! Mein Bruder hat doch den Nimbus, während meine Nichte ein junges Mädchen ist, dem man nichts zutraut. Oder schmeckt Ihnen das Essen nicht auch besser, wenn Sie hören, ein herzoglicher Mundtuch hat es zubereitet, als wenn es ein Mädel von neunzehn Jahren war?“

Das mußte der Geometer zugeben, und er versprach, zu schweigen, bis Siedelmann selbst es für angezeigt halten würde, den Nimbus preiszugeben. Aber eine Gegenleistung forderte er: daß er so bald als möglich dem Fräulein Elsbeth vorgestellt würde. Er habe nämlich einen Irrtum in bezug auf seine Person aufzuklären.

Die Aufklärung, die Lohberg der jungen Dame gab, und was sich sonst daran knüpfte, muß bei dieser eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Bald hatte sich wieder einer der Siedelmann'schen Gäste verlobt, der Herr Geometer, aber in diesem Fall war nicht die schlechte, sondern die gute Küche die Ursache.

Wenn Lohberg aber später Besuch bei sich sah, und es schmeckte diesem gut, was auf den Tisch kam, so meinte er wohl mit einem schalkhaften Seitenblick auf seine junge Frau: „Einen herzoglichen Mundtuch kann sich auch nicht jeder halten!“

### Allerlei.

— Erdbeben und Schmarogerium. Die Berichte aus dem herrlichen und doch so traurigen Lande Italien lauten bei jedem Erdbeben immer gleich: Zehn, zwanzig, dreißig Ortschaften, auf einsamen Waldbergen horstend, zerstört, die Häuser, vom Erdbeben wie durch ein Sieb hindurchgezogen, zu schwärzlichem Staub gerüttelt, die Menschen zu Hunderten und Tausenden tot oder schwer verwundet, überall klagendes Leid und Mitleid, nirgendwo eine gedeihliche, rasche Tat! Keine Zelte für die Kranken, keine Arzneien, kein chirurgisches Werkzeug, kein Brot, kein Trinkwasser! Erst nach vielen Tagen ist das Notwendigste an Ort und Stelle und das Bitterste überwunden. Hat aber das Mitleid der Nation und der Menschheit den Unglücklichen Gaben und Geld in Hülle und Fülle spendet, so kommen die Schmaroger heran, und fressen sich satt und verschwenden alles bis auf den letzten Pfennig. Ihnen war das Erdbeben eine Wohlthat und das kleine, unbewehrte, unwissende Volk brütet und dämmert weiter und schweigt. König Viktor Emanuel besichtigte vor einigen Tagen Parghelia und wenige Stunden darauf wußte ganz Italien aus einer hochamtlichen Mitteilung: „Se. Majestät hat festgestellt: Seit dem Tage des letzten Erdbebens (September 1905) ist nichts geschehen, um das Elend des Volkes zu lindern. Mit Ausnahme der von dem Mailänder Hilfsausschüsse gebauten Holzbaracken ist alles so geblieben, wie das Erdbeben es gelassen. Die Wege sind verschüttet, die Straße nach Tropea, für welche die Gelder angewiesen wurden, nicht gebaut, die Häuser liegen in Trümmern, die Schulen sind geschlossen; nur die Kirche ist zur Not wieder hergestellt...“ Tacitus, so schreibt zu dieser Meldung Nob. de Fiori in der Wiener „N. Fr. Pr.“, wäre nicht klüger gewesen. Doch welche Veredsamkeit und welche eindringlich mahnende Kraft in diesen kargen Worten. Das Land vernahm die Botschaft des Königs mit einem Gefühl schmerzlichen Erstannens; manche dunkle Andeutung hinsichtlich der Verwendung der Erdbeben-gelder war zwar wiederholt an sein Ohr gedrungen; er hoffte aber doch, die Regierung werde rechtzeitig eingreifen, um mit der Ehre des Staates gleichzeitig auch ihre Autorität zu wahren. Es kam anders. Die Regierung wußte schon wenige Monate nach der Katastrophe von 1905, daß die Barmherzigkeit und Großmut Italiens und des Auslands, sofern sie nicht der Wachsamkeit und Obhut der oberitalienischen Hilfsausschüsse vertraut waren, von den Gewaltthätern in Catanzaro, Reggio und Cosenza schändlich mißbraucht wurden; sie wußte, daß Bürgermeister, Gemeinderäte und Großwähler sich und ihre Klienten bereicherten und das Volk darben und hungern ließen, sie wußte, daß von den gesammelten Geldern Hunderttausende von Männern in öffentlicher Stellung, die sich für straflos halten durften, in kostspieligem Sport und zur Befriedigung weicherer Bedürfnisse verwendet wurden. Eine streng durchgeführte Untersuchung hat diese unglaublichen und unerhörten Brand-schakungen bis in die kleinste Einzelheit klargelegt — und die Regierung schweigt dennoch! Wie und woher soll unter solchen Umständen dem unglücklichen Lande Hilfe kommen? Eine Schmach und Schande ist es, daß die Regierung den katastrophischen Elementen, die in Kalabrien nun einmal tätig

sind, und wer weiß noch durch wie viele Jahrhunderte tätig sein werden, nicht durch Maßregeln vordaut, die von der Wissenschaft und von der Erfahrung zugleich empfohlen werden. In Kalabrien müßte auch die geringste Hütte nach dem bewährten Kiegelwand- und Verzapfsystem (Baraccato) gebaut sein, denn es ist erwiesen, daß das Erdbeben gegen solche Bauten nichts vermag. Jedes Dorf, jede Ortschaft müßte Arzneien, Verbandstoff, Sterilisierapparate, chirurgisches Werkzeug und Zelte unter sicherem Verschluss für alle Fälle bereit haben. Und für eine anständige Volksschule sollte die Regierung ebenfalls sorgen, denn fast fünfzig Jahre sind seit dem Sturze der Bourbonen verlossen, und Kalabrien liegt im Banne mittelalterlicher Zustände noch ebenso arg danieder wie damals. Das ist eine Schande, eine große Schande. Eine weit größere Schande ist aber die Verzagtbeit und Mutlosigkeit der Regierung gegenüber den Schmarogern, Hehlern, Klupplern und Dieben, welche Kalabrien und Italien im Lichte des Tages betrügen und im Wahne ihrer Straflosigkeit verhöhnern. Die Regierung ist moralisch verpflichtet, diese Missetäter zu entlarven, sie ist es Italien schuldig und auch der Welt, die in den schrecklichen Tagen des vorletzten Erdbebens den leidenden Brüdern Kalabriens wärmste Menschlichkeit und Liebe bewies. Ihr Schweigen wäre eine Schuld und ein Verbrechen.

— Eine Braut, die „Nein“ sagt. In einer Wiener Pfarrkirche spielte sich kürzlich eine sehr eigenartige Trauung ab. Als der Geistliche die Formel des Eheversprechens vorlas und von der Braut da Jawort verlangte, erwiderte diese mit kräftiger Stimme: „Nein!“ Der verblüffte Pfarrer fragte, warum sie sich das erst jetzt vor dem Altare überlegt habe. Die Braut antwortete nur, sie weigere sich, die Ehe mit ihrem Bräutigam einzugehen, worauf sie sich eiligst entfernte. Nun verließ auch der Bräutigam mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft die Kirche und fuhr mit seinen beiden Beständen in das Gasthaus, wo die Hochzeitstafel abgehalten werden sollte, um diese abzubestellen. Die Bestände, die für das Brautpaar das übliche Hochzeitsgeschenk, ein Staffee- und ein Speisefestivee, in dem Wagen mit hatten, schleuderten die Sachen aus dem Wagen auf die Straße mit den Worten: „Gama la Braut, brauch' ma la G'schier a nö!“

— König Menelik als Chauffeur. Sir John Harrington, der britische Gesandte beim König Menelik, verjährt nun gegenwärtig auf Urlaub in London zur Feier seiner Vermählung mit einer jungen amerikanischen Dame. Aber der Diplomat hat bei dieser Gelegenheit auch einen Auftrag für den afrikanischen Herrscher übernommen. König Menelik hat ihn nämlich ersucht, ihm von London ein in jeder Beziehung modernes und tadelloses Automobil mitzubringen. Es scheint, daß der König die edle Kunst des Autefahrers in höchst eigener Person ausüben will. Das Automobil, das von einer bekannten Londoner Firma hergestellt worden ist, hat nach der „Post“ die Form eines sogenannten Landaulets und ist sehr vornehm und gediegen ausgestattet. Es ist so geräumig gehalten, daß sich auch Gepäck darin unterbringen läßt. Innen ist es mit dunkelblauem Leder ausgekleidet und enthält nicht nur ein elektrisches Lämpchen und einen Spiegel, sondern auch ein vollständiges Messeneccessaire mit Flakons usw., ein Schirmmeh und einen Behälter für Spielfarten. So werden nun in wenigen Wochen die Bewohner von Abes Weba ihren Kaiser und König im Auto einherfahren sehen und das ihnen ganzlich neue Bild nicht wenig anstaunen.

ca. Die Adventisten sind in Aachen sehr tätig. Sie verbreiten ein Flugblatt, in dem es heißt: 33 römisch-katholische Priester seien aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil die katholische Kirche sechs Dinge lehre, die in der Bibel nicht enthalten seien. Auf eine Anfrage teilt das erzbischöfliche Ordinariat Montreal der Zentral-Auskunftsstelle mit, daß in den letzten Jahren überhaupt kein Priester in Canada aus der Kirche austrat und daß ein „Massenaustritt“ von mehreren Priestern überhaupt nicht vorgekommen sei; von der ganzen Geschichte sei der erzbischöflichen Behörde nichts bekannt. Bei dieser Gelegenheit erinnert die Zentralauskunftsstelle an eine Kapitallüge, die in der Grafsmann-Broschüre ausgeschlachtet wurde und den abgefallenen Priester Chiniqui zum Urheber hat: In der Erzdiözese Montreal sollten über 100 Familienväter beim Erzbischof vorstellig geworden sein, um Schutz für ihre Frauen und Töchter gegen indiskrete Fragen im Beichtstuhl. Auch die heute noch hier und da auftauchende Geschichte wurde vom erzbischöflichen Ordinariat für blanke Erfindung erklärt.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 46.

Düsseldorf, den 17. November.

1907.

Inhalt: Evangelium zum sechsundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Kirchweihfeste. — Wo ist die Wahrheit?  
Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers. — Der Letzte vom Kloster Brunnen.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum sechsundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XIII, 31—34. In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichniß vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfskörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichniß sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauteige, den ein Weib nahm, und unter drei Maas Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen: damit erfüllet würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund austun in Gleichnissen, und will aussprechen, was vom Anbeginne der Welt verborgen war.

## Zum Kirchweihfeste.

Es knie'n vor Deinem ird'schen Throne  
Die Kinder Dein: vor dem Altar,  
Und schau'n im Glauben jene Krone,  
Die Du — dem guten Kampf zum Lohne —  
Verheissen hast der treuen Schar.  
Daß ihre Namen eingetragen  
Zu Buch' des ew'gen Lebens steh'n,  
Daß überwindend sie entsagen,  
Und nicht, wann es wird aufgeschlagen,  
Zur Linken Dir verloren geh'n.  
Wann einst der Kampf ist ausgestritten,  
Vom Lamm besieget Tod und Welt,  
Dann öffnest Du der Himmel Ritten  
Und sammelst zu den ew'gen Hütten  
Sie, die hier dienten Deinem Zelt.  
Dann tun sich auf die Perlethüren  
Vor den kristall'nen Straßen weit,  
Die zu des Thrones Stufen führen,  
Wo Engel gold'ne Harfen rühren,  
Wo Du gebest' in Herrlichkeit.

## Wo ist die Wahrheit?

Wie das Sonnenlicht zuweilen in den fallenden Regentropfen sich bricht und durch die Brechung und die Reflexion des Lichtes der Regenbogen entsteht, so bricht sich das himmlische Licht der Wahrheit unseres katholischen Glaubens oft merkwürdigerweise in den Zeugnissen, die von den grimmigsten Gegnern unserer Kirche — selbstredend unbeabsichtigt — für unsere katholische Lehre abgelegt worden sind. Und wie der Regenbogen als ein Zeichen des Friedens am Himmel steht, so stehen alle diese Zeugnisse, diese Lichtblicke, die von der himmlischen Wahrheit ausgehen, wie ein geheimnisvoller, strahlender „Bogen des Friedens“ am Horizont der protestantischen Welt und mahnen

alle, die guten Willens sind, zum Frieden und zur Versöhnung mit der Mutterkirche. Der geneigte Leser prüfe mit uns das Gesagte an einem Beispiele aus der ersten Zeit der kirchlichen Revolution: ich meine den sog. Abendmahlstreit zwischen den Lutheranern und Reformierten.

Bereits im Jahre 1525 bildete sich auf dem Gebiete der neuen „Kirche“ eine verhängnisvolle Spaltung infolge des „Abendmahlstreites“, der zunächst zwischen Luther und seinem seitherigen getreuen Schildknappen Carlstadt ausbrach, dann aber insbesondere zwischen Luther und Zwingli in Genf, den Carlstadt für seine Ansicht gewonnen hatte, weiter spielte und eine immer größere Heftigkeit und Ausdehnung annahm. Zwingli und dessen Anhänger behaupteten nämlich, daß im Abendmahl das Brot und der Wein nur als Sinnbilder des Leibes und des Blutes unseres Herrn anzusehen seien, — während Luther lehrte, daß in, mit und unter dem Brote und dem Weine zugleich auch wahrhaft und wirklich der Leib und das Blut des Erlösers genossen werde.

Jede der beiden streitenden Parteien hatte an und für sich unrecht; aber jede hatte der andern Partei gegenüber auch wieder recht! Wieso denn? Zunächst war Luther den Zwinglianern gegenüber im Rechte, wenn er behauptete, die „Worte der hl. Schrift seien zu gewaltig da“ und gestatteten keine figürliche (bildliche), sondern verlangten die buchstäbliche Auffassung der Einsetzungsworte des heiligsten Sakramentes — Zwingli und seine Anhänger dagegen hatten Luther und den Lutheranern gegenüber vollkommen Recht, wenn sie darauf hinwiesen, daß, sobald man bei dem buchstäblichen Sinne der Einsetzungsworte stehen bleibe, dann auf Grund der Worte der heil. Schrift nur die katholische Lehre die richtige sei, wonach das Wesen des Brotes und Weines in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt werde; die Deutung Luthers aber sei ganz willkürlich und hinfällig. — Es verdient noch besonders erwähnt zu werden, daß Luther in diesem Abendmahlstreite, der von beiden Seiten mit großer Heftigkeit geführt wurde, sich nicht damit begnügte, seine Beweise bloß aus der hl. Schrift zu nehmen, sondern — in vollendetem Widerspruch mit allem, was er früher gelehrt und behauptet hatte, nun auf einmal sich auf den Boden der kirchlichen Ueberlieferung stellte; denn für die Lehre von der wirklichen und wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahl berief er sich auf das fünfzehnhundertjährige Zeugnis der katholischen Kirche!

Während der Wittenberger „Reformator“ also bisher immer behauptet hatte, die hl. Schrift allein enthalte alles, was der Christ zu glauben habe und die kirchliche Tradition (Ueberlieferung) sei zu verwerfen; während er in seinem Streite mit dem gelehrten Erasmus von Rot-

terdam sich gerühmt hatte, wie er es endlich dahin gebracht, über die Auktorität der ganzen Kirche sich hinwegzusetzen; während er vordem in freventlicher Weise behauptet hatte, daß im ganzen Papsttum vom wahren Glauben nicht ein Buchstabe, nicht ein Pünktlein übrig geblieben sei, so daß es vor ihm und seiner Lehre so gut wie gar keine Christen mehr gegeben habe, — so erklärt er nun schlantweg im Jahre 1532: Das Zeugnis der heiligen christlichen Kirche, die von Anfang an in aller Welt bis auf diese Stunde die Gegenwart Christi im hl. Sakramente einträchtiglich geglaubt und gehalten hätte, sei allein schon entscheidend; wer daran zweifle, der tue ebenso viel, als glaube er keine christliche Kirche, und er verdamme nicht allein die ganze Kirche, sondern auch Christum selbst und alle Apostel, die den Artikel von der heiligen christlichen Kirche gegründet und ihr die Verheißung gegeben hätten.“ — Daß der unglückselige Mann in diesen Worten sich und seinem Abfalle von der Kirche selbst das Urteil sprach, darauf brauche ich wohl nicht erst hinzuweisen.

Und mit derselben Erbitterung, mit der Luther bis dahin gegen den Papst und die katholischen Theologen gekämpft, trat er in diesem Abendmahlstreit, der bis in die letzten Tage vor seinem Tode geführt wurde, nun auch gegen Zwingli und dessen Anhang auf; und wenn bisher nur der Papst und die Katholiken die Ehre hatten, „vom Tausel beissen zu sein“, so hatten nun auch der „Mitreformator“ Zwingli und Genossen die Ehre: „eingeteufelt, durchgeteufelt, überteufelt“ und „des Satans Diener zu sein!“ — Wenn übrigens Luther in jenem Streit gegen seine Gegner einen Weheruf erhob über „alle unsere Lehrer und Buchschreiber, die so sicher daher fahren und speien heraus alles, was ihnen ins Maul fällt, und sehen nicht zuvor einen Gedanken zehmal an, ob er auch recht sei vor Gott“, — so war das ein Weheruf, der ganz gewiß diese seine Gegner im Abendmahlstreit, aber nicht minder, ja vor allem ihn selber traf und sein ganzes Vorgehen gegen die Kirche seit dem Jahre 1517; denn unüberlegter und leidenschaftlicher ist im Laufe der Jahrhunderte wohl selten ein Gegner der Kirche aufgetreten, als gerade er! Führer der „Reformation“ und ihre Urheber nehmen sich — bei Licht beisehen — ganz anders aus, als die Herren vom „Evangelischen Bund“ in die Welt hinauszuposaunen pfelegen. Es bleibt eben wahr, was der hl. Kirchenlehrer Hieronymus († 420) bereits gesagt hat: „Die Verlehrer sind unter sich uneneins, in Bekämpfung der Kirche aber eins, nach jenem Beispiele, daß Herodes und Pilatus, unter sich Feinde, gegen den Herrn Freundschaft schlossen.“

\*) Sendbrief wider etliche Nottengeister an Markgraf Albrecht zu Brandenburg (1532).

## B. Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers.

### IV.

Wir feiern heute das Fest der hl. Mutter Anna; wie gern machen wir darum heute nachmittag den Weg zur St. Annakirche! Wir gehen zunächst gegen Norden weit außerhalb der Stadt zu den Königsgräbern. Diese sind von großem Interesse, weil sie Zeugnis geben von der großen Sorgfalt, mit welcher die alten Juden die Leichname der Verstorbenen behandelten. Von hier aus nähern wir uns wieder auf der Straße, die herführt von Nazareth, das wir wegen der allzu weiten Entfernung leider nicht besuchen können, der Stadt und erblicken innerhalb einer Mauereinfriedigung Kirche und Kloster der Dominikaner, St. Stephan. Eine Tradition zeigt den Ort der Steinigung des hl. Erzmärtyrers. Von St. Stephan weitergehend, gelangen wir bald zum Damaskustor und dem unweit davon gelegenen neuen, im Bau begriffenen katholischen deutschen Paulushospiz, das wir eingehend besichtigen. Etwas östlich davon befindet sich eine gewaltige Höhle, die sogenannte Jeremiahgrotte. Der Name stammt von der Sage, Jeremias habe hier seine ergreifenden Klagelieder gedichtet, die wir mit stiller Wehmut alljährlich in der Charwoche singen hören. Wir wenden uns nach Süden und durchschreiten das Thal Josaphat bis zum Stephanstor, und

von fern schon winkt uns das Kreuz von dem Dache der St. Annakirche entgegen. Durch einen wohlgepflegten Garten, in dessen Mitte sich das Denkmal des Stifteres der Kongregation der „Weißen Väter“, des Kardinals Ravignani, erhebt, gelangen wir in diese altertümliche, dem genannten Orden gehörige romanische Kirche. Die Krypta, zu welcher man auf zwei Treppen hinabsteigen kann, ist zum Teil noch natürliches Felsenhöhle und jene Stelle, wo einst die Wohnung der Eltern der allerheiligsten Jungfrau und ihre eigene Geburtsstätte sich befunden. Von selbst fallen sich einem die Hände und beugen sich die Knie, wenn man daran denkt, was diese Stätte bedeutet. Neben dem Kirchenportale hat man nach Entfernung des Schuttes den lange verschollenen Leich Bethessas entdeckt, wo der Herr den 33jährigen Kranken geheilt hat. Am Vorplatz der Kirche erhebt sich das von den weißen Vätern geleitete griechisch-katholische Priesterseminar. Noch ein kurzes Gebet in der Kirche der hl. Anna, und dann kehren wir heim.

Sonntag, 27. Juli. Die hervorragenden Stätten der Christenheit, Kalvaria und das heilige Grab, bedeckt die Grabeskirche, die wir heute eingehend besichtigen. Ein riesiges Straßengelände ist zu durchschreiten, bis wir zu derselben gelangen. Das Stadtviertel ist angefüllt mit Kirchen, Klöstern, Hospizen und Herbergen, aller möglichen Konfessionen. Seit 1898 ragt die protestantische Erlöserkirche über alle Gebäude; ihr Turm wird nur übertroffen von der katholischen St. Salvatorkirche. Die Grabeskirche ist an ihren beiden mächtigen Kuppeln weit hin kenntlich. Um zu derselben zu gelangen, muß man einen ziemlich großen Vorplatz überschreiten. Kaum sind wir in den Grabesdom eingetreten, so befinden wir uns schon am Wege von Golgatha zum hl. Grabe vor dem Salbungstein, dem Platz, wo der Leichnam Christi gesalbt wurde. Noch einige Schritte und wir stehen vor der Grabeskapelle. Sie besteht aus dem eigentlichen hl. Grabe und einem kleinen Vorraum, der sogenannten Engelskapelle, in der ein Stück des Steines sich befindet, den bei Jesu Auferstehung der Engel vom Grabe gewälzt hat. Grabeskapelle und Salbungstein sind gemeinsames Eigentum der Katholiken, Armenier und Griechen. Wir treten ein in das hl. Grab und mit unwiderstehlicher Macht beugt es uns auf die Kniee zu heiligem Gebet, das der hier glorieich auferstandene Sieger über Tod und Hölle uns ins Herz gießt.

Westlich von der Grabeskapelle zeigt man uns alte Felsengräber, nach der Tradition die des Josef von Arimathea und des Nikodemus. Nach Osten hin sehen wir hinein in die durch ein hohes Tor abgeschlossene griechische Hauptkirche, das eigentliche Schiff des Grabesdomes, gegen Norden zur Magdalenenkapelle, wo der Auferstandene der Väterin erschien. Einige Schritte weiter davon führt eine Tür in die Marienkapelle mit drei Altären, die eigentliche katholische Kirche des Grabesdomes. Im mittleren Altare wird das Allerheiligste aufbewahrt, im Altar auf der Epistelseite der Stumpf einer Säule, an welche der Heiland bei der Heiligung angebunden war. Neben der Marienkapelle ist ein kleines Kloster, in dessen Räumen die Franziskaner Grabeswache halten. Um das Hauptschiff des Domes reiht sich ein Kranz von Kapellen, die sämtlich den Schismatikern gehören: Kerkerkapelle, wo Christus während der Vorbereitung zur Kreuzigung eingesperrt war, ferner Longinuskapelle, Kapelle der Kleiderverteilung Christi, Kapelle der Wespaltungssäule Christi. Gegen Osten steigen wir hinab in die Unterkirche des Domes, die Helenakapelle, wo die hl. Kaiserin Helena gebetet hat, als man nach dem Kreuze Christi suchte; daneben ist die Kreuzauffindungskapelle.

Wir steigen die Treppen wieder hinauf, lenken dann unsere Schritte etwas weiter, gehen bekommenen Herzens eine steile Straße hinan, und wir stehen in der in majestätisches Halbdunkel gehüllten Kalvariakapelle. Eine feierliche Stille herrscht hier oben, die erinnert an jene Stille während der drei finsternen Schreckensstunden, da der Gottessohn am Kreuze hing. Im rechten Seitenschiffe stehen zwei Altäre, die den Katholiken gehören: der Altar der Kreuzannagelung und der schmerzhaften Mutter mit dem weltberühmten Bildnis derselben. Der im linken Seitenschiffe stehende Altar, der leider nicht uns, sondern den fanatischen Griechen gehört, deckt den heiligsten Ort des ganzen Erdkreises, die Stätte, wo Christus am Kreuze starb. Mit unsichtbarer Gewalt zieht den Pilger nieder, zu fassen den Boden, auf den das welterlösende Gottesblut niederrann. Welche Gefühle! — Doch genug der Worte, das kann man nicht schildern, das muß jeder selbst erfahren. — Zwischen dem hl. Kreuze und dem des linken Schächers ist beim Tode Christi der Felsen zerprungen, und wir können durch die metalleingesetzte Fesselspalte den hl. Stein berühren. Der Spalt zieht sich bis in die tief unten liegende Adamskapelle hinab. Wir treten aus der Grabeskirche hinaus und werden auf jene Treppe aufmerksam gemacht, die links zu der angebauten katholischen Frankenskapelle

Hinauffahrt. Diese Kapelle ist der schmerzhaften Mutter geweiht, die von diesem Plage aus Zeugin der Kreuzigung ihres geliebten Sohnes sein mußte. Auf der genannten Treppe wurden am 4. Oktober 1901 die wehrlosen Franziskaner, unter denen sich auch unser Führer, Bruder Lukas, befand, von den griechischen Mönchen niedergeschlagen und teilweise schwer verwundet, ein Gewaltakt, dessen Sühne bekanntlich durch das energische Eingreifen unseres Kaisers erlangt wurde.

Ein Teil unserer Pilgergruppe hat heute Morgen schon in aller Frühe die Reise zum Toten Meer angetreten. Die Fahrt geht über den Oelberg und über Jericho, vorbei an der Herberge zum barmherzigen Samaritan, durch die weite und eide Steinwüste Juda zum Toten Meer und Jordan, zu jener Stätte, wo der Heiland sich von Johannes taufen ließ. Die Reise dahin ist sehr beschwerlich wegen des über Gesteinsmassen und Felsenspitzen führenden Wüstenweges, und wegen der in der Gegend des Toten Meeres herrschenden tropischen Hitze und des infolge der tiefen Lage — etwa 400 Meter unter dem Spiegel des Mitteländischen Meeres — gesteigerten Luftdrucks.

Treu dem Ausspruch unseres Pilgerführers: „Im heiligen Lande gesehen ohne Eselritt, hieße in München gewesen, ohne das Hofbräuhaus gesehen zu haben“, machen die Pilger und Pilgerinnen, welche heute in Jerusalem zurückgeblieben sind, spät nachmittags ihre Eselspartie. Eine Abteilung reitet nach Emmaus, die andere größere, der ich mich anschließe, nach dem etwa eine Stunde entfernten, still am Wüstenrande gelegenen Bethanien. Man fühlt es dem Heiland nach, warum er so gern aus dem Getriebe der Stadt auf die einladende Höhe Bethanien flüchtete, wo fern vom Haß der Pharisäer Marias und Martha und des Lazarus reine Liebe seiner wartete. Nachdem wir das Grab des Lazarus gesehen, wichen wir über den Stamm des Oelbergs Bethphage zu, von wo aus der Heiland am Palmsonntag auf dem Rücken der Eselin seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt. Nach kurzer Fahrt geht unser Ritt weiter an dem im Bau begriffenen protestantischen deutschen Hospiz vorbei. Auf der Höhe genießen wir den herrlichen Ausblick auf das Tote Meer und den Jordan und die dahinter emporsteigenden Moabitberge mit dem Hebo, auf dessen Höhe Moses das gelobte Land schauen durfte, aber dann sterben mußte. Wir steigen wieder in den Sattel, um nun im schnellsten Tempo zur Stadt zurückzureiten. Im Hospiz angekommen, macht unser Gruppenvorsitzer bekannt, daß wir heute leider den Abfall zweier Priester zu beklagen hätten. Auf allen Gesichtern große Bestürzung, die sich aber in allgemeine Heiterkeit auflöst, als die Bekanntmachung dahin ergänzt wird, daß es sich nur um einen „Abfall vom Esel“ handle.

Sonntag, 28. Juli. Unser Programm hat heute Sonntagsruhe vorgesehen. Gegen 8 Uhr gehen sämtliche Pilger zu der nicht weit von der St. Salvatorkirche entfernten Patriarchatskirche, um hier dem feierlichen Leontienhochamt, das in Gegenwart des Bischofs gehalten wird, beizuwohnen. Die Patriarchatskirche ist die Kathedrale des Bischofs von Jerusalem, welcher den Titel Patriarch führt. Seit einigen Monaten ist Mgr. Camassei Patriarch und als solcher der erste Bischof der katholischen Kirche im heiligen Lande.

Nachmittags findet im Franziskanerhospiz eine große Feier statt zu Ehren unserer höchsten Autoritäten in Kirche und Staat. Dargestellt ist nach Rom, Berlin und München Kunde gegeben von der Feier in der heiligen Stadt, worauf vom Papst, Kaiser und Prinzregent an die Pilgerzugskolonnen hundertvolle Danktelegramme einlaufen, welche am Schluß der Feier unter großem Beifall verlesen werden.

(Schluß folgt.)

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von H. Wiesenbach.

Im Herzen des Sauerlandes, vier Wegstunden südlich von Arnsberg, erhebt sich ein hoher Gebirgsrücken, die Homert, stolz über die kleineren Nachbarberge. Wer von ihrem Kamme Rundschau hält, sieht bis weit in die Ferne Berg an Berg sich reihen, und nur hier und da blinken aus den Tälern die weiß getünchten Häuser kleiner Dörfer.

Hier oben herrscht noch echte Waldwildnis. Hunderte Baumstämme, die Opfer längst verwehter Stürme, liegen umher. Auf ihnen sproßt schon wieder neues Leben, grünt die Waldböckersaule, blühen in fatten Farben Gaisblatt und giftiger Fingergelb. Krüppelhafte Birken wirzen ihre hängenden Äste über hohem Heidekraut und der Stolz dieser Wälder, die Tanne, ist gleichsam zum Schutz gegen die Winterwächte, mit einem Kleide von feinem, graugrünem Moose

überzogen; in Strähnen hängt es von den Zweigen herab und bestimmt durch sein Schwanken und seine harte Farbe dem Tannenwalde sein sonst so düsteres, bläulich-schwarzes Aussehen. — Wo der klare Quell über Felsgeröll fließt, wachsen in den saftigen Spalten Büschel von Harrenkraut und hohe Schierlingstauden. — Auf einer Waldböckersaule, bei einer Schafherde; dumpf tönt die Glocke des Weidhammers, und der Hirt, dem das jahrelange Hin- und Herziehen durch dieses Schweigen seiner Umgebung Langsamkeit in allen Bewegungen aufgeprägt hat, steht stundenlang auf seinem Stab gelehnt, regungslos im Heidekraut. — Langsam zieht der Rauch eines Kohlenweilers durch ein fernes Seitental. —

Zwei stille, mutige Pferde brachten uns an einem Frühlingabend in das Dorf Salkow, am Fuße der Homert. An einem Gasthause hielten wir an, um kurze Rast zu machen. Die Gäste in der Bierstube, meistens Bauernburden des Ortes, errieten bald, daß die Dirnhänsel auf dem Berg rücken unser Ziel sei.

„Das ist in diesem Jahre auf der Höhe oben ein mächtiges Kullern und Fauchen“, meinte ein junger Bursche, „eine halbe Wegestunde weit hört man es schallen.“ — „Liest vom Aufstieg, wo der dreieckige Schlag ist, am Pflanzbrot, soll der beste Platz sein“, versicherte uns ein anderer.

„Aber nachts wird's die Nacht“, meinte ein dritter, „ich spüre Regen und Nebel in meinem alten Armbruch.“ — So hörten wir noch manchen guten Rat, ehe wir uns zum Aufstieg rüsteten.

Der Mond warf seinen Silberschein auf die Dorfstraße, und schweigend lagen die wenigen Bauernhöfe in seinem fahlen Schimmer. — Es war ein langer Marsch. Zuerst durch die frisch beaderten Felder, dann durch dichtes Eichenholz bergaufwärts. — Freilich, wie in der Nähe von Quellen, düsterte die Luft. Der Nebel glitt, gleich als wolle er unseren Schritten ausweichen, nahe an der Erde, auf den wild durcheinander gewachsenen Kräutern, den Wippen der Bäume und den Stuppen der Berge, bis weit in den Nebeldunst der Ferne, lagerte eine solche Ruhe, daß man sich scheute, zu sprechen, um nicht die Erhabenheit der schlummernden Natur zu stören.

Langsam begann deren Erwachen. Mattrote Streifen schoben sich im Osten hinter das hin- und herwallende Nebelgewölke. Den ersten Bedruf zirpte schwächern ein Rothhändchen, welches, noch halb verschlafen, sein zierliches Köpfchen reckte. Es wurde Zeit, daß wir den Laubschirm auf dem Walplate erreichten; denn mit dem lauten Frühgebet der Misteldrossel ist der Alarmruf für all' die besiedelten Schöfer der Heide gegeben.

Wohl nirgendwo redet zum Menschen die Lauterprache der Natur so einschmeichelnd, wie auf luftiger Bergeshöhe im ersten Morgenrauschen, wo die Däfte der Erde und Kräuter, die Laute von Fern und Nah, die Luft und die Farben des anbrechenden Tages sich zu einer einzigen, fein gestimmten Harmonie zusammenfinden. — Den Tag über streifen wir, mit kurzen Ruhepausen, über die Höhenrücken.

Wo der Kamm des Berges sich nach Süden senkt, sahen wir plötzlich vor uns die Giebel eines Klosters mit keiner um die Gebäude. Ein Wald in der Wildnis. So weit das Auge sieht, nur Berg und Forst. — Eine echte Stadelstätte für das wilde und kraule Herz.

In Salkow hatten wir gehört, daß in den Mäuren des früheren Klosters Brunnen ein Lehrer wohne, der in dem Refektorium die Kinder aus den wenigen, zerstreut am Berg hang liegenden Bauernhöfen unterrichte, und der dem Fremden gerne Kost und Nachlager gewähre. Wir näherten uns bald den gastlichen Mauern. Der Klostergarten ist terrassenförmig angelegt und von einer hohen Tagushede umgeben. In seiner Mitte steht ein alter Eichenbaum und beschattet einen Rasenplatz, auf dem quadratisch behauene Steine umherliegen, deren Flächen zum größten Teil mit Moos überzogen sind. — Wie oft mögen hier die alten Mönche ausgerast haben von des Tages Lasten! Jetzt war es still und äde im weiten Garten, und wir beschleunigten unsere Schritte, um schneller das Gebäude zu erreichen.

Vor der Türe desselben trafen wir einen älteren Mann, der auf einer Bank im Schatten eines wilden Kastanienbaumes saß. Mit stichlichem Behagen rauchte er sein Pfeifchen und schien dem Gähnerbolle zuzusehen, welches um ihn herum im Sande scharfte.

Mit dem Erkennen, welches dem eigentümlich ist, der nur selten ein fremdes Gesicht sieht, bemerkte er unsere Ankunft. Er erhob sich langsam und hieß uns willkommen.

Wie wohlthuend war für uns jetzt das Ausruhen an der gastlichen Pforte. Der Lehrer vom Kloster Brunnen, denn dieser war der Alte, brachte uns selbst die Erfrischungen, und an dem Steinische unter dem Kastanienbaume herrschte bald lebhaft Unterhaltung.

Wir hatten viel zu fragen über das Schicksal des Klosters in diesem weltvergessenen Erdennickel.

„Es ist im Anfange dieses Jahrhunderts aufgehoben worden“, berichtete der Lehrer, „doch wurde den zur Zeit anwesenden Mönchen gestattet, ihr Leben hier zu beschließen. Die letzteren zogen aber Mitte der vierziger Jahre fort. Der große Speisesaal wurde dann als Schulzimmer eingerichtet, in dem jetzt einige zwanzig Kinder —“

„Zwanzig Kinder, fragten wir erstaunt, „wo wachsen denn diese heran, hier in der Einöde der Berge?“

„Schlucht auf Schlucht ab,“ entgegnete der Alte lächelnd, „liegt manches Gehöft am Waldessaume verborgen, und von dort kommen meine kleinen Freunde hierher zur Schule. Wenn nur der Schnee nicht so oft lange Ferien nötig macht. — Ein Klosterbruder aber wollte sich nicht von unsren Bergen trennen,“ fuhr der Lehrer fort; „noch manches Jahr hat er mir im Garten geholfen. Jeden Morgen und Abend hat er den Angelus im Kirchlein geläutet, und als er gestorben — da unten am Eibenbaum ist er auf einem Stein sitzend, sanft eingeschlafen —, haben wir ihn in der Kapelle begraben. — Es war der letzte vom Kloster Brunnen!“

Eine heimliche Träne wischte sich der Alte aus den Augen. — Wir waren durch die Erzählung wegzudrängen geworden, das verlassen Kirchlein zu besichtigen.

Eine rostige Türe führte uns in die Sakristei; sie enthielt nur einen schweren Eichenholzschrank mit barocken Verzierungen. Zwischen Sakristei und Kapelle fehlte die Türe. Mehrere Scheiben der Fenster waren zerbrochen und die Vit in dem Kirchlein nachlallt. — Wir bewunderten ein Altarbild, die Taufe Christi im Jordan darstellend, welches an diesem abgelegenen Orte durch seine kunstvolle Ausführung besonders auffallen mußte.

Der machtliebende Kurfürst von Köln, Clemens August, der als Herzog von Westfalen hier im Versteck regierte, erzählte unser Wirt, „hat dieses Bild dem Kloster geschenkt, als er auf einem Jagdzuge einmal längere Zeit in „Brunnen“ weilte.“

Die Eichenholzbänke waren schwarz vom Alter und bedeckt mit Namen und Schriftzeichen. Manches brave Mägdlein hatte wohl aus den Sälen der Hochschule diese Sitze des Professors mitgebracht und hier weiter gepflegt.

Ich stand unter der Orgelbühne, wohin nur schwache Lichtstrahlen fielen. Die Schieferplatte zu meinen Füßen war leicht eingesunken und trug ohne jeden sonstigen Schmuck nur die roh eingemeißelten Worte: Ludgerus Jr. — Ein Kreuz stand hinter dem Namen.

Es war, als ob die Zugluft tragende Töne den Orgelpfeifen entlockte und von der Steinplatte schiens wie Sausen zu erklingen: unbekannt — vergessen — vergessen. — Der Alte war herangeritten. — Hatte er geahnt, daß meine Gedanken sich mit der Schrift auf dem Leichenstein beschäftigten? Er lästete sein Köppchen.

„Dort habe ich jenen letzten Bruder bearaben,“ sagte wehmütig der Greis. „Nur vor seinem Tode hat er mir seine Lebensschicksale erzählt. Nichts Weltbewegendes, aber ein seltsames Geschick!“

„Er nickte mit dem Kopfe und schritt schweigend dem Ausgang des Kirchleins zu.“

Ich trat an ihn heran und klopfte ihm auf die Schulter. „Eine Bitte haben wir,“ sagte ich.

„Und welche?“ fragte der Greis.

„Daß Ihr uns das Lebensschicksal Eures Freundes erzählt.“

„Es sei,“ sprach er, mit die Hand reichend. „In meiner Einsamkeit freue ich mich über jeden Gast und bin ihm zu Dank verpflichtet, und der Dank schlägt ungern eine Bitte ab.“

### I.

Es war im September 1794.

Das deutsche Reichsheer hatte sich nach vielen vergeblichen Kämpfen mit der französischen Revolutionsarmee auf das rechte Rheinufer zurückgezogen. Damit waren die linksrheinischen Lande von ihrem letzten kräftigen Schutze entblößt. Der Kurfürst von Köln, Max Franz, hatte sein prächtiges Residenzschloß in Bonn verlassen. Mit ihm begannen die Flucht seiner Behörden. Das Oberappellationsgericht und das Domkapitel, mit den letzteren auch der Generalvikar von Caspers, waren nach Arnberg übergesiedelt, um hier in der Hauptstadt des Herzogtums Westfalen, welches zum Kurfürstentum Köln gehörte ruhigere Zeiten abzuwarten.

In den weiten Räumen der in Arnberg gelegenen Abtei Bedinghausen fanden die Mitglieder des Domkapitels gastliche Aufnahme.

Das waren für das stille Arnberg bewegte Tage, und der Abt von Bedinghausen, Franz Fischer, ein geistreicher, liebenswürdiger und überaus kunstverständiger Herr, bot al-

les auf, um den Flüchtlingen den Aufenthalt in der Verbannung so angenehm wie möglich zu machen.

Am dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt, leant der Abt Fischer an der Mauer einer tiefen Fenster niche des Abteigebäudes. Das Fenster selbst war halb geöffnet, und kühl zog die frische Morgenluft aus dem Ruhetal durch die Fensterspalte in das weite Gemach.

Der Abt, obwohl innerlich beunruhigt und erragt, betrachtete doch voll Wohlgefallen das herrliche Landschaftsbild, welches sich vor ihm ausbreitete. Die Straße fiel von der Abtei zur Stadt eine kleine Strecke sanft ab, um dann zum Marktplatz und weiter zum Schloß hin in scharfer Steigung sich hinaufzuwinden. Die Straße und der Marktplatz waren zu dieser frühen Stunde noch fast menschenleer, und nur die vielen weißen Rauchsäulen, welche aus den Kaminen der Häuser aufstiegen und langsam gegen das Schloß hingezogen, verrieten die Tätigkeit der Hausbewohner. Wie ein Denkmal vergangener Pracht und Herrlichkeit lag die Schloßruine im leichten Nebel des Herbstmorgens. Sie war noch nicht so verfallen wie heute. Mächtige Turmreste und die weiten Quadersteinmauern der Bastionen krönten noch den steilen Berg, der in der Geschichte Westfalens eine so große Rolle gespielt hat.

Voll Behmut befielen sich die Wände des Abtes auf dieses Mauerwerk, um welches jetzt die Dohlen in dichten Scharen kreisten. Welches Bild der Vergänglichkeit, sprach er leise vor sich hin, indem sein Auge von Zinne zu Zinne glitt und er dabei der Zeiten gedachte, wo dort oben der Landesfürst inmitten seines Hofstaates glänzende Feste feierte. Doch seine Gedanken wurde noch ernster, als diese sich von der Vergangenheit zur Gegenwart wandten. Ein Zittern der Unruhe befiel ihn, und ungeduldig schaute er die Straße hinauf, als ob er jemanden erwartete.

Er überhörte es, daß lecht an der Türe seines Gemaches angeklopft wurde. Erst als das Klopfen heftiger wurde, wandte er sich vom Fenster fort und rief laut um Eintritt.

„Früh muß ich stören,“ bemerkte nach einem kurzen, aber ehrfurchtsvollen Gruße der Besucher, „aber die Unruhe ließ mich diese Stunde wägen? Habt Ihr einen zuverlässigen Mann gefunden?“

„Ich habe ihn gefunden und kann mit meinem Worte für ihn bürgen, mein lieber von Caspers,“ erwiderte der Abt, indem er dem Gast seine Rechte entgegenstreckte und ihn einlud, auf einem Sessel mit hohem Rückenpolster Platz zu nehmen.

„Wie mich das beruhigt,“ entgegnete erleichtert aufatmend von Caspers. „Welch schwere Zeiten sind über uns hereingebrochen,“ fuhr er fort, „ich sehe dunkel in die Zukunft und ohne großes Urtheil.“

„Wer wird stark genug sein, den Sturm, der von Frankreich her wüthet, aufzuhalten,“ nahm der Abt nach einer Weile das Gespräch wieder auf. „Gott weiß es, wieviel Trümmer und Ruinen er noch schaffen wird.“

„Unser armer Kurfürst,“ entgegnete von Caspers bekümmert. — „Ja, es ist hart, ein schönes gesegnetes Land, über das man geherrscht, verlassen zu müssen. — Aber nun ist es an uns, mit verdoppeltem Eifer unsere Pflicht zu tun.“

„Meine nächste Pflicht ist eine traurige,“ fiel der Vikar dem Abte ungeduldig ins Wort. „Ihr wißt ja, es beunruhigt mich der Austrag sehr, deshalb komme ich auch zu so früher Stunde. Ich wollte mit Euch weiter beraten. — Also einen zuverlässigen Mann habt Ihr gefunden?“

„Ich hab's,“ schmunzelte der Abt, „und glaube gut gewählt zu haben. Auch das Versteck habe ich ausgesucht.“

„Und ganz sicher für den großen Zweck, ungewisshafte sicher?“

„Hört und prüfet,“ entgegnete der Abt, indem er sich über den Tisch beugte, um leiser sprechen zu können. „Früher hatte die Abtei hier eine große Brauerei; Keller, deren Lage jetzt noch wenigen bekannt ist, waren zu diesem Zwecke angelegt worden. Aus einem derselben führt ein schmaler Gang in ein dunkles Gelaß. Dieses kennt wohl niemand; ich entdeckte es neulich durch einen glücklichen Zufall. Dort unten in dem Keller sind einzelne Quadern aus dem Gewölbe gefallen. Meine Vertrauensperson — es ist der alte Winkelmeyer am Schloßberg —, soll nun noch weitere Steine ausbrechen. Die Flächen derselben haben dann das selbe Ansehen, wie das übrige alte Mauerwerk, und schaffen eine Schutzmauer, hinter welcher auch die klügsten Schnapphähne nicht den berühmten Schatz unseres heiligen, römischen Reiches aufschmuppeln werden.“

Fortsetzung folgt.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 47.

Düsseldorf, den 24. November.

1907.

Inhalt: Evangelium zum siebenundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Weltgericht. — Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers. — Der Bote vom Kloster Brunnen. — Aufruf zur Puppenausstellung. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum siebenundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXIV, 1.—35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, lehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen. Bittet aber, daß euere Flucht nicht im Winter oder an Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn d. selben Tage nicht abgekürzt werden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn a. dann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt; Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus: siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet: ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Haas ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden, mit großem Schalle: und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lernet dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter herausgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dies Alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

## Weltgericht.

Wenn Du wieder wirft erscheinen  
In des Richters strenger Macht,  
O, was wird das für ein Weinen!  
In den Herzen — welche Nacht!  
Wenn der Gnade Sonnenwende  
Nimmermehr der Erde winkt,  
Wenn der Sünde Spiel zu Ende  
Und die Welt in Flammen sinkt!

Wenn die Stern' vom Himmel fallen,  
Oin, o Sonn', dein stolzes Licht,  
Wenn Posaunen drohend hallen,  
Sündend an das Weltgericht!  
Wenn die Toten auferstehen,  
Aus dem Grabe jäh geweckt,  
All' sich Alle wiedersehen,  
Von Entsetzen nachgeschreckt.

Wenn das Kreuz, das Kreuz erscheint,  
Und der Richter dran gelehnt,  
Starrt — nicht, wie wir's gemeinet,  
Wie's der jaule Knecht gewöhnt.  
Unbestechlich wird Er winken,  
Unerbittlich ist der Spruch:  
Die zur Rechten! — Die zur Linken!  
Ewiges Heil! — Weh', ew'ger Fluch!

Herr, wie sollen wir's ertragen:  
Wir erliegen heißer Angst!  
Ach, der Tag wird mir schon tagen,  
Wenn die Seele Du verlangst!  
Die gewaltigen Gesichte  
Woht dem Weltall ferne drohn,  
Doch im einzelnen Gerichte  
Nahen Jeglichem sie schon!

Als der Herr mit den inhaltschweren Worten des heutigen Evangeliums der stolzen Hauptstadt des Judenlandes den nahe bevorstehenden Untergang ankündigte: welcher Art mochten da wohl die Gedanken und Empfindungen der Jünger Jesu sein? Jerusalem nicht mehr! Welch' ein niederschmetterndes Wort für jeden echten Israeliten! Alle großen Erinnerungen knüpften sich an diese Stadt: Die glorreichsten Namen der Nation waren mit der Geschichte dieser Stadt verwebt; die ausgezeichnetsten Könige hatten hier einst das Szepter getragen und den Glanz des Reiches entfaltet; Gott, der Herr, Selbst hatte Sion erwählt, um dort in dem prachtvollen Tempel Seine Bezelte aufzuschlagen und die Huldigungen Seines auserwählten Volkes entgegenzunehmen!

Allein gerade die Zerstörung der Stadt Jerusalem sollte das Vorbild des noch weit schrecklicheren Weltendes sein; deshalb beziehen sich auch die Weissagungen des Herrn im heutigen Evangelium auf beide Ereignisse: sowohl auf das grauenvolle Vorbild als auf das noch viel mehr Grauen erweckende Nachbild.

Kein Volk, keine Stadt der Welt lud jemals oder kann jemals in Zukunft eine so schwere Schuld sich aufladen, wie Jerusalem es tat durch den Gottesmord; deshalb ist auch das Strafgericht ohne Beispiel in der Geschichte aller vergangenen und kommenden Zeiten. Doch sollten diese Tage furchtbarer Drangsal „abgekürzt werden um der Auserwählten willen“; wer diese Auserwählten sind, das ist ein Geheimnis des Himmels, das wir nicht zu lästern vermögen: wir können nur vermuten, daß zur Zeit des Unterganges Sions noch manche waren, denen Gott die Gnade der Befahrung gab.

Wenn nun die Weissagung über das schreckliche Ende Jerusalems nach dem Zeugnisse der Geschichte sich buchstäblich erfüllt hat, so liegt schon darin für uns die Bürgschaft, daß die Weissagung über das Weltgericht ebenso genau und buchstäblich in Erfüllung gehen wird. Und da das Gericht über Jerusalem das Vorbild des Weltgerichtes ist, so geht nun auch die Rede des Herrn sofort auf dieses über, und zwar weist er auf die Erscheinungen hin, die dem Weltgerichte vorausgehen werden: „Falsche Propheten werden auf-treten, und sie werden große Zeichen und Wunder tun.“

Schon zurzeit der Zerstörung Jerusalems hat es falsche Propheten gegeben, und der hl. Johannes klagt in seinem ersten Briefe (2, 18 f.) bereits über die vielen „Widerchriste“ oder Irrlehrer, die, von der Kirche abgefallen, statt der Wahrheit die Lüge haben und darbieten. Solche „Widerchriste“ hat es bekanntlich in allen Jahrhunderten bis auf unsere Zeit gegeben; sie haben zu jeder Zeit verwirrend und verlockend gewirkt und Viele der Kirche entfremdet und ins Verderben gezogen. Je näher aber die letzten Zeiten heranrücken, desto mehr werden die Mächte der Finsternis tätig sein; das „Geheimnis der Bosheit“ wird dann seinen Höhepunkt erreichen, wie der hl. Paulus uns belehrt (2. Theß. 2.). Vor diesen Trugwerken der Hölle warnt also der Heiland nicht nur die, welche wie die Juden noch heute auf die Ankunft des Messias hoffen, sondern auch die, welche als Christen mit Recht die zweite Ankunft des Erlösers erwarten; darum bezeichnet Er genauer die Art und Weise Seiner Ankunft: „Wie der Blitz ausgeht vom Aufgange und hinleuchtet bis zum Niedergange, so wird auch die Wiederkunft des Menschensohnes sein!“ Also angefaßt der ganzen Welt, und nicht etwa in diesem oder jenem Winkel, wird sie sein.

Ja, Seine Ankunft kann so wenig verborgen bleiben als den Adlern ein offen darliegender Leichnam verborgen bleibt: „Wo immer der Leichnam ist, da versammeln sich die Adler.“ — Diese Worte verschieden erklärt; es scheint fast, als ob es ein damals übliches Sprichwort gewesen, daß der Herr hier anwendet: dort, wo der „Leichnam“, wo die dem Verderben verfallenen Menschen gleich einer verwesenden Leiche am Boden liegen, — dort wird das Gericht sie treffen.

Schreckliche Zeichen am Himmel werden folgen: „Die Sonne wird versinnert u. s. w.“ Was hier gesagt ist, muß wohl im buchstäblichen Sinne genommen werden, denn Dem, der es gesagt hat, ist kein Ding unmöglich: Er hat das Weltall geschaffen und an bestimmte wunderbare Gesetze gebunden; Er selber ist daher nicht an diese Gesetze gebunden. Er könnte die Welt ins Nichts zurückschleudern; indes handelt es sich hier nur um eine Umwandlung derselben in eine andere Gestalt, da die hl. Schrift nur lehrt, daß die Gestalt der Welt vergehen, und dann, entsprechend der durch die Auferstehung erneuerten Menschheit, eine neuer Himmel und eine neue Erde sein werde.

„Das Zeichen des Menschensohnes“, das Bild des hl. Kreuzes — vermutlich in einer herrlichen Gloriole — wird am Himmel erscheinen: ein Schreckbild für die Feinde des Herrn, den sie durch ihre Frevel gewissermaßen aufs neue gekreuzigt haben. Und nun kommt der Herr selber „auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit!“ Die Auferstehung der im Schoße der Erde ruhenden Leiber der Entschlafenen wird erfolgen auf den Botschaften der Engel, und es werden nicht nur die Auserwählten, sondern auch die Ungerechten und Verdammten auf-erweckt und vor den göttlichen Richter gerufen, um ihr Urteil zu hören.

„Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieses alles geschieht“, — genau ein Menschenalter nachher ist die Katastrophe über Jerusalem hereingebrochen, — und auch im weiteren Sinne bewahr-

heitet sich das Wort des Herrn: „Dieses Geschlecht“, d. i. das Volk der Juden ist durch ein Wunder der Vorsehung nicht untergegangen und wird nicht „vergehen“, bis alles das geschieht, was der Herr vom Weltende verkündet hat.

Kein Christ — der diesen Namen verdient — kann ohne tiefe Bewegung die inhaltsreichen Worte des heutigen Evangeliums hören. Wohl uns, wenn wir dereinst den Herrn nicht als Richter zu fürchten brauchen, sondern als unsern Erlöser freudig erwarten dürfen!

## B. Aus dem Tagebuch eines Jerusalempilgers.

(Schluß.)

V.

Montag, 29. Juli. Das Ziel unserer frommen Wanderung ist heute Morgen der Ölberg mit seinen Heiligthümern. Wir gehen durchs Domaskusstädle an der Stadtbauer entlang; ins Thal Josaphat gelangend, überschreiten wir den Bach Cedron und kommen zur Todesangstgrotte, der Skalle, wo der Heiland seine Leiden begann. Dieser Ort veranlaßte unsern Kaiser zu folgenden Worten: „Hier ward der gewaltigste Kampf ausgelämpft, den die Weltgeschichte kennt.“ Einen Steinwurf weit von der Straße werden uns jene Stellen bezeichnet, wo einst die drei Jünger schliefen, und eben so der Ort, wo Judas den Meister küzte. Durch ein enges Pfortchen treten wir ein in den Garten Gethsemane, in dem der Heiland so oft gebetet, gelehrt und gerast. Mit Staunen betrachten wir die uralten, vielfach verwilderten Oelbäumen und sprechen unsere Anerkennung aus über die musterhafte Pflege, welche die Söhne des heil. Franziskus dem erbarlichen Orte angedeihen lassen. Wenige Schritte nur, und wir gelangen zu einer Krypta der Griechen, in welcher der Leichnam Mariens beigelegt gewesen ist. Tief in der Erde liegt die Kapelle; denn 18 Stufen hoch ist die Treppe, an deren Seiten man die Gräber des hl. Josef und der Eltern der Gottesmutter zeigt.

Nun steigen wir, vorüber an der siebenkuppeligen russischen Gethsemanekirche, aufwärts dem Gipfel des Ölbergs entgegen, wo in einer als türkische Moschee dienende Kapelle die Stelle gezeigt wird, wo der Heiland die Seiten segnend in den Himmel aufgestiegen ist und die durch die Fußspur Christi im Felten besonders gekennzeichnet ist. Hinaufsteigend gelangen wir dann zu einem Kloster der Karmelitinnen mit der daranstehenden Paternosterkirche, die an der Innenwand das Vaterunser in 32 Sprachen enthält. Etwas tiefer, ungefähr auf der Mitte des Berges, ist ein Kläpchen, von wo man einen weiten Ausblick hat auf Jerusalem und Umgebung, es ist der Ort, wo der Heiland über die Stadt weinte. Von hier aus sieht man drüben auf dem Berge der Verschwörung eine einsam stehende Pinie, an der sich Judas erhängt haben soll. Vor uns am Abhange des Ölbergs liegt das Dörfchen Siloa, ihm gegenüber die Mariengrotte, die mit dem Teiche Siloa in Verbindung steht. Nicht weit davon entfernt ist das Grabdenkmal des Apostels Jakobus des Jüngeren, gegen Westen der um den Preis des verrathenen Messias angekaufte Blutader. Durch das Stephantor gehen wir zurück zu unserm Hospiz, um uns zu stärken für die Strapazen des kommenden Nachmittags.

Der Berg Sion ist unser Ziel am heutigen Nachmittage. Um dorthin zu gelangen, müssen wir einen weiten Marsch zurücklegen. Wir kommen vorbei an der Zitadelle mit dem gewaltigen Turm Davids und an dem großen armenischen Kloster mit der Jakobuskirche, in der man die Stelle verehrt, wo Jakobus der Ältere auf Befehl des Herodes Agrippa enthauptet wurde. In der Nähe betritt ein Kirchlein des armenischen Frauenlosters den Ort, wo einst das Haus des Annas gestanden. Das Sionstor passierend gehen wir zum Haus des Kaiphas, einer armenischen Kapelle. Eine hochheilige Stätte ist dies, denn hier wurde Jesus zum Tode verurteilt, hier bekannte er sich feierlich als Gottes Sohn, hier hat Petrus den Herrn dreimal verleugnet. Wenige Schritte noch und wir sind an dem Orte, dem unsere Wanderung ailt, im Abendmahlssaale, in welchem der Heiland das Altarsakrament, die Priesterweihe und das Bußsakrament eingeführt hat. Die Kraft des heiligen Geistes erfüllte am Pfingsttage diesen heiligen Raum, die Geburtsstätte der Kirche. Dankbar möchten wir niederfallen, um in lautem Hymnus den Herrn zu preisen, aber es wird uns nicht erlaubt von den sonatistischen Mohammedanern, welche sich selbst darin eine Gebetsnische geschaffen haben. Der mohammedanische Fanatismus hat auch

den Plan unseres Kaisers, diese hochheilige Stätte den deutschen Katholiken zum Geschenk zu machen, bereitet. Doch schon nahen wir uns einem Stück heiliger Erde, das unser Kaiser bei seiner Palästina-Reise den deutschen Katholiken geschenkt hat: es ist die Stätte, wo ehemals das Haus des Lieblingsjüngers Johannes gestanden hat, wo die Gottesmutter entschlafen ist: Dormition oder Maria Heimgang genannt. Vom hohen Turm der hier im Bau begriffenen Basilika winkt uns die deutsche Flagge entgegen. Zwei Jahre noch und hier steht ein erhabenes Gotteshaus, Maria zu Ehren, den deutschen Katholiken zur Freude, unserm Kaiser zum Ruhm.

Dienstag, 30. Juli. Bethlechem! Welch liebliche Erinnerung birgt nicht dieser Name. Kein Wunder darum, wenn wir mit Sehnsucht dieses Tages geharrt, wo es heißt: „Nacht uns nach Bethlechem eilen!“ Am frühen Morgen geht's durchs Passatour auf Palästinas bester Straße dem Ziel entgegen. Vorn gehen wir einem unserer Begleiter Geför, da er uns hinweist auf die traditionelle Stelle der Erscheinung des Sterns und des „anderen Weges“, den die Weisen aus dem Morgenlande auf ihrer Rückreise einschlugen, auf das griechische Elias-Kloster, auf das mächtige Johanniter-Spital Tantar, auf Moab's Grab, während unser Auge mit Wohlgefallen die wohlbesetzten Felder, Gärten und Weinberge betrachtet. Immer näher kommen wir unserem Ziel: Sei gegrüßt, Bethlechem, keineswegs die geringste unter den Fürstentädten Judas!

In die erste Weihnachtsstimmung werden wir versetzt, als wir die uns entgegeneilenden Kinder Bethlehems in gebrochener Deutsch singen hören: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Unsere Sehnsucht nach dem heiligen Orte, der nahe vor uns liegt, wird einigermassen gestillt, als wir in die Straßen Bethlehems einbiegen, wo wir über den Markt bald zur Geburtskirche gelangen. Schnell eilen wir der Sakristei zu, um uns für das hl. Messopfer vorzubereiten. Die Gefühle zu beschreiben, die uns bewegen, als an der Geburtsstätte des göttlichen Kindes in hl. Messopfer die mühsliche Geburt auf dem Altare vollzieht, ist nicht möglich. Jeder Priester wird sie gefühlt, jeder Pilger mitgeföhlt haben. Zeuge dafür sind die Freudentränen, die manchem Pilger von der Wange rinnen, als wir, in der von vielen Lampen zu Dämmerlicht erhellten Geburtsgrötte Weihnachten feiernd, am Schluß der Pilgermesse das „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmen.

Nach der heiligen Messe werden die verschiedenen Heiligtümer besichtigt. Die Geburtskirche gehörte bis ins 17. Jahrhundert allein den Katholiken. Durch List und Gewalt verfiel seit dieser Zeit die Kirche an sich zu reißen, und 1757 gelang ihnen dieser Haub. Alle Bemühungen der Katholiken um Rückgabe hatten nur einen teilweisen Erfolg. Die heilige Basilika ist zum neutralen Gebiet der einzelnen Konfessionen erklärt. Querschiff und Chor bilden die Kirche der Griechen, nördlich ist an das Querschiff die Katharinenkirche, die katholische Pfarrkirche angebaut. Zu beiden Seiten des griechischen Chores führt je eine Treppe hinab in die Geburtsgrötte. Unter dem Altare, welcher zwischen den beiden Treppen steht, liegt eine Marmorplatte, und auf derselben ist ein silberner Stern befestigt, der in lateinischer Sprache die Umschrift trägt: „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden.“ Auch diese hochheilige Stätte der Geburt des göttlichen Kindes ist den Katholiken verloren gegangen und ist jetzt im Besitz der Griechen. Wir treten einige Schritte zurück und kommen über drei Stufen hinab in einen kleinen Raum, welcher zwei heilige Stätten enthält. Rechts ist eine Nischenhöhle in Form einer Krippe an dem Platze, wo die Krippe stand. Links ist der Ort, wo die drei Weisen das göttliche Kind angebetet haben; hier steht der Altar der Katholiken. In Verbindung mit der Geburtsgrötte steht eine ganze Reihe von natürlichen Grotten; die Kapellen des hl. Josef und der unschuldigen Kinder, die Gräber des hl. Eusebius, der hl. Paula, des hl. Hieronymus, der ein volles Menschenalter in Bethlechem dem Studium und dem Dienste Gottes sich gewidmet hat. Wir verlassen die Geburtskirche und steigen nun auf das flache Dach des Franziskanerklosters, um einen Blick werfen zu können auf die Fluren Bethlehems und auf das Hirtenfeld, wo in jener ersten Weihnacht die Hirten ihre Herden hüteten. Nach einer Stärkung bei den gastfreundlichen Franziskanern gehen wir zu der einige hundert Schritt von der Geburtskirche entfernten sog. Milchgrötte, einer zur Kapelle verwandelten Krebseisenhöhle, wo die Gottesmutter auf der Flucht nach Ägypten zuerst eingekerkert sein soll. Die Kapelle gehört den Katholiken; sie dient besonders als Versammlungsort der in hoher Blüte stehenden katholischen religiösen Vereine Bethlehems, und ist seit den ältesten Zeiten ein beliebter Wallfahrtsort junger Mütter, auch mohammedanischer, die wir in erbaulicher Andacht hier versunken finden.

Bethlechem, zwei Stunden südlich von Jerusalem gelegen, hat über 10 000 Einwohner, welche zum größten Teil katholisch sind. Die Bethlehemiten zeichnen sich aus durch schönen Typus, durch malerische Tracht, welche dieselbe sein soll, wie zu Christi Zeit, durch Zuverlässigkeit und seltene Sittlichkeit; ganz besonders wird letztere von den Bethlehemitischen Frauen und Töchtern gerühmt; es ist, als ob der besondere Saß der reinsten Jungfrau über Bethlechem waltete.

Wir müssen scheiden von Bethlechem. Die Wagen werden bestiegen zur Rückkehr nach Jerusalem. Wie wehmütig ist uns ums Herz! Immer wieder blicken wir zurück, und auf der Höhe angelangt, wo wir die Davidsstadt zum letzten Male sehen, rufen wir: Leb wohl, du liebes, freundliches Bethlechem!

Mittwoch, 31. Juli. Der letzte Tag unseres Aufenthalts in Jerusalem ist angebrochen. Willig und recht ist es, daß wir Gott Dank sagen für die unbegreifliche Gnade dieser Wallfahrt. Zum äußeren Zeichen dieses Dankes, der in unserem Herzen bis zur Todesstunde nicht aufhören darf, halten wir heute einen feierlichen Dankgottesdienst in der Grabeskirche ab; darauf zerstreuen sich die Pilger, um die Geschenke für die Lieben in der Heimat einzulassen. Im Laufe des Tages werden von vielen Pilgern noch einmal jene heiligen Stätten aufgesucht, die ihnen besonders lieb und teuer sind. Gegen Abend sucht jeder sein Quartier auf, um sich auf die morgige Abreise vorzubereiten. Das Abendessen, das letzte in Jerusalem wird in der Abschiedsstimmung eingenommen. Es kommt bald der Augenblick der Trennung, wir müssen scheiden von all denen, die uns so viel Güte und Liebe entgegengebracht, und so vermischt sich das Gefühl der Dankbarkeit mit dem des Abschieds Schmerzes.

Donnerstag, 1. August. Die Stunde des Abschieds von der heiligen Stadt ist da. Gegen vier Uhr ziehen wir noch einmal gemeinsam hinauf zum Grabesdom, noch einmal ein letzter, tiefbewogener Besuch bei all seinen Heiligümern, und in feierlicher Prozession wallen wir durch die Stadt dem Bahnhof zu. Dort angekommen, atmen wir erleichtert auf bei dem Bewußtsein, daß wir nun endlich zum letzten Mal von Palästina-Rufenden angefallen werden. Bald nach fünf Uhr verläßt unser Zug die Station Jerusalem. Ein letzter Gruß an die Zurückbleibenden, ein letztes Dankeswort für ihre Bemühungen, ein letztes Lebewohl, und langsam rollt der Zug in den grauen Morgen hinein. Wir kehren heim, nicht bloß neu gekräftigt in unserem hl. Glauben, sondern auch neu erfüllt von inniger Liebe zur Heimat. Schön ist's in der Ferne, schöner auf europäischem Boden, am schönsten in unserem lieben deutschen Vaterlande.

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von H. Viefenbach.

2

Der Abt lächelte verschmitzt. „Nun, von Caspers, seid Ihr einverstanden?“

„Vorzüglich,“ frechlockte dieser, während sich seine sorgenvolle Miene auflöste. „Hätten wir die Schäge nur erst glücklich hier! Die vielen Flüchtlinge machen die Straßen unsicher, und zwischen Köln und Arnberg ist mancher dunkle Wald,“ fuhr er fort und seine Stirne überzog sich wieder mit Falten der Sorge, als ihm die vielen Fahrnisse der Landstraße in den Sinn kamen.

„Nicht zu schwarz sehen,“ beruhigte der Abt, der während des Gesprächs aufgestanden war, und nun seine Hand kniff auf die Schulter des Gastes legte. „Ein treu Geleit bringt jeder weit und für ersteres ist auch schon gesorgt.“

„Was von Euch, Ihr denkt an alles. Also habt Ihr auch schon zuverlässige Bedeckung ausgewählt?“

Der Abt lächelte. „Nein, mein Lieber, keine große Bedeckung. — Wäre unflug. — Wir würden ja jedem die Wichtigkeit des Wagenzuges offenbaren. Und schnell wird es heißen: Für den Bedinghauser muß eine wertvolle Sendung angekommen sein. Die Neugierde würde dadurch rege gemacht. Das geht nicht, Bifar, wir würden neue Gefahren heraufbeschwören,“ betonte der Abt entschlossen. „Garte Zeiten erheischen harte Mittel. Der Dreikönigen-Schrein und all die Trüben voll Geschmeide und Schmuck müssen es sich gefallen lassen, als Schmugglerware in die Sauerländer Berge gebracht zu werden.“

Das Gesicht des Bifars hatte sich entfärbt. Ein Bittern überfiel ihn, als er bekümmert wiederholte: „Schmugglerware.“

Er, der bestellte Güter des weltbekannten Kölner Domstiftes, konnte den Gedanken nicht fassen, daß diese Kleinodien, die einst mit kaiserlichem Romp von Mailand an den Rhein gebracht waren, jetzt heimlich und versteckt im Angesicht

des Domes und der Türme von St. Martin und Kunibert aus Köln fliehen *17*ten.

Der Abt schien die traurigen Gedanken seines Gastes zu erraten. „Sagt Euch,“ tröstete er diesen; „meine Maßnahmen sind hart, bieten aber die größte Sicherheit und das ist doch die Hauptsache. — Der Königsmantel wäre ein schlechtes Kleid für die Flucht. — Hört mich weiter an und Ihr werdet meinem Plane zustimmen. — Der Allendorfer Fuhrherr vermittelt einen lebhaften Handelsverkehr zwischen Sauerland und Niederrhein. In großen Planwagen fährt er von hier Stahl und allerhand eisernes Hausgerät nach dort und bringt vom Rhein her Luche, Wein und dergleichen Gut. Der Wagenzug des Allendorfer ist bekannt an jeder Wegeschenke zwischen hier und Deuß, und niemand vermisst Ungewöhnliches in seinem Wagen. Simons selbst ist ein schlauer Fuchs und mir von Herzen ergeben.“ „Aber seine Knechte,“ fiel von Caspars in's Wort. „Er wird nur einen mit sich führen; wir haben dies schon besprochen,“ entgegnete der Abt ruhig. „Er stammt aus dem Dorfe Salweg. Seine Mutter war zwar zurzeit Weinwahrerin hier in der Stadt auf dem Landsberger Hof. Ich habe Pate gestanden bei dem Jungen, der eine Zeit lang unsere Lateinschule besuchte hat. Ein aufgeweckter Kopf. — Habe ihn lieb gehabt, den Burschen. — Häusliches Unglück zwang ihn, die Studien zu unterbrechen. Aber an Weidingshausen hängt er mit großer Liebe. Er kommt nicht nach Arnberg, ohne bei den Vätern vorzusprechen.“

„Habt Ihr die beiden schon in unser Geheimnis eingeweiht,“ fiel von Caspars, den die Weilläufigkeit des Abtes unruhig machte, diesem in's Wort. —

„Ja, gestern. Wir haben alles reiflich überlegt.“

„Und was hat Simons versprochen?“

„Nun, was ich wollte. — Er hat für den glücklichen Ausgang der Reise Leib und Seele zu Bürgen gestellt. — Er ist seiner Sache sicher. — Nun, mein lieber Pater, seid Ihr zufrieden und billigt für meine Maßregeln?“ vollendete der Abt, der sich, die Hände in die Seite gestemmt, breit vor seinem Gaste hingestellt hatte.

„Vorzüglich, vorzüglich!“ entgegnete dieser, indem er sich ebenfalls erhob und die Hand des Alten voll Dank schüttelte: „Eine große Sorge habt Ihr von mir genommen.“

„In acht Tagen haben wir alles hier in Sicherheit, und dann ist mein Gast auch wieder besserer Dinge wie in letzter Zeit, nicht wahr?“

„Gott wolle's,“ entgegnete von Caspars, der nicht genug Worte des Dankes finden konnte, und sich dann mit Wärme von seinem Schutzgott verabschiedete. — — —

Als der Abt allein war, ging er mit schnellen Schritten in dem weiten Gemach auf und ab. Er hatte vorhin, um den allzu ängstlichen Domherren zu beruhigen, größere Zuberfüße zur Schau getragen, als er im Innern empfand. Er trat wieder ans Fenster, um die Ankunft des Meisters Winkmeyer abzuwarten. Endlich kam der Erwünschte die Straße herauf.

Er hief' doch, wie schlau der Alte seine Sache anfängt, lachte er vor sich hin. Kommt er da im Sonntagsgod angelehnt, als wolle er sich erkundigen, welche Fortschritte sein Enkelkind bei uns in der Klosterschule mache. Und doch ja, in dem Lederpäckchen trägt er gewiß Hammer und Kelle; sollen die Leute meinen, er brächte dem kleinen Quinlaner Bücher und Schreibzeug. Bravo so, Schlaumeier.

Der Abt eilte vom Fenster weg, um schon am Tore des Klosterhofes den Meister in Empfang zu nehmen. Nach kurzer Begrüßung schritten die beiden dann über den weiten Hof, dem Stallgebäude zu. Sie gingen durch einige Schuppen, die mit Brennholz angefüllt waren. Hinter einem dieser Häufen befand sich im Fußboden eine Luke.

„Hier mündet die Treppe, Winkmeyer,“ flüsterte der Abt, der gleichzeitig unter seinem weiten Rocke eine Laterne hervorholte, die er anzündete.

Winkmeyer hob die Luke auf, die in ihren rostigen Angeln knarrte, und beide stiegen nun die steile Treppe hinab. Der erste Keller, in den sie eintraten, war so geräumig, daß das Licht der Laterne kaum bis an die Mauern reichte. Er war hoch gewölbt.

Alte Bottiche, deren Holzdauben angefault waren, verbreiteten starken Modergeruch. Die tiefen Rischen, die an der Wand vorbeiliefen, hoben sich dunkel von dem verfinsterten Mauerwerk ab, und Scharen von Motten, welche durch die ungewöhnlichen Lichtstrahlen aufgeschreckt wurden, huschten von einer Rische in die andere.

„Grabesluft,“ flüsterte der Abt seinem Begleiter zu. „Wir müssen aber noch einige Keller weiter.“ Im vierten Keller angekommen, leuchtete er behutsam an der Wand entlang. „Die muß der Gang sein,“ befehlte er den Meister. „Hier in Dreier Rische — nein, noch eine weiter, die fünfte vom

Eingang muß es sein — so, da wären wir am Ziele“, und in der Tat mündete hier ein schmaler niedriger Gang.

„Hier müssen wir hinein, Winkmeyer,“ sagt Ihr Furcht?“ „Nein, Herr,“ lachte der Alte, „hab' in der Jugend unter dem großen Preußenkönig Friedrich gedient, und da verlor man die Furchtsamkeit. Laßt mir nur den Vortritt, ich will mich schon voran lassen, Ihr könnt mit der Laterne hinter mir her kommen.“

Dies gebückt gingen die beiden vorwärts; ihre Hände strichen an dem feuchten Gemäuer vorbei, und die breite Figur des Abtes hatte Mühe, sich durch den engen Gang zu zwängen.

Etwa 15 Schritt lang war der unbequeme Weg. Der Gang muß hier aufhören, leuchtete der Alte; „ich fühle rechts und links keine Mauer mehr.“ — „Dann halt, Winkmeyer,“ entgegnete sein Begleiter, „wir sind weit genug.“

Das Licht beleuchtete einen kleinen Raum, der ganz in den Felsen eingehauen war.

„Nun, Winkmeyer, ist dieses kein treffliches Versteck?“ sagte der Abt zufrieden lächelnd.

„Wie geschaffen für unsere Zwecke,“ entgegnete dieser, indem er sich die Stirne, welche er leicht geschunden hatte, abwischte.

Dann nahm er die Laterne und leuchtete sorgsam umher. „Laßt mich nur schaffen, Pater; verberben soll hier unter dem sauerländischen Kalkstein dem Kölner Herrn nichts von dem, was er uns anvertraut.“

Die beiden gingen denselben Weg wieder zurück. — In einem der Keller war ein großes Gewölbestück heruntergefallen und die Steine desselben lagen auf dem Boden zerstreut umher.

„Seht dort, Meister, welches prächtvolle Material,“ sagte der Abt, indem er auf die umherliegenden Quadern wies. „Am Mittwoch hole ich Euch ab. Die Steine müssen zur späteren Einmauerung vollständig fertig und neben dem Eingang aufgestellt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

## ○ Aufruf zur Puppenausstellung.

Nun naht die selbe Weihnachtszeit,  
Wo alle Herzen werden weit;  
Wo jeder suchet zu beglücken,  
Die Kinder schweigen in Entzücken.  
Wo arm und reich, ohn' Unterschied  
Nur zu erfreuen sich bemüht.

Wohlthätige Frau'n mit edlen Herzen,  
Sie möchten lindern Not und Schmerzen.  
Sie widmen ihre Kraft und Zeit  
Den Werken der Barmherzigkeit.  
Wird jeder gern sein Scherstein bringen  
Dann wird das schöne Werk gelingen.

In unsrer Tonhall' weiten Sälen  
Da kann man Wunderdinge zählen.  
Was nur dem Weihnachtstisch gibt Glanz  
Bietet sich dort im schönsten Kranz.  
Ein jeder kann nach Neigung wählen,  
Die Märchen — braucht man nicht zu zählen.

So wie zu einem bunten Strauß  
Stellt' man dort tausend Puppen aus,  
Die schönsten Püppchen groß und klein,  
Die jedes Kinderherz erfreuen,  
Kann dort ein jeder billig kaufen;  
Draus strömet hin in hellen Haufen.

Und der Erlös aus diesen Sachen  
Soll armen Kindern Freude machen,  
Denen sonst nicht brennt ein Lichterbaum,  
Soll stillen viele Not und Tränen,  
Erfüllen, ach, so vieles Sehnen,  
So manchen schönen Weihnachtstraum.

Die Herzen auf, die Hände auf,  
So will es alter Weihnachtsbrauch;  
Wer and're sucht zu erfreu'n  
Wird selbst am meisten glücklich sein.  
Wenn dann die Weihnachtsglocken klingen,  
Das „Friede uns auf Erden“ singen —  
Dann möcht' ein jeder froh sich sagen:  
Auch ich hab' dazu beigetragen!

Emma Wiesen.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 48.

Düsseldorf, den 1. Dezember.

1907.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag im Advent. — Advent. — Adventsgedanken. — Die heilige Elisabeth und Gustav Adolf. — Zum goldenen Priesterjubiläum des Papstes. — Der Letzte vom Kloster Brunn. — Im Feriensonderzuge. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum ersten

### Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XXI, 25—33.  
„In der Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluten. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet euere Häupter; denn es naht euere Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag ich euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

### Advent.

Dorch! eine helle Stimme klingt,  
Durch dunkle Nacht ein Ruf ergöt:  
„Wacht auf und scheucht den schweren Traum!  
„Dell Jesu Stern am Himmel steht!

D seht! das Lamm wird uns gesandt,  
Für uns zu zahlen große Schuld!  
So laßt uns reuig zu Ihm seh'n  
Um die Erbarmung Sein und Guld.

Daß, wenn bei Seiner Wiederkunft  
Die Welt erbebt am jüngsten Tag,  
Er, statt zu strafen uns're Schuld,  
Uns Seine Gnade schenken mag!

### Adventsgedanken.

Mit einer erschütternden Botschaft beginnt der Advent und damit das neue Kirchenjahr. Mit Recht! Denn erst ist die Aufgabe dieses flüchtigen, irdischen Lebens: die ganze Ewigkeit hängt davon ab, ob wir vor dem allwissenden Richter einst bestehen! Dem erschütternden Inhalte des heutigen Evangeliums entspricht darum auch voll und ganz die Mahnung der heutigen Epistel: „Brüder, ihr wisset, daß die Stunde nun da ist, vom Schlafe aufzustehen!“ Von Jahr zu Jahr näher rückt uns das einstige Gericht; darum sollen wir nicht länger zaudern, ernstlich die dargebotene Heilsgnade zu ergreifen. Noch hält der göttliche Richter den Arm der Gerechtigkeit zurück und reicht uns Seine gnädige, rettende Hand. — denn Kommen will Er demnächst am hl. Weihnachtstage; aber noch nicht als unerbittlicher Richter, sondern um abermals die irrenden Schäflein vor Seine Krippe zu sammeln.

Gewissermaßen an die Spitze aller göttlichen Geheimnisse stellt die Kirche Gottes das Geheimnis von Menschwerdung: Die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Denn gerade dieses Geheimnis scheidet die Menschheit in zwei große Heerlager; im Glauben an dieses erhabene Geheimnis und im Widerspruche dagegen stehen Christen und Ungläubige einander feindselig gegenüber.

So oft er bei der Feier der hl. Messe das „Credo“ (Glaubensbekenntnis) gebetet wird, das die Väter unserer Kirche in den ersten Jahrhunderten gegen das wuchernde Unkraut der Irrlehren aufgestellt und mit ihrem Blute gleichsam besiegelt haben, — und wenn dann der zelebrierende Priester jenen Satz ausspricht, worin der Glaube an die Menschwerdung niedergelegt ist, beugt er anbetend das Antlitz. Das Gleiche geschieht am Schlusse der hl. Opferhandlung, wenn im Evangelium des hl. Johannes dasselbe Geheimnis verkündet wird: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh. 1, 14). Eine derartige Huldigung und Anbetung aber findet bei keinem andern Artikel des Glaubens statt, so unererschöpflich auch der Reichtum der göttlichen Geheimnisse sein mag, der in jedem derselben eingeschlossen ist. — fürwahr, ein augenfälliger Beweis dafür, welche Wichtigkeit die Kirche gerade der Glaubenslehre von der Menschwerdung Gottes zuerkennt.

Wir reden hier mit Recht von einem „Geheimnisse“, d. h. von einer Glaubenslehre, die der beschränkte menschliche Verstand absolut nicht zu erfassen vermag. Gott wird Mensch! Wie sollte ich das auch fassen können? — Ich begreife es nicht einmal, wie meine Seele sich mit dem Leibe vereinigt; ich fasse es nicht, wie durch die Vereinigung von Leib und Seele das Menschenwesen zu Stande kommt; ich begreife es nicht, wie meine Seele auf den Leib einwirkt, — und nun steht vor mir das unendlich größere Geheimnis, daß Gott selber Mensch wird, unsere armfelige menschliche Natur annimmt, daß Gott ein Kind wird, ein armes, hilfloses Kind, daß Er unter uns wandelt mit allen menschlichen Bedürfnissen, daß Er für uns den Sold der Sünde bezahlt und Sein leibliches Leben zum Opfer bringt! Ja, in allem ist Er uns gleich geworden, die Sünde allein ausgenommen.

Gott wird Mensch! Hier will indes das Wort „werden“ richtig verstanden sein. In Kana ist Wasser einft, wie das Evangelium erzählt, Wein geworden; das Wasser hörte auf Wasser zu sein; es war durch die Allmacht des Heilands in Wein verwandelt. So ist das „werden“ in unserm Geheimnis nicht zu verstehen; denn, wenn wir sagen: „Der Sohn Gottes ist Mensch geworden“, so heißt das: Der Sohn Gottes ist Gott geblieben und wurde noch Mensch dazu. Der Sohn Gottes behielt Seine göttliche Natur und nahm noch die menschliche Natur dazu an; der Sohn Gottes hat Sich also nicht verändert, als Er Mensch geworden ist; Er behielt Seine göttlichen Vollkommenheiten, als Er Mensch wurde.

Als nun der von Ewigkeit her bestimmte Zeitpunkt gekommen war, sandte Gott den himmlischen Boten zu Maria, der auserkorenen Jungfrau aus dem Stamme Davids und ließ ihr sagen: „Der Heilige Geist wird an dir ein großes Wunder wirken; was sonst nicht möglich ist, wird der Heilige Geist durch ein Wunder an dir tun, denn bei Ihm ist kein Ding unmöglich. Dir, o Maria, wird der Sohn Gottes als Kindlein geschenkt, du sollst Seine wahre Mutter werden! Derjenige, der da von Ewigkeit her der Sohn Gottes ist, wird nun auch dein wirklicher Sohn werden! — Wir kennen die Demut jener unvergleichlichen Jungfrau: „Siehe ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach Deinem Worte“, — d. h. wie Du gesagt hast! — Und so geschah, was Gott der allerheiligsten Jungfrau durch den himmlischen Boten verkünden ließ.

Darum lehrt die Kirche: ein und derselbe Jesus, Der im Stalle zu Bethlehem geboren wurde, ist wahrhaft Gott und Mensch; Er ist vollkommen in der Gottheit und vollkommen in der Menschheit; Er hat zwei Naturen, die göttliche und die menschliche; denn dadurch, daß der Sohn Gottes die menschliche Natur annahm, wurden in Ihm zwei Naturen vereinigt. Diese Vereinigung aber ist etwas so Wunderbares, daß unser Verstand es nicht fassen kann: es ist ein Geheimnis!

Weil nun Jesus wahrer Gott ist, darum konnte Er Tote erwecken; weil Er auch Mensch ist, darum konnte Er für uns am Kreuze sterben. Weil Jesus wahrer Gott ist, darum durfte Er sagen: „Ich und der Vater sind Eins“; weil Er aber auch Mensch ist, darum sagte Er: „Der Vater ist größer als Ich.“ (Joh. 14, 28.)

Ein erfahrener Geistesmann hat einmal gesagt, der müsse ein anderer, besserer Mensch werden, wer auch nur einmal ernstlich über das erhabene Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes nachdenken wolle! S.

### \* Die heilige Elisabeth und Gustav Adolf.

Eine merkwürdige Zusammenstellung, nicht wahr? Aber sie stammt aus der „Deutsch-evangel. Korrespondenz“ (Nr. 124). Anlässlich des 70jährigen Jubiläums der heiligen Elisabeth von Thüringen hat das evangelische Ober-Konistorium des Großherzogtums Hessen an die evangelischen Pfarrämter des Landes ein Rundschreiben gerichtet, in dem es u. a. heißt:

„Wir Evangelische wissen, daß vor Gott kein Mensch heilig (!) ist, und können daher das Volks- und Kirchenurteil aus alter Zeit nur in evangelisch-christlichem Sinne uns zu eigen machen. Aber wir wissen wahre Frömmigkeit und Mildtätigkeit zu schätzen, wo wir sie finden und dürfen daher mit Dank gegen Gott auf die 700 Jahre blicken, in welchem sich der Segen der edlen Ahnfrau an unserem Fürstengeschlechte als fortwährend erwiesen hat . . .“

Darvon knüpft nun die „Deutsch-evangel. Korrespondenz“ die sonderbare Mahnung:

Die „ultramontane“ Presse, die erst jüngst bei Gelegenheit der Einweihung der Gustav Adolf-Kapelle in Lützen die Entfindungen der evangelischen Gemeinde aufs gröblichste (?) verlegt hätte, möge aus diesem Schreiben „eines evangelischen Konistoriums anlässlich eines katholischen Festes“ lernen und „endlich die erste Spur wirklicher, ehrlieber Friedensliebe zeigen: die Beobachtung des gewöhnlichen Anstandes bei Festen evangelischer Bevölkerung.“

Gustav Adolf, der Schwedenkönig, dessen Heere so unsägliches Elend über Deutschlands Gauen gebracht haben, mit der hl. Elisabeth, der großen Wohltäterin der Armen und frommen Dulderin, auf ein und dieselbe Stufe zu stellen, und daran Vergleiche zu knüpfen zwischen der Friedensliebe der Katholiken und Protestanten, ist doch ein starkes Stück. Rücksicht auf das „katholische Fest“ ist wahrhaftig nicht die Veranlassung zu dem Schreiben des Oberkonistoriums gewesen, höchstens eine patriotische Pflicht gegen die Ahnfrau des heftigen Fürstengeschlechtes. Aber trotzdem konnte man sich nicht eines gehässigen Seitenhieb auf die Katholiken enthalten durch die Bemerkung, vor Gott sei niemand „heilig“. Möge der Evangelische Bund zuerst einmal „wirkliche, ehrlieber Friedensliebe“ und „gewöhnlichen Anstand“ zeigen durch gerechte Würdigung etwa des H. Ignatius

von Loyola, der Muttergottes-Verehrung und des Fronleichnamsfestes. Solange Koryphäen des Evangelischen Bundes wie Kirchenrat Meyer (Zwidau) die Mutter Gottes eine „Mondgöttin“ und „Königin der Nacht“, Pfarrer a. D. Schwarz das Fronleichnamsfest ein Götzenfest nennen, Thümmel, Bachstein, Bölling und Genossen das Allerheiligste Marstakrament mit den gewöhnlichsten Ausdrücken beschimpfen, solange möge der Evangelische Bund seine Friedensstöne an einer anderen Stelle anbringen.

### X Zum goldenen Priesterjubiläum des Papstes.

veröffentlicht das römische Damen-Komitee den nachfolgenden Aufruf:

Katholiken Deutschlands, gedenket des Opfers, das der greise Pontifex auf Petri Stuhl brachte, als er, schwerem Herzen und Tränen im Auge, die verantwortungsvolle Bürde des päpstlichen Hirtenamtes übernahm. Treu und liebevoll waltet seitdem der heilige Vater seines hohen Amtes, mit fester Hand verteidigt er den Glaubensschatz der heiligen Kirche. Mit kindlichem Vertrauen dürfen wir uns seiner väterlichen Leitung anvertrauen, Trost und Beleihe in allen Lebenslagen und besonders in der Todesstunde finden wir in den von der Kirche gespendeten Gnadenmitteln. Dieser greise Pontifex Papst Pius X., der uns schon so manchen Beweis seiner nie ermüdenden Treue und Sorgfalt als Hirte seiner Herde gegeben hat, feiert am 18. September 1908 die fünfzigste Wiederkehr des Tages seines ersten heiligen Messopfers. Wenn liebe Verwandte oder Freunde in Familie oder Beruf ein goldenes Fest feiern, welch lieblichen Anteil nehmen wir daran und wie tragen zur festlichen Begehung des Ehrentages Sorge. Darf es bei dieser goldenen Jubelfeier unseres heiligen Vaters anders sein! Nein, die ganze katholische Welt, die aus seinen Händen reichsten Segen und unerhöpliche Gnaden empfängt, muß in dankbarer, liebeerfüllter Begeisterung und in edlem Wettstreit eifern, dem hohen Jubilar Gaben und Geschenke in reicher und würdiger Weise darzubringen. Die Wünsche des heiligen Vaters zu diesem Feste sind durchaus nicht persönlicher Natur. Die würdige Begehung des heiligen Opfers auf so möglich allen Altären der katholischen Welt ist des Stellvertreters Christi hehnlichster Wunsch. In seiner Erfüllung arbeiten schon Tausende katholischer Frauen und Jungfrauen in selbstloser Hingabe; aber auch die Leitung und Regierung der Gesamtkirche auf dem weiten Erdenrund erfordert große finanzielle Mittel. Das Jubelfest des heiligen Vaters bietet dem katholischen Deutschland eine vorzügliche Gelegenheit, Schulter an Schulter zusammenzutreten, um dem ehrwürdigen Preisstergreife in einem imposanten Peterspfennig eine Ehrengabe darzubringen, die der Größe und Machtstellung eines heutigen Deutschlands würdig ist. Der hohe Jubilar selbst setzt große Hoffnungen auf das katholische Deutschland, äußerte er doch in einer Privat-Audienz, daß in der werktätigen Begehung seines Jubiläums Deutschland möglicherweise an erster Stelle käme, weil diese Nation so wohl organisiert sei. Verdienen wir Katholiken Deutschlands aus diesen Ehrentiteln von neuem, länschen wir nicht die Erwartungen, die der heilige Vater auf uns setzt. Organisieren wir uns vorab in den Diözesen durch Bildung von Diözesankomitees. Bergeßen und unterlassen wir aber auch nicht die so überaus bedeutungsvolle Kleinarbeit. In der Familie, in der Schule, in den Vereinen, in Kasinos und Gesellschaften, in den katholischen studentischen Korporationen, in Klöstern und Erziehungsinstituten, im katholischen Frauenbund, in Lehrer- und Lehrerinnenvereinen und überall da, wo sich Katholiken zur Bistätigerfüllung oder zur Erholung zusammenfinden, müssen wir werben und arbeiten zu des deutschen Katholizismus Ruhm und Ehre. Seien wir nicht engbergig, die Leitung der Kirche auf dem Erdenrund erfordert Millionen, die nur durch freie Betätigung und Liebe des katholischen Volkes aufgebracht werden können. Darum auf, Katholiken Deutschlands, zur Erfüllung Eurer Ehrenpflicht, Eurer Peterspfennig muß dem hohenpriesterlichen Jubilar beweisen, daß Deutschland an erster Stelle steht. Auf zur würdigen Feier des goldenen Jubelfestes unseres geliebten heiligen Vaters.

### Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von G. Wiesenbach.

3

„Bei der Jungfrau von Werl,“ murmelte der Alte, als er allein war, „hier will ich mein Meisterstück machen. Der Abt hat sich an den Richtigen gewendet; und verschwiegen

will der alte Winkmeyer sein wie das Sterkergelass, an dessen Mauern ich mir eben die Stirn wund geschunden habe." —

Während zu Bedinghausen das Nötige zur Aufnahme des Wälfner Demtschapes vorbereitet wurde, betrieb auch in Allendorf der Zuherr Simon seine Zurüstungen zur Fahrt.

„Morgens früh," bei dem ersten Hahnenkrei, müssen wir die Känle im Geschirr haben," befahl Simon seinem Meisterknecht Ludger, mit dem er in den Ställen und Wagenschuppen rund ging.

„Wie viel Wagen müssen es sein, Herr?" fragte dieser.

„Die zwei großen überdeckten und der kleine dort. Auf den letzteren laden wir Stroh und Reisigbündel. Wir haben viel Material nötig, um unsere wirkliche Ladung zu verdecken. Vergiß nicht das große Segeltuch und die Pistolen in den Bodkassen," fuhr Simons in seinen Befehlen fort. „Ich hoffe nicht, daß wir sie gebrauchen müssen, aber Vorsicht kann nicht schaden."

Dem Meisterknecht Ludger schien es zu gefallen, daß die nächste Reise einen außergewöhnlichen Zweck hatte. Als der Herr von den Pistolen sprach, redete er sich stramm auf, und es leuchteten seine hellen blauen Augen. Er war ein stämmiger Bursche, mit gesunder Gesichtsfarbe, die Stirne gebräunt von den vielen Reisen durch Wind und Wetter. Kleidam war ihm die breite Lederhose und die anliegende braune Samtjoppe. „Herr," antwortete Ludger, „Ihr könnt in der Gefahr auf mich rechnen, ich stelle meinen Mann. Dem Abt habe ich es in die Hand versprochen, auf dem Posten zu sein, und er soll sich nicht in mir getäuscht haben."

„Der Abt schien Euch zu kennen, Ludger," fiel ihm Simons ins Wort.

„Gewiß, Herr. Als ich früher zu Bedinghausen die Klosterschule besuchte, war ich oft sein Nektner. Er war immer so freundlich gegen mich. Das waren dort schöne Jahre! — Da starb mein Vater und ich mußte die Studien aufgeben. Der Abt selbst hat mir auf mein letztes Zeugnis die besten Wünsche geschrieben und bedauert, daß ich die Schule verlassen mußte. — Das will ich ihm jetzt alles lohnen."

„Recht von Dir, Ludger, erwiderte Simons. „Aber nun vor allem: Mund gehalten! Keinem hier im Ort und unterwegs eine Andeutung gemacht von den Schätzen, welche wir fahren. Ich hab's gelesen, daß an einem Schrein allein tausend Edelsteine sich befinden, die so wertvoll sind, daß man die ganze frühere Grafschaft Arnberg dafür kaufen könnte. Diamanten wie Kirchnerne so viel. — Zwei Wagenladungen voll Goldgerät. Hast Du's gehört, Ludger — zwei Wagenladungen. — Also verschwiegen. — Ich bau jetzt auf Dich!" —

Die beiden hatten während dieses Gesprächs die Prüfung der Wagen beendet. „Ich gebe Dir bis morgen Abend Urlaub," sagte Simons, indem er ins Haus trat. „Wenn Du nach Salwey zur Mutter willst, so hast Du für diesen Besuch die rechte Zeit."

Ludger jubelte auf. „Vielen Dank, Herr," rief er vergnügt. Eine helle Röte flog über seine Stirn. — Ob wohl die Freude des Wiedersehens mit der Mutter allein Schuld an dieser Röte war? —

Wo der Weg von Allendorf nach Salwey sich von der Höhe ins Tal senkt, machte Ludger, der stramm gegangen war, kurze Rast. Er setzte sich am Rande des Weges nieder. Zu seinen Füßen schob ein munteres Bergwässer über silbergraue Felsen längs der Straße. Vor ihm lagen die strohbedeckten Häuser seines Heimatdorfes.

Zeitwärts von diesen blickte, aus dem herbstlichen Lauburaster Eichen, ein weit gebautes Bauerngut hervor. Seine Giebel waren hochragender, die Ställe und Bauerngärten ausgebehnter, als die der Häuser im Dorfe.

Auf diesen hohen Giebel heftete sich freudig, wie nach langem Wiedersehen, das helle Auge des Burschen. Bald aber nahm es einen ernsten Ausdruck an, als es von dort über die Dorfstraße zu einer kleinen unansehnlichen Hütte hinüberglitt. Ihn ward traurig zu Mute; und doch wußte er, daß unter diesem bescheidenen Strohdache eine betagte Mutter für ihn, ihren einzigen Sohn, sorgte und wirtschafete. Und woben sich nicht um den kleinen Obsthof, um die mit einer zerfallenen Mauer eingefriedete Weide, die lieblichsten Bilder seiner Jugenderinnerung? —

Es wird schwere Kämpfe kosten, murmelte er vor sich hin. Wie würde der Bauer vom Weidhofe, der Besizer aller jener Felder und des Hofes drüben im Eichenlam, mit seinem stolzesten Blicke auf mich herabsehen, wenn ich um seine Tochter Agnes würbel! — Er blickte finster nieder. — Ja, hätte ich in der Klosterschule bleiben können, dann wäre ich jetzt ein anderer Bursche! Aber nun, ha, ha, ich armer Tropf! Auf das Brunnenbecken wird man mich

weisen, ich hör's lachen: „Dort am kalten Bergwässer läßt Euren überheißen Kopf!" —

Gleich als wollte er sich selbst veripotten, ahnte er das höhnißche Gelächter nach, welches er zu hören glaubte, als er sich in Gedanken den Ausgang seiner Werbung vormalte.

„Wer nichts hat, der nichts gilt," glaubte er aus dem Gezirpe eines Rotkehlchens herauszuhören, welches sich vor ihm im Strauche tummelte, und wie er seinen Blick auf das vorüberstreichende Wasser heftete, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn zittern machte, er fühlte das Herz heftiger klopfen, und um seinen Mundwinkel zuckte und bebte es.

Die tausend Edelsteine, von denen sein Herr ihm diesen Morgen erzählt hatte, schienen mit Gedankenschnelle vor seinen Augen lebendig geworden. — Er sah sie in den Wassertropfen, die vor ihm im Bache an einem Felsstücke abprallten und schnell in unzähliger Zahl zu seinen Füßen weiterschossen. Er konnte danach greifen, jetzt — wenn er sich nur vornüberbeugen wollte — eine Hand voll — wie das glitzerte und bligte! —

Es schwirrte vor seinen Augen. — Mit einem Sprunge war er von seinem Sitze aufgeschneelt. „Fort, verfluchtes Bild," rief er heftig aus, indem ihm die Schamröte ins Gesicht stieg.

Er eilte hastig dem Dorfe zu und dachte an seine Mutter, den Abt von Bedinghausen und glaubte, aus der Kindheit her dessen weitklingende Stimme in der Hochmesse zu hören: ne nos inducas in tentationem.

Ludger bemerkte kaum, wie im Dorfe mehrere Bekannte ihm freundlich zuwinkten; erst als er das Vorgärtchen an der Wohnung seiner Mutter durchschritt, fand er seine Ruhe wieder. Kräftig klopfte er an die Türe. Im Innern hörte er ein Hüfteln und dann langsame Tritte, die sich der Türe näherten. Eine alte Frau mit weißem, glattgeschitteltem Haar öffnete dieselbe, ein Freudenruf rang sich von ihren Lippen: „Mein Kind, mein Sohn," rief sie ein um das andere Mal, und erst als sie sich gefaßt hatte, umarmte sie ihn voller Zärtlichkeit.

„Das ist aber ein frohes Wiedersehen! so unerwartet zu kommen. Weißt Du, Ostern war es, als Du zuletzt hier warst," plauderte die alte Frau lebhaft, „die Zeit ist mir in der Einsamkeit doch manchmal recht lang geworden, aber wie freue ich mich jetzt, Dich wieder einmal hier zu haben!" Indem sie ihren Arm um ihren Sohn legte, führte die Mutter ihn in die einzige Wohnstube, welche sich in dem Häuschen befand.

Wie einen alten, trauten Bekannten begrüßte Ludger diesen Raum. Die peinlichste Sauberkeit und Ordnung leuchtete aus jedem Winkel.

„Du hast gewiß geahnt, daß Du heute Besuch erzieltest," bemerkte Ludger lächelnd, deshalb hast Du wohl die Dielen so schön mit frischem Sand bestreut und die prächtigen Geranien aus Fensterbrett gestellt."

„Jast verschämt blickte die Mutter vor sich hin. „Und wie niedlich bist Du gekleidet," hänselte Ludger weiter, „so sauber und blank wie eine Stadtfrau!"

„Das ist auch mein Stolz, Kind. Die Bleiche auf dem Weideplatz gibt dem alten Vinnen immer wieder frisches Aussehen und die Sonnenstrahlen, die dorthin scheinen und das klare Quellwasser habe ich vom lieben Gott amjohnt. Di Armut muß die Sauberkeit doppelt in Ehren halten. Aber mach mich nicht so eitel mit Deinem Lobe," fuhr die Mutter fort, indem sie ihren Sohn sanft auf die Dienbank drückte, „scharfer Marsch macht Hunger, und meine Borratskammer enthält noch manchen Lederbissen für einen hungrigen Wanderer."

„Da sieht man, daß ich lange nicht hier war," wollte Ludger erwidern, aber die alte Frau war schon hinausgeeilt und er hörte, wie sie draußen die Schranke aufschloß und Teller und Kannen durcheinander schob.

Das Wiedersehen mit der Mutter hatte wohlthuend auf Ludger gewirkt. Während er sich behaglich in eine Ecke der Dienbank lehnte, betrachtete er mit Wohlgefallen die Heiligenbilder an der Wand, die alte Uhr, mit dem Messinghahn auf dem Zifferblatte und den schweren Gewichtsteinen, den Lehnstuhl mit den großen gepreßten Blumen auf der Rücklehne und all den anderen kleinen Hauscat. — Viele Erinnerungen der Jugend wurden in ihm wach.

Er träumte sich in sein Knabenalter zurück. Dort auf dem Lehnstuhl pflegte der Vater von der Arbeit auszuruhen. Wie oft hatte er dann auf dessen Beinen gesessen und mit ihm Reiterlieder gesungen. Wie ein Wunder hatte ihm der stets blanke Hahn auf dem Zifferblatte der Wanduhr erschienen, und wie oft war er auf dieser Dienbank eingeschlafen, wenn er an kalten Winterabenden sich in die Stube geschlichen hatte.

Viel, viel Liebe und Sorge war um ihn beschäftigt gewesen . . . und er kam sich nicht mehr so arm und gedrückt vor, wie dorthin auf der Landstraße. In froherer Stimmung eilte er daher auch am Nachmittag, als die Mutter ihre gewohnte Ruhepause hielt, hinaus ins Freie.

Den wohlbekannten Hohlweg, der vom Dorfe zum Weiserhose führte, verfolgte er. Die kleinen Böschungen an beiden Seiten des Weges waren mit Bäumen und dichtem Unterholz bestanden. Das Laub hatte schon leichte Herbstfärbung, und Scharen von Meisen tummelten sich mit fröhlichem Gezirpe in dem Geäste.

Wie oft schon war Ludger diesen Weg gegangen! —  
(Fortsetzung folgt.)

## = Im feriensonderzuge.

Humoreske von Georg Persich.

(Nachdruck verboten).

Der Sonderzug, der die Ferientreisenden aus dem Dunst der Großstadt in die frische, reine Gebirgsluft bringen sollte, war voll bis auf den letzten Platz. Man sah eng aneinander gedrängt in den schmalen, dumpfigen Kupees, das schöne Reiseziel, aber auch die weniger verlockende Aussicht vor Augen, viele, viele Stunden so sitzen zu müssen, bis man es erreicht haben würde. Und als der Zug durch die Ebene dahinrollte, die Sonne „schillernd“ glühenden Brand versandte und die Fenster geschlossen gehalten werden mußten, weil sonst Wolken von Sandstaub hereinslogen, da war des Sehens kein Ende. Man schalt auf die Eisenbahnverwaltung, die sich um das Wohlbefinden des Publikums viel zu wenig bekümmerte, man beteuerte sich gegenseitig, nie wieder einen Feriensonderzug benutzen, sondern lieber mit Wonne das höhere Fahrgehalt für einen fahrplanmäßigen Zug bezahlen zu wollen, und bald gaben auch die wenigen Sanguiniker die Versuche auf, der Sache eine heitere Seite abzugewinnen, da ihnen ihre Bemühungen doch nicht gedankt wurden.

Wohl am trübsteinsten sah es in einem Kupee aus, in dem ein beleibter Herr und seine nicht viel weniger runde Ehehälfte die besten Plätze mit Beschlag belegt hatten. Sie sahen sich gegenüber, breit und behäbig, und offenbar auf Verabredung beflissen, die bedeutende Sitzfläche, die ihre Körperfülle erforderte, noch durch Occupierung fremden Gebiets möglichst zu vergrößern.

Wohnten die andern nur zusammenrücken! Weder stehende noch vorwurfsvolle Blicke rührten die beiden Egoisten, und auch gegen tadelnde Bemerkungen erwiesen sie sich als unempfindlich.

„Es ist nicht mehr auszuhalten!“ rief ein älterer Herr mit geizigem, schweißtriefendem Ansehen. „Man bekommt ja einen Schlaganfall!“ Und eine blasse Dameispelte: „Ein Glas Wasser, oder ich werde ohnmächtig!“

Auch die übrigen Wähten gar beweglich und selbst der Dicke brummte: „Gräßliche Hitze!“ Dabei blinzelte er aber seine Frau prüfend an, als ob er sagen wollte: „Wir zwei Schlangen haben es doch am besten! Nur nicht drängen und drücken lassen!“

Und in holdem Einverständnis versuchten sie sich noch bequemer zurechtzusetzen.

Ihr Nachbar zur Linken, ein Mann in mittleren Jahren mit scharfgeschnittenem Gesicht und etwas tiefstehenden Augen, hatte sich bisher schweigsam verhalten. Jetzt aber meinte er in überlegenem Tone:

„Das nennen Sie schon Hitze? Sie wissen ja alle nicht, was Hitze ist!“

Im Chöre wurde ihm widersprochen.

„Sie wissen es nicht!“ behauptete jener noch bestimmter. „Sie können es nicht wissen, weil Sie nur nach den hiesigen Verhältnissen urteilen. Hitze! Döllenhitze! Ich habe sie kennen gelernt — drüben in Amerika — — auf einer Fahrt auf der Pacificbahn von New-York nach San Francisco!“

Es war im Hochsommer, und schon in New-York war das Thermometer mit jedem Tage um ein paar Grade höher gelegen. Je weiter wir aber nach Westen kamen, um so schwächer strebte es dem Siedepunkte zu. Wahre Sturmwellen schlugen uns nach Sonnenaufgang entgegen. Der Zugführer wurde wahnsinnig, zwei Passagiere taten's ihm nach. Und eines Morgens spürten wir einen brennlichen Geruch, der rasch stärker wurde. Die Luft ward schwerer und schwerer, der Himmel verfinsterte sich, schon machte uns das Atmen Beschwerden! Da schrie einer: „Die Prärie brennt!“ Allgemeine Verstärkung. Der Zug hielt.

Vor uns brannte richtig die Prärie und der Wind trieb das Feuer auf uns zu. Eine kurze Beratung unter dem Bahnpersonal, und dann raste der Zug weiter. Wir mußten durch den Brand hindurch.

Es war, als ob wir in einen Reiter hineinführen. Die Haare versengten uns auf dem Kopf, die Kleider wurden mürbe wie Zunder, wir brieten buchstäblich am lebendigen Reibe.

Und nun stellen Sie sich einen Zug vor, vollgeprobt von Menschen, von Amerikanern! In Amerika ist man nicht so gesittet wie hier, wo die Mitreisenden artige, zuvorkommende Leute sind, wo keiner sich mehr anmaßt, als ihm gebührt. Drüben wird man leicht unmanierlich und brutal, und als wir in der Hitze zu verbrennen und im Qualm zu ersticken drohten, kam die kraffteste Selbstsucht zum Durchbruch.

Ich hatte einen einigermaßen geschützten Platz, um den man mich beneidete, den jeder gern haben wollte. Ein großer, dicker Kerl wollte ihn mir mit Gewalt streitig machen. Der dicke Kerl hatte ein eben so dickes Weib, und beide drängten sich an mich heran, immer dichter und dichter.

Döslig, wie ich nun einmal in allen Lebenslagen bin, schwieg ich erst, dann bat ich um Achtung vor dem, was mir gehörte. Sie hohnlachten über mich.

Die infernalische Hitze der letzten Tage, die Feuersbrunst, die edle Dreistigkeit — — mein Blut begann zu wallen, zu kochen. Sie werden es mir kaum zutrauen, aber ich besitze Varenkräfte. Ich nahm den dicken Burschen, hob ihn hoch wie einen Ball und warf ihn aus dem Zuge auf die brennende Prärie. Und damit er sich bei dem Zutodegeröstetwerden nicht langweile, warf ich seine bessere Hälfte hinterher. — — —

Der Erzähler betrachtete wohlgefällig seine sehnigen Hände. „Es war Selbstjustiz, aber wir waren ja in Amerika, und niemand verübelte sie mir. Daß ich mich gegen mir zugesagte Unbill verteidigt hatte, war mein Recht gewesen. Ueber das „wie“ maßte man sich kein Urteil an.“

Und dann war es allen eine Veruhigung, zu wissen, daß einer da war, der nicht mit sich spaßen ließ und auf Ordnung hielt.

Die letzten vollen Sektflaschen wurden unter zahllosen Cheers auf mein Wohl geleert. Und als man sang: „For he is a jolly good fellow“, wurde draußen die Luft wieder klar, ein kühler Wind sprang auf — wir hatten den Präriebrand hinter uns, die Gegend wurde gebirgig, und Strapazen waren überstanden.“

Der Amerikafahrer blinzelte schmunzelnd um sich. Er sah nicht mehr eingezengt und eingezwängt da, sondern bequem und behaglich wie ein Pascha. Seine dicke Nachbarin war zusehends schlanker geworden und soweit als sie nur konnte, von ihm abgerückt. Auch ihr corpulenter Herr Gemahl hatte eine straffe, bescheidene Haltung angenommen und war ersichtlich bemüht, möglichst wenig Platz zu beanspruchen.

Der Mann mit den Varenkräften nickte bei dieser Wahrnehmung befriedigt.

„Man muß nur zu reisen verstehen!“ sagte er, als zöge er die Moral aus einer einfachen, aber sehr lehrreichen Geschichte. „Rücksicht üben, aber auch Rücksicht verlangen! Dann reist es sich angenehm und gemächlich sogar im Feriensonderzuge!“

## Allerlei.

— Wo man fragt, da laß dich ruhig nieder! Aus dem Kanton Aargau weiß das „Zofinger Tagesblatt“ folgendes hübsche Geschichtchen zu berichten: „Meine Herren, ich heeße Müller, bin Berliner, von Religion Zufriedener und zur Zeit auf der Walze. Haben Sie vielleicht in Herrlichkeit für mich über?“ Mit diesen Worten sprach letzter Tage in einem Bezirkshauptorte des Kantons Aargau ein Festsbruder in einer Wirtschaft einige Herren an, die sich nach einer anstrengenden Vereins-Gesangsprobe zu einem gemütlichen Schoppen niederlassen hatten. Einer der Herren erwiderte lachend: „Da Sie sich vorgestellt haben, werden wir das Gleiche tun — also dieser Herr ist der Bezirksamtmann, der andere Herr rechts ist der Gerichtspräsident und ich bin der Polizeichef.“ Dem „Kunden“ lief es eiskalt über den Rücken, als er diese Vorstellung anhörte. Sein unbehagliches Gefühl wurde noch verstärkt, da er in einiger Entfernung einen langsam näherkommenden „Buzen“ bemerkte. Er sah sich bereits nach einem Ausweg um, als einer der Herren seine Absicht erkennend, rief: „Sie brauchen keine Angst zu haben, wir sind hier nicht in unserer Amtseigenschaft, sondern als Sängeri.“ Hieraus wurde eine Kollette veranstaltet, deren Ertrag 2 Franken, der Gerichtspräsident dem verblüfften „Kunden“ in die Hand drückte, während der Polizeichef dem neugierig gewordenen „Buzen“ abzwinkte.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 49.

Düsseldorf, den 8. Dezember.

1907.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag im Advent. — Mariä Empfängnis. — Adventsgedanken. — Der Lehrs vom Mosier Brunnen. — Et Di-Di-Pippesell. — Weihnachtspielfachen. — Allerlei.  
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum zweiten Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XI, 2—10.  
In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnis hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündigt dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und hergetrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichlichen Kleidern angetan? Siehe, die da weichliche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll."

## Mariä Empfängnis.

Im Samen ist vergiftet schon die Pflanze:  
Das ist der Menschenseelen bitteres Bos!  
Nur Eine ward in unbeslecktem Glanze  
Empfangen sündlos in der Mutter Schooß.

Und diese Eine ist emporgesprossen,  
Wie unter Dornen hoch die Vliege steht;  
Sie prangt vom Strahl des Heiligen Geists umstossen,  
Als Gottesbraut in lichter Majestät.

In ihres Reiches lichter Heiligtume  
Kommt Gottes Sohn als Menschenkind zur Welt,  
Zur Mutter Gottes wird die Wunderblume,  
Ihr Schooß ist glorreich, wie das Himmelszelt.

## Adventsgedanken.

II.

Ein hohes Geheimnis ist also die Menschwerdung des Sohnes Gottes — ein Geheimnis, das kein Mensch, ja, kein Engel vollkommen zu erfassen vermag. Daß aber der Sohn Gottes unfertigen wirklich Mensch geworden ist, das ist unfehlbar gewiß; denn Gott Selbst hat dieses Geheimnis in einer Weise offenbart, daß jeder, der „guten Willens“ ist, darüber nicht im Zweifel sein kann. Indem wir also dieses Geheimnis glauben, halten wir für wahr, daß der Sohn Gottes — der wahrer Gott ist und bleibt — vor nahezu zwei Jahrtausenden einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele angenommen hat, so daß Er seitdem auch wahrer Mensch ist. Deshalb nennt der Gottmensch Jesus Christus

Sich so oft den „Menschensohn“, d. h. den Sohn der allerjüngsten Jungfrau, um damit auszudrücken, daß Er aus Maria die wahre menschliche Natur uns zu Liebe angenommen habe.

Wenn wir aber dieses Geheimnis auch nicht zu fassen vermögen, so können wir bei einigem Nachdenken doch eine ungefähre Vorstellung davon gewinnen. Die Menschwerdung besteht, wie gesagt, darin, daß die zweite göttliche Person unsere menschliche Natur annahm: Das können wir — nach der Lehre der Kirchenväter — uns vorstellen unter dem Bilde eines Kleides, das einer Person angezogen wird. Wir denken uns drei Personen, die der einen aus ihnen ein Gewand anziehen; es sind drei Personen, die bekleidet, aber nur eine Person, die bekleidet wird. In ähnlicher Weise waren die drei göttlichen Personen — der Vater, der Sohn und der Heil. Geist — bei der Menschwerdung tätig: Sie bekleideten eine aus ihnen mit der Menschheit wie mit einem Gewande; mit der Menschheit wurde bekleidet die zweite Person, das „ewige Wort“, der göttliche Sohn, — aber mitgewirkt zu dieser „Bekleidung“ haben alle drei Personen, die (ganze) heiligste Dreifaltigkeit.

Dieses treffende Gleichnis der Väter und Lehrer unserer hl. Kirche findet entsprechende Stützpunkte in der hl. Schrift, in der die Menschheit unseres Herrn auch unter dem Bilde eines Gewandes dargestellt wird, z. B.: „Er war angetan mit einem Kleide, das mit Blut besprenget war, und sein Name ist Wort Gottes“ (Geh. Offenb. 19). Als daher der unsichtbare Sohn Gottes vor menschlichen Augen in die Erscheinung treten wollte, wurde er vorerst mit einem (sichtbaren) Gewande bekleidet: Er Selbst legte es Sich an im Verein mit den beiden andern göttlichen Personen. Nun ist aber ein Gewand etwas Menschliches und gehört darum nicht zum Wesen des Menschen, der es trägt, — so hat auch die Menschheit Jesu nichts von der Wesenheit des Sohnes Gottes. Und wie unser Leib nicht auch zerrissen wird, wenn das Kleid, das wir tragen, zerrissen oder geteilt wird, so blieb auch das „ewige Wort“ des Vaters von den Leiden unberührt, als „das Kleid seiner Menschheit“ in den bitteren Leiden und Sterben am Kreuze „zerrissen“ ward.

Nun ist es ja wahr, daß ein Gleichnis niemals den Begriff, der anschaulich gemacht werden soll, in seiner vollen Wahrheit und in seinem ganzen Umfange auszudrücken vermag; allein der Leser wird sich (mit Hilfe dieses Vergleiches) doch einigermaßen vorstellen können, daß die menschliche Natur (aus Leib und Seele), die der Sohn Gottes einst annahm, dessen Wesen nicht beeinträchtigte, daß diese menschliche Natur die Gottheit „bekleidete“, aber daß die Gottheit nicht in ihr Wesen überging. So ist denn der menschliche Wille in Jesus Christus keinen Augenblick dem göttlichen Willen entgegen gewesen; aber die menschliche Seele in Jesus Christus hat für sich tatsächlich

ihnen wahren menschlichen Willen neben dem göttlichen Willen, der wieder kein anderer ist, als der Wille Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, (denn die drei göttlichen Personen haben ja nur einen und denselben allerhöchsten Willen). Wenn also z. B. der Heiland sagt: „Ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht damit Ich Meinen Willen tue, sondern den Willen dessen, der Mich gesandt hat“ (d. i. des himmlischen Vaters (Joh. 6, 38)), so meint Er mit den Worten „Meinen Willen“ offenbar Seinen menschlichen Willen, während Er mit dem Willen „dessen, der Ich gesandt hat“, den allerhöchsten, göttlichen Willen bezeichnet. — Und wenn er in der Todsangst am Ölberge betet: „Vater nicht Mein, sondern Dein Wille geschehe! (Matth. 26, 39) — so unterwirft Er eben Seinen menschlichen Willen dem göttlichen Willen. Und so will der menschliche Wille in Christus überhaupt niemals etwas anderes, als was der göttliche Wille will, oder, um uns der Worte des allgemeinen Konzils von Konstantinopel (680) zu bedienen: „Wir bekennen in Christo zwei natürliche Willen, die sich jedoch nicht zuwider sind, da der menschliche Willen dem göttlichen Willen unterworfen ist.“

Wie aber der Sohn Gottes Jesus Christus mit Seinem menschlichen Willen dem göttlichen Willen stets gehorham war, so ist Er für uns alle Muster und Vorbild geworden; darum beten wir: „Dein Wille (o Gott) geschehe, wie im Himmel (von den Engeln und Heiligen), so auch (von uns) auf Erden!“

S.

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von G. Vieisenbach.

4

Als er die Schule in Waddinghaus verlassen, hatte er als Bursche von 15 Jahren auf dem Weilerhofe Arbeit gefunden. Alle waren dort dem frischen Mondkopfe zugunsten, und Ludger war bald ihre Liebling. Seinem bescheidenen Benehmen konnte man den Einfluß der Klosterschule sehr wohl anmerken. Und wenn er auch nur die mittleren Klassen durchgemacht, so hatte doch der Verkehr mit den Mitschülern und der gewissenhafte Unterricht seinem ganzen Wesen eine gewisse Form aufgeprägt, die ihn auf den ersten Blick vor jedem Standesgenossen auszeichnete. Der Großbauer auf dem Weilerhofe war nicht lange vor jener Zeit Wittwer geworden, und seine Frau hatte ihm die Sorge für ein einziges Töchterchen hinterlassen. Die kleine Agnes war damals 12 Jahre alt, ein aufgewachtes heiteres Mädchen mit dichten blonden Zöpfen und hellblauen Wäldchenaugen.

Die beiden verstanden sich gleich von Anfang an vorzüglich. Ludger hatte für Sie stets einen freundlichen Gruß, und wenn Agnes schwerere Rechenaufgaben für die Schule löfen oder eine Beschreibung anfertigen mußte, war er stets der Retter in der Not; er konnte ihr die Schwierigkeiten weit besser entwirren, als die Lehrerin. Jedes Anliegen, wo es die Kinder unzählige haben, brachte sie ihm vor und war dem auch gewohnt, daß Ludger, der selbst noch fast ein Kind in seinen Reigungen und Gedanken war, diese Bitten so erfüllte, wie sie sich deren Erfüllung dachte.

Dieser tägliche Verkehr der beiden schuf unmerklich ein gegenseitiges Gefühl der Anhänglichkeit, über welches sich keines von ihnen klar wurde. Nur das wußten sie, daß sie sich lieblich freuten, wenn sie zusammen sein konnten, und daß ihre Gedanken sich miteinander beschäftigten, wenn sie getrennt waren. — — —

Agnes war zur Jungfrau herangewachsen. Aus dem Staben Ludger war ein kräftiger Bursche geworden. Nun liebten sich die beiden innig. Aber keines wagte es, diejam Gefühle Ausdruck zu geben.

Agnes konnte zu gut ihren Vater, als daß sie es für möglich gehalten hätte, ihm jemals das Geständnis zu machen, sie, die Erbtöchter all der Wälder und Ackerbreiten des Weilerhofes, liebe einen — knecht. Und ebenso wagte Ludger nicht den Gedanken zu fassen, daß bei den bestehenden Verhältnissen auch nur die Möglichkeit einer Verbindung gegeben sein könnte.

Bei all dem stillen Liebesglück begannen daher für beide bittere Zeiten. Wuchs doch bei jeder Begegnung eine turmhohle Schranke zwischen ihnen auf und trat doch hinter jedem Blick, den sie austauschten, ein Gespenst hervor, welches das bittere Leid der Entfremdung immer wieder aufs neue wachrief. — — —

Sinkt gingen Agnes und Ludger an einem Herbstabend zusammen vom Dorfe dem Hofe zu. Der Tag war gerade so schön wie heute, und die Bäume des Hofweges hatten die selbe gelbliche Farbe des heranrückenden Herbstes. —

Kaum ein Wort hatten sie unterwegs mit einander gesprochen.

Ludger war fest entschlossen, am demselben Abend noch ihr mitzuteilen, daß er fort wolle, — wohin? das wußte er selbst noch nicht, nur fort — weit fort aus dem Banne jenes Gespenstes, welches ihm Ruhe und Frieden raubte.

Schon hatte er mehrmals zu dieser Erklärung tief Atem geschöpft; aber da kam jedesmal dieses Gespenst und schnürte ihm mit krampfhaftem Griffe die Kehle zu. —

Sie traten aus dem Hofweg heraus, das Unterholz wurde lichter, links lag der Hof vor ihnen, und rechts sah man weit hingestreckt die waldigen Höhen des Hornberges.

Dorthin richtete sich des Jünglings Blick; ein ungezügelltes Gefühl der Wanderlust überkam ihn, und indem er die Hand seiner Begleiterin nahm und fast unwillkürlich drückte, stieß er hart und abgebrochen die Worte hervor: „Sieh dort die Ferne, die weite Welt, dorthin führt morgen mein Weg — fort muß ich, wir beide müssen uns trennen, morgen, nein heute schon, — nur fort!“

Agnes, welche schon lange einen außergewöhnlichen Ansehens seiner Leidenschaft befürchtet hatte, überkam ein jäher Schrecken.

Sie fühlte, wie sich seine Hand fester um ihren Arm legte, sah bekümmert, wie die kräftige Gestalt Ludgers zitterte und wie sein wirrer Blick die weiten Nebel der Ferne zu durchdringen suchte.

„Ludger, Du siehst!“ rief sie bewegt aus. „Hat Dir jemand ein Leid zugefügt?“

„Ihr — Agnes, Du und alle hier! — nein, niemand hat mir ein beleidigendes Wort gesagt, aber deshalb wirds mir gerade so schwer, weggehen zu müssen.“

„Weggehen — müssen?“ — wiederholte Agnes, die, den Blick zur Erde geheset, nicht wagte, ihn anzusehen.

„Das Leid, welches mir widerfahren“, fuhr er ruhiger werdend fort, „sitzt hier, tief im Herzen und kann nicht hervorbrechen, deshalb wühlt es um so tiefer nach innen. Wilst Du denn nicht verstehen, was ich leide?“

Traurig heftete Ludger seine Augen auf Agnes.

Sie sah es diesem Blicke nur zu deutlich an, worauf die leidenschaftlichen Worte zielten. Das Geständnis, welches sie von seinen Lippen sich abringen sah, war seit Jahren ihre größte Furcht und doch ihr trauester Gedanke gewesen.

Dieser Widerstreit der Gefühle überwältigte sie fast.

Mit zitternder Hast trat sie dicht an ihn heran, und indem sie ihre Hand fest auf seine Lippen presste, neigte sie ihren Kopf an seine Schulter. Sie weinte. —

Krampfhaft zuckte ihr Mund und hingerissen von der inneren Erregung ging ihr Weinen in lautes Schluchzen über. —

„Kann es denn zwischen uns nicht bleiben wie bisher?“ lönte es aus ihrem Schluchzen hervor.

„Aber, fasse Dich doch, Agnes,“ beruhigte sie Ludger, indem er mit der Hand über ihr blondes Haar strich. — „Ich wolle Dir so nicht wehe tun und sieh, hinten in der Ferne die Berge, die Welt — da draußen ist mein Glück, mein Fortkommen. Ich fühle in mir die Ahnung eines Geschicks, welches mir die Klüfte überbrücken hilft, die jetzt zwischen uns sich gähnend auftun.“ —

„Auf welches Glück willst Du hoffen?“

„Auf das tausendgestaltige, wie es draußen in der Welt schon mancher errungen.“

Agnes ließ nach mit Weinen, sie wurde ruhiger.

Sie merkte wohl, wie durch die Wendung des Gespräches die Entscheidung über ihr beiderseitiges Geschick hinausgeschoben wurde.

Mit einem stummen Blick dankte sie dem Jüngling und flehentlich klangen ihre Worte, als sie fragte: „Aber wenn Du draußen in der Welt bist, wirst Du dann noch die alte Anhänglichkeit behalten an den Weilerhof, an die Wälder und Felder, den Vater und an — uns alle?“

„Ich gelobe es Dir, Agnes, hier meine Hand darauf; täglich, stündlich sollen meine Gedanken bei Euch weilen, die meisten aber Agnes, bei Dir, — Dir.“

„Wie gut Du bist!“

„Und Du? — nein, ich will von Dir keinerlei Bajage; Du sollst frei sein wie der Vogel dort im Strauch, sage kein bindendes Wort, — jetzt nicht, — Du gehörst Dir nicht allein, und ich will nicht, daß eine gewisse Zukunft Dir Zwang auferlegt.“

Ludger! ich verbiete Dir, so weiter zu sprechen, ich glaube an das Glück Deiner Zukunft, ich hoffe — nun, weil Du so

fest hoffen. — Laß uns doch dieses Hoffen und diesen Glan-  
ben gemeinsam haben.“

Einst sah Agnes ihn an.  
Ein harter jäher Wille offenbarte sich in diesem Blick. Es  
leuchtete aus ihm hervor, daß das mutige Mädchen bereit  
war, zu kämpfen für ihren Willen und ihre Liebe.

Ludger jubelte auf. „Für ein Jahr,“ rief er freudig er-  
regt, „nehme ich Dein Wort an; aber einstweilen nur für  
ein Jahr. Wenn es wieder Herbst geworden, und Dein Blut  
noch gerade so fest und innig ist, hole ich mir die Verlänge-  
rung der Barzezeit.“

„Wenn Du nur kommst,“ flüchelte Agnes besonnen; —  
„ich warte.“

„Und wenn man Dich zwingt, gegen Dein Wort zu han-  
deln?“

„Dann denke ich an den Herbst und — — warte.“ — —

Um sie lagerte der Friede der Abendruhe auf Feld und  
Flur. Nicht das leiseste Geräusch störte das Klöpfen beider  
Herzen. Als Ludger fühlte, wie ihre Hand leise in der  
seinen zitterte, da neigte er sich, überwältigt von dem Ge-  
fühl der nahen und langen Trennung, zu ihr herab und  
beide besiegelten durch einen innigen Kuß ein festes Gelüb-  
nis, dessen Säwäre ihr nur allzusehr bewußt war. — —

Wie lebhaft trat heute diese lange und doch so glückliche  
Abschiedsstunde vor seine Seele, als er die Stelle betrat, wo  
Agnes und er dazumal gestanden. — Heute konnte man nicht  
mehr so frei zu den Bergen hinüberschauen.

Zu den 5 Jahren Zwischengzeit war das Unterholz hoch auf-  
geschossen. —

Nur selten, ein- oder zweimal im Jahre, war er hier mit  
der treuen Jungfrau heimlich zusammengekommen und im-  
mer hatte sie ihm mit derselben Zuversicht und Ruhe ver-  
sichert: — ich warte. — Und wenn er dann im Dorfe hörte,  
wie oft die reiche Bauerntochter ihre Hand ausge schlagen hatte,  
und wie ihr Vater sich über den harten Sinn seiner Tochter  
jämerte und grämte, dann wurde ihm klar, wie viel Kum-  
mer und Leid, wie viel Kampf und Ausdauer in den so ruhig  
gesprochenen Worten „ich warte“, eingeschlossen war.

Mit einem schweren Seufzer rief er sich endlich los von dem  
so trauten Ort. Högernd näherte er sich der Bruchstein-  
mauer, welche den Hof und den Eichenkranz in großem Bo-  
gen umzog.

### \* Et Hi-Hi-Hippesell.

Et Hesehwälder Stöckle op Hesehwälder Platt.  
Vom D r i e s.

Et möge woll e Stöck off dreißig Johr verlezde<sup>1)</sup> sin, do  
genge enes Sammesdeis Owend's de Stannigäh mit em  
„Lebent“ zemlich früh no Hus; om Raat wor der Nachts-  
wächter, der Weysch Hendrich, grad de Kronslampe am aut-  
maake. Domols hadde mer en Hesechwäld nänntlich noch tee  
letrisch Recht, do stong noch nit dat schöne Duffes op de  
Duffesborperstrooke Ed on do jenge och noch nit all die Dräht  
öwer de Stroht an langs de Hüser, dat hal kunn Rösch mieh  
derdorch lann. Aewer domols wor et noch e kee heste  
gemüthlicher wie hüdd, wo dat Stöckle secher nit mieh passere  
könn, wat och derzälle well. No, et es jood, die Raatebröder  
vom Stammdösch stonge meden op de Strook, on et wor  
öwne allemole noch te früh nom Bett te jonn. Wos der  
Bürgermeister geng no Hus, weil et dann gewöhnlich jätt  
gohw, wo hi nit derbei sin durfden. Wie e wiet genoch  
sott wor, seit der Pitter: „Bett ehr wat, wenn jeh der  
Nachtswächter no Hus es, speele mer em Aptecker enne Stried,  
weil e hüdd Owend nit laate gefohne es. Jot ehr angere  
all emol op de Apteck ebrän, och on der Andrees mer lohne  
glic noch, mer wäde schon jätt untütere.“<sup>2)</sup> Die angere  
jenge sott, on der Pitter seit vor der Andrees: „Wechje wat,  
Andrees, och jonn ich städ noch Hus, hol en Ledder on dann  
hänge mer hei dat Scheld vom Kesperade aff on hängen et  
hem Aptecker löche die zwei Fahnestange. Der Pitter höllt  
die Ledder on die zwei hänge dat Schild aff on striede sich  
domet langs de Hüser noch de Apteck. Die angere hadden  
sech als en e Pöhlz nähmer de Apteck gestellt on pahden op,  
wat die zwei weele. Rau es vor der Apteck enne Keene  
Fade vor on janz an de Strook stont e paar Heilere on op jede  
Heiler es en Fahnestang. Der Pitter kömmt<sup>3)</sup> op sonne Pof,  
lött sech vom Andrees dat Scheld oonriede on bengt et mit en  
Hohd so hoch wie e lann, on de Fahnestang, dann mä e et  
op da angere Sitt gradso. Rau stelden se sech allemole  
derbör on kee sech dat Werk an. Do meint de Pitter: Rikt  
emol, dat es noch nit jood, die zwei Fahnestange stippele so

näd en den Lof, do mott höhöe och noch jett draan. Der  
ene schlog bör: „Kommer an jedder Sitt enne alte kapudige  
Dentschlepp dran hänge“, enne angere seit: „Oder mer  
stippele, lahwe e paar Kamerpöhl drov“. Aewer der Pitter  
woß jät Besseres, es sich nänntlich dem Nachtswächter, da  
nit wiet doreu wonden, Recht durch de Fensterlade schiene.  
„Aha“, seit e, der Hendrich es secher te Hus, lommer wol  
Kiede, offe nit am schlope es.“ Se jonn derhin on richtig,  
wie se noch nit ganz do sind, höhden se em al schnorle. Dat  
wor domols noch nit so schleem, wenn der Nachtswächter och  
als emol e Stöckle schleep, dann eshdens lohnt en Hese-  
schwäld so lähmegottsdag et neijts<sup>4)</sup> nig Schlemmes bör, on  
dann geng der Hendrich neijts noch immer nett em Wese-  
lände<sup>5)</sup> on bruden nit en Polezeinesform em Mondsching  
swagere te fohre. „Bett ehr wat?“ seit der Pitter, „mer  
hänge hei de Fensterlade mit on trede die bör der Apteck als  
Fahnes op.“ On häste nit gesenn, hätt e als een uutgehängt  
on nou ganz heusch<sup>6)</sup> wo de Apteck trüd. Die angere stelden  
sech wieder en ehr Pöhlz on die zwei weele die Fensterlad  
an de Kohd sah on jenge an se optrede. Wie se se grad  
haltwägs hadde, schlog em Pitter op emol ömmes paarisch op  
die Scholdere on söngt an te stammeln: „O-o-on, im  
Namen d-d-des Gesehes, f-f-f sind de v-verhaft“. Do  
wor doch dat doch ferdal der Weysche Hendrich, da secher wat  
gemerkt hatt — on wie e do an der Apteck ömmes krofe  
hödden, gang heusch op läde Hoose<sup>7)</sup> derhin gefohne wor. Die  
angere am Pöhlz schübbelden sech bör Lahe on pahden op,  
wie et nou wieder ging. Der Pitter leet sech nit häre em  
trede on seit: „O-o-on Hendrich, o-o-on du hä-hä-hä  
hei nig to-te-te verhasse“ on dabei trod e de Fensterlad  
immer e Stöckle höjer. Do seit der Hendrich, wie e em Pitter  
kenne dacht: „O-o-on Pitter, o-o-on wenn ich gewoßt hätt,  
da-da-dats du dat wos o-o-on der Andrees, d-dam  
hä-hätt och och ja-janit verhaft; ä-ä-äwer wat makt  
ehr hei?“ „Mer sind hei hem Aptecker am slagge!“ „O-on  
seit do der Hendrich, da-dat es mech so eial, ä-ä-äwer  
d-d die Fensterlad and-möht ehr mech widderbränge.“  
„O-o-on“ seit do der Pitter, „o-o-on, Hendrich, do lanns  
meh emol de Rache däue, ho-ho-hol du doch dinn Fensterlad  
fälder widder, me-me-mer hant Laß genoch dermet ge-  
hätt.“ Dat sech denn och der Hendrich em on he seit:  
„O-o-on och weet noch jätt, ä-ä-äwer eh-eh-eh dürft  
meh ni-ni-nit verrede; o-o-on och ha-hann je Hus  
no-no-noch e alt Hi-Hi-Hippesell, o-o-on wenn ehr  
meh ni-nit verrede dot“, o-o-on dann hol och dat  
Hi-Hi-Hippesell, o-o-on dann dommer“) tat o-o-on  
de andere Sitt o-o-on optrede, ä-ä-äwer ehr dürft mech nit  
verrede.“ „Enä, Hendrich, o-o-on mer verrede dich nit,  
jo-ho-hol du merr dat Hi-Hi-Hippesell.“ Der Hendrich  
geng noch Hus, för im dat Hippesell te hote. No e paar  
Minutte lann der Hendrich mel si Hippesell, dat noch mel  
Strich, oppeslopp wor. „O-o-on, ehr dürft mech äwer mit  
verrede“, seit e als widder. Do troofe sie denn nou noch dat  
Hippesell an der angere Stang on de Hödde. Der Hendrich  
geng dann emol im de Hert eröm, on dann opp jedden Fall  
widder noch Hus „wache“, on die andere hadden löshedem  
och Schlopp getritt.

Als am angere Morge de Lütt en aller Herrjottsfrüh noch  
de ehle Resh ginge, jonen sie do an der Apteck schön medsen  
löschen de Fahnestange e Scheld hänge. Garten-Restaurant zum  
Kaisergarten“ on reihls em alde Fensterlad on lenks e ald  
Hippesell an de Fahnestang. Es Mondreije morgens früh ging  
der Weysch Hendrich nom Büro on deht melde: „Hä-Härr  
Bürgermeister, o-o-on mi-mich ha-hant sie am Sammes-  
dag awend et ein Fensterlad o-o-on ei-ei Hi-Hi-Hippe-  
sell so-fottgetriegt, o-o-on da-das ha-hanse beim  
A-A-Aptecker aufgehu-hungen.“ Als der Bürgermeister  
fropden, of e den nit wöß, wä dat gedonn hätt, on off e denn  
gesälloope hätt, seit e „Enä“, Hä-Härr Bürgermeister, o-o-on  
dat weeh i-ich nit, o-o-on da-dat müße Ab-Abeschwälder  
gewese jin, die-die wöfden, da-dat ich ü-üm die Zeit,  
w-wo dat pa-passiert ist, jrad am Krüzberg war.“ Der  
Bürgermeister seiden nig mieh, hä wöß den jo wöß je gott, toä  
datt widder wor, on e hatt sinu Spaß dran, hos dat e nit  
wöß, von wem da Hi-Hi-Hippesell war. Am Stammdösch  
hant se äwer noch öft aelocht äwer das Stöckle mem  
Hi-Hi-Hippesell.

- 1) des Radis.
- 2) blauer Mittel.
- 3) leise.
- 4) auf den Strümpfen.
- 5) tut.
- 6) tun wir.

1) vergangen.  
2) ausgelassen.  
3) flüchelt.

## = Weihnachtsspielsachen.

Eine Klauerei von heute und gestern.

Von Eugen Rath.

Ein Weihnachtsfest ohne Spielsachen wäre wie ein Frühling ohne Blüten. Tausend Kinderträume wollen ja an dem schönsten der Feste des Jahres erfüllt werden. Und hundertfache Sehnsucht harret ihrer Erfüllung. Tag ein, tag aus warten die Mäde unserer Kinder auf die Stunde der Bescherung. All Herrlichkeiten ihrer kleinen Welt sollen nun Gestalt annehmen. Emsig arbeiten Gedanke und Vorstellung. In Liedern und artigen Verslein geben sie ihren bunten Wünschen Sprache und Ausdruck. So singt Heinrich v. Müllner:

Wißt ihr noch vom vorigen Jahr,  
Wie's am Weihnachtsabend war?  
Wißt ihr noch das Räderpferdchen  
Und die schöne Jagd von Blei,  
Juldens Küche mit dem Herdchen  
Und die schöne Schäferei,  
Heinrichs bunten Darlekin  
Mit der gelben Violin?

Und doch sind die Weihnachtsspielsachen — historisch genommen — noch gar nicht so alt. Erst das späte Mittelalter führte solche in der Gestalt primitiver Puppen, der Doden oder Loden, ein. Nürnberg war der Hauptstift dieser Spielwarenindustrie, wenn man überhaupt von einer Industrie im modernen Sinne reden kann. Wenn man sich aber nicht speziell auf Weihnachtsspielwaren versteht, so kann man die Herstellung von Spielsachen bis in die vorgeschichtliche Zeit hinein verfolgen. Schon in den weisshweizerischen Pfahlbauten der Bronzezeit hat man eine Art irdener und bronzener Kinderklappen gefunden; auch Würfel (Kindchen) haben Archäologen an verschiedenen anderen Orten ausgegraben.

Es ist naturgemäß, daß man schon in früheren Zeiten darauf bedacht war, die Kinder in unseren Breiten, wo Herbst und Winter mehr oder weniger rauhe Jahreszeiten genannt werden können, an das Haus zu fesseln. Dort fanden sie nichts von dem, was Frühling und Sommer ihnen in Hülle und Fülle gaben. Man mußte also einen Ersatz, ein Beschäftigungsmittel schaffen. Und man gab ihnen Spielsachen in die Hände. So konzentrierte sich das Schenken von Spielsachen immer mehr auf einen bestimmten Tag zu Beginn der rauhen Jahreszeit, — einen Tag, dem die Kleinen schon wochenlang mit ihrer ganzen Kindersehnsucht entgegenharrten. Als das Christentum seinen siegreichen Einzug in Nord- und Mitteleuropa gehalten hatte, wählte man (in den germanischen Gauen) im Süden den Nikolaustag als den Kinderbescherungstag, im Norden den Weihnachtsabend, den ersten Weihnachtstag oder das Dreikönigenfest. Vielleicht mag hier auch die Sitte mitgespielt haben, daß es dem Volksglauben nach Brauch ist, daß die Neugeborenen — und ein solches ist hier das Christkind, — den älteren, bereits vorhandenen, aber immerhin noch keinen Geschwistern „etwas mitzubringen“ pflegen. Wir aber wollen uns mit einer Auslegung dieser Angelegenheit nicht weiter befassen. Wir wissen nur das eine, daß sich der schlichte Geschmack des Mittelalters ganz unendlich verändert hat, die Zeiten haben sich geändert und — wir mit ihnen. Was erwartet heute nicht alles das Kind vom Weihnachtsmann, dem gefürchteten und doch so sehnsüchtig herbeigewünschten? Leider wird der kindliche Geschmack heutzutage auch in dieser Beziehung immer enger umgrenzt, als gegenwärtig. Chamisso hat alles das treffend in seinem Gedicht „Die Christbescherung“ geschildert. Da heißt es u. a.:

... Das Christkind hat an alles gedacht  
Und Nüchliches und Schönes gebracht,  
Da steht ihr Trommel, Soldaten von Blei,  
Auch eine Fahne hängt nebenbei,  
Sitzt Häuser von Pappe mit rotem Dach  
Und drin ein zierliches, kleines Gemach,  
... Hier Peitschen und Wagen, ein Pferdchen  
gar wild,

Dort zum Zusammensetzen ein Bild,  
Dier Schreibebücher, ein Püppchen ganz klein  
Wird dort gewiß in der Wiege sein.  
Auch herrliche Bücher sind aufgestellt;  
Von tausend Lichtern ist alles erbellt.

Wir wenden uns nunmehr zu den heute üblichen Weihnachtsspielsachen. Da sind zunächst die Puppen. In ihrer Ausstattung und ihrem Anzug sind sie ganz wie die Menschen der Mode unterworfen. Wir finden Vertreter und Vertreterinnen aller Klassen und Nationen. Und das ist nicht nur heute so, das war immer so. Ebenso wie die Puppe heute ein Reformkleid trägt, so trug sie früher eine Krinolone oder das lange, schlicht herabfallende Gewand einer ehrbaren Zunftmeistersfrau. Vom einfachsten Mechanismus bis zum kompliziertesten treten uns die Puppen entgegen: vom Bades-

engel bis zur beweglichen Niesenpuppe mit Schlafaugen und Phonographenstimme. Und alle finden ihre Abnehmer, denn es gibt wohl kaum einen Weihnachtstisch, wo nicht eine Puppe, mag sie auch noch so schlicht sein, das Entzücken eines kleinen Mädchens, oder auch eines Biben wachruft.

Mit den Puppen in einem Atemzuge zu nennen sind die Puppenstuben, die Küchen, Kochherde und Verkaufsläden für Kinder. Schon die Nürnberger Puppenstuben des Mittelalters besaßen Belustigung. Heute aber sind alle diese Gegenstände derartig verbauert, daß sie geradezu berechtigt Staunen hervorrufen. Die Möbel sind oft Miniaturkunstwerke handwerklichen Fleißes. Wir finden nicht nur das Puppenwohnzimmer, das Puppenschlafzimmer und den Puppenkamin, sondern auch die Puppenbadestube mit Brause und Säbner für kaltes und warmes Wasser. In den Puppenküchen finden wir alle diejenigen Gegenstände klein und zierlich, und dennoch brauchbar, nachgebildet, die die Erwachsenen gebrauchen. In den Verkaufsläden erregen eine reiche Anzahl kleiner und kleinster Fächer, Düten, Wiegeschale, Gewicht usw. unsere Bewunderung.

Noch komplizierter als diese meist aus Holz bestehenden Weihnachtsspielwaren sind die Metallspielsachen: Maschinen, Eisenbahnen, Schiffe, Automobile, Kanonen, Soldaten usw. Hier zeigt sich so recht, was die moderne Technik auch für den Weihnachtstisch zu schaffen vermag. Der Dampf tritt hier als treibende Kraft in den meisten Fällen auf. In kleinen Stiefeln wird er mittels eines Spiritusflämmchens entwickelt. Aber auch die Elektrizität ist bereits in den Diensten des modernen Kinderpielzeugs gespannt. In Form von Akkumulatoren muß sie die Triebkraft hergeben. Die Kanonen werden mit Zündplättchen versehen und geben so beim Losziehen Knall und Feuer usw.

Gummi, Papiermaché, Celluloid und Porzellan sind diejenigen Rohstoffe, die sich steigender Beliebtheit bei der Herstellung zeitgemäßer Weihnachtsspielsachen erfreuen. Durch ihre leichte Verarbeitungsmöglichkeit durch Pressen und Formen, hat man für ganze Spielwarengruppen völlig neue Gebiete erobert, die erst zu einem verhältnismäßig geringen Teil ausgenutzt worden sind.

Deutschland, das rund 100 000 Menschen handwerksmäßig in der Spielwarenindustrie, besonders in Nürnberg, im Erzgebirge und im südlichen Thüringen, beschäftigt, marschiert, wie auch im ganzen Mittelalter, noch immer an der Spitze der Spielwaren fabrizierenden Länder. Der Export auf diesem Gebiete menschlicher Betätigung ist nach wie vor ein ganz gewaltiger geblieben: 84 Prozent aller hergestellten Spielwaren gingen ins Ausland, und die übrig bleibenden 16 Prozent genügen vollauf, den Bedarf der Heimat an Weihnachtsspielwaren zu decken.

Das etwa mag im engen Rahmen dieser Betrachtung kurz für die Geschichte der Weihnachtsspielsachen genügen. Sind sie doch Wunsch und Sehnsucht unserer Kinderwelt geworden! Mögen sie es sein! Wir aber schließen deshalb mit dem bekannten Gedicht Hoffmann's von Fallersleben:

Morgen kommt der Weihnachtsmann,  
Kommt mit seinen Gaben,  
Trommel, Pfeifen und Gewehr,  
Fahn' und Säbel und noch mehr,  
Ja, ein ganzes Kriegesgeer  
Möcht' ich gerne haben!  
Bring' uns, lieber Weihnachtsmann  
Bring' auch morgen, bringe  
Musketier und Grenadier,  
Fottelbär und Pantherier,  
Hoh' und Esel, Schaf und Stier,  
Lauter schöne Dinge!

## Allerlei.

§ Die Schaffung einer einheitlichen Kurzschrift betrifft folgende offiziöse Notiz: Von den Vertretern der bedeutendsten deutschen Stenographieschulen ist dem Reichsamte des Innern eine Denkschrift über die Schaffung einer einheitlichen Kurzschrift vorgelegt worden, in welcher angeregt worden ist, zunächst einen Ausschuss, bestehend aus 23 Sachverständigen der verschiedenen Stenographieschulen, mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für ein einheitliches System zu betrauen. Dieser Anregung entsprechend sind die Unterzeichner der Eingabe ersucht worden, dem Ausschuss jene Aufgabe zur tunlichst baldigen Erledigung zu übertragen. Die Einberufung der in Aussicht genommenen Konferenz bleibt bis zum Eingange der ausgearbeiteten Vorlage ausgesetzt.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 50.

Düsseldorf, den 15. Dezember.

1907.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag im Advent. — Zum Sonntag „Gaudete“. — Adventsgedanken. — Weihnachtsgebräuche bei versch. deutschen Völkern. — Der entwichene „Leibbare“. — Der Legte vom Kloster Brunn. (Unberechtigt er Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum dritten Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes I, 19–28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jsaías gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

## Zum Sonntag „Gaudete.“

Dorch auf! Ein Wunderklingen  
Durchbebt das Erdenrund!  
Ein fremdes, süßes Singen  
Umschwebt der Seher Mund!  
Ein König ward verkündet,  
Mit Namen „Wunderbar“,  
Der eine Welt entzündet,  
Das Heil macht offenbar.

Dorch auf! Die Stimme höre!  
Sie sucht und ruft auch dich:  
Tu' Buße und befehle  
Sich, wer vom Pfade wich!  
Der Wüstenrufer klaget:  
O Seele, lehre um!  
Siehst du denn nicht? — es taget  
Das Evangelium!

## Adventsgedanken.

III.

„Das Wort (der Sohn Gottes) ist Fleisch geworden“ — dieser Satz drückt in bewundernswerker Kürze das große Geheimnis aus, das schon in dieser hl. Adventszeit, besonders aber am bevorstehenden hohen Weihnachtsfeste, Herz und Sinn des Christen beschäftigen muß. Auch wir wollten da nicht zurückbleiben; um eine annähernde Vorstellung von dem Geheimnisse der Menschwerdung zu gewinnen, haben wir das Gleichnis von der „Bekleidung“ ausgeführt und sagten: Der Sohn Gottes hat sich mit der menschlichen Natur (Leib und Seele) gleichsam bekleidet und ist so sichtbar auf Erden erschienen.

Der große hl. Kirchenlehrer Thomas von Aquin legt großen Wert auf eine andere Vergleichung. Er weist hin auf die innige Vereinigung unserer Seele mit unserm Leibe und führt das so aus: Wie die vernünftige Seele und der zugehörige Leib ein einziger Mensch sind, so ist der Sohn Gottes und die von ihm angenommene Menschheit nur ein einziger Jesus Christus. — Dabei stützt der große Kirchenlehrer sich auf das berühmte „Glaubensbekenntnis“ des hl. Athanasius (4. Jahrh.), worin es also heißt: „Um selig zu werden, ist auch notwendig, an die Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus aufrichtig zu glauben. Der wahre Glaube fordert also unser Bekenntnis: daß unser Herr Jesus Christus, der Sohn Gottes, zugleich Gott und Mensch sei. — Er ist Gott aus der Wesenheit des Vaters, von Ewigkeit her erzeugt; und Er ist Mensch aus der Wesenheit der jungfräulichen Mutter, in der Zeit geboren. Er ist vollkommener Gott und vollkommener Mensch, der aus einer vernünftigen Seele und einem menschlichen Leibe besteht. Er ist dem Vater gleich nach Seiner Gottheit. — Er ist geringer als der Vater nach Seiner Menschheit. Obgleich Er aber Gott und Mensch ist, so sind doch nicht zwei, sondern nur Ein Christus. — Aber Ein Christus: nicht als ob die Gottheit in Fleisch verwandelt sei, sondern weil Gott die Menschheit angenommen hat. — Ein Christus: nicht durch die Vermischung der Wesenheit, sondern durch die Einheit der Person. Denn so wie die vernünftige Seele und der Leib nur Ein Mensch ist, so ist Gott und Mensch nur Ein Christus, der für unser Heil gelitten hat usw.“

Fürwahr ein lichtvolles Bild dieses großen Geheimnisses! Allein einem Irrtum ist hier zu begegnen, der allerdings in dem obigen Glaubensbekenntnisse bereits kurz zurückgewiesen ist: Durch die Vereinigung unserer Seele mit dem Leibe werden beide beifalls eine (menschliche) Natur — allein bei der Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in Jesus Christus ist das nicht der Fall. Sie schmelzen nicht zusammen in eine Natur, sondern beide Naturen (die göttliche wie die menschliche) bleiben in ihrer Ganzheit und Vollkommenheit.

Für das Geheimnis der Menschwerdung bietet uns ein weiteres treffendes Gleichnis auch der Sonnenstrahl. Das Sonnenlicht oder der Sonnenstrahl ist dieselbe Natur wie die Sonne; er kommt von der Sonne und ist so alt wie die Sonne: so ist der Sohn Gottes derselben göttlichen Natur mit dem Vater; Er kommt von Ihm (hat in Ihm seinen Ursprung) und ist doch gleich-ewig. Der Sonnenstrahl dringt auf unsere Erde herab, ohne die Sonne zu verlassen, — so ist der Sohn Gottes durch Seine Menschwerdung auf die Erde gekommen, ohne den Himmel, „den Schoß des Vaters“, zu verlassen. Wenn nun der Sonnenstrahl durch ein farbiges Glas fällt, so

nimmt er z. B. die rote Farbe des Glases an und ist dann selber rot; hat er aber deshalb aufgehört, ein Sonnenstrahl zu sein? Hat er darum die Natur des Lichtes verloren? Nein, er ist und bleibt Sonnenstrahl, er behält die Natur des Lichtes und erhält noch dazu die der roten Farbe; — So bleibt auch Christus Gott und nimmt zu Seiner göttlichen Natur noch die menschliche an. Und wie wir dort nicht zwei Sonnenstrahlen (einen leuchtenden und einen farbigen) haben, sondern nur einen, — so sind auch nicht zwei Personen im Gottmenschen, nicht zwei sondern Ein Christus! Ferner: die Farbe in jenem Sonnenstrahl ist kein Ding für sich, sondern gehört zum Sonnenstrahl, bildet mit ihm ein Ding; — so ist auch die menschliche Natur in Christus nicht ein Wesen für sich, sondern gehört dem Sohne Gottes: Menschheit und Gottheit gehören zu der Einen Person des Sohnes Gottes. Endlich: als Licht ist der Sonnenstrahl so alt wie die Sonne; aber farbige ist er erst, seit er das farbige Glas berührt; — so ist Christus der Herr als Gott ewig wie der Vater, Mensch aber erst, seit er aus Maria die menschliche Natur angenommen hat. Und wie der Sonnenstrahl von dem farbigen Glas die Farbe annimmt, ohne das Glas zu verlegen: so nahm der Sohn Gottes von Maria die menschliche Natur an, ohne die reinste Jungfräulichkeit im mindesten zu verlegen.

Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um unförm Verstandnisse jenes unerforschlichen Geheimnisses einigermaßen näher zu bringen: die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die im Grunde für uns viel wichtiger ist, als selbst die Erschaffung; denn was hätte diese uns genützt, wenn der menschgewordene Sohn Gottes uns Adamskinder nicht erköst hätte?

S.

## — Weihnachtsgebräuche bei verschiedenen Völkern.

Von Dr. S. A. Stirn.

Es gibt wohl in der ganzen Kulturwelt kein Fest, welches so sehr die Gemüther ausgleicht und so tief in der Liebe wurzelt, als das Weihnachtsfest. Besonders der Weihnachtsbaum hat dem Deutschen einen Stempel aufgedrückt, den er auch in der weitesten Ferne nicht vergißt. Nicht in allen Ländern hat das Weihnachtsfest die löstliche, unerreichbare Weihe, die es in Deutschland durch den brennenden Baum, durch alle jene Beweise erhält, die Liebe und Freundschaft miteinander austauschen. In England wird das Christfest meist ohne Tannenbaum gefeiert, hier ist es weniger ein Kinderfest, als eine Freude für die Erwachsenen. Freilich fehlt es auch bei den Briten nicht an dem immergrünen Festschmuck, doch liefert ihn nicht die Tanne oder Fichte, sondern die Stechpalme, die vereint mit der Mistel, das Material abgeben muß zu dem berühmten „Holly-Busch“. Unter dem Holly-Busch oder auch nur unter dem einfachen „Mistle-toe“ treffen sich am liebsten die Verlobten, denn dort dürfen sie sich vor aller Augen nach Herzenslust küssen, dort finden sich die Verliebten und werden unter dem Schatten des Mistelzweiges zu Verlobten.

Noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt die Sitte, daß die Stadt London den hohen Würdenträgern des Hofes, dem Vorkanzler, dem Schatzmeister, den Ministern und hohen Beamten des Hofstaates zu Weihnachten schwarzen Stoff von feinsten Güte zum Geschenke macht. Die Oberhäupter der Stadt London erhalten natürlich Gegengeschenke vom Hofe, und das originellste Geschenk, dessen Ursprung bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht, besteht darin, daß sowohl Londons Stadtoberhaupt, als auch die Stadtväter Gutscheine erhalten. Für diese Gutscheine darf sich der Oberbürgermeister im Burschey-Parl vier feiste Hirsche als Weihnachtsbraten ansuchen, jeder Stadtverordnete nur drei.

In Schweden kennt man den Weihnachtsbaum wie bei uns und feiert das Christfest noch länger als in Deutschland. Es ist dort noch vielfach üblich, den Weihnachtsstich, der gleichsam als Hausaltar dient, vom heiligen Abend bis zum Fest der heiligen drei Könige, 6. Januar, stehen zu lassen, also zwölf Tage. Schön ist der Brauch, der noch im ganzen Nordens üblich ist, am Weihnachtsfest der Vögel besonders zu gedenken. Bei jeder Schenke erheben

sich hohe Stangen, an deren Gipfel drei Getreidegarben angebracht sind und die Vögel zur herrlichen und lange ausreichenden Mahlzeit einladen. Einer der größten Dichter Schwedens besingt diesen Brauch also: „Kommt herbei, ihr sorglosen Vögelin — Körntische laden euch bei den Schenken ein; Weihnachten kommt — dann sollt ihr holen — Nahrung von goldgelben, brotbeschwerten Halmen.“

In der Schweiz stellt man vor der Mette, das ist die Messe in der Christnacht, den Eseln, Ochsen und Pferden das beste Futter auf, zur Erinnerung an den Stall zu Bethlehem, wo Christus geboren wurde. Aber auch die Menschen kommen nicht schlecht weg. Bei den reichen Bauern gibt es am Weihnachtsabend mindestens sechs Gerichte zum „Heiligen Abendessen“, wozu arme Nachbarn und Kinder eingeladen werden, die dann später reich beschenkt entlassen werden.

In Spanien spielt zwar der Weihnachtsbaum keine große Rolle, aber der ganze Weihnachtsmonat hat einen festlichen Anstrich. Einige Tage vor dem Christfest wird überall der Weihnachtsmarkt eröffnet. Was diesen Markt besonders kennzeichnet, das ist der Anstand, daß die Verkaufsbuden, wo Krippen verkauft werden, die anderen an Zahl weit überlegen. Findet man bei uns zu Weihnachten in jeder Familie den Weihnachtsbaum, so hat man dafür in Spanien und Portugal die Krippe. Jedes Kind muß in diesen beiden Ländern zu Weihnachten seine Krippe haben. In reichen Häusern begnügt man sich aber damit nicht allein, es werden da außerdem noch plastische Bilder angefertigt, wie die Gegend von Bethlehem oder die Geburtsstelle Christi. Auf diese plastischen Darstellungen wird oft viel Geld, Mühe und Kunst verwandt. Die reichste und kostbarste Krippe befindet sich in einer Kirche zu Lissabon, der Hauptstadt Portugals. Sie stellt eine richtige kleine Theaterbühne vor mit lebensgroßen Holzfiguren und zwar: Maria und Joseph, die drei Könige aus dem Morgenlande und eine Anzahl Hirten. Jesus liegt in einer geschmückten Wiege. Die Tracht der Könige ist geradezu blendend, im Stile Don Pedros II., der von 1688—1706 regierte.

Merkwürdiger Weise findet man den Weihnachtsbaum in den alten Kolonien Spaniens mehr als im Mutterlande. Freilich ist der Tannenbaum in Südamerika nicht überall zu Hause, aber dann wird er durch einen hübsch gewachsenen Kaffeebaum ersetzt, der mit den brennenden Kerzen noch hübscher wirkt, wie ein schlechter Tannenbaum. Oft wird sogar der Weihnachtsbaum im Freien angezündet, denn während wir in Schnee und Eis liegen, herrscht in Südamerika ein mildes Wetter. So spielt sich beispielsweise in Brasilien das Weihnachtsfest hauptsächlich auf der Straße ab. Kaum neigt sich der warme Tag seinem Ende entgegen, so ertönt das Geklingel von Hunderten von kleinen Glöckchen, geschwungen von Kinderhänden. Man läutet das Weihnachtsfest ein. So ist es in fast allen größeren Orten. Alle Kirchen sind mit Bambuszweigen, Palmenstämmen oder gar Koffengewinden geschmückt. In fast jeder deutschen Kirche aber strahlt dem Eintretenden ein echter Weihnachtsbaum entgegen, und deutsche Lehren singen fromm und begeistert das heimatische Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

So verschieden die Weihnachtsgebräuche in allen Ländern sein mögen, einen Gebrauch aber haben sie alle, den der Weihnachtsgratifikation. Diese Einrichtung, die so schön das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, ist schon uralte, sie hat einen hochangesehenen, weltberühmten Stifter, nämlich den Gotenkönig „Theodorich der Große.“ Er erließ die Verordnung zu Weihnachten des Jahres 500 nach Christi Geburt. Der schöne Brauch, zu Weihnachten außerordentlichen Sold zu gewähren, wie Theodorich sich in seinem Erlass ausdrückte, kam ursprünglich nur den Beamten zugute, und es wird heute noch an ihm mit rührender Konsequenz festgehalten. Erfreulich ist es, daß dieser schöne Weihnachtsgebrauch halb auch in andere Berufskreise Eingang fand, wo er nicht minder beliebt und geschätzt ist wie in Beamtenkreisen.

## N Der entwichene „Lenkbare“.

Als ich noch Schuljunge verwich, mußten wir unter anderem lateinischen Kram auch die geschwollene Rede lernen, die der damalige römische Kanzler Cicero über die Flucht seines revolutionären Gegners Catilina hielt. Cicero jubelte: „Abiit, evadit, erupit, excessit. Fort ist er, verduftet, ausgehoben, verschwunden!“ Diese Kraftstelle entfloß dem Gehege meiner Zähne, als ich von dem Auskreifen des französischen Luftschiffes „Patrie“ las. Die Franzosen hielten diesen lenkbaren Luftballon für das schönste, teuerste, vollkommenste Luftfahrzeug der Welt. Mit diesem „Lenkbaren“ glaubten sie wieder einmal an der Spitze der Zivilisation zu

fliegen, und sie brachten ihn schließlich an die Ostgrenze, damit er dort den Kräftens Respekt beibringe. Aber mit des Windes Mächten ist schlecht Kirichen essen. Aus lauter patriotischer Neugierde waren zwei Mann über die Normalzahl in den Korb des Luftschiffes gestiegen. Die große Belastung und der starke Wind stellten zu starke Anforderungen an die Maschine; der Ballon mußte in der Umgebung von Verdun landen, damit das Erdbwert repariert werde. Inzwischen füllte man den Ballon mit Wasserstoffgas nach, damit er für die Rückfahrt durch die Luft genügend gestärkt sei. Die Luftschiffer waren sämtlich ausgestiegen; der Ballon von 200 Soldaten festgehalten. Aber der Sturm wurde stärker, die riesige Kugel wurde hin und her getrieben, die Galietane wurden bald hier, bald dort aus den erklammten Fingern der Leute gerissen. Auf die gutgemeinten Vorschläge, Stühle einzuräumen oder schwere Wagen voll Eisenstücken herbeizuholen, um daran den Ballon zu verankern, hörten die Führer nicht. Endlich stellte sich heraus, daß die Leute das sturmgepeitschte Ungetüm nicht länger halten konnten. Was nun? Das Ventil zur langsamen Entleerung des Ballons zu ziehen, ging nicht an; denn dann hätte der Ballon eine Hohlform angenommen, in die der Wind mit verdoppelter Wucht hineinfassen konnte. In solchen Notfällen bleibt nur die Reißleine, so ist der Ballon sofort von oben bis unten aufgeschlitzt, so daß in einem Nu das Gas entweicht und die Hülle wie ein geleertes Sack zu Boden fällt. Die Franzosen behaupten nun, sie hätten wirklich die Reißleine ziehen wollen, aber sie wäre mit den anderen Stricken verbeddert gewesen. Genug: die Soldaten mußten schließlich loslassen, um nicht eine unfreiwillige Himmelfahrt zu machen, und der Stolz Frankreichs flog davon wie eine Flaumfeder. Zwar nicht in das Land des „Erbsündens“, sondern nach Nordwesten in das verbündete Reich des Königs Eduard. Wahrscheinlich ist der Windbeutel über England hinweg in das nördliche Eismeer geflogen und dort zum Spielzeug der Walfische geworden. Es ist also von der ganzen Herrlichkeit nichts übrig geblieben.

Die Engländer haben mit ihrem lenkbaren Luftschiff „Nulli secundus“ bekanntlich auch eine sehr herbe Erfahrung gemacht. Das Ding stieß bei einer Landung so scharf auf, daß die Maschinerie in Scherben ging.

In Deutschland haben wir drei Lenkbare: das Zeppelinische am Bodensee und in Teget bei Berlin den Parzivalischen Ballon, sowie das Militärluftschiff. Abgesehen von ungefährlichen Kleinigkeiten sind deren Probefahrten bisher günstig verlaufen. „Unberufen!“ Man sieht an den Erfahrungen in Frankreich und England, daß die Sache noch sehr im Stadium steckt. Das Wasser hat keine Ballen; die Luft erst recht nicht. Ein harter Wind, eine schwache Stelle in den Maschinenteilen, eine Verwirrung des Solkwerks, eine Unachtsamkeit oder ein Mißgriff des Personals, — kleine Zwischenfälle, die auch den Besten zustößen können, führen bei diesem luftigen Unternehmen nur zu leicht zum Ruin des ganzen Ballons und seiner Besatzung. Allerdings, wenn die ganze Besatzung gemütlich ausgestiegen ist, geht kein Menschenleben verloren, aber das Fahrzeug um so sicherer. Fortan wird man gewiß einen Ballon, der sich außerhalb seiner Halle befindet, niemals ohne alle Bemannung lassen. Wer als Wachthabender in der Gondel bleibt, muß seine Knochen und sein Leben riskieren, um den Flüchtling vor Ueberschreitung der Landgrenze auf den Boden zu bringen.

Die Luft, die wir erorbern wollen, läßt sich nicht so leicht bezwingen. Der Kampf gegen Wind und Wetter hat schon Gefatomben an Opfern gefordert und wird sie noch weiter fordern. Trotz aller vielgepriesenen Fortschritte ist es mit den Spazier- oder Reisesfahrten durch die Luft auf absehbare Zeit noch nichts. Wer vom Erfindergeist gepackt ist oder in patriotischem Eifer der Wehrkraft des Vaterlandes einen Lenkbaren verschaffen will, der mag sein Leben als Einsatz für einen hohen, idealen Gewinn riskieren. Der Unberufene aber braucht seine Finger nicht in dieses tödliche Feuer zu stecken. Zum Sport eignet sich die Luftschiffahrt so lange nicht, als die Kinderkrankheiten der Erfindung noch bestehen. Wer durchaus lebensgefährlichen Sport treiben will, dem bieten ja die Automobile und die Bergseilerei Gelegenheit genug, übergenug. Wir einfache und solide Bürgerleute halten uns an die Mahnsprüche: Wer hoch fliegt, fällt tief; wer langsam geht oder fährt, kommt auch ans Ziel etc.

Immer festen Boden unter den Füßen zu halten, habe ich als Moral aus den jüngsten Vorfällen gezogen. Das gilt für viel mehr Dinge, als für die bloße Luftschiffahrt. Man könnte z. B. fragen, ob nicht der sog. Wack etwas Nehmlichkeit hat mit einem windgepeitschten Luftballon. Angeblich ist er lenkbar, und genau gerechnet suchen ihn 212 Abgeordnete festzuhalten. Das wird ihnen sehr schwer, und neuer-

dings hat sogar der Blockkanzler erklärt, er müsse die Reißleine ziehen, wenn die 212 nicht besser festhielten. Er hat aber nur gedroht; vielleicht geht die ganze Herrlichkeit noch in die Wolken, ehe er sich zu dieser Verzweigungsmaßregel entschließt. Aber das wäre Politik, die der unpolitische Dattel nicht treiben soll, wenn es ihn auch in den alten lustigen Fingern juckt.

Wo bitte, recht ernsthaft vor der eigenen Türe sitzen. Du und ich, liebe Leser, sind wir nicht auch manchmal waghalsige Luftschiffer, die den soliden Boden unter den Füßen preisgeben? Auf der Jagd nach dem Glück macht der Mensch viel törichtere Luftsprünge und gefährlichere Luftfahrten.

Die Ballons sind mit verschiedenartigem Gase gefüllt. Der eine Ballon z. B. ist strohend voll von Eitelkeit und Größenwahn. Sein Inhaber will sich durchaus erheben über die Köpfe der Mitmenschen; er will bewundert und geachtet sein wegen dieser oder jener glänzenden Eigenschaften und Taten. Es gibt große und kleine Ballons dieser Art; hier sucht man sich zu Krasttaten und Helbenleistungen aufzuschwingen, dort fühlt man sich schon in die Wolke erhoben durch einen schneidigen Stehtragen oder eine kompreßte Westentaille. Streben soll der Mensch, streben nach der bestmöglichen Erfüllung seines Postens auf Erden. Aber er soll kein gedehnter Windbeutel sein, der kein Behagen in Nichtigkeiten findet, wie ein Kind, das mit einem Groschenballon auf der Straße herumstolzert, und er soll kein sogenannter Streber sein, der über seinen Stand und seine Kräfte hinaus will. Hebe das Haupt, aber nicht höher, als wie es gewachsen ist. Strecke die Glieder; aber sieh zu, daß du die Füße auf dem Boden behältst. Sonst wirst du ein Spielball der Eitelkeit werden und wechst erst Gelächter, dann Mitleid, wie die flüchtige „Patria“.

Andere Leute füllen ihren Ballon mit Habgier. Die einfache solide Arbeit mit bescheidenem Ertrage ist ihnen zu langweilig und armjelig. Sie wenden den gesunden ländlichen Verhältnissen den Rücken und stürzen sich in den Strudel des Stadtlebens, wo vermeintlich das Gold auf der Straße liegt. Sie kaufen Lotterielose statt das ersparte Geld auf die Sparkasse zu bringen. Sie lassen sich in allerhand Spekulationen hineinziehen. Und wenn nun ein wirtschaftlicher Sturm kommt, dann liegt das Luftschiff ihrer Habgier bald in Trümmern da.

Von den Luftschiffern der Genussucht brauchen wir wohl nicht weiter zu reden. Diese lustigeren Leute glauben, sie könnten in den Himmel des Glücks hinauffahren. Und wo enden sie? Im Sumpf der Trunksucht oder der Lieberlichkeit, als elende Wracks, verachtet und verabscheut.

Alle, die mit dem Ballon ihrer Leidenschaften losfahren, halten das Luftschiff für lenkbar. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Ehe er es sich versteht, ist der sog. Herr zum Sklaven seiner windigen Triebe geworden. Du glaubst zu steuern und du wirst getrieben — immer weiter getrieben, bis in Torheit, Schande und Verderben hinein.

Wer noch festen Boden unter den Füßen hat, der soll Gott danken und die Füße stramm anstemmen, wenn auch der Boden nicht gerade mit Blumen bestreut ist.

Keine Windbeutelerei! Denn man kennt wohl den Anfang der lustigen Fahrt, aber nicht das Ende.

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von S. Wiesenbach.

5

Mit klopfendem Herzen ging er auf das Wohngebäude zu. Noch bevor er dort angelangt war, hörte er seitwärts von den Pferdeställen her wohlbekannte Stimmen. Er bog um die Stallecke und nicht weit von ihm stand der alte Bauer vom Weilerhose und befüchtigte eine Koppel Pferde, welche ein Händler ihm anverriet.

Er war merklich gealtert, seit der Zeit, wo ihn Ludger zuletzt gesehen hatte. — Agnes stand neben ihm und schien mit Anteilnahme dem Handel zuzuhören. — Sie lehrten Ludger den Rücken zu.

„Seht, als die Pferde in den Kamp hineintrabten, und sie denselben nachsahen, wurden sie den Besucher gewahr.“

Agnes verlor auf einen Augenblick ihre Fassung. Sie stieß einen lauten Ruf aus und wollte auf Ludger zueilen, aber sogleich gewann sie ihre Ruhe wieder.

„Ich hatte mich so erschreckt,“ stammelte sie vor sich hin und blieb leise zitternd, wie gebannt, stehen.

„Ei, sieh da, Ludger“, bewillkommnete ihn der Alte. „Es ist recht, daß Ihr einmal nachseht, wie es hier bei uns auf dem Hofe steht. Es ist halt noch alles beim Alten.“

„Gott sei Dank, Herr“, erwiderte Ludger, der in die ihm dargebotene Hand freudig einschlug.

„Seid ein strammer Bursche geworden, Ludger“, schmun-

zette der Alte, der den Besucher mit Wohlgefallen betrachtete. „Und noch immer in Allendorf bei dem berühmten Simons?“

„Ei gewiß“, entgegnete dieser, „hab's sehr gut dort, und wo man's gut hat, bleibt man am besten.“

„Habt Ihr's hier nicht auch gut gehabt und seid doch auf und davon gegangen.“

Jetzt war auch Agnes an die beiden herangetreten. Ihre Stirn war dunkelrot, und als sie Ludger die Hand bot, fühlte er, wie diese zitterte. Mit einem kurzen Blick tauschten die Liebenden eine Begrüßung aus, die mehr in sich schloß, als viele Worte es vermocht hätten.

Ludger fand den Alten einsilbiger und mismutiger wie sonst.

„Ich fühle allmählich die Last meiner Jahre“, sagte er bekümmert, als er seinen Gast durch die Ställe führte. „Die Führung der Wirtschaft fängt an, mir sauer zu werden“, klagte er weiter, „und mit der Hilfe von jungen Händen scheint es noch gute Weile zu haben.“

Ludger wurde verlegen, und wollte das Gespräch ablenken.

Der Alte aber kam bald wieder auf sein Leid zurück.

„Agnes hat einen sonderbaren Sinn, sie ist gut wie kein zweites Kind im Dorfe, und liebt mir jeden Wunsch von den Augen ab. Nur in einem ist sie mir nicht willens. Wenn ich sie fast täglich sehe, mir in einem Sidam frische Hilfe auf den Hof zu bringen, dann wird sie ernst und traurig. Die hellen Tränen sind ihr schon bei meinen Bitten ausgebrochen. Wie verbergt ist mir die Alberne! Mag der Stuckad wissen, was die Dirne für Gedanken im Kopfe hat. Aber jetzt ist auch meine Geduld erschöpft. — Sieh da, wie der wertvolle Falbe am Senie geschunden ist! Ist es nicht zum Erbarmen, wie der Fuhrknecht mit dem Tier umgegangen ist? Er muß den Hohlweg heruntergaloppiert sein. Man kann doch nicht überall selbst mit dabei sein.“

„Ein Unglück, Herr“, wagte Ludger einzuwenden, indem er das verletzte Pferd streichelte.

„So ist jeden Tag ein neues Unglück, wie Ihr es nennen wollt“, fuhr der alte Bauer, der sich in die Erregung hineingesprochen hatte, weiter fort. „Ich sage Euch, meine Geduld ist jetzt erschöpft. Alle Leute im Dorfe wissen es, daß der junge Kaspar vom Saalhof das Mädchen gern hat — Ihr habt es gewiß schon gehört — jeder Vater würde den wackeren Jungen mit offenen Armen aufnehmen.“

„So? ja, ja, hat einen wertvollen Hof“, stammelte Ludger schüchtern.

„Das will ich meinen“, fuhr der Alte fort, „aber sie — denkt nur, die Alberne — weicht ihm schon aus. Ungezogen ist sie gegen ihn. Keulich noch zur Kirchweih auf dem Tanzboden! — Wie mich das erboht hat!“

„Eure Tochter kann aber doch wählen, wen sie will!“

„Wen sie will? — ja, aber sie will überhaupt nicht, das ist es ja gerade, polterte der Alte. Dunkelrot war seine Fornesader angeschwollen. „Ich aber hab's mir in den Kopf gesetzt, den närrischen Eigensinn zu brechen. — Zwingen will ich sie — oder ich bin nicht der hartnäckige Westfale, der hier im Eichenkamp groß geworden ist!“

„Der Zwang schafft hierbei nicht viel Gutes, Herr“, unterbrach Ludger jetzt den Redestrom des Alten.

„Auch Ihr haltet mit der Agnes über; ja, natürlich, die jungen Leute wollen immer die Besserwisser sein! Nachher, wenn das Eis gedrochen ist, dann wird sie mir nicht genug Dank wissen, daß ich ihren Trostkopf bezwungen habe. — Gehorchen soll mir jetzt das Kind und wenn ich den ganzen Winter das Klennen und Weinen nicht aus den Ohren bekommen soll.“

Des Alten Augen funkelten unheimlich. Seine Züge nahmen einen harten Ausdruck an; und wie er aufgerichtet da stand, mit den Hüften auf den Boden stampfend, stieg eine schreckliche Ahnung in dem Herzen Ludgers auf.

Die Worte: „ich warte“, klangen ihm grauenvoll in die Ohren.

Die Nermste wird einen schweren Stand haben, dachte er. Gott gebe, daß ihre Treue stärker ist, als der harte Sinn ihres Vaters.

Ihm schoß für einen Augenblick ein Gedanke durch den Kopf. Sollte er jetzt seinem früheren Herrn die Liebe gestehen, die ihr mit seiner Tochter seit Jahren verband?

Sollte er jetzt durch ein mutiges Geständnis ihn aufklären, weshalb die Nermste alle verlockenden Bewerbungen ausgeschlagen habe? Auf welchen Glücksfall wollte er auch warten? Das märchenhafte, unbestimmte Gefühl eines ungeahnten glücklichen Ereignisses, welches die Jugend so gerne hegt, wollte ja doch nicht zur Wirklichkeit werden. Was nützte es, stündlich darauf zu hoffen, täglich davon zu träumen, Jahr um Jahr vergeblich? — Schon rang er nach Worten, um

seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Aber ein Blick auf das zornige Antlitz des alten Bauern ließ ihn verstummen.

Torheit, — Wahnsinn! — rief's in seinem Innern.

Und wie jetzt die ganze kalte Ausichtslosigkeit seines Verhältnisses zu Agnes, in einem einzigen Gedanken sich zentnerschwer auf ihn legte, da gaukelte wieder gespensterhaft jenes Bild vor seinen Augen, welches ihn heute Morgen belört hatte, als er am Wege geseßen und des unermesslichen Schazes gedachte, der ihm anvertraut werden sollte. —

Und schon bekämpfte er diesen schwarzen Gedanken nicht mehr so schnell und heftig.

An dem Buschrande des Hohlweges, an derselben Stelle, an welcher die beiden Liebenden zuerst ihre Gefühle sich offenbart hatten, erwartete Ludger auch heute Abend Agnes.

Der Schatten des Abends hatte sich eben auf die herbstliche Erde gesenkt; ein leichter Wind fuhr durchs Land und manches weisse Blatt löste sich vom Zweige und fiel leise raschelnd zu Boden.

Scharen von Krähen zogen lautlos ihren fernen Horsten zu und vom Dorfe her trug der Luftzug den leichten Rauch der Holzfeuer das Thal entlang.

In der Ferne wogten die Nebelmassen an den Bergen auf und nieder und verhüllten immer dichter die waldigen Klüppen. Der Ruf eines Hirten, der die Ruhe heintrübte, das Lied einer Drossel, die im Strauche noch nicht zur Ruhe kommen konnte, waren die einzigen Geräusche, welche den Hohlweg hinauf klangen. Ludger wartete schon eine Weile. Die Dämmerung nahm zu, und gespannt blickte er zum Hofe hin.

Sollte Agnes seinen Blick nicht verstanden haben? Er wurde ungeduldig.

Endlich vernahm er leichte Tritte und aus dem tiefen Schatten, den das Unterholz schon auf den Feldrand warf, sah er eine Gestalt sich abheben.

Ein lauter Ruf der Freude! — Wie er der Gestalt entgegeneilte und seine Arme ausbreitete, preßte er die Ersehnte an sein laut klopfendes Herz. Eine kurze Zeit hielten die beiden sich innig umschlungen. Keines wagte die stumme Freudenfeier durch ein Wort zu stören.

Erst als Ludger ihre Wangen streichelte und dieselben von Tränen beneht fand, entrang sich ihm der Ruf: „Du weinst, mein Liebling?“

„Es ist die Freude“, klang es ihm leise entgegen.

„Diese Tränen schmerzen nicht“, besänftigte er zärtlichst. „Als Du heute nachmittag so unerwartet kamst“, flüsterte Agnes unter Schluchzen, „da konnte ich nicht aufjubeln, wie ich's gemocht, und das ist mir an's Herz gegangen. — Auch haben sie mir so viel Leid zugefügt seit Ostern, wo ich Dich zum letztenmal sah, bis heute.“

„Man wagt es, Dir Leid anzutun?“ fuhr Ludger erregt auf.

„D sag's nicht. Ich könnte mich nicht beherrschen.“

„Und doch ist's so. Viel, viel Leid, tat man mir an. — Am meisten die, die mich lieben,“ entgegnete das Mädchen sanft.

„Ich also auch?“

„Kein, Du nicht, aber der Vater, und er meint es so gut mit mir, Du weißt ja, was er will.“

„Ich weiß es“, erwiderte Ludger betrübt.

„Und Du kennst seinen starren Sinn?“

„Das auch.“

„Dann weißt Du auch, was ich gelitten habe. Man hat alles mit mir versucht“, flüsterte Agnes mit zitternder Stimme. „Sie wollen mich bereden, sie haben mir geschmeichelt, sie haben mir Versprechungen gemacht. — Sie haben mich gescholten. — Gedroht haben sie mir. —“

„Und Du Feuerste?“

„Bis jetzt haben meine Kräfte noch zum Widerstande gereicht. Gib mir neue Kraft, ich bitte Dich,“ fuhr Agnes fort, indem sie krampfhaft den Geliebten umschlang. „Ich bedarf so sehr der Kraft — um nicht zu wanken.“ — Sie weinte bitterlich.

„Nicht zu unterliegen“, vollendete Ludger, der sich zu ihr niedergebeugt hatte, und mit einem heißen Kuß die Jungfrau für ihre Treue und Standhaftigkeit belohnte.

„Und willst Du noch länger warten?“ flüsterte er ihr ins Ohr.

„Wenn ich kann, wenn sie mich nicht — zwingen. — — Aber dann ist der Tod ja noch da, der mich errettet,“ hauchte sie vor sich hin.

Fortsetzung folgt.

# Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 51.

Düsseldorf, den 22. Dezember.

1907.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag im Advent. — Nabe ist der Herr. — Adventsgedanken. — Ueber Feld und Hirn. — Der Letzte vom Kloster Brunnen. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum vierten Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heil. Lukas III. 1—6.  
Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias, Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht: im Buche der Reden Isaia's, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt, und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden."

### „Nabe ist der Herr!“

In tiefer Stille ruht die Erde,  
Ihr Treiben schweigt, ihr Lärm ist stumm:  
Sie harret auf das neue „Werde“,  
Das göttliche Mysterium,  
Das — ewig nimmer zu ergründen —  
Der reinen Jungfrau im Gebet  
Des Himmelsboten Worte künden  
Im armen Daus zu Nazareth.

In sehrender Erwartung Stille  
Hält sich das Herz und blickt empor,  
Ob das Geheimnis sich erfülle,  
Ob Er nicht sprengt der Wolken Tor —  
Ob Blatt und Blume Ihn erzeugen,  
Den Retter, der den Tod bezwingt —  
Ob sich die Sterne Dem nicht neigen,  
Der Seiner Welt Erlösung bringt.

D ebnet Ihm die rauhen Wege,  
D füllet aus das Thal, die Schlucht!  
D werft von Berg zu Berg Ihm Stege,  
Dem Gott, der Seine Menschen sucht!  
Dem Friedensfürsten, der den Frieden  
Herab aus Seinem Himmel taucht  
Also, daß jede Seel' hienieden  
Das Heil des ew'gen Wortes schaut!

### Adventsgedanken.

IV.

„Nabe ist der Herr!“ So betet und singt die Kirche Gottes in diesen letzten Tagen der Adventszeit. Nur noch eine kurze Strecke Weges, und wir ziehen im Geiste mit Maria und Joseph in frommer Erwartung in Bethlehem ein: suchen jene geweihte Stätte, die der Herr des Himmels und der Erde Sich ausersehen hat, um das herrlichste Wunder göttlicher, für uns ganz unbegreiflicher Liebe zu offenbaren.

Es ist ja freilich wahr, daß in diesen heiligen Tagen viele, sehr viele „gen Bethlehem, ziehen — aber ach! Die meisten aus ihnen suchen nur Irdisches! Darum

finden sie aber auch nur Irdisches. Weihnachtskerzen zünden sie wohl an, aber das Licht des Himmels leuchtet ihnen nicht; selbst bereitete Weihnachtsgaben breiten sie vor sich aus, aber an die größte Gabe des Himmels denken sie nicht; den sinnberührenden Freudenlauten der Welt leihen sie ihr Ohr, so daß von den Gesängen der himmlischen Heerscharen und den Liedern der frommen Hirten kein Ton in ihr Inneres dringt: der Geist, durch den unsere heilige Kirche dem Weihnachtsfeste die Weihe gibt, ist ihnen abhanden gekommen, und nur die leere Schale haben sie behalten. Denn Feste verschmähen die Weltkinder nicht, auch Kirchenfeste nicht, aber sie machen sie zu weltlichen Festen.

Wer beklagt das mehr, als unsere heilige Mutter, die Kirche? Darum ruft sie uns noch gegen der Adventszeit das mahnende Wort des großen Vorläufers Johannes zu: Bereitet den Weg des Herrn! — Und jeder aus uns weiß ja am besten, welche Hindernisse gerade er noch hinwegzuräumen hat, auf daß das göttliche Kind Seinen gnadenvollen Einzug in die Seele halten könne.

Wir haben uns seither etwas eingehender mit dem Geheimnisse der Menschwerdung des Sohnes Gottes beschäftigt. Ich möchte dem Gesagten nur einige Worte noch anfügen: Welch' unaussprechlicher Macht von Seite Gottes bedurfte es, um in der einen göttlichen Person Seine unendliche Majestät und unsere menschliche Niedrigkeit zu vereinigen; um in dem Gottmenschen die Kraft, die das Weltall bewegt, und die Schwachheit, die nichts vermag, mit einander zu verbinden! Welch' unbegreifliche Macht, die mit dem „ewigen Worte“ unsere menschliche Natur zu verschmelzen wußte, ohne Seine (göttliche) Natur zu verändern, — die Gestalt des Knechtes anzunehmen, ohne der Gottheit Eintrag zu tun, — das göttliche Wesen zu erniedrigen, ohne es etwas einbüßen zu lassen, — die Gottheit sichtbar zu machen, ohne sie weniger anbetungswürdig erscheinen zu lassen! Das ist wahrhaft, o Herr, das Meisterwerk Deiner Allmacht, es ist Dein vorzüglichstes Werk! — Und, was nicht weniger bewunderungswürdig ist: mit der unaussprechlichen Macht vereinigt sich hier eine unendliche Weisheit, die, um uns zu heilen, gegen unseren Stolz die Demut eines Gottes, gegen unsere Habsucht die Armut eines Gottes, gegen unsere Sinnlichkeit die Leiden und den Kreuztod eines Gottes als Heilmittel anwendet! — Und was soll ich erst von der wunderbaren Güte sagen, die einen Gott zu uns herabsteigen läßt? Ist Er nicht der gute Hirte, der sich mit dem Felle Seiner Schafe bedeckt, um sie an sich zu ziehen?

Weihnachten — das Gedenkfest der Menschwerdung des göttlichen Sohnes — steht vor der Türe! Was ist für einen Christen, der diesen Namen irgend verdient, wohl natürlicher, als daß er im Geiste anbetend neben den frommen Hirten niederkniet, um dem großen Gott zu huldigen, der unseretwegen in menschlicher Hülle, als

kleines Kindlein, in der Krippe ruht! In diesem ohnmächtigen Kindlein verbirgt sich die unendliche Majestät des Gottes, vor Dem der ganze Erdball mit all seinen tausend Millionen Bewohnern nur ein Sandkörnlein, vor dem das ganze gewaltige Weltmeer nur ist wie ein Taupföpflein auf einem Grashalm. Wäre dieser herrliche Gott ein Engel geworden, das wäre schon eine unendliche Erniedrigung für Ihn gewesen, — denn auch der höchste Thronosittent im himmlischen Reiche ist vor Gott nur wie ein erlöschendes Fünkchen gegen das Glutmeer der Sonne. Allein nicht ein Engel ist Er geworden; nein, ein viel armligeres Geschöpf: ein Mensch!

Wir lesen vom hl. Franz von Assisi, dem großen Stifter des Franziskanerordens, daß die Gottesliebe, die in so hohem Maße sein Herz erfüllte, sich u. a. in einer ganz eigenartigen Richtung genähert habe: er hatte alle Tierlein, weil sie Geschöpfe seines himmlischen Vaters waren, so lieb, daß er sie Brüder und Schwester nannte; und wenn er nur ein Würmlein am Wege fand, so hob er es sorgsam auf und setzte es an eine Stelle, wo es nicht leicht zertritten werden konnte. Dieser Charakterzug wurde von vielen bewundert, von vielen aber auch bespöttelt. — Was aber würde man erst gesagt haben, wenn Franziskus selbst, (falls dies möglich wäre) ein Würmlein geworden wäre, um so ein armliges Tierlein vor dem Untergange zu retten? Nicht wahr, eine solche Liebe halten wir für rein unmöglich; wir würden sagen, es ist der helle Wahnsinn! — Nun siehe! Weit geringer als das elendste Würmchen im Vergleiche zu dem mächtigsten und geistreichsten Menschen, ist der mächtigste und weiseste Mensch gegen Gott! Und doch ist Gott, um uns zu retten, Mensch geworden! Und Er ist auf die Welt gekommen, nicht, wie einst unser Stammvater Adam aus Seiner Schöpferhand hervorging, als Mann in der Blüte der Jahre, hat nicht in prächtigem Königs-palaste Wohnung genommen — nein, als armes, kleines Kind: in einem Stalle, wo sonst eben nur Tiere zur Welt kommen! Ja, wer durch solche Liebe nicht gerührt würde, dessen Herz müßte wohl ganz verdorrt sein!

S.

## Ueber Fels und Firn.

Von Ingenieur H. Ley.

I.

So überwältigend es auch sein mag, wenn von Bergeshöh' der Blick bis in die fernsten Fernen dringt, wenn er hinweggleitet über malerische Ebenen mit ihren schillernden Seen, über herrliche Täler mit tiefgrünen Matten, über dunkle Schluchten, phantastische Felsgestalten, über gewaltige Eisströme und Schneefelder, wenn er hinweggleitet über zahllose firnbedeckte Gipfel, die im Aetherblau des Himmels sich zu verlieren scheinen, den unermesslichen Reichtum der einzelnen tausendfältigen Naturschönheiten aber, den ein solches Panorama in sich birgt, kann ein solcher Blick in die Weite uns nicht erschließen.

Wer daher die ganze hehre Schönheit einer Alpenlandschaft näher kennen lernen, in ihrem Genuß Geist und Körper erfrischen will, der darf sich nicht darauf beschränken, den großen Touristenstraßen entlang zu ziehen, der muß hineindringen in das Herz der Gebirgswelt, in die Regionen des ewigen Schnees, dorthin, wo jeder Schritt, jeder Fußbreit Weges der störrischen Natur abgerungen werden muß.

Die Hochtouristik wird auch heute vielfach als unvernünftiger Sport bezeichnet, aber mit Unrecht. Es liegt uns fern, der Eitelkeit entsprossene, tollkühne Wagnisse gutzuheißen, oder gefährliche, selbständige Unternehmungen Unerfahrener zu entschuldigen. Das sind Unternehmungen, die das edle Vergnügen des Bergsteigens in Verruf bringen. Aber bei den großen Anforderungen, die das Leben an uns stellt, würden die geistigen und physischen Kräfte vieler gar bald erlahmen, wenn in der Ausspannung, in körperlichen Übungen nicht ein Gegengewicht hierfür geschaffen wäre. Viele Tausende suchen an freien Tagen in Gottes freier Natur Erquickung, Tausende eilen alljährlich zu den Erholungsstätten, um in sportlichen Vergnügungen aller Art neue Kräfte zu schöpfen.

Aber das Bergsteigen ist nicht sowohl Vergnügen als viel-

mehr eine Betätigung ernst, männlichen Willens, eine Schulung des ganzen Menschen in der vielseitigsten Art, ein Ausfluß seiner Kraft und seines Mutes. Kühner Wagemut lehrt den Alpinisten Wege gehen, wo der Menschliche zurückschreckt, und so schmal das Band an glatter Wand, so tief der dunkle Abgrund, so zerrissen der Grat, der in den Wolken sich verliert, so messerscharf die Schneide des hohen Firnkammes auch sein mag, eine sichere Hand, ein sicherer Fuß, ein sicheres Auge führen hinüber und machen das schier Unmögliche leicht.

Wenn die Morgensonne ihren Glutfluß den Gipfeln auf die Stirne brüht, schaut der Bergsteiger schon auf stundenlange ernste Arbeit zurück. Zahllos sind die Stufen, die er mit wuchtiger Hand schon in die Eiswand geschlagen, die schwindlichen Felszacken, die er in kühnster Kletterarbeit überwunden, und bevor die liebe Sonne in den Zenith getreten, hat er die stolze Bergfeste bezwungen. Und lichtumflößt, im reinsten Aetherblau steht er auf der hohen Rinne, die Welt zu seinen Füßen, fern den Menschen, die tief drunten ihr Tagwerk vollbringen. Und hier in dieser geheiligten Stille fühlt er sich frei von allen Sorgen, ein wunderbares beseligendes Gefühl beschleicht ihn, seine Seele wird in Andachtsstimmung verjagt und fühlt die Nähe des Schöpfers.

Nicht immer scheint die Sonne in den Bergen. Es war im August 1895. Ein sonniger Tag hatte einen meiner Bekannten hinausgelockt, mit einem Gefährten das Trifhorn bei Zermatt zu besteigen. Mancher Schweißtropfen war unter der Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen geflossen und der Wetterzeichen, die hie und da am Horizonte auftauchten, ungeachtet, hatten sie, seligen Träumereien sich hingebend, eine lange Gipfelkluft gehalten. Ein banges Ahnen durchzuckt ihn plötzlich, noch traumverloren springt er auf, um Umschau zu halten. Drohende Wetterwolken bedecken den ganzen Himmel und drüben im Norden umbranden sie den Gipfelkranz der Berge. Ratlos steht er da, seines Bleibens ist hier oben nicht, und doch, ein Abstieg in der Felswand, über den Grat — ist es nicht tollkühn und verwegen? Noch einen Augenblick der Ueberlegung, während die Blicke seines Genossen an seinen Lippen hängen und, sie rüsten zum Aufbruch.

Wenige Meter erst sind sie hinabgekommen, als der erste Windstoß an die Klanten des Berges rüttelt und nicht lange, und ein raubender Schneesturm hüllt bald alles in ein Leichentuch. Stumm kämpft das Paar gegen den doppelten Feind. Sorgsam prüft der Fuß die Hand, jeden Stützpunkt und reißt ihn von Geröll und Schnee, bevor die Last des Körpers ihm anvertraut wird. Neueste Vorsicht erheischen die den Grat durchziehenden steilen Platten, die teils umgangen, teils direkt genommen werden müssen und in ihrem vereisten Zustande kaum die geringste Reibungsfläche bieten.

Schon 2 Stunden haben sie gearbeitet und noch immer ist von dem einige Sicherheit bietenden Foch keine Spur, aber weit, so kalkulieren sie, kann es nicht mehr sein. Diese Hoffnung aber trübt ein neuer Feind, der schlimmste von allen. Die Kräfte des einen beginnen zu erlahmen in diesem gewaltigen Ringen; starr und schmerzhaft sind Hände und Füße ihm geworden. Wille, Fühlen und Denken hat der eilige Sturm geschwächt, der in melodischen Tönen dem Ermatteten zuflüstert: Warum ergibst du dich denn nicht, warum entliehst du den Bergen, die du so liebst, ist in den Bergen nicht schön sterben? Doch auch der treue Gefährte, der Leiter der Expedition, wacht und eine Ermunterung folgt der anderen. Aber er verdoppelt auch seine Aufmerksamkeit, keine Bewegung seines Gefährten entgeht ihm mehr. Sorgsam schlägt er das Seil um jeden Faden, den totbringenden Sturz zu verhüten und trohiger als zuvor setzt er den Kampf fort, worin er Sieger bleiben will. Nach aber hat er dieses Wort nicht ausgesprochen, da ein gewaltiger Ruck am Seil, auf der glatten, überhängenden Platte hat sein Gefährte den Halt verloren und schwebt nun, seinen Augen entrückt, über dem Abgrunde. Blitschnell wird die Situation ihm klar; er weiß, daß 10 Meter tiefer guter Halt vorhanden ist und während er das Seil langsam um den Faden rollen läßt, gibt er dem gefährdeten Genossen Weisung. Dieser, aus der Lethargie aufgeschreckt, fühlt das Blut wieder durch die Adern rollen und mit aller Kraft schwingt er sich auf den bergwärts liegenden, schutgewährenden Felsvorsprung und wartet dort auf seinen Retter, der nach etlichen bangen Minuten endlich an seiner Seite steht.

Zweite, die sich längst gelannt, aber nicht verstanden hatten, in erstester Stunde stehen sie sich auf kleinem Felseneiland gegenüber und suchen, Auge in Auge, die geheimsten Kanten ihres Herzens gegenseitig zu erforschen. Und während sie den Blick zu Boden senkt, legt sich ein starker Arm lieblosend um ihre Schultern, der Arm, der soeben noch mit dem Senfmann siegreich um sie gestritten. Und nun wird's hell

in beider Herzen; sie fühlen den Eispanzer, womit sie ihr Herz umgeben haben, schwinden und sich selbst erkennend, sinken sie aufjubelnd, in höchster Seligkeit, sich gegenseitig an die Brust. In sturmumtosteter Felswand, in der schwersten und einer der schönsten Stunde ihres Lebens haben sie den Bund für's Leben geschlossen, ein Bund, der allen Stürmen trohen wird, wie beide der Elementarwelt getroht in diesen Stunden, denn Kameradschaft und Wertschätzung haben das Band der Liebe um sie geschlungen.

Als ich im September v. J. mit meinem Sohn das Trifthan über den Südwestgrat bestieg, fiel mir diese Geschichte wieder ein und ich konnte mir die ungeheuren Schwierigkeiten vorstellen, die dieser Grat während eines Schneesturmes ihnen bereiten mußte.

Treue Kameradschaft, innige Freundschaft, in den Bergen werden sie geschlossen und gepflegt. Wegen der großen Gefahren werden auf flüchtige Reisebekanntschaften nur selten Bündnisse zu Hochtouren aufgebaut. In den Bergen steht der eine für den andern ein, bis an die äußerste Grenze der Selbstgefahr, und der eine gibt zugleich sein Leben in des andern Hand; daher muß unbedingt Vertauen zwischen den Teilnehmern einer Partie herrschen.

Eine unerlöschliche Quelle höchsten Genusses ist das Bergsteigen. Bei keinem andern Vergnügen, bei keinem andern Sport, kommen wir mit der Allgewalt der Natur in so inniger Berührung, empfinden wir ihre intimsten Reize; nirgends paart sich das lieblich Schöne mit dem Grayendollen zu einem solch' harmonischen Ganzen.

In der Weltabgeschlossenheit des Hochgebirges übt der Bergfreund Selbsterziehung, sein Seelenleben wird geläutert, es wird tiefer, innerlicher. Hier lernt er an seinen Schöpfer denken, ihn lieben, und manches Samen Korn edler Eigenschaften und Tugenden wird dort in seine Seele gesenkt, oder zu neuem Leben erweckt. Darin liegt gerade das große Geheimnis der Bergfreudigkeit, der Bergsehnsucht, der jeder verfallen bleibt, der den Schleier einmal gelüftet.

Gletscher sind Eisströme. Wie jeder Strom oder Fluß hat auch der Gletscher sein Nährgebiet, bestehend in den ihm zuneigenden Firn- und Schneefeldern. Die Firnschneefelder bilden sich aus den atmosphärischen Niederschlägen in der Region des ewigen Schnees, in den höchsten Tälern der Hochgebirge bis hinauf auf die Rücken der höchsten Berge, wie an deren Hängen und Wänden. Die fortgesetzt, also nicht nur im Winter, sondern auch in der heißesten Sommerzeit niedergehenden Schneemassen (Neuschnee genannt) sinken infolge der eigenen Schwere und auch durch Schmelzung aus Anlaß der wärmenden Sonnenstrahlen, des Föhrluft usw. zusammen, der Neuschnee wird hart, grobkörnig und so zum Firnschnee. Im Verlauf des weiteren Prozesses verwandelt der Firnschnee sich in Eis, welches endlich an der Firnlinie angekommen, in geschlossener Masse als freier Eisstrom sich zeigt. Die Gletscher befinden sich in fortwährender Bewegung, sie wandern. Diese Vorwärtsbewegung der Eismassen ist sehr verschieden und ist in erster Linie von der Beschaffenheit des Strombettes abhängig; sie beträgt in den Alpen 5 bis 20 und noch mehr Meter im Jahre. Der größte Talgletscher der Alpen ist der Aletschgletscher. Er ist nahezu 18 Kilometer lang und durchweg 2 Kilometer breit. Sein Verlauf ist, abgesehen von einigen steilen Gefällstreden, ziemlich gleichförmig, und daher, weil er außer den Hängegletschern der ihn einschließenden Bergflanken nur noch den mittleren Aletschgletscher aufnimmt, in gewissem Sinne ziemlich ruhig, nicht schwer zu begehen.

Das Schmelz- und Regenwasser, welches den Talgletschern aus den Niederschlagsgebieten zugeführt wird, fließt, soweit es nicht gleich unter die Eismassen gelangt, darüber hinweg und bildet in der Oberfläche der Gletscher unzählige kleine und große Wasserläufe, die oft bis zu breiten und tiefen Bächen anwachsen. Auch die zahllosen kleineren Steine, welche auf dem Gletscher umherliegen, sinken nach und nach in den Eiskörper ein, wodurch tiefe mit Wasser gefüllte Tümpel entstehen. So ein Gletscher hat daher oft das Aussehen eines unregelmäßig tiefgefurchten Ackerfeldes und das Passieren besteht in fortwährendem Uberspringen der Vertiefungen. Treffen die Wasserläufe auf Spalten, so dringt selbstverständlich das Wasser in diese ein und fließt dann unterirdisch weiter. Manchmal schafft es sich auch röhrenähnliche Schächte, in welche es versinkt, die dann bis auf die Sohle des Gletscherbeckens führen. Die Einmündung von Nebengletschern, Erweiterungen des Strombettes, Verengungen, Längs- und Querrücken sowie Mulden in der Sohle, stärkere Neigungen usw. stören den ruhigen Verlauf und rufen ihre charakteristischen Spaltungen und Vertiefungen des Eiskörpers hervor, die einer Begehung des Gletschers außerordentliche Schwierigkeiten bereiten können. Fällt das Gletscherbett über zerklüftetem Terrain ab, dann ent-

stehen die sogenannten Gletscherbrüche, oft ein Chaos von durcheinander geworfenen Eisblöcken und zum Sturz bereiten Eisäulen bis zu 50 und mehr Meter Höhe, ein Zeichen wilder Naturkraft. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß solche Gletscherbrüche bei Hochtouren stets umgangen und nur dann überschritten werden, wenn eine andere Route noch gefährlicher oder unmöglich ist.

Eissteinmassen, welche von den flankierenden Höhenzügen dem Gletscher zugeführt werden, lagert dieser unterhalb dieser Höhenzüge, bezw. dort, wo diese von ihm zurücktreten, seitlich ab. Diese Ablagerungen nennt man Moränen. Sie türmen sich oft hoch auf, bis 50 Meter und noch mehr und geben ein Bild von der einstigen Mächtigkeit des Gletschers.

Vereinigen sich zwei solche Gletscher, so entsteht aus den zusammenfließenden Seitenmoränen eine Mittelmoräne, die dann vom Gletscher getragen wird. Durch Abbruch von den Höhen gelangen oft große Steinblöcke weit hinauf auf die Gletscher. Die Sonnenstrahlen, welche die ungeschützten Eismassen abschmelzen, können das Eis, soweit der Schatten des Steinblocks reicht, nicht angreifen. Da die Abschmelzung im Sommer immer weiter vor sich geht, ist es erklärlich, daß unter dem Schutz des Steines Eisäulen entstehen, die der Oberfläche des Gletschers entragen und den Stein tragen; man nennt solche Gebilde Gletscherische. Die beiden Aletschgletscher im Jungfrauengebiet sind reich an solchen Eischen. Zu erwähnen sind noch die Hängegletscher, welche an den Steilwänden der Berge sich herabsenken, mit den Hauptgletschern aber nicht immer in Verbindung stehen. Die Nord- und Ostseiten der Berghänge sind überhaupt reich an solchen Gletschern, und weit mehr als die Süd- und Westhänge mit einem Eispanzer überzogen. Sind die Hänge steil, sehen wir diese, sowie auch die daran hängenden, stets zerklüfteten Gletscher vielfach mit Lawenstrichen durchzogen, durch welche die Eis- und Schneelawinen aus den oberen Hängen an warmen Tagen unausgesetzt niedergehen. Der Bergsteiger, der solche Striche quert, weiß, daß der Tod an seiner Seite schreiet. (Fortf. folgt.)

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von G. Viefenbach.

6

Ein furchtbarer Schrecken kam über Ludger. Die eigentümliche Fähigkeit ihres Widerstandes flüchte ihm Schauer und Besorgnis ein. Er sah in Gedanken den tiefen Mühlteich, und in ihm den leblosen Körper der Geliebten. — Die gekreuzten, starren Hände. — Du hast sie getötet, gelte es in seinen Ohren. — Er zitterte vor Aufregung. —

„Willst Du noch einen Monat lang Deine Liebe und Treue mir halten?“ sagte er mit rauher Stimme.

„Und dann?“ komme ich wieder. Dann muß sich alles entschieden haben. Glaubst Du mir?“

„Ich habe noch niemals an Deinem Worte gezweifelt — ich werde warten.“ —

Der Mond warf gerade seine erste Strahlen über das Gehölz des Hohlwegs, als die beiden Abschied nahmen. Das Gesicht der Jungfrau schien blaß und verhärmt. Der leidende Zug um ihre Augen, der ihm am Nachmittage schon aufgefallen, trat jetzt in dem silbernen Mondlicht noch deutlicher hervor.

Sie eilte fort, dem Hofe zu. Ludger sah, wie sie sich noch mehrmals nach ihm umwandte. Die weiße Hand zum Abschiedsgrüße hob sich noch einmal aus dem Abenddunkel ab. — Dann hörte er von den Ställen her das laute Bellen des alten Spitzhundes. —

„Was gibt es Neues auf dem Weilerhofe“, fragte die Mutter ihren Sohn, als beide abends im behaglichen Stübchen zusammenfäßen. —

Sie hatte ihm sein Lieblingsgericht aufgetischt und ruhete aus von der Arbeit. Die sonst so fleißige Hand hatte sie in den Schoß gelegt; heute abend wollte sie ganz ihrer Freude leben, die ihr das Wiedersehen mit ihrem Sohne gebracht hatte.

„Es ist dort alles wie zur Zeit, als ich noch auf dem Hofe war,“ antwortete Ludger schnell.

„Hast Du den Alten getroffen?“

„Er war sehr freundlich zu mir, Mutter. Hat mir auch gesagt, ich sollte Dich bestens grüßen. Auch in diesem Jahre solltest Du nur fleißig Deine beiden Kühe auf seiner Wiese unter am Salweibach grasen lassen. Es wüchse dort des Futter's fast zu viel.“

„Er ist ein guter Mann,“ nickte die Alte vor sich hin.

„Ich hab's ihm gedankt in Deinem Namen.“

„Und die Agnes, das gute Kind, hast Du sie auch begrüßt,“ fragte die Mutter weiter.

„Sie half dem Alten bei dem Pferdekauf,“ entgegnete Ludger mit gezwungenem Lächeln.

„Sie sieht immer so blaß aus,“ fuhr die Mutter fort. „Sie dauert mich, wenn ich sie sehe. Sie hat auch ein freudeloses Dasein für ihre Jugend. Immer drüben auf dem Hofe mit dem alten Vater allein. So abgeschlossen, ohne Geschwister!“

Die Mutter merkte nicht, wie ihr Sohn sich bei diesem Gespräch verfarbte. Er hatte ihr gegenüber niemals von seiner Liebe zu dem Mädchen gesprochen.

„Soll mich aber wundern,“ plauderte die Alte redselig weiter, „ob's nicht bald anders dort auf dem Hofe wird. Der junge Herr vom Saalhofe reitet fast jeden Sonntag hin, und wenn die beiden aus der Vesper heimgehen, ist es ein Klatschen und Reden unter den Leuten im Dorfe, daß man glauben sollte, er hätte schon ihr Jawort.“

„So — das sagt man?“ fragte Ludger verwirrt.

„Es ist auch ein stattliches Paar.“

Ludgers Stirn glühte, — es schwindelte ihm vor den Augen. Fast preßte er seine Hand auf sein Knie.

„Die Leute müssen es wissen,“ stieß er erregt hervor und da er fürchtete, er möchte sich durch eine unüberlegte Bemerkung verraten, lenkte er schnell das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

Lange saßen die beiden noch beisammen. Die Mutter erzählte von ihrer Arnberger Jugendzeit; von den prachtvollen Festen, die der Kurfürst dort feierte, wenn er in seinem Schlosse die westfälischen Ständetage abhielt. Auch Ludger wurde bei diesen Erzählungen redselig. Er deutete dunkel an, daß er übermorgen eine wichtige Reise antreten müsse.

„Was gibt es denn so Wichtiges zu besorgen?“ fragte die Mutter neugierig.

„Ein großes Geheimnis Mutter; ich darf nichts davon sagen.“

„Auch mir nicht?“

„Nein, keinem.“

„Es ist doch nichts Böses?“ drang die Alte besorgt in ihn.

„Nein, gewiß nicht, sei nur ohne Sorgen.“

„Und trotzdem darf ich es nicht wissen?“

Es brannte ihm auf der Seele, von seiner geheimen und bedeutungsvollen Reise wenigstens einem Menschen Mitteilung zu machen. — Sie würde ja doch gewiß nicht weiter davon reden.

Er ging zur Türe und prüfte, ob diese verschlossen. Die Fensterladen ließen nicht den kleinsten Lichtstrahl durch. Er bückte sich zum Ohr der Mutter:

„Einen großen Schatz muß ich holen, weit vom Rhein her,“ flüsterte er geheimnisvoll.

„Du — einen großen Schatz? Du allein?“

„Mein Fuhrherr Simons und ich. Es ist ein Schatz so groß, daß er einen König reich machen würde. — Drei Wagen voll Gold und Geschmeide. Es ist der Schatz, der im Dome zu Köln ruht, und der jetzt vor den feindlichen Soldaten gerettet werden muß.“

Die Alte bekreuzte sich.

„Welche Gefahr, Ludger!“ stieß sie hervor.

„Und wenn Ihr in den unruhigen Zeiten auf der Landstraße überfallen werdet? Man würde Euch todschlagen. Die weite Reise!“

„Du überschätzt die Gefahr,“ beruhigte er sie.

Die Mutter ließ sich aber nicht so leicht beruhigen. Sie hatte noch andere Sorgen.

„Wärst Du erst wieder zurück!“

„Hast Du Sorgen um mich?“ fragte Ludger in zärtlichem Tone.

„Die Hut großer Schätze paßt nicht für den Armen,“ sprach die alte Frau leise vor sich hin. — „Führe uns nicht in Versuchung, bete ich täglich,“ fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

„Was denkst Du?“ rief Ludger erschrocken. Es war ihm, als ob das klare Mutterauge in eine dunkle Falte seines Herzens hineingeschaut hätte.

„Ich denke, — nun, — daß Du ein getreuer Sohn bist, und daß Du im Andenken an Deinen Vater niemals etwas tust, was ihn tören könnte in der Ruhe der Glückseligen.“

Es war still im kleinen Gemach. Die Wanduhr mit dem blank gepulverten Hahn schlug Mitternacht — die rasselnden Schläge hallten dumpf von den Wänden wieder. —

Die alte Frau hatte sich erhoben und strich das weiße Haar fest über die Stirn. Sie küßte voll Zärtlichkeit ihren Sohn. — Dieser zitterte vor Aufregung. —

Als er morgens erwachte, hatte er wild geträumt. Alle waren sie eingestürzt die Gestalten, die seinen Sinn am Tage beschäftigt hatten: Der reiche Nebenbuhler, der Abt, Agnes mit den bleichen Wangen, die Mutter, verdächtiges Gefindel auf der Landstraße, der tote Vater! Man hatte ihn greifen wollen, — er floh, da versparrte ihm der Mühlenteich den Weg, und unten, tief im grünen Wasser, fand er endlich Ruhe und Frieden. Der blaue Hahn auf der Wanduhr schlug die Flügel und krächte den Morgen an. —

3.

In einem geräumigen Schuppen der Herberge zum Anker in Köln hielten am frühen Morgen zwei Wagen, vor eine von Ludger, der andere von Simon besetzt. Bei ihnen befand sich ein alter Domherr, um das Verladen der Domschätze zu überwachen. Tags vorher, im Abendrauen, waren die Kisten und Scherme in den Schuppen geschafft worden.

Jetzt standen sie durcheinander auf dem Hofe und vertieften durch nichts ihren Inhalt. Ludger stand auf einem der Wagen und bemühte sich, von der Anstrengung hoch gerötet, möglichst behutsam die Kisten zurecht zu schieben. Zwischen ihnen wurden Segeltuche, Mattenballen und allerlei Verpackungsmaterial aufgestapelt, so daß die einzelnen Scherme ganz unter diesen Waren verschwanden.

Beflümmert lehnte der Priester an einen Pfosten des Schuppens. In der Hand hielt er ein Verzeichnis der Güter und prüfte mit sorgfältigem Blicke, daß die Zahl der Kisten mit diesem übereinstimmte. Ein Seufzer entrang sich jedesmal seinen Lippen, wenn wieder ein neuer Verschlag auf den Wagen gehoben wurde. Seine Augen glänzten; sie schienen die Kistenwände durchdringen zu wollen, um den so wohlbekannten, geliebten Prunkgeräten ein leichtes Ledewohl zu winken zu können.

„Schreckliche Zeiten“, murmelte er vor sich hin.

Er strich sich mit der Hand über sein weißes Haar. „Ob ich es wohl erlebe, daß ihr Heiligthümer und Kleinodien wieder in den Stätten Einzug halten, an welchen ihr Jahrhunderte lang friedlich geruht?“ — Er schüttelte sein Haupt.

Von einer schweren Kiste, welche die beiden Fuhrleute nur mit Mühe über die hohen Räder hatten schieben können, löste sich ein Brett. Ein Evangelienbuch, mit großen Metallklappen auf dem roten Lederdeckel, fiel in das Stroh, welches auf dem Hofe lag. Die kunstvoll beschriebenen und bemalten Pergamentblätter knisterten. Es klang wie Seufzer aus den Falten des Buches. Ein Kelch rollte nach. Er schlug auf den Starrenbaum und fiel dann auf das Steinpflaster.

Mit einer Faust, die man dem alten Domherr nicht hätte zutraut, hob er das Gefäß vom Boden auf. Große Emaillestücke, mit denen der Fuß bunt verziert, waren bei dem Falle abgesprungen und der Kelchrand war verbogen.

Tränen traten dem Alten in die Augen.

Das Gefäß, welches er nun fromm an seine Brust drückte, hatte er immer als eine der seltensten Arbeiten romanischen Stils angestaunt; in seiner Jugend hatte er eine Abhandlung über die Bedeutung der Emaillefiguren geschrieben. Von dieser Zeit an liebte er das Kunstwerk sehr.

Er streichelte voll Inbrunst den so schwer beschädigten Kelchfuß. Mit mitleidigem Schweigen sahen die Fuhrleute diesem edlen Gefühlsausbruch zu. Keiner sagte etwas. Endlich war alles verladen. „Schnell die Pferde angespannt“, trieb der Domherr die beiden an.

Mit Hast wurden die Gänse angefahren.

„Gute Fahrt, Simons,“ wünschte der Greis, indem er seine Hand ihm entgegenstreckte: „Ob Ihr glücklich in Arnberg ankommen werdet?“

„Seid ohne Sorge, Herr! Kenne den Weg wie meine Dorfstraße.“

„Dann Gott befehlen. Grüßt wie von Caspars bestens und den Abt von Bedinghausen. — Er wird ein treuer Güter sein.“

Fortsetzung folgt.

## Allerlei.

— **Enfant terrible.** Redakteur (zu seinem Töchterchen, das sich eifrig in die Lektüre eines von ihm verfaßten Artikels vertieft): „Gildegard, verstehst Du auch, was Du liest?“ — Töchterchen: „Nein, Papa! (Nach einigem Nachdenken.) „Sag' mal, Papa, verstehst Du auch alles, was Du schreibst?“



# Weihnachts-Beilage

• Festbeigabe •

ZUM

Düsseldorfer Tageblatt.

O Nacht des Mitleids und der Güte,  
Die auf Judäa niedersank,  
Bis einst der Menschheit sicche Blüte  
Den frischen Tau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier,  
Wir fassen ihre Wonne nicht,  
Sie hält in ihre heil'gen Schleier  
Das heiligste Geheimnis dicht.

Redaktion: H. Stöhr.

Druck und Verlag: Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

## Manasse.

Eine Erzählung aus Bethlehern.

Von A. Bertall.

(Radrad verboten.)

Und er kam, mit ihm kam Segen,  
Wie ein milder Frühlingsregen.

I.

Das auserwählte Volk zählte das 318. Jahr der selenidischen Aera, die römische Welt das 754. nach der Gründung der ewigen Stadt.

Auf dem Gebirge Juda hatte seit Wochen der Sturm gewütet und Menschen und Tiere in die schäumenden Täler verschleudert.

Am Abend eines der letzten Tage der kalten Jahreszeit beruhigte sich plötzlich das wilde Toben; eine stille, helle Nacht breitete sich über die Landschaft Ephrat. Geheimnisvolle, feierliche Ruhe in den Höhen wie in den Tiefen, kein Laut eines umherschweifenden Tieres, kein Geflüster im Lande, keine aufklammernde Sternenschnuppe im weiten Himmelsraum!

Nähe bei den Felbern von Beth Sahur, wo die Hirten ihre Wohnung hatten, lag, an einem Felsen angelehnt, eine geräumige Hütte, in welcher zwei Personen weilten: eine alte Frau, sorgsam auf einem Strohlager gebettet und zum Schutze gegen die Mühle mit Schaffellen bedeckt; neben ihr auf einem Holzblocke kauend ein Greis, die Kniee in eine Decke gehüllt.

„Der Sturm hat sich beruhigt, Martha“, sagte er leise, „es ist ganz stille geworden. Schläfe jetzt, es wird Dir gut tun.“

Mühsam erhob er sich von seinem Sitze, mit zitternden Händen breitete er die Decke, welche ihn selbst geschützt hatte, über die Kranke.

„Dir ist kalt, aber ich brauche die Decke nicht.“

Das Weib sah seine Hand und sagte: „Du bist gut, Simon; ich bitte Dich, entledige Dich der Decke nicht, auch Du bedarfst des Schutzes gegen die Kälte.“

„Nein, Martha, Sorge nicht um mich, mich schützen ja meine Kleider. Schließe jetzt die Augen und vergiß.“

„Ja, ja, bald werden sie sich für immer schließen. Nicht können wir die Stunde aufhalten, die mich nach des Herrn Willen hinführen soll in die Wohnung der Väter.“

„O, sprich nicht so, Martha, es tut mir weh. Ich will den Herrn anflehen, daß er Gnade übe an Dir und mir!“

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Und — an Manasse!“  
„Manasse, o mein Sohn!“ senkte die Kranke. „Gern gäbe ich mein Leben hin, wenn das Opfer Dich zurückführen könnte von den bösen Wegen.“

„In Casarea verleugnete er im Wohlleben den Gott seiner Väter. Wird Jehovah ihn wieder heimführen?“ — — —

„Jimmer strebte er nach den Freuden der Welt. Und ach, oft stimmte ich ihm zu, wenn er über das einsame Hirtenleben klagte. Wehe mir, wenn es meine Worte waren, die ihn forttrieben!“

„Du trägst keine Schuld, Martha. Ich hätte ihn damals nicht allein lassen sollen in Jerusalem.“

„Still, Simon, Jehovah wird es Dir nicht anrechnen; Du konntest nicht ahnen, daß die gottlose Königin ihn verlocken würde.“

Simon starrte traurig vor sich hin, dann senkte er inbrünstig:

„Wenn doch bald der Heiland käme, der Retter Israels, der alle Not hinwegnehmen soll! — Die Zeit ist erfüllt, tröstete mich heute der fromme Priester Zadok, das Himmelreich ist nahe!“

Und die Hände erhebend, betete er:

„Lauet Himmel, aus den Höhen, und regnet, Wolken, den Gerechten; auf tue dich, du Erde, und lasse erproffen den Erlöser!“

„O Du, der Israel verheißt“, fluchte Martha, „o komme, reite meinen Sohn und nimm dafür mein Leben!“

„O Licht aus der Höhe, erfülle unser demütiges Flehen, und dann nimm uns nach Deinem Willen von der Erde. Herr, unser Gott, laß keinen von uns allein zurück!“ —

Da öffnete sich die Türe; helles Licht strahlte durch die Oeffnung und zeigte einen hochgewachsenen Jüngling, der auf Simon zueilte.

„Vater, Vater“, rief er, „komm doch heraus, um zu schauen.“

„Was ist's denn, mein Sohn Joachim?“

„Diese seltsame Nacht, das große Licht, die himmlische Musik, Wunder und Zeichen am Himmel und auf der Erde! Hört nur:“

Wir lagen, in unsere Mäntel eingehüllt, wachend neben unseren Herden. Allmählich wurde es so still um uns, wie wir es niemals erlebt hatten und Schlaf senkte sich auf unsere Augen. Dann aber — es ging gegen Mitternacht — weckte uns ein Rauschen und Klängen wie Harfen und Cymbeln, und in rosigem Licht erstrahlte der Himmel. Und das Licht wuchs und wurde heller, und Hurcht besiel uns, und ich bin hierher geeilt, damit ihr nicht allein wäret in der Wundernacht. Doch horch, welch' süßer Gesang!“

„Die Himmel öffnen sich, — der Herr steigt hernieder zu seinem Volk!“ rief Simon.

Eilende Schritte nahen, eine Schar Hirten nahm den Weg

auf Bethlehem zu. Zwei Männer traten eiligst ein, Söhne Simons.

„Engel sind uns erschienen,“ riefen sie, „sie brachten uns die frohe Botschaft: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr! Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kindlein finden, in Bindeln eingewickelt und in einer Krippe liegend. Kommt, Vater, wir wollen nach Bethlehem gehen und sehen, was geschehen ist. Auch die Mutter soll das Wunder schauen; wir tragen sie auf ihrem Lager hin, der Herr ist heute gnädig, er wird ihr helfen.“

„Tut also, meine Söhne, eilet euch, ich habe ein großes Verlangen, das Heil Israels zu schauen.“

Die beiden ältesten Söhne hoben behutsam das Lager und trugen die Mutter hinaus, während Joachim den Vater führte.

Die weite Landschaft erschien wie übergossen von flutenden Strahlen. Das Licht entströmte aber einem großen Stern, der über Bethlehem stand.

„Sieh“, rief Simon, „der Stern, von dem der Prophet spricht, der Stern Jakobs, alle Grenzen der Erde werden das Heil Gottes sehen!“

Als sie näher gekommen, sahen sie, wie das Himmelslicht funkelnde Strahlenbündel auf das niedrige Dach des großen Herbergsstalles sandte, der in den Felsen hineinreichte.

Sie traten ein, schritten mehrere Stufen hinab und gelangten in die sich anschließende Grotte.

Kein Licht brannte darin und doch war sie hell wie ein lichter Frühlingmorgen. Süßer Duft strömte ihnen entgegen, er kam von roten Rosen und weißen Lilien, die allenthalben aus dem Gestein hervorsproßten und sich zu Girlanden vereinigten.

Auf dem Boden der Grotte aber knieten Hirten, andächtig die Blicke auf eine niedrige Krippe gerichtet, in welcher ein liebliches Kindlein lag, in Bindeln eingewickelt.

Neben der Krippe saß eine holdselige Jungfrau, die Hände über der Brust gekreuzt, wie in Verzückung das Kind betrachtend, ihr gegenüber stand, auf einen Hirtenstab gestützt, ein älterer Mann. Seine milden Augen ruhten mit Inbrunst bald auf dem Kinde, bald auf der Jungfrau.

In die andächtige Stille aber erklang aus fernen Höhen himmlischer Gesang.

Joachim leitete den Vater bis nahe an die Krippe, wo sie beide niederknieten.

In Simons Seele stiegen die Worte auf, die einst Isaias dem Ahab verkündet hatte: Eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird genannt werden „Gott mit uns“!

Aus tief bewegtem Herzen flehte er zu dem menschengewordenen Gott um Erbarmen für das Volk Israel, um Gnade für den verlorenen Sohn und Heilung für dessen kranke Mutter.

Diese hatte sich unterdes mit Hilfe der Söhne aufgerichtet, so daß sie das Kind sehen konnte. Bei seinem Anblick kam ein heiliger Schauer über sie, süße Freude zog in ihr Herz und frohe Zuversicht. Und sie vergaß ihrer Schwäche und ihrer Krankheit, entstieg ihrem Lager und kniete nieder neben der Krippe.

„Du, unser Herr und Gott,“ betete sie, „der Du selbst herniedersteigen wolltest, uns zu heilen, erhöre das Gebet einer armen Mutter, gib ihr den Sohn zurück, der Deine Wege verlassen hat und verzeihe ihr, was sie an ihm gesündigt.“

Dann nahte sie sich der hl. Jungfrau, ließ sich vor ihr nieder, küßte den Saum des Kleides und flehte: „Bitte für mich, o Jungfrau und Mutter!“

## II

Zu derselben Stunde, in welcher die Engel auf Bethlehems Fluren lobsangen, sah in Cäsarea Palästina auf dem Sockel eines heidnischen Standbildes ein Jüngling, Manasse, der Sohn Simons und Marthas.

Er trug die Kleidung eines vornehmen Römers. Malerisch schlang sich eine Lacerna von kostbarem Stoffe um die breiten Schultern, sein Haupt schmückte ein Kranz von Lorbeerzweigen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, starrte er finster vor sich hin, nicht achtend der lodenden Musik und der verführerischen Gesänge, die aus dem nahen Palaste des Herodes in die stille Nacht herüberklangen.

Bilder aus vergangenen Tagen zogen vor seinem Geiste auf. Er sah sich zufrieden und glücklich in Bethlehem die Herden weiden. Da begleitete er eines Tages seinen Vater nach Jerusalem, und nachdem sie im Tempel geopfert, begab sich Simon zu dem Priester Jaddok; der Sohn aber durchwanderte die heilige Stadt, um ihre Wunder zu schauen.

Ein langer Zug begegnete ihm. Stolze schwerbewaffnete Krieger, reich gekleidete Diener, auserlesene Rosse und Kamele.

Auf einem derselben ruhte, prächtig gebettet, ein Weib, überreich geschmückt mit Gold und Perlen.

Ihre Augen fielen auf den am Wege stehenden Jüngling, sie betrachtete ihn mit brennenden Augen, so daß er seine Blicke senkte.

Da winkte sie einem Diener und gab ihm einen Befehl.

Der trat zu Manasse und sagte: „Die Königin befehlt Dir, ihr zu folgen in den Palast; weigere Dich nicht, sie will Dir wohl, sie will Dich glücklich machen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte ihn der Abgesandte bei der Hand ergriffen und mit sich fortgezogen, Willenlos war er gefolgt.

Beitört von der Pracht, die ihn umgab, von den rauschenden Festgelagen, von der Huld der Königin, vergaß er Vater und Mutter und trat in den Dienst der Gottlosen.

Das süßliche Leben am Hofe in Cäsarea wandte ihn ab von den Geboten des Herrn, und bald gab er sich ganz den heidnischen Lasteren hin, nahm an den schändlichen Liberalien teil und opferte dem Kaiser und seinen Göttern.

Da sah er eines Tages den Priester Jaddok, der nach Galiläa reiste; dieser schilderte ihm den Schmerz der verlassenen Eltern und redete ihm ins Gewissen.

Die Worte des Priesters waren in seiner Seele haften geblieben, leise zog die Reue in sein Herz.

Und heute, bei der schamlosen Orgie im Palaste, mahnte das Gewissen lauter; Entsetzen saßte ihn und trieb ihn hinaus in die stille Nacht. Ein heißes Verlangen kam über ihn nach den glücklichen Tagen der Kindheit, nach der Hütte seiner Eltern, nach den grünen Weiden Bethlehems. —

Lauter Lärm schreckte ihn auf aus seinen trüben Sinnen.

Das Tor des Palastes öffnete sich, Fackelträger und Flötenspieler traten hervor, gefolgt von Männern und Weibern, mit Lorbeer und Blumen bekränzt und Dithyramben singend. Sklaven trugen Opfergaben, und so bewegte sich der Zug zu dem prächtigen, dem Kaiser Augustus gewidmeten Tempel.

Hinter einer Säule versteckt schaute Manasse finster auf die lärmende, phantastisch beleuchtete Schar.

Ein junges, reich mit Rosen bekränzt Mädchen entriß einem Sklaven die brennende Fackel und eilte der Stelle zu, wo Manasse stand.

„Manasse,“ rief sie, „wo hast Du Dich versteckt? O komme doch, dem Kaiser zu opfern!“

Manasse erschauerte; wie geblendet starrte er auf die jugendlich schöne Gestalt; schon tat er einen Schritt vorwärts, da fiel sein Blick auf einen hellen Schein, der von südwärts her, von dort, wo seine Heimat lag, den Himmel überzog. Es überkam ihn, wie in den Tagen seiner Jugend, wenn der Vater von dem verheißenen Erlöser erzählte und die Worte der göttlichen Verheißung und die hehren Weissagungen der Propheten Begeisterung, Hoffnung und Sehnen in den Herzen der Kinder weckte.

Der Schein kam von einem großen Stern, der alle andern Sterne verbunkelte. Wie gebannt hasteten die Augen des Jünglings an dem wunderbaren Licht; die Versuchung war überwunden, ein andächtiges Gebet, wie er es seit langem nicht mehr gesprochen, kam auf seine Lippen.

Unbeweglich starrte er nach dem Lichte.

Da, o Wunder, erblickte er deutlich unter dem Stern den Herbergsstall und die Grotte in Bethlehem und darin Vater, Mutter, Brüder und Freunde, alle auf die Knie hingesunken vor einem Kinde, das in der Krippe lag. Die Mutter aber, die auf einem Lager ruhte, erhob sich, kniete ebenfalls vor dem Kinde nieder, und er hörte, wie sie es um Erbarmen anflehte für Manasse, den verlorenen Sohn.

Es ergriff ihn ein unwiderstehliches Verlangen nach dem Kinde, nach Vater und Mutter, und vom Geiste getrieben, nahm er eilends den Weg gen Bethlehem.

Eine gut gebaute Straße führte damals über Antipas und Lydda nach Jerusalem. Manasse hielt sich abseits derselben, die menschlichen Wohnungen meidend. Das unwiderstehliche Verlangen ließ ihn seine Schritte beugen und endlich — es ging gegen die neunte Tagesstunde — hatte er die Weideplätze der Herden seines Vaters erreicht.

Seine Augen suchten nach den Brüdern, aber er fand sie nicht, die Herden waren ohne Hirten. Was war geschehen? Bald darauf stand er vor der elterlichen Hütte.

Er sah die Türe weit geöffnet und im Innern flammende Lichter, Männer und Frauen versammelt. Sie umstanden zwei Bahren, die jede einen aus drei ungehobelten Brettern bestehenden Holzarg trug. In den Särgen ruhten zwei in weiße Sterbegewänder eingehüllte Körper, das Haupt mit einem Schweißtuch bedeckt; die Umstehenden beteten einen Psalm.

Eine entsetzliche Ahnung überkam den Jüngling. Da erbllickte er Joachim, seinen Bruder.

Joachim, lechte er, „wo sind Vater und Mutter?“

Der Angeredete deutete stumm auf die Bahren.

Einen Schrei ausstößend, riß Manasse die Schweißtücher weg, welche das Haupt der Toten bedeckten, warf sich zur Erde und rief: Vater, Mutter! Euer Sohn ist wiedergekehrt; er wollte Euch um Verzeihung bitten für all' das Leid, das er Euch angetan. Ach, jetzt könnt' Ihr nicht Eure Hände auf mein Haupt legen, um mich zu segnen. Ich bin zu spät gekommen, die schwere Schuld wird nun an mir haften immerdar.

Viebreich umfaßte Joachim den Bruder und sagte: „Verzage nicht, Manasse, sie haben für Dich gebetet in jener heiligen Nacht, in welcher das Heil Israels geboren wurde. Das göttliche Kind hat ihr Gebet erhört; es hat ihnen die Augen geöffnet, daß sie vor ihrem Hinscheiden sahen, wie Du den Greneln der Heiden abschwurest und den Weg zur Heimat nahmst. So sind sie freudig hinübergewandert, im Tode vereint, wie sie's erlitten haben. Erhebe Dich nun und folge uns zur Bestattung.“

Die Töchter bliesen Trauermelodien, die Frauen gingen den Bahren voran, die Männer folgten diesen, Psalmen singend. Dreimal, wie es der uralte Brauch vorschrieb, stellten die Träger die Bahre hin, wobei jedesmal ein Psalm im Wechselgesang angestimmt wurde.

Nach der Beisetzung wandelte Manasse wie im Traume heimwärts. Tage lang weilt er in stummer Trauer an der Ruhestätte der Hingegangenen, bis es endlich Joachim gelang, ihn hinwegzuführen in den armen Stall, wo das Wort Fleisch angenommen hatte und siehe, hier wurde ihm Trost und Beruhigung.

Unter den zweiundstößig Jüngern, welche der Herr selig pries, daß ihre Augen ihn gesehen, ihre Ohren sein Wort gehört, war auch Manasse.

Als König Herodes die ersten Christen verfolgte und Jakobus, den Bruder des Johannes ergreifen ließ, ihn zu töten, da warf sich Manasse den Häschern entgegen, um den geliebten Lehrer zu befreien, aber ein Schwerstreich streckte den getreuen Jünger nieder, seine Seele in die lichten Gefilde führend, wo Vater und Mutter seiner harreten.

### \* Unterm Tannenbaum.

Weihnachtserzählung von Irene v. Hellmuth.

(Nachdruck verboten).

„Mein liebes Kind, ich meine, Du solltest Dir die Sache doch noch einmal reiflich überlegen, ehe Du Dich entscheidest“, sagte Frau Geheimrat Schwarze zu ihrer Tochter, die einen reizenden Anaben von etwa vier Jahren auf den Knien schaukelte. Jetzt setzte die junge Frau das Kind mit einer heftigen Bewegung auf den Boden und trat ganz nahe vor ihre Mutter hin. „Die Sache ist bereits entschieden — es braucht keine lange Ueberlegung!“ stieß sie hervor, indem sie die Hand der alten Dame mit festem Druck umfaßte.

„Nun — und es bleibt bei Deinem Nein?“

„Ganz gewiß, Mutter!“

Frau Schwarze seufzte tief auf und schaute bekümmert auf die vor ihr Stehende.

„O, Dora“, begann sie nach einer kleinen Pause wieder,

„hättest Du den Antrag doch angenommen! Herr Viehbach ist reich — sehr reich, in angesehenen Stellung, trägt einen hochachtbaren Namen, nun sage mir, was willst Du denn noch mehr? Und daß er ein schöner Mann ist, hast Du selbst schon zugegeben. Eine glänzende Zukunft winkt Dir an seiner Seite — und Du — schlägst alles in den Wind!“

„Nicht weiter, Mutter!“ rief die Angeredete hastig, mit bligenden Augen. „Schon einmal ließ ich mich überreden, ließ ich mich blenden von dem Reichtum und den feinen Manieren dessen, dem ich mein Jawort gab, und den man mir als den Ausbund aller Tugend pries. Ich war ein halbes Kind noch, ein törichtes Mädchen — und Ihr — ja — Ihr versprach mir goldne Berge, wenn ich Eurem Räte folgte — daß ich es tat — es war zu meinem Unheil! Was blieb mir von all den Hoffnungen, von all den Wünschen? Nichts! — Nichts als Elend, Jammer, Entbehrungen aller Art! Ich will Dir ja durchaus keinen Vorwurf machen, liebste, bestes Mütterchen“, fügte sie schnell hinzu, als sie sah, wie sich die Augen der alten Frau langsam mit heißen Tränen füllten, „Du Vermittler trugst ja ebenso schwer an dem Unglück, wie ich selbst. Wir mußten beide zusehen, wie jener Mann sein und unser Vermögen in wenigen Jahren am Spieltisch vergeudete und uns am Ende noch Schulden hinterließ, deren Deckung bis heute nicht möglich war. Hätte der Tod nicht dieses unfelrige Band gelöst — wer weiß, was noch alles gekommen wäre!“

Dora schritt zu einer altmodischen, glänzend polierten Komode, entnahm dem geöffneten Schubfach eine feine Stickeret und begann eifrig zu arbeiten. Frau Schwarze hatte ihren kleinen Esel auf den Schoß genommen, es war ganz still im Zimmer; endlich mahnte die ältere der beiden Frauen: „Daß doch die Arbeit leht, Dora, es ist zu dunkel, und Du verdirbst Dir die Augen.“

„O es geht noch ganz gut, Mutter, Du weißt ja, ich habe versprochen, das Kissen bis übermorgen fertig zu stellen und es ist noch sehr viel daran zu machen, ich muß mich also beeilen.“

Wiederum drangen der alten Dame die Tränen in die Augen.

„Wer das meinem lieben, guten Kinde einst gesagt hätte, daß es seinen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit verdienen müßte“, klagte sie schmerzlich, wenn Dein guter, seliger Vater das wüßte!“

„Nur nicht so verzagt, Mütterchen“, klang es tröstend vom Tische her. „Wer weiß, bald wird es anders und besser werden. Daß Du vergessen, was mir der treue Freund unseres Hauses, Theaterdirektor Lange Schmeichelhaftes sagte über das Stück, welches ich geschrieben?“

„Es wird seinen Weg machen, — sagte er erst kürzlich, — es ist ohne Zweifel eine ganz hervorragende Arbeit, die an allen größeren Bühnen zur Aufführung angenommen werden wird.“

„Siehst Du, Mutter, sein Urteil ist mir maßgebend, er wird mein Werk hier auführen, dann wird meine Arbeit weiter und weiter dringen und sich die Welt erobern. Direktor Lange macht etwas daraus, er ist doch ein herrlicher Mensch, nicht wahr? Er meint sogar“ — — — Dora hielt mitten im Satz inne, ein seltsam forschender Blick der Mutter hatte sie getroffen, und das leise gesprochen „Aha“ der alten Frau ließ sie die Augen zu Boden schlagen. Indes wie glühende Rote über ihre Wangen huschte. Sie ließ die Hände mit der Stickeret in den Schoß sinken, es schien, als hätte sie die eilige Arbeit völlig vergessen, die Augen blickten träumerisch ins Weite. Nach einer Weile begann Dora wieder. „Wenn ich erst einen Namen haben werde, wenn es mir gelingt, die Gunst des Publikums zu erringen, so wird es auch ein Leichtes sein, Geld zu verdienen, ich schreibe ein anderes, größeres Werk, die Idee dazu habe ich bereits, die Einnahmen reichen dann leicht hin, die Schulden zu decken; ein besseres Leben beginnt damit für uns alle, die schwere Prüfungszeit, die wir durchmachen mußten, erscheint uns dann wie ein böser Traum, der uns quälte.“ — — —

„Mama, der Onkel Direktor kommt, ich habe ihn soeben gesehen!“ rief der kleine Max zur Türe herein. Draußen hörte man jetzt eine wohlklingende Männerstimme, die freundlich auf das Kind einsprach: „Gut, kleiner Schelm, wohin so eilig? Ist die Mama zu Hause?“

Gleich darauf wurde die Türe geöffnet, und ein hochgewachsener Mann trat, den Jungen an der Hand führend, ins Zimmer. Er begrüßte Dora herzlich, wie eine alte Bekannte. Mit seinem Druck hielt er die Rechte der jungen Frau einige Sekunden lang in der seinigen, ehe er den angebotenen Platz einnahm. Direktor Lange war ein schöner Mann mit hellen Augen, die sich jetzt lebhaft auf Dora richteten. Was hatte indes, wie es seine Gewohnheit war, die Taschen des „Onkel Direktor“ untersucht und jubelnd eine Dose Bonbons herausgezogen.

„Sagen Sie, gnädige Frau,“ begann Lange bedeutungsvoll, „haben Sie in der Stadt irgend einen Feind, oder doch jemand, der Ihnen übel gesinnt ist?“ Die Angeedete schüttelte lächelnd den Kopf: „Ich wüßte nicht, wer das sein könnte, ich verkehre ja mit niemand.“

„Denken Sie sich, es ist von Wichtigkeit!“

„Es fällt mir keiner ein.“

Direktor Lange griff in seine Brusttasche und zog ein Zeitungsbblatt hervor, das er Dora hinreichte.

„Bitte, lesen Sie das aufmerksam durch, vielleicht kommen Sie dadurch dem Verfasser dieses Artikels auf die Spur.“

Dattig griff die junge Frau nach dem Papier und las erbleichend: „Wir hatten jüngst Gelegenheit, Einsicht in das demnächst hier zur ersten Aufführung gelangende Drama „Schuld und Sühne“ zu nehmen und wir überzeugten uns bald, daß es das Werk eines mäßigen Blaustrumpfes ist, ohne innern Gehalt, ohne jeden literarischen Wert, eine Stümpererei, deren Aufführung sich nicht verlohnt. Wir möchten dem Publikum den guten Rat erteilen, nicht die Zeit mit solcher Lächerlichkeit zu verlieren und sich ein Stück anzuschauen, das den Besucher nur langweilen kann.“

Dora ließ das Blatt sinken. Hornige Entrüstung lag auf dem anziehenden Gesicht, die Augen bligten, die Hände ballten sich zur Faust, sie war keines Wortes mächtig.

„Ich war in der Redaktion,“ begann der Direktor wieder, „um etwas Näheres zu erfahren, — na, — ich hätte mir den Gang sparen können. „Redaktionsgeheimnis,“ gab man mir abschließend zur Antwort, — ich wollte Ihnen so gern diese neue Unannehmlichkeit ersparen, gnädige Frau, — aber schließlich sagte ich mir, daß es besser sei, Ihnen die Sache mitzutheilen, mit Ihnen darüber zu beraten, um womöglich Ihnen irgend wie dienen zu können.“

Dora griff sich an die Stirn. „Gießbach“, murmelte sie dann.

„Wie, — Sie glauben?“ fragte Direktor Lange aufmerksam werdend.

„Ich glaube es nicht nur, ich weiß es gewiß, er und kein anderer ist der Artikelschreiber!“

„Aber, — ich dachte doch — Gießbach ist ein Freund Ihres Hauses?“

„Er war es, jetzt hat sich die Freundschaft dieses Herrn in das Gegenteil verwandelt, wie Sie sehen!“

„Aber, ich verstehe nicht, — weshalb?“

„O, Sie sollen sogleich verstehen, Herr Direktor! Dieser famosse Freund machte mir vor einer Woche einen Heiratsantrag!“

„Ach — nun, und Sie?“

Der Direktor war von seinem Stuhle in die Höhe geschleunigt und stand heftig atmend vor der jungen Frau.

„Ich — wies ihn ab und er drohte, sich an mir zu rächen, für die ihm zugesagte Beleidigung. Sie sehen, Herr Gießbach ist prompt, er hat sein Versprechen gehalten. — hier die Quittung.“ Sie wies auf den Artikel.

Lange hörte aufmerksam zu.

„Sie mögen recht haben, gnädige Frau“, sagte er sinnend und scheinbar gelassen, aber, — ist es indiscret zu fragen, warum wiesen Sie ihn ab? Er ist — oder scheint ein sehr vornehmer Mann —“

Dora senkte erdbtend die langen Wimpern, indes ihr Gegenüber sie mit eigentümlich forschenden Augen betrachtete, als wollte er von ihren Lippen die Antwort lesen. Doch der Mund blieb stumm und ein leises Beben schien durch die schlanken Glieder der jungen Frau zu gehen, die schmale Hand presste sie auf das heftig pochende Herz.

„Verzeihen Sie die Frage,“ unterbrach Direktor Lange die peinlich werdende Stille, „ich möchte um keinen Preis ausdrücklich erscheinen. Die langjährige Freundschaft, die mich mit Ihrem Hause verbindet, mag mein Verhalten entschuldigen.“

„O bitte, — bitte,“ wandte Dora ein, „Sie sehen ja, wie recht ich tat, diesen Herrn abzuweisen, ich wäre an seiner Seite doch nicht glücklich geworden. Ja, ja, — gewiß,“ nickte jener zerstreut, „aber um wieder auf die Sache zu kommen, die mich eigentlich zu Ihnen führte: Wenn Gießbach der Verfasser dieses Artikels ist, — und ich zweifle kaum noch daran, — so glaube ich, wird er, wie ich ihn beurteile, dabei nicht stehen bleiben. Er ist reich, — und mit Geld läßt sich vieles, läßt sich in diesem Hause alles machen. Er hat einen großen, einflussreichen Bekanntenkreis, ich fürchte, daß Ihnen da sehr Unangenehmes bevorsteht, gnädige Frau!“

„Und was meinen Sie, daß da zu tun ist!“

„Folgen Sie meinem guten Rat, weichen Sie der Uebermacht, und — lassen Sie Ihr Werk hier überhaupt nicht auführen, es kann dies ebenso gut anderswo geschehen!“

„Damit jener Herr mir auch noch Freigiebigkeit vorwerfen könnte!“ rief Dora mit blitzenden Augen, „damit er und sein Anhang sich rühmen könnte, mich verdrängt zu haben? Damit er glaube, ich fürchte mich? — Nein, Herr Direktor, jetzt erst recht soll mein Werk hier, — gerade hier aufgeführt werden, ich will es so! Sie selbst haben mir des öfteren versichert, daß das Stück gut, daß es ausgezeichnet ist, nun möge es seine Macht erproben.“

„Ich bitte Sie nochmals, ersparen Sie sich diese nutzlosen Aufregungen, ziehen Sie Ihr Werk zurück, ich habe anderwärts weitreichende Verbindungen, und werde mich dafür verwenden, daß das Drama so bald als möglich an einer, der unfrigen an Bedeutung gleichstehenden Bühne seine Erstaufführung feiert, verlassen Sie sich ganz auf mich!“ Er hatte ihre beide Hände ergriffen und sah sie bittend an.

„Nein!“ rief Dora leidenschaftlich, „ich werde nicht freiwillig zurücktreten, und jenem das Feld räumen — niemals!“

Der Direktor verbeugte sich.

„Ihr Wille geschehe, meine liebe, gnädige Frau, hoffentlich bereuen Sie es nicht. Ich halte selbstverständlich mein Wort, und bringe das Werk zur Aufführung.“

Mit herzlichem Händedruck verabschiedete er sich.

Dora war es, als müßte sie der hochgewachsenen Gestalt, die soeben durch die Türe verschwunden war, nachsehen und ihn festhalten.

Der Tag der Erstaufführung von „Schuld und Sühne“, Doras Werk, war gekommen. Die junge Frau befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung, die sie fast krank machte. Dennoch bestand sie darauf, das Theater zu besuchen, denn zu Hause zu bleiben war ihr unmöglich. Gleich und abge-spannt lehnte sie in ihrer Loge. Eine lachende, schwagende Menge füllte den Raum. Beim ersten Glockenzeichen trat tiefe erwartungsvolle Stille ein. Dora überkam eine furchtbare Angst — was würden die nächsten Minuten bringen? Als beim Abschluß der Vorhang sich senkte, und einige zu Halschen versuchten, wurden sie sofort energisch niedergezischt. Ein Pfeifen und Zischen erhob sich im Theater, das sich nach dem zweiten Akt noch mehr steigerte, und während des dritten zu einem wahren Tumult ausartete. Woher das Pfeifen kam, wußte niemand zu sagen, es war überall. Von den Rängen, von der Galerie ertönten dazwischen Rufe: „Ruhe — hinaus —“. Der Regisseur trat heraus und verkündete, daß das Stück nicht zu Ende gespielt werden könne. Dann folgte ein Händeklatschen, ein Brabornen, das aus hundert Kehlen zugleich zu kommen schien. Dora küßte sich einer Ohnmacht nahe. Mühsam wankte sie die Treppe hinab, winkte eine Droschke heran und fuhr nach Hause. Angstvoll forschte die Mutter in den Zügen der jungen Frau nach dem Ergebnis des Abends. Sie brauchte nicht erst zu fragen, das verstörte Aussehen Doras sagte mehr als Worte.

„Es ist alles aus — alles verloren!“ stammelte sie schluchzend, „meine Feinde haben gesiegt, und mir eine Niederlage bereitet, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann!“

Sie sank auf einen Stuhl, und begrub den Kopf in den Händen. — „Weine nur nicht so sehr,“ tröstete die Mutter, „vielleicht hat das Stück anderswo mehr Glück.“

„Es wird sich keiner finden, der dasselbe nach einem solchen Durchfall noch aufzuführen will!“ fluchte Dora. „Meine Hoffnungen sind dahin, meine Kraft gebrochen, ich werde nichts mehr schaffen können. Warum hörte ich nicht auf den wohlgemeinten Rat des Direktors! Er, der Klügere, der Beson-

nenerer, er hatte recht, tausendmal recht, er meinte es gut, und ich —, o Mutter, — nun wird auch er mir jürnen und er hat ein Recht, es zu tun! — Wie unglücklich bin ich doch! Das Leben hat mir noch nichts gebracht als Jammer und Kummer und Leid. Es hat viel an mir gut zu machen, ach so unendlich viel!

Es war am Tage vor dem heiligen Abend. Dora vergrub sich förmlich in ihr Zimmer und wollte nichts hören noch sehen, und erklärte, sie könne dieses Jahr keinen geschmückten Christbaum sehen, ihr sei so weh ums Herz, sie fühle sich elend und krank.

„So willst Du um Deines selbstfüchtigen Schmerzes willen auch Deinem Kinde die ganze Weihnachtsfreude verderben?“ sagte die Mutter vorwurfsvoll.

„Mache was Du willst!“ rief Dora ungeduldig, „nur laß mich in Ruhe, und quäle mich nicht, es ist die einzige Wohlthat, die Du mir erweisen kannst. Ich will keinen Tannenbaum, ich bin gar nicht in der Stimmung, einen aufzuputzen!“

Seufzend und sorgenvoll nahm die alte Frau den Knaben an der Hand, und ging, um sich einigermaßen der quälenden Gedanken zu entziehen, mit ihm durch die, von beschäftigten, eilenden Menschen erfüllten Straßen. Sie wußte wohl, was Dora den meisten Schmerz bereitete. Nicht, daß man das Werk, von dem sie sich so viel versprochen, von allen Seiten angriff, erzeugte bei der jungen Frau diese trübselige Stimmung, — der wahre Grund lag ganz wo anders. Sinnend schritt die alte Dame weiter, als Max sich plötzlich von ihr losmachte, und auf einen stattlichen Herren zuellte, mit dem Jubelruf: „Onkel Direktor, — da, — Großmama, — da ist der Onkel Direktor; warum kommst Du denn gar nicht mehr zu uns?“ Frau Schwarze begrüßte den Hinzugetretenen herzlich.

„Warum sieht man Sie denn gar nicht mehr?“ fragte die alte Dame mit leisem Vorwurf.

„Ich hatte meine besonderen Gründe,“ lächelte der Gefragte, nachdem er freudig die Begrüßung erwidert hatte, „ich wollte nicht eher kommen, als bis ich gute Nachricht bringen konnte, nun, — die habe ich heute erhalten, — und hoffe, fröhliche Weihnachten mit Ihnen allen zu feiern.“

„Ja, denke Dir nur, Onkel Direktor,“ hub Max weinerlich an, „die Mama sagte, das Christkind würde heuer gar nicht zu uns kommen. Obwohl ich brav war, wird es doch bei uns vorbeifliegen, weil wir kein Geld haben.“

„Tröste dich, mein lieber Junge, das Christkind wird dich nicht vergessen, es kommt schon zu Dir!“

„Ja, es kommt? Hat es das zu Dir gesagt?“ jubelt das Kind, in die Hände klatschend.

„Wir sollen diesmal keinen Christbaum haben,“ berichtete Frau Schwarze, „Dora will es nicht, sie ist zu trübselig in der letzten Zeit, sie hämt sich so viel.“

„Ja,“ fiel Max eifrig ein, „die Mama gibt mir keinen einzigen Kuß mehr, aber deinem Bild, das sie aus dem Album herausgenommen hat, gibt sie immer einen Kuß, Onkel!“

„Junge!“ — schreit der große Mann überlaut auf, unbewußt um die Vorübergehenden, die lächelnd auf die Gruppe schauen; einige bleiben sogar stehen und sehen zu, wie Direktor Lange den Jungen ungestüm an seine breite Brust preßt, ihn jubelnd einige mal emporhebt, und ihn dann hastig auf den Boden stellt.

Morgen komme ich, mein liebes Kind, aber der Mama darfst du nichts davon verraten, hörst du, kein Wort, kleiner Schelm, denn wir wollen sie überraschen.“

Max nickte verständnisvoll. Frau Schwarze kämpft mit ihrer Verlegenheit, in die die Mitteilungen des unschuldigen kleinen Schwägers sie gebracht. Sie hatte vorhin erschrocken ihre Hand auf den rofigen Rindermund drücken wollen, allein Direktor Lange hatte das verhindert. Wohl eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als man sich trennte. Der große, stattliche Mann hatte so viel zu fragen und anzumachen, er konnte gar kein Ende finden.

„Mich soll's bloß wundern,“ murmelte die alte Frau, als sie mit dem Kinde auf dem festgefrorenen Schnee heimwärts trippelte, „wenn ich mir durch das lange Stehen bei dieser Bärenkalte nicht einen tüchtigen Schnupfen geholt habe.“

Die Dämmerung sank nieder, draußen herrschte ein Schnee-

treiben, wie es noch selten gesehen, — „ein echtes Weihnachtswetter“, — sagten die Leute. Daß die Mutter mit strahlender Miene umherging, bemerkte Dora nicht, da sie den ganzen Tag ihr Zimmer nicht verließ. Sie stidte, bis die Augen sie schmerzten, und die tiefer werdenden Schatten sie zwangen, die Arbeit zusammen zu packen. Dann sah sie in trübem Sinnen, in der Dunkelheit und schreckte leicht empor, als draußen die Korridor Klingel gezogen wurde.

„Eine schöne Empfehlung von —“  
„Bist, — bist, —“ mahnte jemand dazwischen, dann war alles wieder still, mäusehinstill. — — —

Weihnachtsabend! Dora mußte sich das erst ins Gedächtnis rufen, sie hätte es fast vergessen. Was für ein trübseliger Weihnachtsabend! Ach, das arme Kind, es hatte heuer gar keine Freunde! Es gab Dora einen Stich durchs Herz, wenn sie daran dachte. Fast bereute sie jetzt, so gar nichts für den lieben Jungen besorgt zu haben, doch nun war es zu spät. Im gegenüberliegenden Hause wurden bereits die Kerzen am Weihnachtsbaum angezündet, die Kaufäden waren jedenfalls schon geschlossen, nichts mehr zu haben. Wie, wenn sie doch versuchte, irgend eine Kleinigkeit aufzutreiben? Sie griff nach ihrem Mantel, als Max ins Zimmer stürzte: „Mama, — Mama, — bist Du hier?“ Es war schon ganz dunkel geworden, und Dora hatte kein Licht angezündet.

„Nein, nein, ich habe keine Zeit, ich wollte Dir sagen, daß das Christkind nun doch gekommen ist, ich habe durchs Schlüsselloch geguckt, drinnen in unserer Stube brennen schon die Kerzen, Mama, — das Christkind ist da!“ — Hinaus war er wieder.

„Brennen schon die Kerzen?“ wiederholt Dora mechanisch, „wir kann das nur sein?“

Sie kam nicht weiter, die Türe wurde wieder geöffnet.

„Dora?“ rief die Mutter in die Dunkelheit hinein.

„Ja, Mutter?“

„Komm, komm, das Christkind wartet auf dich!“

„Auch du — was ist denn eigentlich?“

„O nichts, — eine kleine Ueberraschung.“

Pögernd folgte die junge Frau, und stand dann sprachlos still, wie ein Kind die Hände faltend. Ein mächtiger Tannenbaum, dessen breite Äste überreich waren, stand dort, strahlend im Schimmer der Kerzen.

„Wer hat denn dies alles hier aufgebaut?“ rief Dora, auf die vielen, wertvollen Geschenke deutend, „das konntest Du doch nicht bezahlen, Mutter?“

Die Augen der jungen Frau fielen auf ein Zeitungsblatt, das so recht, als wäre es die Hauptsache, unter dem Tannenbaum ausgebreitet liegt. Sie hebt es auf, ein die unterstrichener Artikel fesselt ihre Aufmerksamkeit.

„Geiern wurde hier zum ersten Male ein neues Drama: „Schuld und Sühne“ aufgeführt, das die Besucher in hohem Grade fesselte. Es ist ein ganz bedeutendes Werk, das die Spannung bis zum letzten Wort wach erhält, ja mehr und mehr steigert. Es läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß das Werk überall, wo es aufgeführt, das größte Aufsehen erregen wird. Es wurde hier mit Begeisterung aufgenommen und da gerüchtweise verlautete, die Verfasserin wohne der Erstaufführung bei, so verlangte das Publikum stürmisch, dieselbe zu sehen; leider umsonst. Wir wir hören, ist das Drama bereits am Hoftheater zu N. . . . zur Aufführung angenommen.“

Dora starrt mit feuchten Augen auf das Blatt. Ist es Wahrheit, — ist es Täuschung? — Ihr ist es plötzlich, als rauscht es in den breiten Zweigen der Tanne, als bewegte sich etwas hinter dem Baum, — richtig, die Zweige werden auseinandergebogen, und ein Gesicht kommt jetzt dahinter zum Vorschein, ein strahlendes, lächelndes, überglückliches Gesicht.

„Du hast schon so oft mein Bild geküßt, wie mir Max sagte, nun küsse auch das Original,“ läut es mutwillig vom Baume her. „Nun, wie ist's, willst du? Soll ich hervorkommen, — ja?“ Dora ist so überrascht, daß sie kein Wort hervorbringen kann, und unfähig, im ersten Augenblick alles zu begreifen, rührt sie sich nicht vom Fleck. So steht sie noch, als zwei Arme sich um ihren Hals schlingen, und eine zärtliche, geliebte Stimme ihr ins Ohr flüstert: „Du liebtest mich, und ich wußte es nicht, um wie viel glückliche, selige Stunden habe ich mich selbst gebracht!“

Da erwacht Dora aus ihrer Erstarrung. „Ich liebe dich längst, und weil ich fürchtete, mich zu verraten, erschien ich kalt und gleichgültig dir gegenüber.“ „Und ich wagte nicht, Dir meine Liebe zu gestehen, eine unerklärliche Scheu hielt mich zurück; Gott sei Dank, daß wir uns endlich fanden,“ rief Direktor Lange heiter.

„Unterm Tannenbaum,“ lächelt Dora, sich glücklich an den Geliebten schmiegend. Sie schaute sich um in dem mit duftendem Tannengrün geschmückten Zimmer, es war leer, die Mutter hatte es heimlich verlassen.

## □ Ein glücklicher Irrtum.

Skizze von E. Vorges

(Nachdruck verboten.)

„Das ist ein unbescheidener, ein impertinenter Brief! Die Stimme der Sprecherin zitterte vor unmutiger Erregung, und das kleine, schwarz herandete Briefchen flog pfeilschnell in das Feuer, nur sehr wenig Asche zurücklassend. Jetzt setzte sich die ältliche Dame behaglich in ihrem Lehnstuhl am Schreibtisch zurecht und ordnete die umherliegenden Briefschaften. Fräulein von Meerbach liebte es, ihren Namen bei allen Wohltätigkeitsammlungen obenan zu sehen und oft streute sie mit vollen Händen Geld nach allen Richtungen aus. Ihre Schwester, die gegenüber auf dem Ruhebett lag, seufzte tief und ein vorwurfsvoller Blick der dunkeln Augen traf die Schwester am Schreibtisch.

„O, Maria, sei nicht so hartberzig,“ mahnte sie mit sanfter Stimme.

„Na, Nora, laß Dich doch nicht von Deinen sentimentalen Gefühlen hinreißen,“ erwiderte streng die ältere Schwester. „Du weißt sehr gut, daß unser Neffe Edgar, den wir an Kindesstatt angenommen hatten, gegen unseren Willen ein ganz armes Mädchen heiratete, und mit diesem Schritte sagte er sich gänzlich von uns los, und daß diese Person gar nicht in Bildung und gesellschaftlicher Stellung zu ihm paßte, beweist dieser Brief.“

„Es scheint ihr doch sehr schlecht zu gehen; sie ist Witwe, und die lange Krankheit ihres Mannes hat die geringen Mittel erschöpft.“

„Leute, die töricht genug sind, gegen den Willen der Familie zu heiraten, müssen auch die Folgen tragen.“

„Aber da sind auch die beiden Kinder, Edgars Kinder,“ bat Nora, „laß uns doch nicht so hart gegen die Kleinen sein, es ist ja Weihnacht, und morgen ist heiliger Abend,“ bittend legte sie dann die Hände ineinander, fügte aber leise hinzu: „mache es ganz wie Du es für gut und recht findest, liebe Marie.“

„Nora“, die Stimme der älteren Dame klang eilig und kalt. „Ich kenne Dein weiches, gefühlsvolles Herz, aber das bevorstehende Weihnachtifest ist doch wahrlich kein Grund, gerade jetzt mit einer Bettelei zu kommen. Niemand kann uns nachsagen, daß wir bei wohltätigen Anstalten mit unseren Gaben hintenan stehen.“

„Nein, gewiß nicht“, gab Nora schnell zu. „Willst Du denn gar keine Notiz von dem Brief nehmen?“ fragte sie leise.

„Na, ich will der Witwe eine hübsche Weihnachtskarte mit einem Weihnachtsengel senden, dann hat sie doch ein Zeichen unseres Wohlwollens,“ jagte sie mit würdevoller Überlassung. „Arme Verwandte in der Familie zu haben, ist doch ganz unheimlich“, mit diesen Worten nahm sie ihre kleine Maroquin-Briefmappe und begann eine große Zahl Adressen zu schreiben, und Weihnachtskarten einzulegen.

„Meine Hand schmerzt ordentlich vom vielen Schreiben,“ wandte sie nach geraumer Zeit Fräulein von Meerbach ihrer Schwester zu, und prüfte wohlgefällig die große Anzahl Briefumschläge, die adressiert und mit Karten versehen vor ihr lagen. „Die Arbeit ist mir fast zu viel, aber es macht mir doch Freude, unseren Freunden mit dieser Aufmerksamkeit die Festfreude zu erhöhen. Apropos, da habe ich ja vergessen, dem Waisenhaus in N. unsere jährliche Weihnachtsbeiderung zu schicken; der Brief dieser unbescheidnen Person hat mich dergleichen erregt, daß ich fast meine Pflicht vergessen hätte, aber die armen Waisenkinder sollen in diesem Jahre eine doppelte Freude haben, nicht wahr, Nora?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und geräuschlos trat der alte Diener des Hauses ein.

„Ist es schon Zeit, die Briefe zur Post zu tragen, Fräulein?“

fragte die alte Dame; „gleich bin ich fertig, es sind heute so viele Briefe zu besorgen.“

Der Alte sah ängstlich nach der Uhr. Fräulein von Meerbach nahm einige Banknoten, ergriff ein Kuvert, steckte das Geld hinein und schloß es sorgfältig.

„So, hier sind die Briefe, Fräulein, beeilen Sie sich, damit sie noch mit der nächsten Post abgehen.“

„Nun hast Du auch Deine Ruhe verdient, Maria, komm, lege Dich hier in diesem bequemen Armstuhl,“ bat Nora, der Schwester einen weichen Sessel an das Feuer schiebend.

„Ja, ich habe heute vielen Menschen eine Freude gemacht, und das Waisenhaus besonders reichlich bedacht“, lächelte Maria selbstbewußt, „ich hoffe, Edgars Witwe wird nicht so impertinent sein und noch einmal kommen, ich habe für den schönsten Weihnachtsengel geschild.“

Am Nachmittage des nächsten Tages saßen die beiden Damen wieder in dem behaglich durchwärmt, eleganten Zimmer. Draußen heulte der Sturm.

Doch unten in der Gekochstube hörte man nichts von dem Unwetter, das draußen wüthete. Hier feierte man bereits Weihnachten mit den Armen, die alljährlich auf Befehl des reichen alten Fräuleins zum Fest geladen und reichlich beschenkt wurden, wiewohl die Schwestern sich nicht überwinden konnten, einen Augenblick selbst in die Gekochstube hinunter zu gehen, um den Dank der Beschenkten in Empfang zu nehmen. Später am Abend brannte dann ein herrlicher Christbaum in dem Festsaal, aber so rechte Weihnachtsfreude hatten die reichen Damen nicht.

Es dunkelte bereits, aber noch immer hatte der Diener die Lampen nicht angezündet; er mochte wohl über der Festfreude seine Pflichten momentan vergessen haben. Nora seufzte, trat dann an das Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus.

„Was fehlt Dir, Nora, hast Du wieder rheumatische Schmerzen?“ fragte die Schwester besorgt. „O nein, Maria, aber meine Gedanken quälen mich und lassen mich nicht zur Ruhe kommen.“ Sie seufzte wieder, „ich muß heute den ganzen Tag an Edgars arme Witwe und an die kleinen Kinder denken. Es ist ja heute Weihnachtsabend! denke nur, wenn keine Kinder hier sein könnten und hier Weihnacht feierten.“

Die Worte der Schwester trafen eine wunde Stelle in Maria's Herzen. Den ganzen Tag glaubte sie ein bleiches, abgehärmtes Frauenantlitz zu sehen, und vorwurfsvoll blickten tränenfeuchte Augen sie an. Noch nie in ihrem Leben hatte sie dieses unbehagliche Gefühl gehabt und die Worte der Schwester reizten sie auf's äußerste.

„Ich bitte Dich, Nora, zünde Licht an, ich kann die Dunkelheit nicht ertragen.“

Nora trat an den Tisch, aber die Streichhölzer fielen ihr aus der Hand und in den Papierkorb.

„Wie ungeschickt!“ schalt die Schwester, dann bückte sie sich und griff nach dem Kistchen in dem Papierkorb.

Aber zugleich mit den Streichhölzern hatte sie ein Papier erfaßt, es war ein beschriebener Briefumschlag, der jetzt achtlos auf dem Tische lag.

„Sieh doch her, Maria“, rief Nora erstaunt, als endlich Licht angezündet war, „hier ist Dein Brief für das Waisenhaus in N., hast Du ihn denn gestern nicht abgeschickt?“

„Unsinnt! natürlich schickte ich ihn gestern mit allen anderen Briefen ab.“ Doch eilig trat sie an die Schwester heran, riß ihr das Papier aus der Hand und starrte wie geistesabwesend auf die Adresse. „Doch ich verstehe nicht,“ stöhnte sie dann, „ich weiß doch bestimmt, daß ich das Geld in diesem Kuvert steckte — und ich wollte es ausnahmsweise in diesem Jahre so gut machen, daher schickte ich tausend Mark, — ach ich weiß doch ganz bestimmt, das Geld richtig eingesteckt und das Kuvert gut geschlossen zu haben.“

Eine unheimliche Rausche entstand; der Gedanke, ein Versehen gemacht und sich getäuscht zu haben, war der alten Dame sehr empfindlich. Nora täuschte sich so oft, aber sie, Maria von Meerbach, die Herrin des Hauses, wollte sich diesen Fehler nicht zu schulden kommen lassen.

Es kann nicht anders sein, es lagen so viele Briefe hier auf dem Tische,“ brachte sie endlich mühsam hervor. „Da habe ich das Geld in ein falsches Kuvert gesteckt. Aber — wer hat diese große Summe jetzt bekommen? Hoffentlich nicht diese entsetzliche Person, der es gewiß nicht zugehört war. Dann könnte sie allerdings ein frohes Weihnachtsfest feiern und für die Kinder wäre vorläufig gesorgt, das wäre doch gerade, als ob der Himmel es ihr zugesandt habe.“ — —

unruhig durchmaß die alte Dame bei diesen Worten das Gemach.

In ihrer Erregung hatten beide Damen den schrillen Ton der Hausthüre überhört, und sie erschrafen fast, als jetzt die Thür geräuschlos geöffnet wurde, und der alte Diener in seiner kurzen Weise meldete: „Eine Dame bittet um Einlaß.“

Da stand auch schon im Türrahmen eine Dame in tiefer Trauerkleidung, zwei Kinder, einen Knaben von etwa 6 Jahren und ein kleines Mädchen an der Hand führend. Einen Augenblick stand sie zögernd auf der Schwelle, dann ließ sie die Händchen der Kleinen los und ging mit ausgestreckten Händen auf die finstere blühende Herrin des Hauses zu. „O, ich danke Ihnen,“ begann sie mit Tränen kämpfend und mit bebender Stimme, „ich danke Ihnen aus vollem Herzen. Sie sind so edel, so großmütig, Sie können kaum ahnen, wie viel Sie für mich getan haben, aber Ihre Herzengüte hat mich errettet und aus großer Not befreit.“

Fräulein von Meerbach war zu erregt, um Worte finden zu können, willenlos ließ sie ihre Hand in der fremden, und ließ es geschehen, daß diese sie leicht mit den Lippen berührte, endlich stieß sie mühsam hervor: „Danken Sie mir nicht, ich verdiene keinen Dank; es war nicht so gemeint.“

Die Fremde blinnte betroffen auf. „O, ich hatte keine Ruhe, ich mußte sofort nach Empfang des Briefes zu Ihnen kommen, um Ihnen zu danken; ich mußte selbst kommen mit meinen Kindern. Ich nehme Ihre große Gabe als ein Geschenk des Himmels an, so haben Sie es in Ihrer Güte und Liebe auch gemeint, daher sandten Sie es mit durch den Weihnachtsengel,“ dann zog sie die Kleinen, die noch immer unbeweglich an der Thür standen, näher heran.

Nora hatte sich bald von ihrem Erstaunen erholt, schnell schloß sie die Kinder in ihre Arme und drückte sie an ihr Herz. „Sieh doch, Maria,“ rief sie begeistert, „sieh doch diese schönen Augen, diese reizenden blonden Locken, sehen beide Kleinen nicht gerade wie Edgar aus?“

Maria schwieg noch immer, sie hatte offenbar einen schweren Kampf, aber ihr besseres Gefühl siegte. „Ja, ein Geschenk des Himmels, und so soll's bleiben,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Jetzt trat der alte Diener wieder ein: „Soll ich die Lichter am Christbaum anzünden?“ fragte er bescheiden.

„Ja, schnell,“ gebot Maria eifrig, „die Kleinen warten auf das Christkindchen.“ „Nora,“ rief sie dann der erstaunten Schwester zu, „gehe doch mit in den Festsaal, damit die Kleinen nicht vergessen werden.“ Das Eis war gebrochen, und an den Kindern wollte das alte Fräulein wieder gut machen, was sie an der Mutter versäumt hatte. „Fritz,“ wandte sie sich an den Diener, „hier sind meine Gäste, die von jetzt an bei mir bleiben, sagen Sie dies vorläufig der Köchin.“

Als wenige Minuten später die Türen des Festsaales sich öffneten, und der Christbaum vor den erstaunten Blicken der Kinder in seinem Lichterschmuck glänzte, und die glücklichen Kleinen zu seinen Schönen geführt wurden, hob die Mutter ihr bleiches, tränenfeuchtes Antlitz gen Himmel, faltete die zitternden Hände, und die zuckenden Lippen flüsterten leise: „Friede den Menschen auf Erden.“



## Der Spion.

Weihnachtshumoreske von Fritz Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant von Felgentreff war berühmt und berüchtigt weit über die Grenzen seines Regiments hinaus. Die Berühmtheit genoss er im Kreise der übrigen Leutnants und derjenigen jungen Leute, die mit den Offizieren Verkehr pflegten; berüchtigt hingegen war er bei allen Vorgesetzten, die das „Bergnügen“ hatten, mit Heinz von Felgentreff dienstlich oder außerdienstlich zu tun haben. Sowohl seine Berühmtheit als der schlechte Geruch hatten aber ihren Grund in den fabelhaften Streichen, die er entweder selbst ausführte, oder doch wenigstens in Szene setzte, und die daran schuld waren, daß er schon zweimal das Regiment wechseln mußte.

Heinz von Felgentreff war aber nicht nur berühmt und berüchtigt, er war auch beliebt und geliebt, letzteres sogar in einem sehr ausgedehnten Maße und da war es nur ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit, daß der flatterhafte Schmetterling endlich auch einmal von einer Blume gefressen

wurde. Sobald er sich auch um die Nuzenwähle bemühte, was er auch anstellte, die Tiefe seiner Gefühl-, die Echtheit seiner Neigung zu dokumentieren, immer wurde ihm dieser oder jener Streich vorgehalten mit der leisen Andeutung, daß er als Wolf im Schafsfleide bekannt sei.

Heinz war ganz gebrochen. Seine übersprudelnde Laune verschwand mehr und mehr. Er zog sich aus dem Kreise seiner lustigen Kameraden zurück und zoggenburgerte um die Geliebte herum. Der Magistrat von Mühenheim erwog bereits ernstlich, ob in der Kaiserstraße, wo Bertha von Sonthheim wohnte, nicht das Pflaster zu erneuern sei, da es durch die Fensterpromenaden, die Heinz täglich ein paar Mal ritt, arg gelitten hatte. Die blühende Farbe des Mäntel-Leutnants bleichte, sein Gesicht wurde schmal, seine Haltung gebeugt und eines Tages — es war der schrecklichste, den diese Welt je gesehen hat — begann er sogar zu dichten, und Heinz dichtete furchtbar.

Das war zu viel. Bertha von Sonthheim fühlte, daß sie etwas tun, daß sie sich opfern müsse, wollte sie nicht Mühenheim und Umgegend, ja die ganze Welt ins Unglück stürzen.

Der Mond beleuchtete mit zauberlichem Glanze die Landschaft, spiegelte sich in der Eisfläche des Flußlaufes und ließ die mit Nauhreis bedeckten Uferbäume wie mit Brillanten besät erscheinen. Der Mond sah auch, wie Heinz und Bertha, die Hand in Hand liefen, sich immer weiter von der fröhlichen Menge entfernten, die sich auf der seeartigen Erweiterung des Flußes mehr oder minder gesammelt und elegant tummelte, er sah, wie das Paar um eine Biegung des Flußlaufes verschwand, sah wie Berthas Fuß zur Seite glitt und sie mit einem leisen Aufschrei fiel, nicht auf das unangenehm kalte Eis, sondern an das warme Herz des Leutnants. Der hielt sie fest, — sehr fest — und sie ließ sich halten.

Freilich, die verwitwete Geheimrätin von Sonthheim machte am nächsten Tage ein recht erstauntes Gesicht, als der junge forsche Offizier bei ihr antrat, und sie war zunächst geneigt, an ein neues tolles Stückchen des berüchtigten Leutnants zu glauben; aber der männliche Ernst, den Heinz zur Schau trug, und seine herzlichen Worte ließen nach und nach ihren Argwohn schwinden, und sie hegte fest, daß die schände Behandlung, die Bertha dem Leutnant hatte angedeihen lassen, nur eine Mädchenschwärmerei gewesen war, daß der flatterhafte Leutnant so lange andere Mädchen umschwärmt, sie aber ungeachtet gelassen hatte.

So war denn alles in schönster Ordnung und Harmonie, alle Beteiligten waren glücklich und Heinz hatte seinen Frohsinn wiedergefunden. Zweierlei hatte er aber hoch und heilig seiner Braut versprochen müssen: erstens nie, nie wieder zu dichten und zweitens keinen tollen Streich mehr zu begehen. Das letztere versprach er allerdings nur mit der Einschränkung, daß er vor keinem Streiche zurückschrecken würde, wenn ihr Glück es erfordere. Das wurde ihm gewährt, denn Bertha konnte sich nicht vorstellen, wie seine Geldentaten, deren Art sie ja kannte, ihrem Glück förderlich sein könnten.

Es war ausgemacht worden, daß am folgenden Abend, dem Weihnachtsabend, Bertha offiziell ihren Heinz und Heinz seine Bertha aufgebaut bekommen sollten. Außer den Freunden, die so wie so zum Weihnachtsabend sich unter dem Christbaum im Sonthheim'schen Hause zu versammeln pflegten, sollte natürlich auch Onkel General eingeladen werden, denn Generalmajor von Marrenberg hatte in der Sonthheim'schen Familie etwas zu bedeuten. Auch Heinz war es sehr lieb, mit dem General, der sein Divisionskommandeur war, in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu kommen.

In banger Sorge verstrich unserm Leutnant der Tag. Er konnte das Gefühl nicht los werden, daß ihm noch irgend ein Unheil drohe, irgend eine feindliche Macht den Glücksbecher ihm noch von den Lippen reißen könne. Er besorgte ein kostbares Geschenk für seine Braut, machte einen längeren Spazierritt, denn das hatte man ihm im Sonthheim'schen Hause zu verstehen gegeben, daß man ihn hier während der Zeit geheimnisvoller Vorbereitungen, nicht gebrauchen könne. Ohne sonderlichen Appetit nahm er im Kasino das Mittagessen und langweilte sich dann im Lesezimmer, bis endlich die Stunde herankam, da die Mannschaften auf ihren Stuben ihre Weihnachtsfeier hatten. Der Anblick der frohgekauften Leute um das grellbunt herausgeputzte Bäumchen, die naive Freude über die kleinen Geschenke, die auf Kompagnielisten beschafft worden waren und zu denen die Offiziere bei diesem und jenem noch etwas hinzulegte, das vergnügte Schmausen in

den aus der Heimat angelangten Mundooräten zerstreuten Heinz, so daß er recht heiter war, als er sich mit den übrigen unverheirateten Offizieren im Kasino zu der üblichen kleinen Weihnachtsfeier zusammenfand. Auch der Regimentskommandeur stellte sich auf kurze Zeit in dem lustigen Kreise ein und als er gehen wollte, wandte er sich nochmals an die Offiziere:

„Meine Herren, da ich Sie gerade beisammen habe, will ich Ihnen gleich Mitteilung von einer mir soeben zugegangenen Nachricht machen. In S. hat ein Schwindler den Versuch gemacht, unsere neue Schußwaffe in die Hände zu bekommen, sicher in der Absicht, sie an das Ausland auszuliefern. Der Mann, eine ältere Person mit kurzem grauen Haar und starkem grauen Schnurbart, trug Generalsuniform und trat sehr sicher und herrisch auf. Der Schwindel wäre fast gelungen, wenn nicht ein Unteroffizier im letzten Augenblick Verdacht geschöpft hätte. Der Verbrecher ist leider entkommen und man hat Grund zu der Annahme, daß er sich nach unserer Gegend gewandt hat. Halten Sie also die Augen offen, meine Herren, und sollte Ihnen eine verdächtige Persönlichkeit in den Weg kommen, so sorgen Sie für Sicherstellung des Verfassenden. — Ich danke Ihnen, meine Herren und wünsche viel Vergnügen.“

Der Oberst ging und unter den Offizieren wurde der Vorfall noch einen Augenblick besprochen. Heute hatte man aber nicht lange Zeit, sich mit Spionen zu beschäftigen, denn o. Vonsle wartete.

Heinz von Felgentreff hatte es eilig, nach der Kaiserstraße zu kommen, darum drückte er sich heimlich, denn noch wollte er den Kameraden nichts von seiner Verlobung sagen.

Von Vertha wurde er mit Sehnsucht erwartet und da erst wenige Gäste anwesend waren, gelang es den beiden, sich für die unendlich lange, vierundzwanzigstündige Trennung in einem verschwiegenen Winkel zu entschädigen. Die Gäste mehrteten sich nach und nach und die Zeit des kleinen Festmahles rühte heran. Eben wollte man zu Tisch gehen, da zeigte sich an der Tür des Saales Heinz von Felgentreffs Burde, der einen Brief in der Hand hielt. Heinz bemerkte ihn und erröthete. — Da, da war das Unglück, vor dem er schon den ganzen Tag gezittert hatte; da fühlte er, obgleich er sich keine Rechenschaft darüber geben konnte, was er eigentlich fürchtete. Ganz gerührt entschuldigte er sich bei seiner Braut und schritt auf den Vurschen zu.

„Giltbrief, Herr Leutnant! Hab ich gedacht, Giltbrief, is sich vielleicht eilig,“ rapportierte der Pole, wohlgefällig über seine eigene Intelligenz lachend.

Heinz riß den Umschlag herunter und, während er las, wurde er ganz blaß. Dann ließ er das Briefblatt sinken, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck größter Mutlosigkeit. Abermals las er das Schreiben, aber es lautete genau wie vorher:

#### Mein lieber Heinzemann!

Du scheinst mir da in Rugenheim in einer schönen Lunte zu sitzen, denn Dir zu Deiner Verlobung zu gratulieren (Du scheinheiliges Scheusal hast ja noch nicht das Geringste davon verlauten lassen) fällt mir gar nicht ein. Denn höre mal: Du weißt, wie ich mit dem alten Marrenberg, Deinem Divisionär stehe. Er ist ein intimer Freund meines Alten gewesen und hat mich hier in seine väterlich schützenden Arme genommen, zu seinem Adjutanten, Sohn, Schatten usw. gemacht. Na, heute kommt ein Brief an, und als der Alte ihn liest, denke ich, er fährt durch die Decke. „Unerbört! Unglaublich!“ brüllt er los. „Dieser Windhund! Dieser Luftschiffer! Diese Kavilatur eines Offiziers! Dieses fabelhafte Individuum, von dessen Tathelten die ganze Armee voll ist, will die Vertha heiraten!“ — In dieser Tonart ging es eine halbe Stunde fort, und endlich erfuhr ich, daß Du das „fabelhafte Individuum“ bist. Der Alte rast und tobt und will kein Opfer haben. So ein Lustikus wie Du wäre kein ernst zu nehmender Offizier und könne auch nie ein tüchtiger Gatte werden dabei habt Ihr Euch doch noch gar nicht gesehen. Mit dem Abendzuge will er zu Euch hinüber, um mit einem prä-

siedenden Donnerwetter dazwischen zu fahren. Er zittert nur davor, daß die Verlobung schon veröffentlicht sein könnte, ehe er linksame. Nun bist Du gewarnt, sieh zu, wie Du Dich aus der Patzche ziehst, und sei es durch einen ledigen Alanenstreich. Mit Bruderkuß

Dein Luß von Gohjee.“

Heinz grübelte fieberhaft. Vor einer Stunde konnte die Verlobung nicht bekannt gegeben werden, bis dahin war aber der General hier. Das durfte nicht sein. Nüchlich gab sich Heinz einen Ruck. Sein Entschluß war gefaßt. Schnell begab er sich zu Vertha und raunte ihr zu, daß dienstlicher Befehl ihn wegbrufe, er aber in einer halben Stunde bestimmt wieder hier sei und eilte davon. —

Zwanzig Minuten später gab es auf der am Weihnachtsabend leeren Straße in der Nähe des Bahnhofes eine erregte Szene zwischen einem alten und einem jungen Offizier.

„Herr! Ich sage Ihnen, ich bin der Generalmajor Marrenberg und hierher gekommen, um — um — nun um das Regiment zu inspizieren.“

„Mein Herr, durch solche Angaben machen Sie sich nur verdächtig. Ein Offizier kann doch unmöglich glauben, daß eine Truppe zu einer Zeit inspiziert werden soll, da ein großer Teil der Mannschaften und Offiziere sich auf Urlaub befindet. Dort drüben kommen Alanen. Wollen Sie mit gutmütig folgen oder soll ich Sie von den Mannschaften transportieren lassen?“

„Herr, ich folge,“ knirschte der Mann in der Generalsuniform. „Aber ich sage Ihnen, das kostet Sie die Spauletten! Ihr Name?“

„Den werden Sie später erfahren.“

Bald darauf langte der junge Offizier mit seinem Arrestanten auf der Hauptwache an, und dort wiederholte sich dieselbe Szene mit dem Offizier vom Tage, Leutnant von Kutzgenstein. So viel der Alte auch wertete, der Erfolg blieb derselbe. Beide Offiziere kammern den Divisionskommandeur, der diesen Posten erst seit einigen Monaten innehatte, nicht persönlich, und so konnte die Identität des Arrestanten im Augenblick nicht festgestellt werden. Eine Ordonnanz wurde sofort mit einer Meldung an den Kommandeur gesandt, dessen Villa allerdings eine halbe Stunde entfernt lag, während Heinz nach der Kaiserstraße eilte, nachdem ihm der Nachoffizier noch zugerannt hatte: „Felgentreff, Felgentreff, wenn uns die Sache bloß nicht das Genick bricht.“

Mit heimlichem Bangen hatte Vertha von Sonthem die Rückkehr des Geliebten erwartet, und nun bestürmte sie ihn mit Fragen, denen er aber geschickt auswich. Sie beruhigte sich bald da er beim Wasche sich völlig heiter zeigte, nur fiel ihr auf, daß er häufig gespannt nach der Tür blickte, als er warte er jemand.

Die Stimmung an der Tafel stand jetzt auf der Höhe. Die Verlobung war proklamiert und alle drängten sich nun um das Brautpaar, um ihre Glückwünsche anzubringen. Da öffnete sich die Tür, und in ihr erschien mit feuerrotem Gesicht und wuthelbenden Augen General von Marrenberg. Seine Blicke bohrten sich in die der Gesellschaft, und als er jetzt das Brautpaar erblickte, da wurde er plötzlich blaß und ließ sich in einem Schwächeanfall auf einen Stuhl sinken. — Das also war Heinz von Felgentreff! Der General griff sich an den Kopf. „So unrecht hatte er dem Manne getan?“ Denn das war doch der Gipfel der Pflichttreue, wenn ein Mann auf dem Wege zu seiner Verlobung nicht einen Augenblick zaudert, sich in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, und einen vermeintlichen Feind desselben unschädlich zu machen.

Der General stand auf, ging auf das Brautpaar zu, umarmte zunächst seine Nichte und dann den Bräutigam, dessen Herz wie ein Schmiedehammer pochte. Dann hielt er eine kernige Rede, in der viel von der treuen Pflichterfüllung eines preussischen Offiziers zu hören war.

In Rugenheim aber sprach man noch lange von dem letzten Streich des tollen Felgentreff, der einfach seinen Divisionsärretierte, damit er ihm seine Verlobung nicht störte.

# Blätter für den Familienkreis

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 52.

Düsseldorf, den 29. Dezember.

1907.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag nach Weihnachten. — Zur Weihnachtsoktav. — An der Schwelle eines neuen Jahres. — Der Brief an das Christkindchen. — Der Bote vom Moser Brunnen. — Ueber Fels und Firn. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

## Evangelium zum Sonntag nach Weihnachten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas II. 33 — 40.  
„In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widerprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es war auch eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanneels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfräulichkeit sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Witwe von vier und achtzig Jahren. Sie kam nimmer von Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde hinzu, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie Alles nach dem Geheze des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“

## Zur Weihnachtsoktav.

Er ist gewaltig stark von Art,  
Der in der heiligen Nacht geboren ward,  
Das ist der Heiland Jesus Christ,  
Den alles lobet, was da ist.  
Im Himmel steht gar hoch und hehr  
Sein Thron gebaut, und alles wehr  
Der lieben Engel dienet ihm,  
Erzengel, Mächte, Cherubim.  
Das Krüpplein in Ihm viel zu weit,  
Doch reicht Er über Raum und Zeit,  
In Bindeln liegt Er himm und all  
Und lenkt doch alles, wie Er will!  
Dah leuchten Deine Augenlein  
Auch über uns, Du Himmelskind!  
Brenn' segnend Deine Händchen beid'  
Aus über Zeit und Ewigkeit!

## An der Schwelle eines neuen Jahres.

Jüngst las ich in einem alten katholischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, dessen originelle Art zweifellos auch unsern Lesern gefallen wird. In einem Briefe führt er uns diejenigen vor, die — den alten heidnischen Römern gleich — sich am Anfange des Jahres schon vornehmen, irgend einer besondern Lust sich hinzugeben. Die zwölf Monate (sagt er) sind wie zwölf Senatoren, und es gibt nun eine Anzahl von Leuten, die sich den einen oder andern „Senator“ wählen um ihm das ganze Jahr hindurch fleißig zu dienen.

Den ersten Monat Januar wählen die sich, die es gelüftet, überall die Ersten zu sein, überall den Vorrang zu haben; die darum alles anbieten, um ihre Ehrsucht zu befriedigen. — Die Essen und Trinken über Alles

hochhalten, erküren sich den Februar; denn das ist der Monat der alten Bacchanalien und in neuerer Zeit des Karnevals. — Der März, der einst dem Kriegsgott Mars geweiht war, ist für die Zänker und Streitsüchtigen, deren Lust der Krieg im Kleinen ist. — Den April verehren, die sich in ihrem Lebensschifflein von der Strömung ihrer Leidenschaften treiben lassen, die — wie der April bald Regen bald Sonnenschein zeigt — bald maßlos aufjubeln bald wieder tieftraurig sind, weil sie ihr Gemüthsleben nicht mit dem Ruder des Verstandes zu lenken verstehen. — Der Mai ist für die, welchen der Ernst des Lebens zuwider ist; die deshalb jedem Vergnügen nachjagen, als ob das Leben des Christen nur in Maienlust gipfele. — Der Juni, während dessen die Vienen den Honig sammeln und heimtragen, ist für die Habgierigen, die nur ans Sammeln denken, und die dann meinet, wenn sie zu ihrer Seele sagen: „Nun genieße das Leben und erfreue dich an deinen Gütern,“ jählings vom Herrn abgerufen werden. — Auch der Juli ist für die fleißigen Einsammler der Früchte, die den Erwerb für ihre einzige Lebensaufgabe halten. — Augustus war der Ehrenname, den auch die römisch-deutschen Kaiser einst annahmen; der Monat August dürfte also denen passen, die nach Namen, Titeln, Auszeichnungen Verlangen haben. — Der September, an dem die Vogelsteller ihr Werk beginnen, ist besonders für alle, die auf kleinliche Neugierigkeiten aus dem Leben und Tun ihrer Mitmenschen unablässig Jagd machen, um ihrer Klatschsucht genügen zu können. — Der Oktober ist für die Durstigen, die dem Genuße des Weins und anderer aufregender Getränke fröhnen. — Der November für die Werkfaulen, für die Indifferenten, die alles kalt läßt, was auf das ewige Heil Bezug hat. — Den Dezember aber, den Christmonat, sollen vor allem wir Christen uns erwählen, indem wir beherzigen, was der große Bölkerapostel gepredigt hat: „Die Gnade Gottes, unseres Heilandes, ist uns erwichen und lehrt uns, daß wir der Gottlosigkeit und allen weltlichen Gelüsten entlagen und sittsam, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.“ So der alte Schriftsteller.

Das Jahr naht seinem Ende; es ist uns in seinen letzten Stunden, als vernähmen wir das Dröhnen der Räder an der großen Weltuhr, deren Pendel unsere Erde selbst ist — als hörten wir das Knarren ihres Räderwerks, zum Zeichen, daß der Hammer sich hebt, um eine neue Stunde zu schlagen! Da treffen zweifellos unserer aller Gedanken in der banger Frage zusammen: wie vielmal mag mir die große Uhr noch schlagen? — Kein Mensch weiß es, und doch ist es unabänderlich festgesetzt, und zwar von Ewigkeit her von Demjenigen, der die große Weltuhr einst schuf und ihren Gang bis an die Grenzen der Ewigkeit geregelt hat!

Und wenn wir fragen, was all die Millionen von Menschen wohl gesucht haben, die im Laufe der verfloffenen Jahrhunderte und Jahrtausende gelebt, und was keiner

hienieden dauernd gefunden: es ist die Glückseligkeit! — Auch wir machen hierin keine Ausnahme. Fragen wir uns, ein jeder sich selbst: was ist denn eigentlich das letzte Ziel deines Bemühens und Strebens? Und die Antwort kann nur lauten: Wohlsein; Entfernung alles Leidens, alles Mangels, Drucks und Schmerzes, — aber Erreichung, Sicherung, Vermehrung von Ruhe, Freude, Lust, Zufriedenheit, mit einem Worte: Glückseligkeit! Ueberdenken wir aufrichtig all' unser Tugenden und Trachten, alles Mühen und Sorgen, all' unser Bemühen, — es ist im Grunde allein dahin gerichtet, zu erlangen, was uns noch immer mangelt: Glückseligkeit!

Deshalb liegt es gerade unmittelbar vor einem Jahreschlusse nahe, einmal ruhig, wenn auch in gedrängter Kürze, zu erwägen, wie das, was wir alle in diesen Tagen uns gegenseitig mündlich und schriftlich wünschen, geradezu allen, aber auch allen Menschen ohne Ausnahme fehlt; wie also das, wonach übereinstimmend alle rastlos streben — „unter der Sonne“ — ganz vergeblich gesucht wird.

Ich schlage das „Buch der Bücher“, die hl. Schrift auf, um ein überzeugendes Beispiel als Beleg für das Gesagte zu suchen. Im dritten „Buche der Könige“, stoße ich auf Salomo, dessen Weisheit nicht nur, sondern dessen Reichthum an irdischen Schätzen aller Art, wie bekannt geradezu sprichwörtlich bei den Juden geworden war, und siehe! dieser vielbenedete König erzählt von sich selbst: „Ich hatte den Entschluß gefaßt, alle Freuden und Ergötzlichkeiten und alle Güter dieses irdischen Lebens zu genießen.“ (Sprichw. 14.) Und was tat er zu diesem Zwecke? Er ließ sich einen Palast bauen, der nur dem herrlichen von ihm erbauten Tempel an Pracht nachstand; auf dem Libanon ließ er Landhäuser anlegen, in denen man alles Seltene und Ammutige der Welt vereint sah: anmutige Gärten, kühlende Quellen, schattige Gaine übertrafen durch Kunst die Natur. Ja, der elfenbeinerne Thron, auf dem er, mit den kostbarsten Gewändern angetan, zu sitzen pflegte, der Wagen, auf dem er fuhr, waren so kostbar, daß selbst die hl. Schrift in jenem „dritten Buche der Könige“ eine Beschreibung davon gibt. Seine Kleidung nennt Christus der Herr Selbst bei Gelegenheit „prachtvoll.“ Unermüßlich waren seine Schätze in Geld, Silber und kostbarem Gestein, und die Pracht seiner Umgebung erfüllte selbst die Königin von Saba mit Staunen, die eigens gekommen war, um sich von seiner vielgerühmten Weisheit selbst zu überzeugen. — Und alles das genoss er im tiefsten Frieden, ohne innere oder äußere Feinde, die ihm Furcht oder Sorge hätten bereiten können! — Und was sagt nun dieser weiseste, mächtigste von allen beneidete König von sich selbst? Was sagt er von seiner vermeinten Glückseligkeit? „Ich sah und fand, daß alles Eitelkeit und Geistesplage ist, und daß nichts von Dauer ist unter der Sonne!“

Ich meine, das sei deutlich genug, und jeder denkende Mensch wird sich die einzig richtige Lehre daraus ziehen, daß wahre, volle Glückseligkeit „unter der Sonne“ nun einmal nicht zu finden sei — sondern nur in jenem Reiche der Herrlichkeit, das der menschgewordene Sohn Gottes uns wieder erschlossen hat. S.

## = Der Brief an das Christkindchen.

Von Hans Jung.

„Mich friert so, Heini,“ sagte das kleine Mädchen, und trippelte von einem Fuß auf den andern, „sind wir noch nicht bald fertig?“ — Fest wickelte sie die dicken, blauroten Häufchen in das grobe Wolltuch, schob das Käschchen auf das Brett, welches als Verkaufstisch diente, und sah bewußtlich zu dem Bruder empor, der da oben sah und einen herablichen, bunten Hampelmann auf- und niedertanzten ließ.

„Nur 10 Pfg. liebe Dame; nur 10 Pfg. der letzte, der allerletzte; Herr, bitte, nehmen Sie ihn mit!“ rief er immer wieder mit seiner dünnen, hellen Knabenstimme, und dazwischen wickte er seiner kleinen Schwester tröstend zu: „Gleich, Trudel, bloß noch der letzte!“

Heini hatte heute Glück. Noch fünf Minuten, dann war

auch der letzte von dem Duzend Hampelmännern verkauft, mit dem er heute früh auf den Weihnachtsmarkt geschickt worden war. Zwölf Zehnpfenniger Klapperten in seiner Tasche; nun würde die alte Magde Ganssen, bei welcher er jetzt mit der Trudel wohnte, doch gewiß auch mal ein vergnügtes Gesicht machen, heut zum Heiligabend. Ob wohl gar in der düstern Kellerwohnung zur Nacht ein Christkindchen brennen würde? Heini hatte nicht gewagt, die Mutter danach zu fragen. Sie murzte und schalt immer so viel, daß die Stadt nur ein paar Mark zahle für die Kinder, und wie lange sie die Bladerei noch haben sollte? Dabei war sie gerade keine böse Frau, nur vergrämt und verbittert durch des Lebens Mißsal. Sie sorgte für die ihr anvertrauten Kinder, deren Mutter schon seit vielen Monaten im Krankenhause war, so gut sie es verstand; tagsüber arbeitete sie als Scheuerfrau bei reichen Herrschaften, und wenn sie dann abends heimkam, war sie müde und schickte die Kinder so rasch wie möglich zu Bett. Küssen und Liebkosen war nicht ihre Sache; nur manchmal strich sie mit der harten Arbeitshand den verächtlichsten Kleinen über die lockigen Schläfen und murmelte dann: „Für armen Würmer, wer weiß, wie bald.“ — Weiter verstanden die Kinder nichts.

Heut waren Heini und Trudel vergnügt, trotz Kälte und Hunger. Wie gut doch alle Leute waren! Das machte die Festfreude. Die alte Apfelfrau nebenan winkte ihnen schon mit der heißen, braunen Kaffeekanne, und als Heini die mitgegebene dicke Brotschmitten hervorholte, strich sie für ihn und Trudel sogar Butter darauf und legte zwei große Wäpffel daneben. Sei, das schmeckte nach gelauer Arbeit! Die Winterjonne strahlte vom blauen Himmel nieder und tat beinahe, als ob sie wärmen wollte; das Gedränge der Verkäufer und Kaufenden auf dem Weihnachtsmarkt sah sich so lustig an, und Trudel hob das neugierige Käschchen verlangend auf jeden Verkaufstisch, um wenigstens den süßen Duft der bunten bestreuten Heimglücken und zuderbestäubten Weihnachtsstollen zu genießen. Weiter wagte sie nichts zu wünschen.

„Nichtlich, zupste sie den Bruder am Ärmel. „Heini, hast Du auch den Brief für das Christkindchen?“ fragte sie mit wichtig großen Augen.

„Natürlich, Trudel, komm, wir wollen ihn rasch hinstellen; es ist ja noch früh am Nachmittag.“ Er leuchtete ein Lächeln, der tapfere, kleine Kerl. Ihm war es nicht so ganz sicher, ob die Sache mit dem Christkindchen ihre volle Wichtigkeit hatte; aber er wagte doch nicht, seinem fünfjährige Schwesterchen die hoffnungsfreudige Erwartung zu zerstoren.

Flüß trippelte die kleine Blonde neben dem Bruder her; schon waren sie in der Vorstadt angelangt, wo der Schnee noch weiß auf Straßen und Plätzen lag und so hübsch unter den festen Kindertritten knirschte. Ganz draußen, schon ein bißchen im Felde, stand ein kleines Haus, von einem Gärtchen umgeben. Der Baum war an mehreren Stellen wiedergebunden, der Gartentweg durch hohes, dürres Unkraut verperrt. Die kleine Hege über Schutthäufen, erfrorene Kohlständen und überschnete Steine hinweg bis zu dem niedrigen Fenster. Eine Scheibe war zerbrochen, und durch die Lücke spähten die sehnsüchtigen Kinderaugen wie gebannt in das Innere der ärmlichen Stube. Erst langsam gewohnte sich der Blick an das dort drinnen herrschende Dämmerlicht. Da stand noch der einfache Hausvater — der große, lederbezogene Lehmsstuhl, in der die kranke Mutter so oft gesessen — in der Ecke hing stumm die sonst so lebendige, immer schmarrende Wanduhr, die der Vater noch selber gemacht hatte. An dem großen Tisch hatten sie alle mit einander jeden Tag um die Suppenkassiel gesessen — wie lustige Späße hatte der Vater immer getrieben! — ach, und da im Winkel neben dem Rührisch der Mutter lag in der umgestülpten Fußbank gebettet, nur schwer zu erkennen, ein Widerbündel, Trudels verlassenes Püppchen.

Die Tränen rollten der Kleinen bläulich aus den Augen. „Mein Gretchen will ich haben — und Mutter soll wiederkommen — und Vater — und wir wollen wieder in unserm Haus wohnen!“ Und laut aufschreudend rannte sie nach der verschlossenen Haustüre, trommelte mit beiden Häufchen darauf und rief flehentlich: „Mutter, Mutter, aufmachen!“ — Aber niemand und still blieb alles. Inzwischen war die Dämmerung tiefer herabgesunken, und in der vereinsamten Wohnung war war es schon ganz dunkel geworden.

Heini hatte still, mit zuckenden Lippen, dabei gestanden. Dann nahm er sein Schwesterchen an der Hand und trönetete sich die Tränen von dem heizgeheizten Kindergesicht. „Komm, Trudel, weine nicht mehr; heut ist ja Weihnachten! Vater ist im Himmel beim lieben Gott und schickt uns gewiß das Christkindchen oder einen Abgesandten und das macht auch unsere Mutter wieder gesund, und wir ziehen wieder in unser Haus. Darum habe ich ja den Brief an das Christkindchen geschrieben, damit es weiß, wo wir jetzt wohnen!“ Dabei zog er ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Tasche, legte es auf das Fensterbrett und besäuerte es sorgfältig mit ein paar Steinchen, während Trudel, rasch getröstet, neugierig

rig zuschaute, und nur ab und zu noch einmal kurz aufschlugte.

Dann saßen sich die beiden Kleinen bei den Händen, kletterten wieder durch die Zaunlücke und warfen noch einen letzten, sehnsüchtigen Blick auf das Häuschen, aus dem das Glüd weggezogen war.

Noch schritten sie nun der Stadt wieder zu. Notgedrungen verschwand der Samenball hinter dem nebligen Horizont. Da kam ihnen ein Mann entgegen, dessen Gestalt sich an dem gelblichrothen Himmel scharf abzeichnete. Auf dem Rücken einen vollgepackten Rucksack, in der Hand einen festen Stod, so schritt der Wanderer eilig dahin. Trudel warf noch einen raschen Blick auf den langen, mit glühendem Reif versehenen Bart und sagte dann mit frohem Lächeln halblaut: „Heini, der Abgesandte des Christkinds, den ich hat er uns schon vorhin am Haus gesehen.“ Heine nickte bloß; ihm war der Schreck in die Glieder gefahren; er zog stumm seine Mütze, während Trudel ganz zutraulich rief: „Guten Tag, wir haben dir dort einen Brief ins Fenster gelegt!“ — Der Mann hielt an. „So? Kommt mal her, ihr kleine Gesellschaft!“ Und dann zog er aus der Tasche ein Päckchen Bonbons und reichte es ihnen mit der Frage: „Wo wohnt ihr denn?“

Nun nahm Heine das Wort: „Eigentlich wohnen wir in dem Haus dahinten; aber jetzt, weil Mutter im Krankenhaus liegt, wohnen wir Krumme Gasse 6 im Keller; das steht eben in dem Brief.“

„Sohn, mein Junge, will sehen, ob ich hinkommen kann. Aber nun macht, daß ihr schnell nach Hause kommt, es wird dunkel!“ Noch ein Knids, ein verlegenes Grübeln der beiden, und sie eilten gehorsam weiter.

Sinnend und müde schaute ihnen der Mann nach. Wer mochten diese armen Kinder wohl sein, die das öde dunkle Haus aufsuchten, wie verirrte Vögel, die noch immer um ihre zerstörte Nest schwirren? Jedenfalls wollte er sie wiederfinden. Was sie wohl für einen Brief meinten? Richtig, da schimmerte das Papier auf dem Fensterrett der verlassenem Hauses — zugleich aber fiel der Blick auch auf ein Schild neben der Tür, und beim Schein eines rasch entzündeten Streichholzes las der Wanderer mit stodeudem Atem: Luise Erbkauer, Feinwäscherin. Konnte es denn sein? Das war ja der Name, den er zu suchen ging — der Name seiner einzigen Schwester, die er in behaglichem Wohlstand, an der Seite eines kraben Mannes, vor drei Jahren verlassen hatte, um im fernen Afrika sein Glüd als Farmer zu versuchen. Seit einem Jahr war er ohne Nachricht; da hatte ihn die Sehnsucht nach der Heimat gepackt, nach den elzigen Menschen, die ihm nahestanden. Und nun fand er nach vergeblichem Fragen und Forschen zufällig die fast verwißte Spur der geliebten Schwester wieder! Und die beiden Kinder! Wie war es möglich, daß er die strahlenden Blauaugen nicht wiedererkennt, die denen der Schwester doch so ähnlich! Wie treu und tapfer hatte der kleine Vursche daneben ausgesehen! „Krumme Gasse 6 im Keller — o, ihr lieben kleinen Schelme, ja, der Weihnachtsmann wird zu euch kommen — zuerst aber geht's zum Krankenhaus, und Gott gebe, daß ich's dort gut treffe!“

Eine Stunde später saß er am Bett einer selig lächelnden blauen Frau, die immer wieder die Hand des geliebten Bruders streichelte, und der ihr nun erzählte, daß er sie samt den Kindern mitnehmen wollte in seine neue Heimat im fernen Deutsch-Ostafrika. Sie würde sich bald erholen haben, und dann zum Frühjahre könne sie, meinte der Arzt, ohne Schaden die Reise antreten.

Auf eine leise Mahnung der Pflegechwester nahm er liebevollen Abschied von der Schwester, die mit dankgefalteten Händen zurückblieb.

In der Kellertwohnung der Ruhme Hansen aber strahlte heut Abend wirklich ein Christbaum, unter welchem ein Schaukelstod neben einem rosa verhängten Puppenbett stand. Immer wieder küßte Trudeln mit Vorsicht die Gardine, um ihr Puppenwickelkind im Schlaf zu bewundern, während Heini bald mit dem bunten Dampfhaß weiße Seereisen durch die Stube antrat, bald als jeder Reiter im Sattel thronte. Der Abgesandte des Christkinds, der jetzt Onkel Heinrich hieß, saß behaglich mit der qualmenden Pfeife der Ruhme Hansen gegenüber, die heut, wie es Heini gewünscht, wirklich ein vergnügtes Gesicht machte; denn sie hatte auf ihrem Tisch ein neues, warmes Tuch und einen blauen Hundertmorkel gefunden, damit sie in ihren alten Tagen auch einen Notgroßen habe. Nach Afrika mitzugehen als Wehwehlerin der Südhner, wie Onkel Heinrich es ihr angeboten, hatte sie erschrocken abgelehnt.

Unter dem Strahl des neugezündeten Glüdes erhob sich die Mutter rascher als gedacht, und als im Garten des Häuschens die ersten Weiden düsteten, trat die Familie nach wehmütigem Abschied von der lieben alten Heimsstätte die Reise nach dem fernen Afrika an.

## Der Letzte vom Kloster Brunnen.

Eine Erzählung aus den Sauerländer Bergen.

Von S. Viesenhach.

7

Die Wagen rasselten über das holperige Pflaster des Herbergschoses — die Hufe der Pferde schlugen Funten.

Mit starrem Blick sah der Greis den hastig Davonfahrenden nach. Er hob die Hände zum Segen auf, dann ließ er seinen Kopf auf die Brust sinken und weinte bitterlich.

Eile hatte Not getan; denn als sich der Alte bekümmert durch die winkeligen Straßen Kölns zum Dom wandte, herrschte überall ängstliches Treiben. Mit besorgten Mienen schlichen die Leute an den Häusern vorbei. — In der Ferne hörte man dumpfe Schüsse. — — —

Der Himmel hatte sich mit dunklem Gewölk überzogen. In den Eberischen, welche an den Seiten der alten Heerstraße standen, rauschte der Wind. Purpurrot leuchteten in den Zweigen die Beeren und um die saftigen Früchte tummelten sich Scharen von Drosseln und Finfen, welche weiter die Straße entlang flogen, wenn das Reitschentalen ihnen allzu nahe kam. Festige Regenschauer ergossen sich von Zeit zu Zeit. Der Weg war aufgeweicht und an den Rädern klebten schmutzgelbe Erdschollen. Die Pferde hatten schwere Arbeit. An den Begehenden wurde nur kurze Rast gewährt.

„Es gelingt vorzüglich,“ schmunzelte Simons unterwegs wiederholt seinem Reiterknecht zu. „Ich habe mir mehr Sorge gemacht als notwendig war.“

Die Heerstraße war außergewöhnlich belebt. Der Anmarsch der französischen Truppen hatte viele in Schrecken gesetzt, die jetzt mit ihren Habseligkeiten landeinwärts flohen. Gedrängt voll waren die Postkutschen vom Rhein her, Atmodische Reisewagen, mit Menschen überfüllt, und die Hintertböcke mit Koffern und Schachteln besetzt, überholten die langsam fahrenden Frachtwagen. Reiter in dichte Regenschichten gehüllt, die vom Schmutz der Straße über und über bespritzt waren, eilten vorbei. Fußgänger, welche Handwagen mit Hausgerät zogen und schoben, wichen fluchtend aus, wenn die Zurufe der Reiter dicht hinter ihnen erschallten.

Ludger hatte sich zum Schutz gegen die Regenschauer auf den Vorderstod des überdeckten Wagens gesetzt, die Pferde hatte er seitwärts auf die Straße gelenkt, so daß die ihn überholenden Reiter vorbeifahren konnten. —

Er dachte an Agnes und lebte ganz in der Erinnerung der Abschiedsstunde. . . . In einem Monat bin ich ein gemachter Mann, hatte er ihr gesagt; dann komme ich wieder, aber nicht mehr als Knecht. . . . Die Herzensangst, die Geliebte zu verlieren, hatte ihm diese Prophezeiung entlockt. Mit fast unwiderstehlichem Reiz war da der Gedanke in ihm aufgetaucht, daß einige kostbare Steine aus dem Schatz, der ihm anvertraut war, ihn reich machen könnten.

Wer wird in der allgemeinen Verwirrung das Fehlen derselben bemerken? Und behalten will ich ja nicht, nur verpfändet sollen sie werden. Bin ich einmal Herr auf dem Weilerhose, kann ich heimlich so viel ersparen, daß ich die Pfänder leicht wieder einlösen kann.

In der Aufregung der Abschiedsstunde, bei der Tränen des Mädchens, welche ihren unsagbaren Kummer und tiefstes Leid offenbarten, war ihm dieser schwarze, schreckliche Gedanke nicht zum vollen Bewußtsein gekommen.

Wie ganz anders heute! Er sah nach dem flehentlichen Blick des alten Domherrn in Köln, der mehr als Worte es vermocht hätten, Simons und ihm die treue Hüterschaft des Domschatzes ans Herz gelegt. Erzählungen aus der Kindheit tauchten bei ihm auf; mit welchem Brandmal war in diesen Geschichten die Stirne des Kirchenräubers gekennzeichnet! — Die zitternde Stimme der Mutter gellte in seinen Ohren. Würde seine Hand nicht verborren, wenn er nach begangenem Raube sie in ihre reinen treuen Rechte legen wollte? Und der Vater! — der tote Vater? „Er sieht dich! sieht deinen Sohn, wie er die Hand nach ungerechtem Gut ausstreckt“, murmelte er schauernd vor sich hin. —

Ludger merkte bei diesen schweren Gedanken nicht, wie der Wind ihm die Regentropfen ins Gesicht schlug, wie die Schuhe und braune Samthose von Nässe triefen.

Es war dunkel geworden. Die Wagenlaternen, welche vom Winde hin und her bewegt wurden, warfen unruhige Strahlen auf den Boden. Die Schatten der Räder wuchsen zu ungewöhnlicher Größe und nahmen die ganze Breite der Straße ein. — „Sel!“ hörte Ludger hinter sich die Stimme seines Herrn, „halten die Pferde noch länger aus?“ Der laute Zuruf schreckte ihn aus seinen düstern Gedanken auf. Es war ihm, als hätte er geträumt. — Einen schändlichen häßlichen Traum. —

„Sie scheinen zum Umfallen müde“, erwiderte er nach einer Weile, nachdem er sich die Augen gerieben und von dem Wagen herabgesprungen war. „Der verteuerteste schlechte Weg und dazu meistens bergan!“

„Bin auch in den vier Jahren, während ich diese Reise fast monatlich machte, nicht so geübt wie heute“, entgegnete Simons stolz. „Wir haben schon 3 Wegestunden mehr wie planmäßig. Ein Hundewetter“, vollerte er weiter, „pub — wie das stürmt und regnet.“

„Wenn wir nicht bald Obdach finden, müssen wir hier in der Straße nächtigen. Der Branne links beginnt zu lahmen.“

„Das wäre eine nette Bescherung“, brummte Simons, der an den Gaul herantrat und dessen Fußheben befehlte.

„Verflucht stark angelassen“, murzte er weiter. Während die beiden sich mit dem Pferde beschäftigten, tauchten plötzlich zwei Gestalten seitwärts von der Straße aus dem Buschwerke auf. Eine dritte Person, einen leisen Pfiff ausstößend, wurden mitten auf dem Wege sichtbar.

„Halt! — wohin die Reise“, rief dieser die Fuhrleute in gedrohenem Deutsch an.

Ludger hatte schnell die gefährliche Lage erfasst. Mit einem Sprung war er auf dem Wagen und als er sich bückte, um die Bodenseite aufzureihen, bligte auch schon seitwärts ein Schuß und klatschend schlug eine Kugel in das Verdeck des Planwagens. Simons war hinter die Häule gesprungen und nahm einen schweren Eichenmittel vom Wagen.

Fortsetzung folgt.

## Ueber fels und firn.

Die meisten Berge haben Ausläufer, die sich vom Gipfel talwärts ziehen, oder Gipfel miteinander verbinden. Ihr Querschnitt gleicht oft einem spitzwinkligen Dreieck, dessen Hirtlinie wir kurzweg Grat nennen. Diese Grate sind meistens die beliebtesten Wege, um die Gipfel zu erreichen, da man die Route nicht fehlen kann und auf ihnen vor Steinschlag und Lawinen ziemlich sicher ist. Die Felsgrate sind meistens von kleinen Eis- und Firnsfeldern durchzogen; es kommen auch reine Eis- bzw. Firngrate von mehreren hundert Metern Länge vor. Fels- und Eisgrate sind oft gewaltig zerklüftet; Firngrate bilden nur schlaffe Linien, oft von Messerschärfe. Die Felsgrate sind im vereisten Zustande am gefährlichsten, Eis- und Firngrate dann, wenn die Sonnenglut schon länger auf sie eingewirkt.

Mehr noch als die reinen Eisgrate bergen die Firnsfelder große Gefahren für den Wanderer. Liegen in den ersteren die Spalten und somit die Gefahren in der Regel zu Tage, so sind sie in den letzteren meist durch Schnee verdeckt, und dadurch den Augen entzogen. Nicht nur Risse eng und breit, Spaltenlabyrinth, auch furchterliche Schlünde, reine Höhlensysteme, bergen sie. Oft sind sie furchtbar klaffend, oft bis zu schmalen Brüchen und Rissen überwölbt. Ein Blick in eine solche Klüft aber, oder gar ein Abstieg dahinein verjagt uns in ein Feenreich der Eismwelt. Ganze Reihen eisiger Gewölbe und Gänge mit süß geschwungenen Bögen, mächtigen Pfeilern und Mandelabern, glitzernd und strahlend in blaugrünem Halbdunkel tun sich vor uns auf, und was die Phantasie nur ausmalen kann, märchenhafte Gebilde in allen Formen und Größen in wunderbarer Pracht, zierliche Diamanten in den Gewölben, die wie Sterne am Himmel glänzen, bergen sie.

Aber ein Schauer, ein eisiger Hauch gleichsam bringt aus diesen unwirtlichen Tiefen zu uns und läßt uns das Schicksal derer ahnen, die eine unwillkürliche Fahrt in diese Unterwelt antreten. Dort, wo das Bergmassiv aus dem Gletscher empor steigt, sehen wir den Bergschlund, Schlünde, welche durch die härtere Abschmelzung infolge Zurückwerfung der Wärmestrahlen von den Felswänden entstanden. Der Bergsteiger, welcher im Begriffe ist, den Gletscher zu verlassen und das Bergmassiv zu betreten, oder umgekehrt zu wandeln, muß wissen, daß er hier große Vorsicht üben muß. Und diese Vorsicht ist überall dort nötig, wo ein Uebergang vom Fels auf Eis und Firn stattfindet, auch wenn scheinbar kein Grund dazu vorhanden ist.

Wie sollen wir nun steigen? Als allgemeine Regeln gelten: Langsam steigen, viel Sprechen meiden. Kurze, gleichmäßige Tritte und Ausdauer. So lange wie möglich den Piefel nicht benutzen, bei Gebrauch aber ihn bergwärts halten, die eine Hand am Stiel, die andere an der Haue. Beim Abstieg in Felsstufen dient er als vorgestreckter Fühler, gleichsam als dritter Fuß. Bei Schwindelanfällen

auf den Fels, auf die Wand, sind sie vorüber, in die Tiefe schauen, sich an den Anblick gewöhnen, denn Schwindel kann man bezwingen. Sichern Tritt sich angewöhnen; am Steilhang anwärts auf Sohlen- und Abhänge im Felsack gehen, abwärts im Geröll, Gras und Schnee, auf dem Abtast allein. Sind Gras und Schnee gefroren und zu hart für den Nagelschuh geworden, dann sind Steigeisen zu verwenden, oder Stufen zu schlagen. In Eishängen ist Stufen schlagen stets erforderlich. Nie gegen seinen Willen gleiten, das kennzeichnet den tüchtigen Bergsteiger. Bei pulverigem und weichem Schnee sollen wir uns der Lawinengefahr erinnern. Unterhöhlter Schnee erfordert äußerste Vorsicht; Gewölbe über Spalten und Schlünde können gar leicht zum Grabgewölbe werden; man soll sie nie ohne Seilverbinding überqueren. Brücken auf allen Vieren überqueren, um keine Erschütterung zu verursachen, oder, um die Störverlast auf größere Flächen zu verteilen, ist oft am Platze. Ein tüchtiger Gletschermann muß an der Farbe des Schnees, an seinen Linien, den Verlauf verdeckter Spalten und Schlünde erkennen können. Felsklettern ist ein mit Wonne gewürzter Sport. Hervorragende Kletterleistungen erfordern aber Geschicklichkeit, Fingerkraft und Uebung. An großen Stein- und Felsblöcken, wo ein Sturz nicht so gefährlich ist, fängt der angehende Künstler an, jede Unebenheit, jede rauhe Stelle auszunutzen, den Körper Fels um Fels aufwärts zu schieben. An der Felswand lernt er dann weiter Kaminsteigen, das Klettern über Höcker und Felstürme, das Traversieren, d. h. an der Wand entlang gehen; er lernt überhängende Stellen zu nehmen, lernt die Behandlung von brüchigem Gestein, lernt abseilen. Ist die Felswand auch noch so drohend, das Auge studiert ihre Gangbarkeit; man merkt sich die Richtung, die man nehmen will, prüft das Gestein, Griffe und Tritte, wirft unzuverlässige Steine hinaus. Oft wird Unmögliches probiert, Stellen werden für gangbar gehalten, die es aber nicht sind; ebenso umgekehrt. Heutzutage werden Stellen überwunden, die früher für absolut unmöglich gehalten wurden, Traversen werden ausgeführt, wo Abseilungen mit Auf- und Abstiegen wechseln.

Nicht überall gibt es Griffe und Tritte; auf Platten z. B. muß der ganze Körper mithelfen, eine große Reibungsfläche zu bekommen, um so den erforderlichen Halt zu gewinnen. In den Händen oder auf den Schultern des Gefährten stehend, erreicht man oft Griffe, die sonst unerreichbar. Man macht sich auch den Weg, treibt Mauerhaken in die Wand, wirft über vorspringende Faden Seilschlingen und klettert dann empor. Fingerkraft und Turngewandtheit sind hier nötig. Wände, welche im Aufstieg ohne künstliche Hilfsmittel unüberwindlich sind, bieten beim Abstieg keine Schwierigkeiten mehr, wenn Abseilblöcke und ein hinreichend langes Seil vorhanden sind. Die Abseilblöcke müssen selbstverständlich durchaus verlässlich sein und dürfen ein Abgleiten des Seiles nicht ermöglichen.

Wie seilt man sich nun ab? Um einen Felszacken legt man einen Seilring — ein auf die nötige Länge zusammengeknüpftes Seil — und teilt diesen fest. Nun legt man das Seil woran man gebunden, ab, zieht dieses durch den Ring und läßt es nach unten gleiten. Reicht es doppelt bis auf die Stelle, wohin man will, bedarf es keiner besonderen Armkraft dazu, freihändig am Seile herabzuklettern. Man muß die Füße hierbei gegen die Felsen stemmen, wird die Reibung größer und es geht noch leichter. Unten angekommen zieht der letzte das Seil aus dem Ring nach. Der Ring, wenn man ihn durch Schwingen nicht lösen kann, bleibt einfach hängen. Befindet sich die Abseilstelle aber so hoch, daß das Doppelseil bis zum Stützpunkt nicht reicht, dann wird das Abseilen am einfachen Seil notwendig. Dieses geschieht folgendermaßen: Auf einer Strecke von wenigen Metern klettert man einfach mit der Hand ab. Sonst hält man das Seil in der linken Hand, läßt es unter der rechten Fußsohle herlaufen, sählngt es noch, um Reibung zu erzeugen, ein- bis zweimal um das rechte Bein und läßt nun das Seil während des Abgleitens nach Bedarf nach. Abseilen auf einen Tritt, der nicht in der Falllinie liegt, erfordert Schwingen, wobei man den Stützpunkt zu erblicken suchen muß. Am schwierigsten ist dieses Schwingen in der Regel, wenn die Abseilstelle überhängt, man sich also gegen die Felswand schwingen muß. Bei schwierigen Traversen läßt sich das Seil auch als Gakänder verwenden, wenn es gilt, die Letztanstiegenden besonders zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)

„Sie scheinen zum Umfallen müde“, erwiderte er nach einer Weile, nachdem er sich die Augen gerieben und von dem Wagen herabgesprungen war. „Der verteuert schlecht Weg und dazu meistens bergan!“

„Bin auch in den Vier Jahren, während ich diese Reise fast monatlich machte, nicht so geeilt wie heute“, entgegnete Simons stolz. „Wir haben schon 3 Wegestunden mehr wie planmäßig. Ein Hundewetter“, polterte wie das stürmt und regnet.“

„Wenn wir nicht bald Obdach finden, wird der Straße nächtigen. Der Branne lahmen.“

„Das wäre eine nette Bescherung“, rief er an den Gaul herantrat und dessen Fuß

„Verflucht stark angelassen“, murmelte er die beiden sich mit dem Pferde beschäftigt lich zwei Gestalten seitwärts von der Straße werke auf. Eine dritte Person, einen Leihen wurden mitten auf dem Wege sichtbar.

„Halt! — wohin die Reise“, rief dieser gebrochenem Deutsch an.

Ludger hatte schnell die gefährvolle Lage Sprung war er auf dem Wagen und als er Hochseite aufzureihen, blickte auch schon sei und klatschend schlug eine Kugel in das wagens. Simons war hinter die Gaulte nahm einen schweren Eichenmittel vom

### Ueber fels und Firn

Die meisten Berge haben Ausläufer, die talwärts ziehen, oder Gipfel miteinander Querschnitt gleicht oft einem spitzwinkligen Nistlinie wir kurzweg Grat nennen. meistens die beliebtesten Wege, um die G da man die Route nicht fehlen kann un Steinichlag und Lawinen ziemlich sicher ist sind meistens von kleinen Eis- und Firn es kommen auch reine Eis- bzw. Firngrat hundert Metern Länge vor. Fels- und gewaltig zerklüftet; Firngrate bilden nur sch von Meißerschärfe. Die Felsgrate sind im am gefährlichsten, Eis- und Firngrate dann nenplut schon länger auf sie eingewirkt.

Mehr noch als die reinen Eisaleitsher selber große Gefahren für den Wanderer. ersteren die Spalten und somit die Gefahr zu tage, so sind sie in den letzteren meist d deckt, und dadurch den Augen entzogen. eng und breit, Spaltenlabirynth, auch fürch reine Höhlensysteme, bergen sie. Oft sind f send, oft bis zu schmalen Brüchen und d Ein Blick in eine solche Klüft aber, oder dahinein versetzt uns in ein Feenreich der Reihen eisiger Gewölbe und Gänge mit tük Bogen, mächtigen Pfeilern und Standelabel strahlend in blaugrünem Halbdunkel tun f und was die Phantasie nur ausmalen kann, bilde in allen Formen und Größen in wun zierhafte Diamanten in den Gewölben, die Himmel glänzen, bergen sie.

Aber ein Schauer, ein eisiger Hauch gleit diesen unwirtlichen Tiefen zu uns und läßt sal derer ahnen, die eine unfreiwillige Fahrt welt antreten. Dort, wo das Bergmassiv au empor steigt, sehen wir den Bergschlund, durch die stärkere Abschmelzung in Folge zu Wärmeinstrahlen von den Felswänden entstan steiger, welcher im Begriffe ist, den Gletsch und das Bergmassiv zu betreten, oder ungetreut zu wandeln, muß wissen, daß er hier große Vorsicht üben muß. Und diese Vorsicht ist überall dort nötig, wo ein Uebergang vom Fels auf Eis und Firn stattfindet, auch wenn scheinbar kein Grund dazu vorhanden ist.

Wie sollen wir nun steigen? Als allgemeine Regeln gelten: Langsam steigen, viel Sprechen meiden. Kurze, gleichmäßige Tritte und Ausdauer. So lange wie möglich den Pielel nicht benutzen, bei Gebrauch aber ihn bergwärts halten, die eine Hand am Stiel, die andere an der Haue. Beim Abstieg in Felsstufen dient er als vorgestreckter Fühler, gleichsam als dritter Fuß. Bei Schwindelanfällen

auf den Fels, auf die Wand, sind sie vorüber, in die Tiefe schauen, sich an den Anblick gewöhnen, denn Schwindel kann man bezwingen. Sichern Tritt sich angewöhnen; am Steilhang anwärts auf Sohlen- und Abhänge im Felsad geben, abwärts im Geröll, Gras und Schnee, auf dem Ab- lay allein. Sind Gras und Schnee gefroren und zu hart für den Nagelichub geworden, dann sind Steigeisen zu ver-

zu schlagen. In Eishängen ist Stufen- rlich. Nie gegen seinen Willen gleiten, tüchtigen Bergsteiger. Bei pulverigem sollen wir uns der Lawinengefahr ter Schnee erfordert äußerste Vorsicht; n und Schlünde können gar leicht zum man soll sie nie ohne Seilbindung en auf allen Vieren übertriehen, um u verursachen, oder, um die Störverlast zu verteilen, ist oft am Plage. Ein in muß an der Farbe des Schnees, an ertlauf verdeckter Spalten und Schlünde läflettern ist ein mit Wonne gewürzter de Mletterleistungen erfordern aber Ge- ast und Übung. An großen Stein- ein Sturz nicht so gefährlich ist, fängt nstler an, jede Unruhe, jede nugend, den Körper Foll um eben. An der Felswand lernt er dann das Klettern über Höcker und Fels- en, d. h. an der Wand entlang gehen; Stellen zu nehmen, lernt die Behand- vestein, lernt abseilen. Ist die Fels- hend, das Auge studiert ihre Gangbar- e Richtung, die man nehmen will, prüft; nd Tritte, wirft unzuverlässige Steine mögliches probiert, Stellen werden für es aber nicht sind; ebenso umgekehrt. tellen überwunden, die früher für ab- en wurden, Traverfen werden ausge- mit Auf- und Abstiegen wechseln. i Griffe und Tritte; auf Platten z. B. t mithelfen, eine große Reibungsfläche den erforderlichen Halt zu gewinnen. e auf den Schultern des Gefährten ft Griffe, die sonst unerreichbar. Man seg, treibt Mauerhaken in die Wand, nde Baden Seilfchlingen und klettert raft und Turngewandtheit sind hier im Aufstieg ohne künstliche Hilfsmittel bieten beim Abstieg keine Schwierig- seilblöcke und ein hinreichend langes Die Abseilblöcke müssen selbstverständ- h sein und dürfen ein Abgleiten des n.

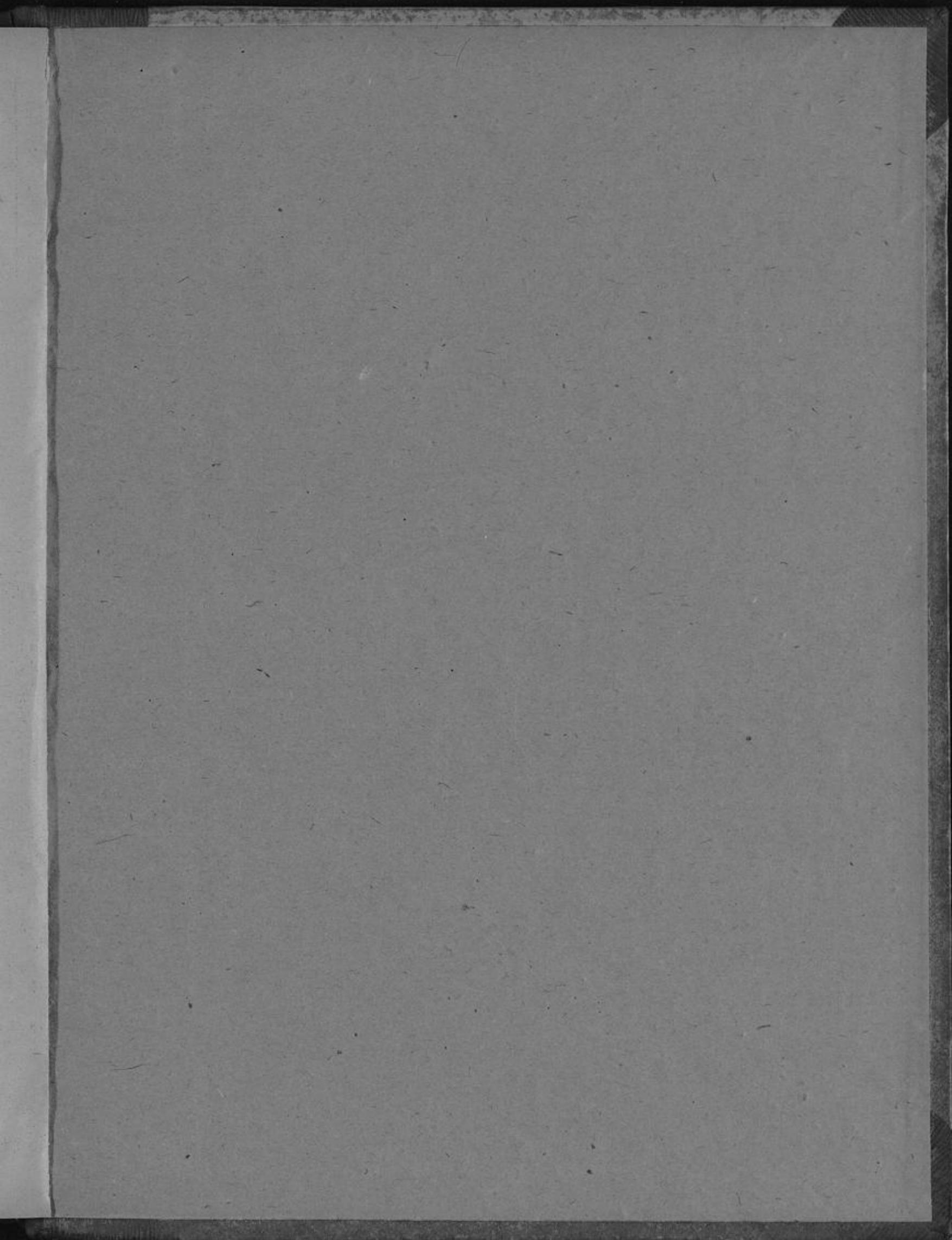
un ab? Um einen Felszacken legt man auf die nötige Länge zusammengeknüpft- diesen fest. Nun legt man das Seil ab, zieht dieses durch den Ring und eiten. Reicht es doppelt bis auf die ll, bedarf es keiner besonderen Arm- im Seile herabzuklettern. Kann man die Felsen stemmen, wird die Reibung ich leichter. Unten angekommen zieht s dem Ring nach. Der Ring, wenn ngen nicht lösen kann, bleibt einfach die Abseilstelle aber so hoch, daß das ühnpunkt nicht reicht, dann wird das nfachen Seil notwendig. Dieses hen: Auf einer Strecke von klettert man einfach mit der ist man das Seil in der linken r rechten Fußsohle verlaufen, schlingt u erzeugen, ein- bis zweimal um das un das Seil während des Absteigens sten auf einen Tritt, der nicht in der ordert Schwingen, wobei man den Stützpunkt zu erhaschen suchen muß. Am schwierigsten ist dieses Schwingen in der Regel, wenn die Abseilstelle über- hängt, man sich also gegen die Felswand schwingen muß. Bei schwierigen Traverfen löst sich das Seil auch als Bolan- der betreten, wenn es gilt, die Letztanstiegenden besonders zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)



TIPPEN Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007



Do

U

1

E

. P